



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

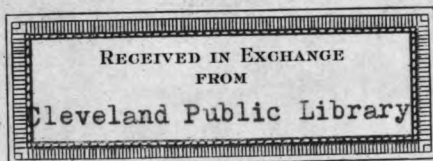
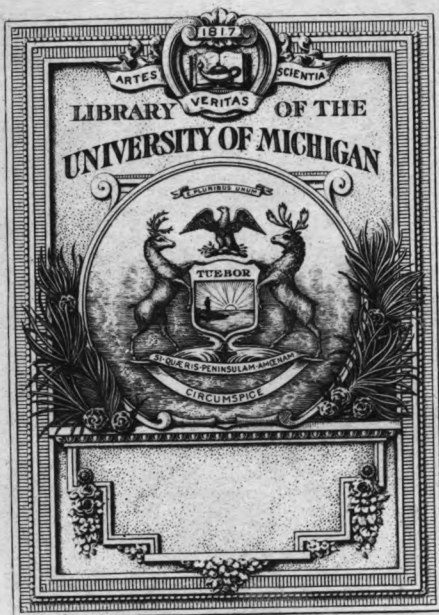
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

VISIT...

LANZAROTE
Caliente.COM

A 408777



GR
166
R6

GR

166

.R68

Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidnischen Vorzeit

von

Prof. ^{Anst. Ludw.} G. L. Nochholz.

Erster Band.

Deutscher Unsterblichkeitsglaube.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Gohmann.)

1867.

Deutscher Unsterblichkeitsglaube

von

Prof. C. L. Nothholz.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Gohmann.)
1867.

AMERICAN
MUSEUM

JUL 8 1908

Vorwort.

In den nachfolgenden zwei Bändchen wird Glaube und Brauch des deutschen Volkes im Spiegel seiner heidnischen Vergangenheit angeschaut und nach den zwei Hauptfragen zerlegt: Auf welchen Wegen ist der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt, und wie ist er zur Gründung bürgerlicher Ordnung allmählich emporgerückt? Diese Doppelfrage wird hier in einzelnen für sich bestehenden, obwohl gegenseitig verwandten Vorträgen verhandelt, und diese schöpfen ihre Beweismittel und Thatfachen theils aus unserm Geschichts-, Rechts- und Sprachalterthümern, theils ebenso aus der fortdauernden Tradition und Sitte des Volkes. Gelehrtes Wissen und persönliche Erfahrung haben sich hierbei fortwährend die Hand zu bieten. Hat nun aber die ausreichende Quellenkunde und Erfahrungsfrische beiderseits ihr Material mit Bienenemsigkeit entdeckt und eingesammelt, so soll es auch an jener ordnenden Meisterin nicht mangeln, die dieses Vielerlei zum symmetrischen, Genuß gewährenden Bau abschließt. Neben der Strenge der Forschung soll die Geschmeidigkeit der Darstellung einhergehen, damit ein Werk, das sich dem Fachmanne und der Lesewelt zugleich anzubieten wünscht, vor Beiden bestehen, Beiden sich nützlich erweisen könne. Eben nach dieser Rücksicht glaubt der Verfasser hier noch eine kurze Erklärung ab-

geben zu müssen. Er hat in seinem Buche mancherlei von ihm zuerst gefundene Schriftwerke gebraucht und sie deshalb nach ihrer Herkunft umständlicher erwähnt. Ebenso hat er eine nicht geringe Zahl von Thatsächlichkeiten, Sagen und Bräuchen hier zum erstenmale aus seinen handschriftlichen Sammlungen mitgetheilt und nach ihrem besonderen Fundorte genau zu bestimmen gehabt. Ferner treten die Belegstellen zuweilen angehäuft und in verschiedenen Sprachen mitten in den Text herein. Sie alle sind die Leibwache, zwischen denen eine neu erworbene Einsicht, ein geglückter Fund sicher einhergeht, sie legitimiren Beides in gleicher Weise, wie man der Gesellschaft einen neu eingeführten Gast vorzustellen pflegt. Sie stehen mitten im Texte; weder unter denselben hinabgerückt, wo sie den Leser vom Festhalten des Zusammenhanges abziehen; noch in einem besonderen Anhange, wo das Vor- und Zurückblättern und zum Verdrusse, dem Buche zur Quelle von Druckfehlern zu werden pflegt. Im Texte selbst dagegen überschlägt man sie nicht alle, und wenn hier etliche in ihrer gehäuften und buchstäblichen Angabe vielleicht sogar überflüssig scheinen, so wird auch von diesen bei näherer Betrachtung Lessing's Wort (Sämmtl. Werk. 6, 283) gelten können: „Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an dieser oder jener nicht weiter lesen darf.“

Marau, 14. October 1867.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Gold, Milch und Blut. Mythologisch	1
I. Das goldene Zeitalter	3
II. Das Milchmeer	11
III. Das schreiende Blut	38
Ohne Schatten, ohne Seele. Der Mythos vom Körperschatten und vom Schattengeist	59
I. Vom Körperschatten	73
II. Vom Schattengeist	92
Oberdeutsche Leichenbräuche	131
Die Leichfarbe Weiß	133
Volksthümliche Lebensarten für Sterben	140
In die Holzbirnen gehen	140
Den Löffel aufstecken, fallen lassen	142
Der Tod hat ihn am Bendel	142
Voranzeichen	143
Das Fispeln und die Wehklage	143
Das Todtenflüchlein	144
Die Hauschlange	146
Die Biene	147
Thiere als Todesboten	149
Die Grabvögel	151
Der Ribiß	154
Die Eule	155
Der Rabe	156
Die Maus	156
Der Hund	158
Die Katze	160
Roß und Stier	163
Lebenslicht und Sterbkerze	165
Das Austrüsten und der Todeskampf	168

	Seite
Ausfahren der Seele	171
Die Seelenüberfahrt	173
Das Jüngglöcklein	178
Das Sterbetroh	179
Leichenwaschung, Haar- und Nägelschnitt	181
Leichenkleid und Todtenschuh	185
Mit ins Grab gelegt	187
Die Todtenmünze	189
Leichensack und Todtenbaum	192
Die Todtenwacht und die Leidfrau	194
Einsargen, Aufbahren und Grabgang	196
Der Rosengarten	200
Die Folge und das Leichenmahl	203
Nachweinen	207
Höllenleben	209
Einzelsätze	213
Der Knochencultus	217
1. Das rituell geschlachtete Opferrthier	219
2. Menschengelbeine als Reliquien, Schädel als Trinkschalen	227
3. Der Ersatzknochen	237
4. Das Wasser des Lebens	253
5. Körperverstümmelung der Götter, Einäscherung des Körpers bei der Leichenverbrennung und verstümmelnde Leibes- und Lebensstrafen	269
6. Die Besegnungsformel gegen Gliederverrenkung	281
7. Das Weinhaus	289
Das Allerseelenbrod. Aus der Geschichte des deutschen Grabcultus	297
I. Das Kornopfer	299
II. Das Kuchenopfer	323

Gold, Milch und Blut.

Mythologisch.

I. Das goldene Zeitalter.

Das Blut, das alle Körpertheile durchbringt, gehört mit zum Inbegriff der Lebenskraft und wird entweder als die Seele selbst oder als deren Stellvertreter gefaßt. „Die Seele des Fleisches ist im Blute. Das Blut ist die Seele selbst.“ 3. Mos. 17, 11. — 5. Mos. 12, 23. War es nun der geistige Versuch eines jeden Zeitalters, die bunte Reihenfolge der selbstbewußten Wesen geordnet zu überblicken, dieselben nach dem ihnen zukommenden Maße von Geist und Lebenskraft zu überzählen, und bedarf es dazu eines allgemeinen Gradmessers, so konnte man wohl meinen, am Blute zuerst einen solchen Maßstab gefunden zu haben. Das Alterthum hat im Allgemeinen die zu höchst stehenden Wesen als die Feinblütigen und Blutreichen angesehen, als Dickblütige oder ganz Blutlose aber diejenigen, welche auf der untersten Stufe geistiger Geltung und physischer Kraft standen. Vollständiger Blutmangel galt als vollständiges Aufhören von Leben, als vollständige Abwesenheit von Geist. Insgesamt bedürfen die alles erschaffenden und erhaltenden Götter ihres eigenen Geblütes, hierin allein schon liegt der Grund alles blutigen Opfers; denn je blutreicher ihr göttlicher Körper durch den Genuß eines gediegenen Opfermahles gemacht werden kann, um so ewiger wird ihre Gottheit und um so herrlicher vermögen sie fortzufahren, eine immer in den Tod zurück sinkende Menschheit zu entführen, zu erlösen, zu verjüngen. Die natürlichste Folge dieser Voraussetzung muß sein, daß solcherlei Götter auch vermundbar sind und ihr eigenes Blut vergießen, dieses aber muß, damit es sich

vom menschlichen unterscheide, halb Gold, halb Milch, halb Milch und Blut zugleich sein.

Den Götterhimmel mit all seinen Gestirnen, den Leib der Götter selbst, nicht minder auch den ihrer Lieblingswesen, ihrer Gefolgs- oder Wappenthiere durchrinnt ein Geblüt, das pures Gold ist. Dies wird hier sofort zum Erweis gebracht.

Den ganzen Himmelsraum durchrinnt ein goldenes Liebes- und Glückseligkeitsblut. Die Sonne streut im Aufgange Gold aus und geht im Westen wieder zu Golde. Morgenstund hat Gold im Mund. Wo der Regenbogen seinen Schenkel auf die Erde setzt, glaubt man die goldenen Atelspenninge und Regenbogenschüsselein zu finden. Als das gutherzige Mädchen ihr Stück Brod, ihr Häubchen und Kleid der Reihe nach an die bettelnden Kinder hingegeben hat und zuletzt auch noch das Hemdchen, daß es Nachts nackt im Walde dasteht, fallen darüber alle Sterne gerührt vom Himmel in den Wald herein und lassen sich als Sternthaler auflesen. *R.M. Nr. 153.* Als das Marienkind im Märchen ein wenig an den Glanz der Dreieinigkeit rührt, wird ihm davon der Finger golden. Das Graumännchen erlaubt dem Knaben nicht, das siebente Zimmer, das verschlossen gehaltene im Hause zu betreten, nicht im Garten bis an den Brunnen zu gehen. Als der Knabe hierauf den Finger wenigstens durchs Schlüsselloch jener siebenten Thüre steckt, als er dennoch in den Brunnen hineinlangt, wird der Finger drüber golden, denn dort hat er in den Himmel, und da in dessen Milchmeer (von welchem noch hernach) hinein gegriffen, und auf den ersten Trunk aus diesem wäre das Kind ganz golden geworden. Lepteres erweist sich im Märchen von den Goldkindern *Nr. 85.* Als da der Goldfisch gefangen und verzehrt ist, bekommt des Fischers Roß zwei Goldfüllen, des Fischers Frau zwei Goldsöhne, und dazu wachsen noch zwei goldene Lilien auf. Da nun der eine Sohn auszieht zu freien, muß er sich und sein Roß erst in ein Bärenfell verhüllen, als ob er nur ein armer grober Bettler wäre. Sobald er aber einmal im Königsschlosse über Nacht behalten wird und seine Bärenfelle vor dem Bette abgeworfen liegen, erblickt man stau-

und in diesem Schläfer einen herrlichen goldenen Mann. Der König schlägt nach dem armen Mädchen Allerleirauh, das bei ihm im Schlosse Magd geworden ist, einmal mit der Peitsche, da bekommt ihr Raubmantel einen Riß, ein prächtiges Goldkleid schimmert drunter hervor, neugierig reißt der König den Riß größer und sie ist entdeckt als die schönste Königstochter der Welt (RM. 3, 116). Solcherlei Züge zeigen uns also die Göttergestalt ganz golden; sie würden aber nur liebliche deutsche Zufälligkeiten heißen können, wenn sie nicht durch alle Welt giengen und bei allen Völkern wiederkehrten.

In den tatarischen Heldensagen, die Castrén aus dem Munde der altaischen Völker gesammelt hat (Ethnologische Forschungen, Petersburg 1837), kehrt unser Hans mein Igel und Allerleirauh wieder. Alten-Arga, d. h. Goldmädchen, entflieht den Liebeswerbungen des Alten-Aira, d. h. Goldknoten. Mit- telst eines umgeworfenen Federhemdes schwingt sie sich durch die Lüfte, wird aber von ihm erreicht und von seiner Peitsche getroffen; dadurch plagt das Federgewand mit Adlerschwingen ihr auf dem Rücken entzwei und sie stürzt als nacktes Goldmädchen auf die Steppe herunter, pag. 187. Ebenfalls entflieht Alten-Bürtjuf, d. h. das Goldblatt, vor der gewalthätigen Werbung des Alten-Taktai; sie verwünscht sich erst in die zottige Gestalt einer Fischotter und entflieht dann in einem Kleide mit Adlerschwingen. Jeder Leser vermag hiebei an das „wunderlich gewant“ der Donaumeiber im Nibelungenliede und an das Schwanenhemd der Walküren zu denken, durch welches man sich in Vogelgestalt verwünscht, um so den strahlenden Goldleib eines himmlischen Wunschmädchens unter rauher Vogelbefiederung zu verhüllen. Bekanntlich genügt oft schon die bloße Schürzung eines Knotens zu solcher Vergestaltung, aber auch dann bleibt ein Streifen Goldes noch durch diese schmalste Hülle. Im RM. Nr. 41 hat das in ein Rehfälbchen verwandelte Brüderchen ein goldenes Strumpfband als Halskette um, sowie ja auch Kerynitis, jenes Hind der Artemis, ein goldenes Halsband trägt und darüber vom jagenden Herakles bis zu den Hyperboreern verfolgt werden muß. Mit einer Goldkette ist die

hohe Uferhecke umspannt und muß mit dem Schwerte zerhauen werden, daß Blut aus ihr hervorquillt; dann übersteigt man sie mit dem aus den fünf Brunnen heraufgeholtten goldenen Apfel und gewinnt so die fünf Prinzessinnen, die der Drache zum Drachenstein entführt hat. Ruhn, westfäl. Sag. 2, 260. Daß diese Goldkette hier ganz die homerische ist, an welcher die Himmelsgötter gegen Zeus wettziehen, erweist sich aus einem Kindersprüchlein bei Montanus, Volksfeste 1, 88:

Sagt man Regenbogen,

So sagt der Teufel, ich will's mit dir wögen!

Sagt man aber Himmelsring,

So sagt Maria: du bist mein Kind!

Wir sollen also die Himmelszeichen nicht gröblich nach ihrer elementarischen Erscheinung, sondern ehrfürchtig nach ihrer himmlischen Wesenheit benennen und schätzen.

Beinahe überflüssig erscheint der Nachweis, daß der Körper aller den Göttern geheiligt gewesenen Thiere von Gold durchronnen war. Vergoldet man doch heute noch dem zu Ostern und Pfingsten umher geführten Festochsen das Gehörne, und ist sogar der Bärenreiß, jener den Kindern wohlbekannte stangenförmig gebackene Latrizensaft, stets an beiden Enden vergoldet; denn auch Gold ist's, was solche Thiere von sich geben. Aber dasselbe wandelt sich stets zu süßem Blute, zu honigvollem Meth, zu labender fetter Milch, und eben auf dieserlei Transsubstantiirung des Thierblutes soll hier als auf eine noch wenig beachtete Anschauung hingedeutet werden. Denn wie die goldene Sonne alles ausreißt und würzig macht, so muß auch alle ihr geheiligte Creatur Gut und Blut bescherend für uns werden.

Ich wähle dazu unser geringstes Käferchen aus und zugleich unser größtes jagdbares Thier, den Käfer Siebenpunkt und den Hirschen.

Die *coccinella septempunctata* wird vom Schweizerkinde auf die Finger gesetzt zum Auffliegen und dabei um die Lebensdauer befragt: Wie lange soll ich leben? Dasselbe thut mit ihm das schwedische Mädchen, indem sie sagt: er zeichnet mir

meine Brauthandschuhe. Auf Ruß bei den Inseln Schweden heißt er Gullhena, Goldhühnlein (Rufwurm, Cibosolle), in England Ladycow, in Deutschland Frauentühlein, Sonnentalh, und im Aargau wird er um Milch und Milchbröcklein angerufen, wobei ein goldenes Löffelchen nicht mangeln soll (Alemann. Kinderlieb Nr. 184). Dies kleine Thierchen ist also aufgefaßt als eine Milch und Butter, oder eine Butter- und Zuckerbrod gebende Kuh, durch die zugleich Lebensdauer und Liebesglück entchieden wird, weil sie unserm Herrgott oder U. E. Frau im Goldhimmel zugehört. Viel bedeutsamer sind dagegen die an den Hirschen geknüpften Beziehungen, und es kostet Mühe, sich hier in Kürze darüber zu fassen. In der Oswalblegende schmieden 12 Schmiede den Goldhirschen, kein Krieger oder Jäger vermag ihn einzufangen, er wird der Braut allein zu Theil; wie aber dieser große Hirsch gebaut und durch ihn zugleich die Hand der Königstochter erworben wird, bis sie eines schönen Anableins genest, das gleichfalls den Namen Goldhirsch bekommt, das erzählen T. W. Wolfs deutsche Hausmärchen, pag. 73. Als Graf Botho den Hirschen im Harz für Kaiser Barbarossa eingefangen, bekommt er dafür die ganze Grafschaft Stolberg-Bernigerode und dazu den Hirschen ins Wappen gesetzt; seitdem sind dorten die Wirthshäuser zum goldenen Hirschen geschildet. Pröhle, Harzsag. 2, 195. Das württembergische Haus führt ein Hirschgeweih im Wappen, aber als Sophia, die Tochter des Schwabenherzogs Christoph, starb, soll ein solches Geweih an ihrer Zimmerwand geblutet haben. Birlinger, schwäb. Sag. Nr. 375. Golden ist der Hirsch, weil er der Leben nährenden Sonne angehört, darum knüpft sich Machtbesitz, Eheglück und Kindersegen an ihn. Auch sein Bluten wird sich sogleich erläutern. Das Geweih des nordischen Sonnenhirschen Solarhiötr und des eddischen Himinhirjodhr besteht, wie der Name zeigt, aus Sonnenstrahlen. Darum steht der Hirsch Gifthyrrir oben auf Balhölls Dache und während er da die Gipfel der Esche Yggdrasil benagt, entspringt aus seinem Geweih solche Honigfülle, daß aus der einen Schaufel 12 Ströme durch der Asen Wohnsitz rinnen, aus der

andern 12 solche zu den Menschen und bis in die Unterwelt. Wer von solcher Methfülle trinkt, wird hirschtrunken, d. h. selig. Der meth- oder begeisterungstrunkene Odhinn wird dann entweder zum weibwerflustigen Nachsjäger Mnet, der selbstvergeßend bis ans Weltende jagt, oder er nimmt selber Hirschgestalt an, um Jungfrauen heimzusuchen, Helden zu weisen und Begegnende zu beglücken. Nach Aufzählung aller Trunkenheitsgrade handelt Aegyd. Albertinus „De convivii et compotationibus“ (München 1601, 75) vom Hirschtrunkensein: „wo in diese hirschtrunkene Junft gehören alle diejenige, welche wann sie doll und voll sein, keine Ruhe haben, sondern nur hinausjagen, pürschen und beißen, und nur des nachts reisen wollen. Gott geb, es ergehe ihnen darüber wie es wolle.“ Hier verwerthet sich nun erst recht jene Jägersage, welche sich in Grimm's Myth. 877 den Mecklenburger Jahrbüchern von Tisch nacher zählt findet. „Blut sollst du haben und ein Hintertheil von Hirschen dazu“, sagt Wuotan zum Mecklenburger Bauer, der ihm jagen geholfen hat; „zieh den Stiefel aus und nun wandle mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind!“ Der Bauer gieng hinweg mit krummem Rücken, die Last ward ihm schwere und schwerer, kaum vermochte er sie zu tragen. Endlich erreichte er seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und jenes Hinterstück vom Hirschen ein Lederbeutel voll Silber. Wer von Blut träumt, der wird Gold gewinnen, lautet ein Sennenspruch auf der Göschenen Alp. Rütolf, Sünfort. Sag. S. 557.

Dies ist jener in zahlreichen Sagen abgebildete Hirsch, der mit brennenden Lichtern auf dem Geweih Nachts die Prinzeßinnen des Weges leitet und Ursache wird, daß diese die erste Kirche, das älteste Stift in der noch heidnischen Landschaft erbauen. Aargau. Sag. 1, 246. In ihm fließt Gold, Feuer, Blut und Honigseim als in einer Quelle, weil ja sein Himmel dies Alles zusammen hat. So ist bald der glanzvoll leuchtende Blick im Heldenauge, bald die Flamme, die sich auf dem Haupt schlafender Jünglinge zeigt, bald der goldene, „ritschrothe Stern“ auf der Stirne Neugeborner (RM. Nr. 9 und 96) Zeichen

hoher Abkunft; „es giebt aber auch Geschlechter, wo bei jedem Mitglied, wenn es heftig von Zorn oder Scham bewegt wird, ein scharf gezeichneter rother Blutstreif auf der Stirne sich zeigt, und so erzählt es von Pappenheim Schiller in der Gesch. des 30jähr. Krieges“ (RM. 3, 175). Somit wäre bereits gezeigt, daß Göttern, Heroen, Gestirnen und Götterthieren ein gleiches Mischungsverhältniß des Blutes eigen ist, daß sie goldblütig und dadurch einander blutsverwandt sind. Es ist nur noch die heilige Pflanze zum Ende dieses ersten Abschnittes zu besprechen übrig. Auch der Saft der Pflanze besteht der Reihe nach aus Gold, aus Blut oder aus Milch, denn das Leben der Seele kehrt in die Pflanzenwelt zurück oder entspringt neu aus derselben. Die Zauberwurz Alraun besitzt goldausbrütende Kraft, verliert diese aber, wenn man aufhört, die Pflanze in Wein (Blut) zu baden und mit Milchbrei zu füttern. Nicht anders als nur mittelst eines Goldstückes soll das Johannißblut (*hieracium pilosella*) in der Nacht der Sommer Sonnenwende mit der Wurzel aus dem Boden gegraben werden. Freyja's goldene Thränen finden sich in der *orchis mascula* wieder, die wir Frauenthräne, Marienthkräne nennen, gleichwie aus den Thränen der Sonnentöchter das, was vorher nur Harz der Bäume gewesen ist, zu goldenem Bernstein wurde. Myth. 1234. Die Rebe thränt oder blutet nach dem Beschneiden, es giebt ein Rebens- und Traubenblut, aber zugleich auch eine Liebfrauenmilch, jenen zunächst Worms wachsenden Edelwein. Dagegen stellt sich ferner auch die Pflanzenmilch dar in der Wolfsmilch (*euphorbium*), in der Butterblume (*caltha pallustr.* und *leontod. taraxac.*), welche in Angermanland trimjölksgräs heißt, weil ihr Futter die Kühe täglich dreimelkig macht; in der Mistel und in der Donnerwurz (*sedum tectorum*). Der weiße Saft dieses Donnertrautes stillt Wundenblut, und so hängt auch von einem milchigen Mistelzweig, der aber bei Virgil *aurum frondens*, *ramus aureus* genannt wird, das Leben des Jugendgottes Baldr ab. Am deutlichsten faßt sich Pflanze und Baum als Mittel der Wiederauferstehung, und hier beginnt die roth- oder die weiß-

blühende Blume ihre Farbensymbolik. Wenn Kleinchristel im schwedischen Volksliede ihren Bräutigam eingesargt vor sich liegen sieht, ruft sie jammernd über dieses unabänderliche Loß: „Wer nun bricht mir das Laub von dem Lilienbaum!“ Wenn aber Foringel im Suchen nach der verlorenen Forinde die blutrothe Blume findet, in deren Mitte ein Thautropfen von Perlengröße steht, so wird alles, was er damit berührt, von Zauber frei und unter den hundert damit erlösten Nachtigallen ist auch seine Forinde; denn ahd. bluot bezeichnet sowohl Blüthe als auch Blut, und der Begriff beider ist Art und Geschlecht. Die im eben erwähnten Märchen gemeinte Pflanze ist *lythrum salicaria*, aargauisch Blutströpfli. Drei Lilien, oder die Studentenblume, die Narciße und Rose sprossen aus dem Grabe der Eltern und ihres Kindes, ebenso die Blutbuche aus demjenigen schuldlos Gemordeter, oder es flogen aus dem Gezweige Nachtigall und Taube zusammen auf, die Seelen des hier bestatteten Paares. In der portugiesischen Romanze vom Grafen Nillo heißt es:

Aus dem Grab des Grafen Nillo
 Hob sich ein Cypressenbaum,
 Ein Drangenbaum erhob sich
 Aus der Königschter Grab.
 Beide wuchsen, und mit Rosen
 Küßten sich die Wipfel sanft.
 Haut mir ab die beiden Stämme!
 Rief der König; es geschah.
 Edles Blut entfloß dem einen,
 Königsblut dem andern Stamm,
 Und geboren aus dem Blute
 Ward ein koscnd Taubenpaar.

So weit reicht das unserm Zwecke dienende Material, und nun ist noch der Schluß daraus zu ziehen. Der seinen Tag auf der Weide und seine Nacht unter freiem Himmel zubringende Romade sucht die Götter nicht hinter Gehög und Mauer, sondern über sich in dem unbegrenzten Himmel. Hier sind sie ihm nothwendig die Leuchtenden und Erlauchten, und so sind

wirklich genannt in allen arischen Sprachen. Aus der Wort-
 urzel div, leuchten, entspringt sanskrit *dēvas* (ursprünglicher
ivas), latein. *divus* oder *deus*, und ist auch für das Deutsche
 halten in dem nord. Plural *tívar*. In einem leuchtenden
 Himmel konnten nur goldstrahlende Götter sein. Diese Natur-
 schauung aus der Urzeit der Menschheit erscheint uns aber
 weitern erhabener, als sie in Wirklichkeit selbst sein wollte;
 von ihr muß unser Sprichwort gelten: Es ist nicht Alles
 gold, was glänzt. Denn die Götter mußten ja schon längst
 goldener Sternenhimmel geglänzt haben, noch ehe das Me-
 tall des Goldes bekannt, in irgend ein Werthverhältniß gebracht
 und zum Tauschmittel gemacht war. Erst die selbst herunter-
 brachten Spät- und Halbgottheiten, die kleinen Zwerge, bie-
 ten dem noch kunstlosen Menschengeschlechte das Metall ge-
 winnend an; erst mit Heidr, dem ersten Zauberweibe, ist das
 Gold in die Welt gekommen, denn sie ist mit dem Geldwort
 verknüpft, durch das erst der Unterschied von Böse und Gut ge-
 worden ist; erst dem sinkenden Römerreiche wird der Gold-
 hunger zur geheiligten Mode. Aber der Hunger nach Milch
 und Brei war schon der unserer heerdenweidenden Patriarchen,
 da er noch der kindlich aufrichtigste ist; er findet Gnade vor
 Gott und den Menschen, ohne daß er mit Gold zu zahlen
 braucht. Das Gold des ältesten Götterhimmels war nicht Me-
 tall, sonst würde es im Vorausgehenden nicht schon allenthal-
 men auf Milch und Blut des Himmels geführt haben, sondern
 es war goldbrahmige Milch, goldgelb gebuttert vom goldhaari-
 gen weißhäutigen Arier im goldenen Bliese der Lämmer.
 Darüber soll sich der zweite Abschnitt ausweisen.

II. Das Milchmeer.

Die homerischen Fürsten werden Rinder- und Schaffhirten
 genannt und die in ihren Diensten stehenden Schweinehirten
 Hülfsleute, denn das Baarvermögen nomadenhafter Völker liegt

in ihren Heerden; statt der Scheidemünze dient ihnen
und Käse. Es führt lat. pecus zu pecunia, im altnord. 9
nenalphabet bezeichnet die Rune feü erst Vieh, dann 0
Bei den Lappen gilt geronnene und zerstückte Milch (Zig
als eine Art Münze. Grimm G. D. S. 1016. Das R
königreich zu Dürkheim in der bayerischen Pfalz hat bis
Zeit der französischen Revolution bestanden; jener Bürgerko
der dabei alljährlich zum Käsekönig gewählt wurde, hatte
seiner berittenen Mannschaft auf allen mit Dürkheim alme
genössischen Dörfern und Höfen den Zins in Käsen einzuse
meln, und kehrte mit einem gekrönten Käse heim, hier empf
gen von Kranzjungfrauen und dem armirten Bürgeransich
Schöppner, baier. Sagb. 325. Der Käsegoße ist in Schle
der Name eines Festbrodes (Weinhold, Dialectforschung 11
denn wie die Hirtengottheit den Käse beschert, so wird er
auch geopfert. Brod und Käse wirft man den Feen zum Op
in den See von Brecknock in Südwaes. Rodenberg,
Herbst in Waes 1857, 173. Der Schotte nennt die Qu
auf der Spitze des Minch-muir in Peeblesshire die Käseque
Cheesewell, weil man Käse in sie zum Opfer hineinwarf. Et
recht, im Gervaf. Tilbur. 101. — Ein St. Galler Nonn
gebet zeigt, daß man die Last der begangenen Sünde an 8
Gewichte eines Kirchencrucifixes gegen Käse und Brod aufu
(Wadernagel in Haupts Ztschr. 7, 134) und daß also K
ein kirchliches Entföhnungsmittel war, gleichwie der Friesen
Angelsachse das Gottesurtheil des corsnæd, das judiciu
casibrotiae, damit vollzog, daß er einen priesterlich verwün
ten Bissen Käsundbrod zum Erweise der Unschuld zu v
schlucken wagte, ohne Nachtheil dadurch zu nehmen. Hier v
trat also Käse den Reinigungseid, wie später die gewei
Hostie; Gottes Anwesenheit wird in beiden Substanzen v
ausgesetzt und soll den von ihnen meineidig Genießenden
der Stelle den Tod geben. Die kleinsten Diener der Gotth
die Zwerge sind in Tirol allenthalben die käsenden Kasermani
und Almstrudler, sie verschenken in der Schweiz goldene K
(Margarer Sag. 1, pag. 327) oder unerschöpflich sich erneuer

Käsefäßlein, wie solcherlei der Zwergenkönig auf Zweilüttschinen
 zügelsamen Menschen giebt. Byß, Idyllen 1, 312. Daß
 Hart (= Käse) und Zwarg im deutschen Norden bis Lievland
 des, Zwerg und Käse bedeutet (vgl. mhd. querx und twerc)
 Förstemann gezeigt in Kuhns Itshr. f. Sprachf. 1, 426.
 mit käsen die sogenannten Unterirdischen; aber nicht mit
 die Ueberirdischen. Denn Sternschnuppen und Irrlichter
 pflegen, wenn man sie bösslich reizt, mit faulen Käsen. Wolf,
 ff. Sag. Nr. 219. Dies kann gar nichts auffallendes mehr
 an sich haben, wenn sogar der Mann im Mond, der sonst nur
 wegen Sonntagseutweihung in den Nachthimmel versepeter
 tierender Holzdieb ist, zugleich beim Schwaben, Graubündner
 und Schleswig-Holsteiner — also auf einem sehr weiten Um-
 fange, — als ein käsender Senne gilt, der den Melkeimer auf
 dem Rücken trägt. Im Oldenburger Hirtengebete gelten so-
 wohl die beiden Mondspitzen nicht etwa sinnbildlich als Hörner
 der Kuh, sondern als die beiden Hinterzigen am Melkeuter, und
 nachher gestaltet sich zuletzt in der dänischen Sage der Mond
 zu einem aus der Wolke der Milchstraße zusammengeronnenen
 Käse, wie er denn auf den friesischen Inseln, im Hennebergi-
 schen und im Glarnerlande geradezu auch Käslaib genannt wird.
 Die Nachweise über diese bedeutsamen Einzelheiten sind bereits
 gegeben in den Naturmythen pag. 251. Einem Bildungs-
 menschen, der erst von heute ist, mag eine derartige Ausdrucks-
 weise erschreckend trivial erscheinen; indeß er beruhige sich und
 schlage, wenn ihm die Himmelswiesen voll Lämmerheerden aus
 dem A. Testament nicht mehr Erinnerung sind, nur in seinem
 Lieblingsautor Schiller jenes Räthselgedicht nach von den Ster-
 nen als Lämmern und dem Mond als ihrem Schäfer, und er
 findet eben dasselbe Sennengleichniß darin:

Ein Hirt ist ihnen gegeben

Mit schöngebognem Silberhorn.

Der Nomade, der allen Reichthum in der Heerde, allen
 Wohlgenuß in Milch und Käse, alle Freiheit und Glückselig-
 keit auf Wunn und Weid sucht, wird seine reichen, genieß-
 baren und freien Götter in derselben Lage denken müssen und sie

homerischen Götter ist „Ichor, der unsterblich machende weiße Saft.“ Das griechische Wort erinnert an latein. acor, Milchsäure, so wie an mundartl. achens, womit man zu Gressoney (eine der deutsch=piemontesischen Gemeinden) die gelabte Wellmilch im Käsefessel bezeichnet. Als Aphrodite durch Diomedens Lanze ins Handgelenk verwundet wird (Sl. V.), fließt der unsterbliche Blutsaft Ichor, wie er den Wunden der Götter entfließt, die nicht Brod essen, nicht Wein trinken und daher nicht Blut gleich den Menschen haben. Als Diomedes den Ares gleichfalls verwundet hat, fließt auch die Wunde dieses dorten doch ins Riesige gezeichneten Gottes nur von klarer Milch: Wie vom kräftigen Lab die Milch in der Butte gerinnet, flüssig zuvor, schnell aber verdickt sie sich, während man umrührt.

Das homerische Gleichniß, dem wir sogleich bei den Germanen wieder begegnen werden, drückt mythologisch diejenige Wahrheit aus, die naturwissenschaftlich längst feststeht, daß nemlich Milch und Blut eins sei, insoferne der im animalischen Körper aus dem Speisebrei sich bereitende Milchsaft, Chylus, durch die für ihn besonders bestimmten Gefäße in das Blut übergeht und dasselbe fortwährend neu erzeugt. „Hast du mich nicht wie Milch gemolken und wie Käse lassen gerinnen!“ betet Job 10, 10 in erhabener Unterwürfigkeit zum Herrn, indem er die Bildung des menschlichen Fötus dem Proceß der Coagulation in der Milch gleichstellt. Aber in ganz physiologischem Sinne berichtet das nordische Alterthum denselben Vorgang. Nicht bloß ist's ein alter Märchenzug, daß der Vater Riese sein Kind selbst säugt. In der Floamannasaga wird erzählt, daß Thorgil, um sein zartes Kind zu ernähren, dessen Mutter ermordet worden war, sich in die Brustwarzen schneiden ließ. Zuerst kam Blut, dann Molken, endlich Milch, womit das Kind gesäugt wurde. Jac. Grimm, der hievon in den RM. 3, 159 handelt, verweist daselbst zugleich auf A. v. Humboldt, Relation historique 3, cap. 4, wo eines andern Falles gedacht ist, daß ein Mann mit seiner eigenen Milch so sein Kind gesäugt habe. Milch und Blut, die eigentlichen Ursubstanzen und Urflüssigkeiten zur Ernährung des Lebens, können also dem Alles

ernährenden Himmel, den einflußreichen Gestirnen und den allmächtigen Göttern am wenigsten mangeln. Voraus muß die Göttermutter eine kinderstillende sein. In der Milchstraße erblickte das Alterthum eine verschüttete junonische Milch, und im Berner Oberland wird sie Römweg genannt; letzteres nicht deshalb nur, weil sie angeblich bis nach Rom führt (wo nach dem bekannten Kornenspruch die drei Marenen im goldigen Haus wohnen, d. h. im Himmel), sondern weil sie aus dem Milchrahm besteht, der mundartlich röm, flos lactis heißt, wie auch rāme der Milchansatz in der Breispfanne genannt ist. Während droben die hl. Maria ihr Kind zu stillen beschäftigt ist, fällt dann ein Tropfen aus ihren Brüsten auf die Erde herab; wo derselbe hinfällt, erwächst für die Winger edelster Wein, die Liebfrauenmilch zu Worms; oder es sprießt auf den Alpen die Fülle der märchenhaften Milchräuter empor, jene Muttern und Rig (*meum matollina* und *luzula spadizea*), von deren Ursprung Alfons Gluzi in den Volksagen aus Graubünden Uebereinstimmendes erzählte. Ein Silberfläschlein mit Marienmilch war einst aufbewahrt in der Michaelskirche zu Lüneburg, wurde aber nebst der berühmten goldenen Tafel dorten im Jahre 1698 durch den Räuber Nikel List gestohlen. Antiquarius des Elbstroms 1741, 705. Im Nebenschiff der Rupertuskirche bei Riegen, von der hl. Hildegard 448 gegründet, war auf einem Wandgemälde ein hier i. J. 1361 geschehenes Mirakel zu sehen: Milch und Blut floß aus einem Marienbilde, in das ein Soldat, um einen Edelstein heraus zu bohren, mit dem Dolch gestoßen hatte. Rheinischer Antiquarius 1744, 580. Hans Gämperlin, ein Katholik aus luzernisch Thriengen, während des ersten Villmergner Religionskrieges zu aargauisch Schöstland wohnhaft und des dortigen Junkers von Rued Ziegelbrenner, erklärt im Schöstlander Wirthshause am 2. August 1651 gegen drei Reformirte: Ob schon die feindlichen Zürcher jüngst eine Kapelle gestürmt und dem Marienbilde drinnen den Kopf abgeschlagen hätten, so habe dasselbe nachwärts doch wieder Milch von sich gegeben. Lenzburger Bogtei-Akten im Aargauischen Staatsarchiv,

„Lenzburg S.“, pag. 781. Solcherlei Kirchenwunder hoffen wir in dem dritten Abschnitt dieser Arbeit zu ihrer Verwerthung zu bringen.

Wie vorhin vom Oldenburger Monde als den Zügen einer Kuh geredet worden, so heißt auch die Milchstraße im Gröningerlande kaupât. Kuhn, nordd. Sag. S. 457. Ueber diese Sinnbildlichkeit ist bereits in den Naturmythen S. 52 sehr ausführlich gehandelt, und die noch lebende Sage erweist dorten, daß die vom Gewitter halbverdeckte Milchstraße oder ein nur unvollständig erscheinender Regenbogen die Halbe Kuh genannt wird. So spricht man zu Purtein und Filsfur in Bünden von einem hundertäugigen Kuhbauch, der während eines nächtlichen Hochgewitters von der Alp zu Thal gerollt kam und diesem den Namen gab Val della stermentusa notte, Thal der Schreckensnacht. Bonbun, Beitr. z. Myth. 1862, 121. In diesem Bilde hat man die in eine Kuh verwandelte Sonne wieder, zugleich mit dem allsehenden Wächter Argus, dem tausendäugigen Sternenhimmel. Bevor die goldbloßigen, blondbärtigen, blizäugigen und gliederblanken Germanengötter ihren Meth und Wein in Walhall zu trinken hatten, spendete ihnen die Ziege Heidhrun den täglichen Milchtrank der Unsterblichkeit. Sie selbst also, nicht bloß ihre Götterfrauen, mußten von Anblick milchweiß sein, schön wie Milch und Blut. Nicht bloß die Wasserjungfern mit ihrem verblendenden Körperreiz, sogar der rauhhhaarige Sohn des Wassermanns hat daher diese zarte Milch in den Adern. Oft genug hat uns nun die Sage diesen Sag vorgesagt, immer noch hatten wir ihn gedankenlos angehört. Rauh an Gesicht und Händen, ruhig als ein Schmied, sitzt der Sohn des Nix auf dem kleinen See Darmssen bei Bramsche und schmiedet den Bauern gute Pflugeisen. Als er sich vom Vater in den Darmssen zurückgerufen hört, darüber aber durch die Bauern wiederum verzögert worden ist, sagt er ihnen zum Abschiede: „Ich fürchte, die Zeit ist schon abgelaufen, die mir mein Vater gesetzt hat, Ihr werdet nun selbst sehen, welches mein Schicksal ist. Komm ich zu spät, so erscheint Blut auf dem Wasser, im guten Falle aber Milch, so

daß dasselbe davon ganz weiß wird. Als nun die Wellen sich über ihm schlossen, da wurde der See roth von seinem Blut.“ Ruhn, westfäl. Sag. 1, pag. 50. Grimm, der Myth. 464 darüber eine besondere Aufzeichnung hat, verweist auf Mone's Anzeiger 3, 93, wo eine Localsage dieses Zeichen der aufsteigenden Milch oder des Blutes auch den weißgeschleierten Nonnen, Wasserjungfern, beilegt. Unselige Geister wie Moosweibchen und Zwerge entbehren dieser Himmelsmilch und bringen ihre Neugeborenen den Bäuerinnen zu, um sie von solchen Ammen stillen zu lassen; andere Hausgeister sind schon befriedigt, wenn man ihnen nur ein wenig Milch aufstellt, und wär's im Ragenschüsselchen, so daß sie daher Ragenweit, Hingelmann, Katermann, Napfhans heißen; zum Entgelt striegeln und füttern sie dann das Milchvieh im Stalle, fegen die Milchpfannen in der Küche, stoßen aber auch schlampigen Melkmägden den Milchkübel um. Myth. 478. Alle diese Hausgeister sind koboldartig klein, häßlich, runzlich. Und trotzdem, daß ihre Kinder erst zu dieser Stunde geboren werden und noch blutjung sind, erscheinen auch diese schon steinalt. Denn alle sind im eigentlichen Sinne des Wortes blutarm, sie haben blutwenig Blut. Sie sind deshalb theils äußerst blutgierig, wie der grausame Nix, theils milchlüstern und diebisch, wie die greisenhaften Zwerge. Das Gegentheil ihres Zustandes ist die Götterjugend, deren höchstes Schönheitsprädicat schön wie Milch und Blut heißt, ein Ausdruck, welcher Körperfrische, Jugendfülle, Zierlichkeit des Gliederbaues und reizende Hautfärbung zugleich in sich schließt. Bei diesem Worte angelangt, wird es unverwehrt sein, einen ganzen Satz hierher zu nehmen aus Tac. Grimms Einleitung zu Liebrechts Uebersetzung von Basile's Pentamerone, da dieses Buch wenig Lesern zur Hand sein wird und wir das vom Meister Gesagte für unsern Zweck hier nicht besser auszudrücken wüßten. Dort 1, XXII heißt es:

„Zweier Märchen Eingänge im Pentamerone (4, 9 und 5, 9) sind darauf angelegt, daß ein Jäger im Wald eines Raben Blut auf schneeweißen Marmor triesen sieht, oder beim

Gastmahl aus einem Fingerhut Blutstropfen auf gelabte Milch niederfallen; beidemale versenkt dieser Anblick in Sinnen und Trachten, und der Wunsch entspringt, eine geliebte Frau zu besitzen von der reinen Schönheit solcher Farben. Dieselben Wünsche steigen auf in dem Märchen vom Machandelthorn und vom Snewittchen. Die Mutter schält einen Apfel und schneidet sich in den Finger und das Blut fällt in den Schnee, oder die Königin näht und sticht sich in den Finger, aus welchem Tropfen in den Schnee fallen; da sehnt sie sich ein Kind zu bekommen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut. Schon in der alten Dichtung von Parzival, bei Wolfram sowohl als mit epischer Abweichung bei Chrestien, wird der Held zu tiefen sinnenden Gedanken an die Schönheit seiner fernen Gemahlin gebracht, als der Falke auf einen Vogel stößt, dessen Blutstropfen in den Schnee fallen. Ich habe dargethan, daß auch irländischen Sagen die nämliche Verknüpfung der Gedanken zum Grunde liegt und will hier noch eine Stelle aus Schmidts Geschichte der Ostmongolen (Petersburg 1829, 139) anführen. Elbek Nigüles = suktschi Chaghan erlegte an einem Wintertag durch Pfeilschuß einen Hasen, und als er des Hasen Blut auf dem Schnee erblickte, rief er aus: „Gäbe es doch ein Weib mit einem Gesichte so weiß wie dieser Schnee, und mit Backen so roth wie dieses Blut!“ — Sicher lassen sich aus andern gleich fernen Gegenden diese Beispiele vermehren; aber nicht aus der Mongolei oder Irland nach Italien und Deutschland brauchten diese Geheimnisse der Gedanken eingeführt zu werden; sie sind unmittelbar der menschlichen Brust entquollen und der epische Ausdruck für die den Dichtern aller Völker geläufige Vergleichung der Schönheit mit Milch und Blut. Wie gelegen kommt ein solches Zeugniß denen, die sich Rechenschaft geben wollen von der unbegreiflichen und doch natürlichen Ausbreitung der einfachen Märchenpoesie.“

Nur aus dem frühesten, überall gleichen Nomadenleben der Völker können diese Gleichnisse abstammen. Der Getranke Pferdeblut mit Stutenmilch gemischt, der Altpreuße zusammen Milch und Blut der Spannthiere (Grimm, GDS. 721)

und der dem Aelplerleben immer zugewendete Oberdeutsche füllt seine großen Blutwürste noch nicht anders, als indem er in das zu kochende Blut zugleich Milch mit hinein rührt. Er trinkt seine Kost, während wir sie bloß essen, sogar unser Tabakraucher ist ihm ein Tabaktrinker, das Milch- und Zigeressen heißt ihm Sürflete (sorbere), sein Brei süsmuosli, Suffi heißt ihm die zum zweitenmale erweelte Milch, Schotten und Ziger zusammen sind ihm die Kasesuffen. Argovia 1861, 40. Uns dürstet nach Gold, den Römer hungert darnach: *auri sacra fames*. Unser Dichter ist ein Schöpfer (sköp, von skapjan, haurire), ein trockener und wässeriger Poet ist uns der aller schlechteste, weswegen der Rathsherr Harsdörffer für solche eine Poetik verfaßte, die der Nürnberger Trichter heißt. Wein, Weib und Gesang heißen seit Luther die drei Grundsäulen unserer Lebensweisheit. Bienen kommen so weit als Bären, sagt das nordische Sprichwort, weil der Methtrinker eben so viel vermögend ist als der Fleischesser. Und bei Eichenborff steht gleichbedeutend:

Das Essen bringt nicht weiter,
Das Trinken ist gescheiter,
Das schmeckt schon nach Idee.

Im Olymp sind Hebe und Ganymed die Mundschenken, in Walhall stellen hundert Wunschmädchen das Methhorn auf. Zwar genießen die Olympier Ambrosia und die derberen Asen Fleisch, allein Odhinn bedarf ausdrücklich keiner Speise, und was ihm davon an der Tafel vorgesetzt wird, das wirft er seinen zwei dienstbaren Wölfen vor, dem Geri und Freki, dem Giermaul und dem Schnappauf. Auch von jenem Fleischmahle bei Tantalus, wo den Göttern eine Kinderleiche zur Speise vorgesetzt wird, sagt Pindar 1 Olymp. Vers 82 mit Indignation:

Aber ich mag wütenden Hungers
Keinen der Seligen zeihen.

Als Gangleri in seiner Katesese über die himmlischen Dinge den Altgott Har befragt, ob in Walhall Wasser getrunken werde, antwortet dieser, das sei eine wunderliche Meinung,

daß Altvater die Könige, die Jarle und Edeln zu sich laden werde, um ihnen Wasser vorzusetzen; da würde gar Mancher dafür halten, er habe den Wassertrunk mit Wunden und Schlachtentod zu theuer erkauft. Vergl. Weinhold, Altnord. Leben. In den Lateingedichten des X. und XI. Jahrh. ed. Grimm-Schmeller, wird dem Mainzer Bischof Heriger ebenso von der christlichen Himmelswirthschaft vorerzählt, der Zuhörende aber macht gerade dagegen seinen Einwurf, daß Petrus der Meistersech des Himmels sein solle, und bei dieser gleichen Anschauung verbleibt dann auch die folgende Zeit. Lieber dachte der Gläubige sich selbst als ein Gefäß, in das die Gottheit ihre Weine umfüllt. So in Hoffmanns Kirchenl. pag. 101:

Jesus, du bist der Ciperwein,
und ich dein irdisch Häselein.

Es sind dies freilich immer noch heidnische, aber deshalb noch keine bloß trunksüchtigen Vorstellungen, wenn es in einem andern geistlichen Liede heißt, bei Uhländ Volksl. pag. 881:

als in dem himelriche da schenkt man Ciperwin,
da sond die edlen selen von minne trunken sin.
die mägde da ze tische gand, die engel fingent schön,
der hailig geist ist schenker, Maria kellerin.

Erst später, wenn die nationalen Vorstellungen erblassen, rückt das Pöbelhafte vor und das bäuerische Prassen geht auf den Himmel über. So z. B. in Simrods Volksliedern Nr. 339, 340:

Margareth backt Ruchlein gnug,
Paulus schenkt den Wein im Krug.
Lorenz hinter der Kirchenthür
Thut sich auch bewegen,
Tritt mit seinem Rost herfür,
Thut Leberwürst drauf legen.

Wie wenig solche gröbliche Nahrung ausreichen könnte zur begehrten Seligkeit, zeigt das schwed. Volkslied von Stolzgetzchen (in Hoffmanns schles. Volksl. erwähnt pag. 5), wo auf einen einzigen ersten Trunk das selige Vergessen alles Erdenjammers erfolgt: da holt der Bergkönig, der das Erdenweib

geheirathet und Kinder mir ihr gezeugt hat, sie von ihrem Besuche bei der irdischen Mutter wieder in seine Behausung zurück zu ihren eignen Kindern:

Einen goldnen Stuhl brachte das Eine heraus:

Da, traurige Mutter, ruhe dich aus!

Das Eine bracht' ein gefülltes Horn,

Hinein warf das Zweite ein vergoldetes Korn;

Den ersten Trunk aus dem Horn sie that,

Und Himmel und Erde sie ganz vergaß.

Jetzt erst kann das Märchen zu Wort kommen, um der Reihe nach zu erzählen, wie jener Nektar und Göttertrank entspringt. Eines aus der Schweiz mag beginnen.

Die großen Leute, die ehemals das Simmenthal bewohnten, haben einen Schlag von Kindern besessen, der für alle Ställe zu groß war, und man ließ daher das Vieh stets im Freien. Jede Kuh gab des Tages drei Eimer Milch, daher moß man sie, anstatt in Gebirgen, in einen Weiher. Die Treppe, die zu ihm hinab führte, war aus Käsläuben gebaut, den Anken füllte man in hohle Eichbäume. Mit Anken polierte man Hauswand und Scheunenthor, mit der Milch wusch man Geschirr und Stubenboden. In einem Einbaum fuhr man auf dem Weiher, um die Nidel abzurahmen, und warf sie mit Schaufeln statt mit der Gane ans Ufer. Bei einem großen Sturmwinde trat dieser Milchweiher einmal aus und ersäufte die großen Leute mit einander. (Mündlich aus dem Randerthale im Bern. Oberland.)

Anderwärts lautet das Ende so: Jeden Abend mußte der Sennenbube in einem Weidling auf dem Milchweiher herumfahren und die Nidel abschöpfen. Als er dabei unachtsam gegen einen Felsen anfuhr, der ein von selbst entstandener Ankenballen war, giengen Schiff und Sennbube unter. Doch beim Ausbuttern fand man nachher seine Leiche wieder. Man begrub ihn in einer von den Bienen erbauten Wachshöhle, und jede Honigwabe darin war größer als die Stadthore zu Freiburg oder zu Brugg. — Hievon berichtet die Sage im Berner Oberlande, im Freiburger Ormund, im Urnerlande, im

Brugger Arthale. Man vgl. Bridel, Conservateur Suisse 4, 267 und Dalp, Ritterburgen der Schweiz, Bb. 1. — Plutarch, Pyth. or. 29, erwähnt ein Milchland Böotiens, τὸ Γαλαξίον, wo einst Apoll erschien und wo Milch aus den Schafen sprang gleich dem Wasser aus den Quellen. Welcker, griech. Götterlehre 1, 485. In Haupt-Schmalers wend. Volkslied. 2, pag. 174 wird Gleiches von dem Teich hinter der Scheune erzählt. Treibt man da das Roß zur Tränke und bindet ihm etwas Lab an den Schwanz, so hat man soviel Molken und Quarckkäse fertig, daß der Bauernhof und das Dorf sieben Jahre lang satt bekommt. Es ist bisher bereits zu merken, daß der Aelpler seinen Milchsegens der Kuh zuschreibt, der Grieche dem Schaf, der Slave der Stute; es folgt noch der Scandinavier mit seinem Schmalvieh. Er nennt die Götterziege Heidhrün, aus deren Euter täglich ein Gefäß voll Meth fließt, das für alle Göttergenossen in Valhöll genügt. Sehr merkwürdiger Weise hat sich die Sage hierüber im bairischen Wald lebend vorgefunden und steht nun in Schöppners baier. Sagenb. Nr. 88: Vor uralter Zeit weidete eine Gais auf dem Hohenbogen im bairischen Walde, welche so ungeheuer groß war, daß ihr Rücken die Wipfel der höchsten Bäume überragte. Tag für Tag weidete sie zwei Morgen Landes ab. Einmal lag sie schlafend am Rande des Hohlweges, ihr strogendes Euter hieng über ihn herab. Ein Holzwagen, der aus dem Bergwalde kam, riß im Vorbeifahren eine Zige weg. So gleich ergoß sich daraus ein Wollenbruch von Milch und schwemmte sieben Dörfer am Fuß des Berges mit fort. „Das war — fügt die Erzählung noch besonders hinzu — das erste und letzte Mal, daß Milch stromweis geflossen ist im gelobten Lande Baierwald.“ Dieser Nachsatz scheint uns äußerst gewichtig, er spricht sich in ganz gleichem Sinne und für einen ähnlichen Zweck bereits bei Beda de ratione temporum aus, wenn dieser Autor erklären will, warum die Angelsachsen ehemals den Monat Mai Thrimilci genannt hatten, d. i. die Zeit, da die Kühe dreimelzig werden: Thrimilci dicebatur, quod tribus vicibus in eo per diem pecora mulgebantur. Talis

enim erat quondam ubertas Britanniae vel Germaniae. Dies sind förmliche Drakel, voll schlagenden Aufschlusses über jenes früheste Zeitalter, da aller Geldwerth und alle Menschenansicht allein noch in den Milchthieren lag und die Milchnahrung noch Alles zusammen befaßte, Meth und Honig, Ael und Wein, Fleisch und Brod. Sogar die älteste Einteilung des Jahres gewinnt hieraus die Erklärung. Denn was drückt unser Wonnemonat anderes aus als die Zeit der wieder offen werdenden Wunn und Weide, mit welcher ja immer wie im ags. Monat Thrimilci, Milch und Honig aus den dreimelig werdenden Kühen fließt. Grimm, GDS. 111 fügt diesem schon von ihm berührten Verhältnisse noch den neuen Umstand bei, daß das altindische Jahr zwei Frühlingsmonate zählte, die in ihrem Namen gleichfalls unsere Mythe gänzlich unterstützen; der eine hieß mādhu, Meth, der andere mādhave, Honigsüß. Sodann gedenkt er pag. 657 jener Ströme in Altsachsen und England, die den Namen des Meths tragen: In der Wesergegend Medofulli (poculum mulsi), in der Landschaft Kent die in die Themse mündende Medway, deren zweite Worthälfte ags. væge, altn. veigcu, polum ist, wozu ags. ealovæge (Aelbecher) aus Beowulf stimmt. Wie Griechen und Römern das Gewässer aus dem Horn des Flußgottes strömt, folgert Grimm, so mag auch unser Alterthum Bäche und Flüsse aus dem umgestürzten Methkrug eines mythischen Wesens geleitet haben, woher dann der Quelle Name. Ich glaube, dieses hier vermuthete Göttergefäß sogleich aufzeigen zu können, und will hier nur beifügen, daß übereinstimmend mit jenem altn. veig poculum, die Milchschüssel für den Milchfeller altbaier. Weiberling, Schweiz. Weiggelin (Stalder 2, 443) genannt wird, wie auch der aus Rahm und Brodteig gemachte Kuchen Rahmwaejen. Der rein sinnliche Begriff dieses Wortes heißt schütten und schütteln, woher ja die Schotte selbst ableitet, die Nachmolke, der Milchrest im Alpkeßel, nachdem Käse sowohl als Ziger bereits daraus gewonnen sind.

Doch die Vorzeit will sowohl jenes gigantische Milchgefäß, wie auch die Bereitungsweise des dafür bestimmten Milch-

tranfes näher bezeichnen und wir hören nun ihren neuen Erzählungen zu.

Die im Volksmärchen stets genannten drei Wunderdinge sind ein paar Schuhe, ein Stab und drittens die Schale oder der Wunschsfädel; letzteres hat sich immer von Frischem mit Nahrung oder mit Gold anzufüllen. Durch das neu auflebende Sanskritstudium ist nun auch eine Einsicht in das hohe Alter dieses einzelnen Märchenzuges gewährt. Der Dichter Soma Deva aus Kaschmir hat zu Anfang unseres XIII. Jahrhunderts eine indische Märchensammlung begonnen (übers. von H. Brockhaus) zur Erheiterung der Großmutter des Königs von Kaschmir, des Harsha Deva. Darinnen wird unter anderem erzählt, wie durch diese drei Wunderdinge die Gründung der hl. Stadt Palibothra veranlaßt wird, welche im Sanskrit Pataliputraka heißt, Wohnsiß des Reichthums. Als nemlich der vertriebene König Putraka in der Fremde umher irrt, betrifft er zwei Brüder, die sich um ihr Erbe streiten, über Schale, Stab und Pantoffeln. Wer diese Pantoffeln anlegt, sagen sie, der hat die Kraft zu fliegen; was mit diesem Stabe gezeichnet wird, das entsteht sogleich, und was in diese Schale hineingewünscht wird an Speisen, die sind auf der Stelle drinnen. Der schlaue Putraka veranlaßt die Streitenden, einen Wettlauf um den ungetheilten Besiß der drei Dinge anzustellen, und während sie liefen, zog er die Pantoffeln an und flog mit Stab und Schale zu den Wolken empor. Erst bei der schönen Stadt Akarschika ließ er sich wieder herab. Hier wohnte die Königstochter Patali, bewacht vor jedem Freier in einem fest verwahrten Schlosse. Putraka flog bei Nacht in die Fenster ihres Schlafgemaches, erweckte sie mit einem Kusse, vermählte sich mit ihr, nahm sie in den Arm und flog durch die Lüfte mit ihr davon. Aber am Ufer des Ganges ermattete die Geliebte; also ließ er sich mit ihr herab zum Flusse und erquidte sie durch Speisen, die auf sein Geheiß sich in der Schale zeigten. Dann zeichnete er ihr zu Gefallen mit seinem Stabe eine Stadt in den Sand und schuf sich dazu ein mächtiges Heer. Dort wurde er König und beherrschte die Erde bis zum Meere

hin. So war die Stadt mit ihren Bewohnern durch Zauber geschaffen und wurde nach den beiden Namen der Gatten Pataliputra genannt. Vergl. Solowicz, Polyglotte der orient. Poesie, S. 234.

Unser Anhaltspunkt liegt hier nur in der wunderbaren Schale. Wo der Fürst mit ihr aus dem Flusse schöpft, schöpft er die Hülle und Fülle erquickender Speise, und nicht bloß die hl. Stadt Palibothra wächst sogleich zauberhaft am Gangesufer empor, sondern der Zauber der Frauenschönheit selbst, die allen andern Freiern versagte Königin Patali, rastet an diesem Strome zum erstenmal in erwiegender Liebe und wird mit dem Gatten Herrscherin bis zum Meere. Es ist die schaumgeborne Göttin der Schönheit selbst; aber ehe sie ins Leben getreten ist, geht ihr hier wie in den sogleich folgenden Berichten ein alter Rangstreit oder Erbfolgekrieg voraus. Einen solchen haben im indischen Epos Ramayana zwei Götterreihen gegen einander erhoben, und als sie sich aussöhnten, beschließen sie gemeinsam sich den Unsterblichkeitstrank Amrita zu bereiten. Sie buttern nun das Milchmeer um. Ihr Butterstempel ist der Berg Mandara mit allen seinen Wäldern und Waldbewohnern. Ihn umschlingt diensam der Schlangenkönig Cesha als Strick, Devas und Asuras packen das verstrickte Riesenthier an Haupt und Schwanz und drehen, gegenseitig ziehend, damit den Berg wie einen Quirl im Milchmeer herum. Alle Löwen und Elephanten des Waldberges, all seine Bäume und Heilkräuter stürzen mit in den Ocean, werden zermalmt und zerbuttert; vom beständigen Drehen erglüht zuletzt der Mandara selbst und schüttet alles Erz seines Innern geschmolzen ins Milchmeer aus. Dies wird goldene Butter, und schon wollen die Riesen diese für sich allein gewinnen, zum Nachtheil der Aethergötter. Allein aus ihr steigt nun in buttergelbem Gewande, Alles bezaubernd und Alle händigend, die Segensgöttin Sri hervor, und die weiße Schale, die sie trug, war angefüllt mit Amrita. Eine Version fügt hier bei, Gott Wischnu habe die Gestalt dieses reizenden Weibes angenommen, dadurch die Riesen überlistet, des Gefäßes mit der Amrita sich bemächtigt

und dann in seiner wirklichen Gestalt die Gegner mit der Waffe des Bliges zerschmettert. Dies scheint nur eine Selbstentlehnung aus dem schon anfänglich erwähnten Götterkriege, um die am Ende der Erzählung nutzlos werdenden Riesen dadurch ganz beseitigen zu können. Aber wir werden dem gleichen Ungeschehe einer eben hierin falsch abschließenden Erzählung in der Dvasirsage wieder begegnen. Dies ist deutlich: aus dem Ende des Götterkrieges erst entspringt die unbeschränkte Dauer der Götterwonne. Aber die Milch der Unsterblichkeit wird auf einem zweifachen Wege gewonnen. Entweder wird sie aus dem Blute des in diesem Kampfe fallenden Schlachtopfers zubereitet, oder, was viel ursprünglicher ist, aus dem Honigflusse, aus dem Milchmeere steigt die schaumgeborne Schönheitsgöttin empor, auf einer Muschel stehend als der Trinkschale. In Griechenland ist es die eine Aphrodite, zubenannt von Aphros, Schaum; in Indien sind es die 53 Millionen Apсарasen, von Ap zubenannt, dem Wasser. Beide Male ist es ein Jungbrunnen. Aus der Edda ist ein ähnlicher Vorgang zwar bekannt genug, er muß aber der daran zu knüpfenden Beziehungen halber hier mit in die Erzählung aufgenommen werden.

Die beiden Götterreihen der Asen und Vanen haben sich nach langem Unfrieden wieder geeinigt und bringen nun den Friedensschluß unter einer eigenthümlichen Ceremonie zu Stande. Sie treten von beiden Seiten zu demselben Trinkgefäße und spucken ihren Speichel hinein. Um dieses Einigkeitszeichen nicht mehr untergehen zu lassen, nahmen es die Asen und schufen den Mann Dvasir daraus, d. h. den gegährten Gisch und Geist. Ihm war die höchste Weisheit eigen, in seinem Blute gohr der Strom der Begeisterung. Mit dieser einfachen Erzählung begnügt sich die Jüngere Edda noch nicht, denn Dvasirs Meth- und Milchblut muß ihr zu wirklich trinkbarem Blute werden. Sie berichtet daher ferner: Als Dvasir weisheitlehrend die Welt durchzog, kam er auch zu den Zwergen, diese erschlugen ihn und gaben vor, er sei in der Fülle seiner Weisheit erstickt. Sein Blut aber vermengten sie mit Honig,

gemannen daraus einen kostbaren Meth und faßten ihn in ein dreifaches Geschirr. Durch neue Gewaltthätigkeiten kam dieses alsdann erst an den Riesen Suttungr (Suptungrer) der Supper, Trinker, Suffitrinker) und an dessen Tochter Gunnlöð, und als es hier Odhinn geraubt hatte, kam es schließlich wieder an die Asen. Seitdem begeistert dieser Trank den Odhinn selbst zur Dichtung, er heißt Odhhrörir, der gemüthsauflregende Trank, und ebenso ist davon die Stalbkunst Dvasir Blut geheißen, denn wer von diesem Trank kostet, wird ein Dichter oder Weiser. Auch in der griechischen Sage wird Dionysos von den Titanen zerrissen und sein Blut in jenen Becher gesammelt, in welchem der Gott zuvor die erste Weinspende gemischt hatte. Dem Hellenen wird aus dem Blute dem Germanen aber aus der Milch der berauschende Lebenstrank ausgegoren. Wir wissen durch Castrén, wie die Tataren aus Kuhmilch das Aïran, aus Stutenmilch das Kumys sich bereiten; aber A. Humboldt und Klaproth waren auf ihrer Reise in russisch Asien Augenzeuge, wie man im Zelte eines tatarischen Häuptlings ihnen zu Ehren den „Quas“ in derselben Weise zubereitete, wie der eddische Trank Dvasir entstand. Die ins Zelt Eintretenden wurden eingeladen, in einen am Eingang stehenden, mit Milch gefüllten Eisennapf zu spucken, um alsbald darauf mit dieser dadurch in raschere Gährung versetzten Milch bewirthet zu werden.

Aufs anmuthigste hat das finnische Epos Kalewala im zwanzigsten Gesange diesen Vorgang der Gährung poetisch verkörpert, um die Erfindung der Bierbereitung daran zu knüpfen:

„Wann wohl kommen wir zusammen,
Kommt das Eine zu dem Andern?“
Summt vom Baum herab der Hopfen,
Spricht vom Felde her die Gerste.

Die beiden Jungfrauen Osmotar und Rapo siedeten endlich Gerste und Hopfen zusammen, aber immer noch bleibt die Gährung aus. Ein Eichhorn brachte ihnen Tannenzapfen dazu, dennoch hob sich der Sud nicht; der Goldmarder brachte Schaum

aus dem Rachen kämpfender Bären, gleich vergeblich, bis zuletzt ein Biendchen Honigseim von jener Wiese herbei getragen bringt, in deren Gras ein Mädchen schlummernd liegt. Da stieg das Bier im Fasse und floß über alle Ränder. Es war braven Männern gut zu trinken, brachte die Weiber schnell zum Lachen und die Thoren bald zu Streichen. — Besser läßt sich die epische Formel, Schön wie Milch und Blut, nicht verdeutlichen: ein im Grase schlummernd liegendes Mädchen, von einem naschenden Honigbienlein umflogen.

Höchst unterrichtend durch ihre Vollständigkeit lautet die keltische Sage vom Trank, der allen Wissensdurst stillt; sie umfaßt nemlich gleich den eleusinischen Mysterien Beides zugleich, des Dionysos Wein und des Triptolemus Brod. Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 519 erzählt sie ausführlichst, hier genügen schon die Hauptpunkte. Mutter Ceridwen hat sich einen Kessel gebaut, ihn mit Heilkräutern gefüllt, ihn Jahr und Tag lang kochen lassen und den fremden Knaben Gwion zur Aufsicht daran gestellt. Zürnend jagt dem Fliehenden die Mutter nach, ihn durch alle Elemente und Wandlungen verfolgend. Als er sich zuletzt in ein Weizenkorn verwandelt, pflückt sie es auf, wird davon schwanger, wird nach neun Monaten eines Knaben entbunden, den sie auf ihres Mannes Anstiften in einem Boote auf dem Meere aussetzt. Als die Fischer dorten am ersten Mai ihre Netze nach dem gewohnten Maifisch von hundert Pfund Werth durchsuchen, finden sie statt dessen das Kind und nennen es seiner Schönheit wegen Taliesin, Strahlenstirne. Sogleich dichtet der aufgefundene Knabe ein Lied, worin es heißt: „Ich bin der erste Barde, geistbegabt durch den Kessel der Ceridwen. Wasser hat die Eigenschaft, daß es Segen bringt: es ist unbekannt, ob mein Leib Fleisch ist oder Fisch. Daß doch die Menschen kämen, alles Wissen bei mir zu suchen, denn ich kenne Alles, was gewesen ist und was sein wird!“ u. s. w. Man fühlt sich an die Faustische Herenküche erinnert; der Kessel siedet über dem Feuer, Mephistopheles verlangt einen Becher voll für seinen Freund, und die Hexe überreicht den Feuertrank unter dem berühmten Spruch:

Die hohe Kraft, die Wissenschaft,
 Der ganzen Welt verborgen!
 Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt,
 Er hat sie ohne Sorgen.

Dieselbe Here kehrt wieder in der keltischen Sage von Volkshelden Bran le Béni, sie hinterläßt diesem zum Dank für die in Cambrien bei ihm genossene Gastfreundschaft ein Becken, mit dem eine tödtliche Wunde geheilt und das Leber wieder gegeben wird. Bran le Béni hatte eine Fehde mit den irischen Fürsten Martolouch; nach Beendigung derselben lud er ihn zu einem Friedensmahle ein, bei welchem die Speisen in dem zaubermächtigen Becken aufgetragen wurden und sich immer von neuem ergänzten. Er schenkte es zum Pfande des Friedens dem versöhnten Fürsten; doch als die Fehde abermals losbrach, erwies sich dieses Becken als der mächtigste Bundesgenosse des Feindes und erweckte diesem jeden Krieger wieder, der eben gefallen war. Eine andere britische Sage erzählt vom Horne des Bran Galeb, worin man jeden Trank fand, den man sich wünschte. Diese zwei Sagenzüge führt Lang an, Sage vom hl. Gral, nach dem Werke von Heinrich: *Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach*. Paris 1855, pag. 50.

In den Naturreligionen gilt Kessel, Becken und Becher als Sinnbild des Anfangs der Welt aus dem Wasser. Drei Tropfen aus Ceridwens Kessel enthüllen alle Zukunft; eine Tränke aus dem Flusse am ersten Mai macht die Milchthiere dreimelkig, sowie am ersten Mai statt des begehrten Fisches der Gott Lalliesin selbst in der Reuse gefunden wird. Der Becher des Perserheros Djemsid ist selbst nach diesem Fürsten aus dem goldenen Zeitalter benannt. Er fand ihn, als er den Tigris überbrückte und den Grund legte zur Stadt Persopolis. Das Gefäß vermochte den Aether in sich nieder zu ziehen und unaufhörlich Wein zu spenden. Der Orientale weissagte aus dem Becher. Einen solchen besaß auch Joseph in Egypten und läßt ihn zur List in Benjamins Kornsack verstecken. Als der Haushälter ihn hier entdeckt, spricht er: „Ist es nicht das, da mein Herr aus trinket und damit er weissaget?“ Gen. 44, 5.

Der Satz „in vino veritas“, Wein ist ein Weissager, will also mehr sein als ein bloßes Erfahrungswort. Allem Volke sodann diene einmal des Jahres im Salomonischen Tempel das große eherne Meer zum Geschirr. Dasselbe faßte 200 Bath, die der Theologe Bunting (*de monetis etc. sacr. scripturae* 1616, 21) zu fünfthalbhundert Ohm Weines berechnet hat, „das Ohm zu 40 Braunschweiger Stübichen.“ Von einem gleichen Riesengefäße berichten Hymistvidha und Gylfaginning.

Wenn die Aßen im Frühlinge vereinigt ihr Gastgelage halten, trinken sie Meth aus einem meilenweiten Brautkessel, der des Meeresriesen Gimir Eigenthum gewesen war. Fünfzig Männer können daran sitzen und trinken, ohne daß einer den andern sieht. Oder sie versammeln sich beim Meergotte Degir auf dem Meeresgrunde in einer golberhellten Halle. Da wird das Becken des Meeres selbst zum Kessel, in welchem er ihnen das Gastbier braut. Statt des einen Bechers, den der König von Athule ins Meer wirft, oder den der Taucher aus der Charybde heraufholt, ist hier noch die Charybde selbst das unergründliche Trinkgeschirr für Götter und Gestirne, und unser Goethe giebt den besten Grund dafür an:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer,
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?

Muß das Geschirr beides bieten, Speise und Trank, so wandelt sich seine Form zugleich in Napf und Kelch, in Schüssel und Becher. Dies ist bekanntlich der Gral, das in unserer Ritterdichtung so hoch gepriesene Zaubergefäß, von dessen Beschaffenheit und Wirkung nun noch der Schluß dieses Abschnittes handeln soll.

Eine Reichenauer Handschrift aus dem XI. Jahrhundert, abgedruckt in Mones *badischer Quellenammlung* 1, 67, erzählt cap. 9, wie Azan aus Corsica an Kaiser Karl eine Schüssel überbringt, in welcher des Heilands Blut war: *ampula, de salvatoris sanguine plena*. Diese Schüssel galt als ein 28pfündiger Smaragd, wurde aus Kloster Reichenau vergabt und

dorten auf 600,000 Duclaten geschägt. *Insula fortunata* Reichenau, oder zehente Jubiläumspredigt 1724, v. H. Meyer S. J. pag. 19. Der Reisende Andrea überzeugte sich jedoch i. J. 1763 (Briefe aus der Schweiz. Zweite Ausgabe, pag. 65), daß dieser angebliche Smaragd ein grüner Glasfluß sei, wenn auch wegen Größe, Härte und seines Feuerglanzes willen ein sehenswerther. Das hl. Blut, das darin gewesen, wird heut zu Tage, wie Schnars berichtet (der Bodensee 2, 168), daselbst in einem goldenen Kreuze und unter mehrfachen Schlössern versperret im Altar aufbewahrt. Ein zweites sehr ähnliches Gefäß befindet sich in Genua, *il sacro catino* genannt. Nach der Erzählung des Genueser Chronisten Jacobus a Voragine haben die Genuesen bei der Eroberung von Cäsarea 1101 zum Lohne ihrer Tapferkeit ein großes Gefäß aus der Beute zugeheilt erhalten und es daheim der Kapelle Johannes des Täufers geweiht. Diese hl. Schüssel sollte durch die Königin von Saba an Salomon geschenktweise überbracht worden sein; sie soll ferner die Schüssel sein, aus welcher der Heiland das Osterlamm gegessen, oder die Schale, in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen. Sie hatte gleichfalls für einen einzigen ungemeinen Smaragd gegolten, bis i. J. 1806 Napoleon bei Wegnahme Genuas den *catino* mit nach Paris entführte, woselbst dieser Schatz sich gleichfalls als ein bloßer Glasfluß erwies. Noch giebt es eine andere kirchliche Schüssel, die *santissima scodella* im hl. Hause zu Loretto, in welcher Maria den Brei für das Jesuskind angemacht haben soll. Correggios bekanntes Madonnenbild, in welchem die Kist unter den Palmen dargestellt ist, wird nach diesem Gefäße *de la scodella* zubenannt. Die Breischüssel führt auf den Musshafen hinüber; das Wappen der Mundschenken war im deutschen Mittelalter bekanntlich ein umgestürzt und geschnäbelt abgebildeter Hafen. Und so muß hier noch darauf hingewiesen werden, daß gerade unser berühmter Gralddichter Wolfram selbst einen rothen Hafen als Schild- und Helmzeichen im Wappen führte. H. Holland, Gesch. der altd. Dichtkunst in Baiern, pag. 114.

Nicht den Gral haben wir zu schildern, sondern die an ihn geknüpften Vorstellungen; dabei wird sich zeigen, daß diese von einer ursprünglich würdevollen Anschauung rasch ins Widrige und Grausenhafte herabgesunken sind.

Die durch Grieshaber herausgegebenen deutschen Predigten des XIII. Jahrhunderts, 2, 123 beschreiben das Brod, womit die Israeliten vierzig Jahre lang in der Wüste gespeist wurden, als ein in alle Speise und Trank sich wandelndes Gralsbrod: Wan daz himelbrôt was in dem munde reht als süez als ain honech. an swaz spise si denne gedâhton, daz daz brôt reht denne smahte als ob si die selbon spise hâten in ierem munde. âmerôt si vische alder vlaisches, sô dûhte si reht si hâten vische unde vlaisch in dem munde. Dieselbe Anschauung vom Gral und von seiner Ergiebigkeit ist bei Wolfram ausgedrückt:

swâ nâch jener bôt die hant,
daz er al bereite vant
spise warm, spise kalt,
spise niwe unt dar zuo alt,
daz zam unt daz wilde.
wan der grâl was der sælden frucht,
der werlde süeze ein sôlh genuht:
er wac vil nâch geliche,
als man saget von himelrîche.

Dazu ist es die reinste Magd und jungfräulich Schönste, die Freudeverbreiterin Repanse de schoye, welche den Gral zur Gastfeier aufträgt; gleichwie die schaumgeborne Schönheitsgöttin jene Milch der Unsterblichkeit kredenz, die das Haar nicht mehr ergrauen läßt, leiblich verjüngt und zugleich den Wissensdurst stillt. Alle am Gralstische Versammelten sind herz- und blutsverbrüberte Commensalen, die gimâzun einer massenie, welche bei Gott selbst tischfähig geworden sind. Denn das älteste Wort unserer Sprache für eßbares Fleisch, sagt Grimm GDS. 1009 — heißt bei Ulfila mims, ahd. mias, geht durch die altslavischen Sprachen und drückt wie das latein. mensa den Fleischtisch aus, welcher ursprünglich der Opfertisch

gewesen sein wird. Eben an diesem pflegte der dankbare Mensch mit seinen Göttern zu theilen und wird daher von diesen gleichfalls zur Tafel gezogen. Dies verheißt Virgil, Eclog. IV., dem Knäblein Pollio: deus hunc mensa, dea dignita cubili est. Der Tisch mit den Schaubroden im jüdischen Tempel sollte sämtliche Stämme des Volkes als eben so viele Brode Gott beständig vor Angesicht legen. Wer erinnert sich nicht des Sonnentisches der Aethiopen, der sich jede Nacht mit Fleisch frisch deckte, des Herodoteischen Heliotrapezon. Die Tischstadt Trapezus hatte ihren Namen eben davon bekommen, daß hier die Götter ihren mit den Menschen bis dahin getheilten Gaststisch für immer umstießen, empört über den frevlerischen Arkaderkönig Lykaon, der ihnen sein geschlachtetes Kind zum Mahle vorgesetzt hatte. Zwei solcher hl. Tische reichen in unser Mittelalter herein. Als der Westgothenkönig Roderich in der Schlacht bei Xerez 711 Thron und Leben an die arabischen Sieger verloren hatte, fanden sich unter den Beutestücken zwei kostbare Tische. Der eine war das Missorium, massiv golden, fünfhundert Pfund schwer, der römische Feldherr Aëtius soll ihn nach der catalaunischen Schlacht dem Gothenkönig Thorismond zum Geschenke gemacht haben; der andere Tisch war noch höher gepriesen, seine Goldfüße waren wie die Tage des Jahres 365, drei Perlenreihen faßten ihn ein, man schätzte ihn auf fünfhunderttausend Goldstücke. Je vier Gralsritter essen bei Wolfram zusammen an einem Tische, je zwei Temppler hatten der Ordensregel gemäß aus einer Schüssel zu essen. Dieselbe Sagung wiederholt sich noch unter Ludwig dem Baier. Dessen Vater, Herzog Ludwig der Strenge, hatte durch Albrecht von Scharffenberg Wolframs Titulrelfragmente fertig dichten lassen; der ritterlich nachschlagende Sohn kam als Kaiser auf den Gedanken, in dem oberbaierischen Ettal eine Gralsburg zu erbauen und sie nach der Art von Munsalwätsche mit Tempel-eisen zu besetzen. Der so gegründete Orden bestand aus 14 Priestern und 13 Rittern. Letztere alle hatten ihre Frauen, Knappen und Mägde im Stifte bei sich, zusammen ist ihnen das gemeinsame Liebesmahl der Tafelrunde vorgeschrieben. Es

heißt darüber wörtlich: Ez sullen beide, ritter und frawen, alle bei einander ezzen, zwen ritter und zwo frawen mit einander. H. Holland, Kaiser Ludwig und sein Stift Ettal. 1860, 13. Also genau so lautend, wie jene Rittersagung, die in Grimms GDS. aus dem spanischen Romancero angeführt ist: *que a una mesa comen pan.*

Eine Reihe von Verumständungen brachte es mit sich, daß diese Vorstellungen vom Gral nicht lange rein und ungefränkt verbleiben konnten. Vielleicht daß schon der Name selbst die Sache untergrub. Noch jetzt zwar braucht man in Südfrankreich die Wörter *grazal*, *grazau*, — *grial*, *grau* für mancherlei Gefäße, aber dennoch machte die mißverstehende Wortdeutung auch aus franz. *gréal* ein *san gréal* und dann aus diesem ein *sang réal*, aus dem Becher ein Königsblut. Anlaß hiezu gab eine durch dieses Wort und dessen Mythe zurückreichende Erinnerung und dunkle Grübele; litthauisch *kraujas sanguis*, ist welsch *crau*, *cruor*; sanskrit *kravja caro*; alles zusammen drückt blutiges frisches Fleisch, Blut selbst aus. GDS. 1010. Wird aber der Gral einmal als Tafelfeld zum trinkbaren Blut gemacht, so wird er auch zur Erbschüssel, worauf das frische Schlachtopfer liegt, und das heilige Ritterbündniß, zu Gottes Ehren geschlossen, scheint dann ein frevelhaftes Bluttrinken verschworener Catilinarier zu werden, oder gar ein Kannibalen-Essen von heimlichen Menschenschlächtern. Dieser gräßliche Verdacht brachte dem ganzen Orden der Templer Verderben und Tod. Der Gral selbst erscheint im Mabinogion als eine Schüssel, in der ein blutiges Menschenhaupt liegt; nach dem franz. *Parcival* des Menessier legt der Gralkönig am Johannisstage sein Gelübde ab, und einer der Wolframischen Gralkönige ist der Priesterkönig Johannes. So wird die Johannislegende in die Gralmythe verschlungen. St. Johannis Minne, kirchlich getrunken, trifft schon im Kräuteraberglauben zusammen mit dem St. Johannisblut, das zur Zeit der Sommerwende an den Wurzeln des Sonnenwendgürtels gegraben wird, zuletzt fällt der Gral selbst zusammen mit jener Schüssel, auf welcher Johannes des Täufers Haupt vor Herodes getragen

wird. Aus der Repanse de schoye wird dann eine liebebrünstige Herodias, aus dem Täuferhaupte endlich ein Talisman mit magischen Kräften, den man in Gestalt eines Menschenhauptes abbildete und nach romanischer Sprache Masomet und Baphamet nannte. Wilde's inzwischen neu erschienenen Werk „Die Tempelherren“ zeigt, wie dieser Orden einem deistischen System huldigte, dessen Ceremonien der Verehrung Johannes des Täufers galten. Der Provinzialmeister Tanet sagte in dem Prozesse gegen die Templer aus, auf dem Pilgerschlosse bei Accon sei ein solches zweiköpfiges Haupt bei Ordensfeierlichkeiten auf den Altar gesetzt und unter Kniebeugen mit der Formel angebetet worden: Gesegnet sei der Heiland meiner Seele! Das schauerhafte Ende der Templer ist bekannt, sie bezahlten ihre mystische Blutsbrüderschaft mit ihrem eigenen Blute.

So wären wir über die beiden Themen unserer Arbeit, Gold und Milch, zum letzten, dem Blute gekommen. Ehe wir damit beginnen, fassen wir das vom Gral Gesagte in einer Ueberschau zusammen, um dem bisher Vorgetragenen seine Endgiltigkeit zu geben.

Die Kirche des Mittelalters hieng bewußt und unbewußt dem Blutcultus an; ihr gehören die mannigfachen Legenden und Mirakel an vom Blute des Gekreuzigten, wie dieses aufbewahrt und später in das Abendland gebracht worden sei. Sepp, Leben Jesu, hat im fünften Bande ein reiches Material hierüber angesammelt, woraus nur etliche Angaben über die berühmtesten Blutpartikeln hier folgen. Ein Theil des Kreuzigungsblutes kam in die Marcuskirche nach Venedig, ein anderer 1048 nach Mantua. Von diesem kamen zwei Theile nach Rom in die Kirche des hl. Kreuzes und zu St. Johann von Lateran; ein dritter Theil gelangte an Kaiser Heinrich III., gieng an den Grafen Balduin von Flandern über und dann an dessen Tochter Judith, der nachmaligen Gattin des Baiernherzogs Welf IV. Judith theilte diese Blutpartikel wieder in zwei. Die eine kam an bairisch Kapel in Unterammergau, ist aber da schon ums Jahr 1680 verschollen; das Originalgefäß dafür hat man dagegen vor kurzem dorten wieder aufgefunden,

einen Speisetisch mit abnehmbarem Deckel, auf beiden Seiten gothisch gethürmt und mit Figuren verziert, die mit jenen Personen übereinstimmen sollen, welche bei Auffindung des heil. Blutes in Mantua 1048 beschäftigt waren. Schöppner, bair. Sagenb. Nr. 1191. Die andere Partikel gab Judith an das schwäbische Kloster Weingarten, wo es jetzt noch alljährlich am blutigen Freitag, unmittelbar nach Christi Himmelfahrt, unter großem Gepränge gefeiert wird. Das Blut lag hier in einem Gefäße von arabischem Gold mit Edelsteinen besetzt, das man auf 70,000 Gl. schätzte. Franz Sauter, Kloster Weingarten nach handschriftl. Quellen. Ravensburg 1857, 33. Zwei weitere gleiche Blutreliquien werden in Marseille und zu Brügge in Flandern verwahrt; beide werden an jedem Freitag wieder flüssig; eine ähnliche Reliquie ist auch in der Cistercienser Abtei Stams in Tirol. Dieser Eindrucke vermochte die Ritterpoesie sich nicht zu erwehren, um so weniger, als sie ja nur eine Tochter der ihr vorausgegangenen Mönchspoesie war; und wo sie den Versuch machte, sich kirchlich zu emancipieren, wie in dem Nibelungen-Sagenkreis, verfiel sie ins Neckenhafte, Heidnische. So kommt denn der Blutcultus auch in den Gral-Sagenkreis. Bei der Ueberfülle des irdischen Segens und in stetem Anschauen der Paradieseswonne lebend, ist der Gralkönig Anfortas doch unrettbar siech; ja als sein vorbestimmter Erretter Parzival in der Burg ankommt und mit an der silberstropfenden Tafel sitzt, wird unter allgemeinem Wehklagen der Tempelisen eine bluttriefende Lanze im Gastsaale zur Schau umher getragen. Dies sind die beiden Seiten unseres Themas selbst, großartig zurückgepiegelt im Epos. Der Unsterblichkeitstrank wird von der Schönheitsgöttin kredenzet als Milch oder Meth, oder goldener Wein; aber ein Frevel der Dämonen oder Menschen tritt dazwischen und verwandelt die reine Milch in den Greuel frischvergossenen Menschenblutes, in „schreiendes Blut.“ Bei aller Herrlichkeit der Wolframischen Beschreibung wird dann gerade der Gral selbst etwas Dauerloses. Er wird plötzlich in einer Nacht aus der abendländischen Gralburg wieder nach Indien zurück versetzt, als seiner ersten Heimath, und

nachdem hier die Gralkönige der Reihe nach gestorben sind, speist auch der Gral die Seinigen nicht mehr, da er nun wieder in dem Lande ist, „das selbst von Milch und Honig fließt.“ Diese Schlußversicherung des Gedichtes war aber der Ausgangspunkt unseres Aufsatzes. Wie hat nun die deutsche Göttin dieses Paradieses geheißen, da wir bei Wolfram nur eine romanische nennen hören? Es ist die durch das eine Merseburgerlied festgestellte Volla, Freyas Schwester, Göttin des Ueberflusses und der Fruchtfülle, die domina Abundia und dame Habonde der Romanesen. Ihr Cultus mußte mit dem Naturleben innigst verknüpft gewesen sein; dies erweist Grimm (GDS. 85 — 109) aus dem ihr nachbenannten Erntemonat, welcher der Solmānet, Solmānt und Sūlmont geheißen hat.

III. Das schreiende Blut.

Menschenblut zum Zwecke der Genesung von Krankheiten zu trinken, ist ein Brauch, der von der ältesten Zeit an fortgedauert hat bis auf diesen jetzigen Augenblick. Plinius erzählt hierüber zweifaches H. N. 26, 5 und 28, 2. Es ließen sich nemlich die ägyptischen Könige zur Heilung von der Elephantiasis Bäder aus Menschenblut bereiten; und ferner war es eine von ihm selbst noch mitangesehene Ueblichkeit zu Rom, daß Fallsüchtige das Blut tranken, das die Fechter dorten im Circus vergossen. Sie schlürften es, sagt er, warm und rauchend aus dem Menschen selber ein und halten es für ein kräftiges Heilmittel. Beide Arten der Anwendung, das Blutbad und Trinken des Blutes, sind heute noch keineswegs verschollen. Der Negerkönig von Dahomey hat erst in diesen Jahren und trotz der Einsprache englischer Handelsconsuln Massenabschlachtungen Kriegsgefangener vorgenommen und mit Menschenblut einen dafür bestimmten Teich ausgefüllt. Allg. Ausgb. Jtg. 20. Oct. 1862. Das Morgenland hat Sagen von Königen, die jeden Tag einen Menschen aus ihrem Volke für ihr Leben brauchen,

und Grimm (Arm. Heinrich, S. 219) bezieht darauf die vielfach gewendete Thierfabel von der Heilung des Löwenkönigs durch die noch frisch und blutig umgeschlagene Wolsfhaut; denn eben dies erinnert an ein ganz ähnliches Mittel der heutigen Volksarzneikunst, wonach Gequetschte in eine abgezogene Kalbshaut gewickelt, oder verletzte Glieder in einen frischen Kalbsmagen gesteckt werden. Während nach dem Aberglauben durch das Katamenienblut alles damit in Berührung Gebrachte zu Grunde gerichtet wird: der Weinstock geht ein, die Feldfrucht stirbt ab, alle gährenden Stoffe wie Milch und Wein stehen um, die Bienen verlassen ihren Stock, der Glanz der Spiegel erlischt, das Schermesser wird stumpf (Schindler, der Aberglaube 165): so wird durch Jungfern- und Kinderblut das schwerste Uebel geheilt. Die Berliner medicin. Zeitschrift von 1862 hebt hervor, daß die sich häufenden Schändungsfälle, mit denen unsere Schwurgerichts-Verhandlungen so oft beschäftigt werden, aus dem Wahne entspringen, als könne das Uebel der männlichen Gonorrhöe durch Vermischung mit einem noch unmannbaren Mädchen geheilt werden. Der nach dem Aussage zubenannte Rüefengüggis oder Grindteufel hat schon eilf Jungfrauen abgeschlachtet, um in ihrem Blute sich heil zu haben. Vgl. Aargauer Sag. 1, Nr. 14, wo weitere hier einschlägige Züge aus Geschichte und Sage mit verzeichnet sind. Der Glaube an die Wirkungen des Menschenbluttrinkens sitzt überhaupt noch durchaus fest. An der Aare lautet hierüber die Meinung also: Wenn ein Fallsüchtiger vom warmen Blute eines eben Hingerichteten trinkt und gleich darauf sich in Schweiß laßt, so stirbt er entweder plötzlich, oder ist mit einem male geheilt. Der im verwichenen Jahre (1861) hingerichtete Mörder Bellenot aus dem bernischen Sura gestand im Verhör, er habe die von ihm erschlagene Frau, die wegen Verkaufs selbstgesammelter Heilkräuter das Docterfräueli hieß, umgebracht, um ihr Blut zu trinken und sich dadurch von dem Weh zu befreien, mit dem er behaftet gewesen sein soll. Aargauer Ztg. 19. Mai 1861. Derselbe Glaube wiederholte sich bei der zu Trogen in Appenzell Auser-Rhoden im Juni dieses Jahres stattgehab-

ten Execution eines Meßgers. Ein Weib in einem außerrhodiſchen Armenhauſe litt an Epilepſie und erhielt von dem zuſtändigen Vorſtande der Anſtalt die Erlaubniß, am Tage der Hinrichtung nach Trogen zu gehen und das graufige Heilmittel zu verſuchen. Drei Schluck müſſen unter Anrufung der drei höchſten Namen warm hinabgetrunken werden. Bereits ſtand ſie am Schaffot, als ein neuer Anfall ihres Uebels losbrach und die Ausführung des Plans verhinderte. Dieß berichtet die Appenzeller Zeitung ſelbſt. Aargauer Nachrichten vom 26. Juli 1862. Dieſe drei Schluck in den drei höchſten Namen ſcheinen gerade das beſonders Bedeutsame zu ſein; es ſind die aus Wolframs Parzival (282, 21) ſchon in dem vorigen Abſchnitte berührten drei bluotes zäher rôt im Schnee, bei denen der Ritter ſo tief der Geliebten Kondwiramur gedenken muß. Drei ſolche Tropfen fallen aus dem Himmel herab, wenn der Treſſſchüge ſein Gewehr gegen das Geſtern abſchießt. Dreie fallen jenem Knaben ins Geſicht, der zur Waldtanne nach dem droben herabſchreienden Wetterkinde emporſchaut, Aargauer Sag. 1, Nr. 75. Von drei Blutstropfen hängt des Menſchen Leben ab, drei zeigen den Tod des Tauchers an (Kuhn, weſtfäl. Sagen 1, Nr. 380), aus den drei erſten des Neubegrabenen ſproſſen Grabblumen auf. Die verbreitetſte Kinderangſt beſteht in dem Glauben, mit dem einen Tröpfchen Blut aus dem Finger, in den man ſich geſchnitten, könnte auch die Seele herausfahren. Auch ſoll man, heißt es, nicht kopfüber im Bette liegen, ſonſt fällt dem Schläfer ein Blutstropfen aus der Naſe und von dieſem heißt es abermals: „d'Seel iſt em äſſe.“ Eine aus dem Bernerlande gebürtige Dienſtmagd wiederholt uns mündlich: Ueber den Augen in der Stirne hängen an einem Knöchlein drei Blutstropfen, davon fällt der erſte ab nach Verlauf der Kindheit, der zweite, wenn die Jugend vorüber iſt, der dritte beim Tod. Im Trauerlied Reinmars des Alten auf Liupolts v. Deſterreich Tod heißt es:

dô man mir ſeite er wære tôt,
dô viel mir daz bluot
vonne herzen âf die sêle mîn.

Wenn einer am Schlagfluß stirbt, so erklärt dies der gemeine Mann sich also: es sei ein Blutstropfen aus dem Gehirn urplötzlich zu dem Herzen gefallen und habe dasselbe erstickt. Diesen Blutsturz, der durch einen einzigen Blutstropfen entsteht und dessen Folge die Apoplexie sein soll, nannten die Aerzte das Gutt (Joh. Wittich, Consil. apoplecticum. Leipz. 1602, pag. 10), wegen die Paralytis, der lähmende Schlag, der Tropf hieß, beides bedeutet aus gutta sanguinis, der fallende Blutstropfen. „Halber guttschlag ist paralysis, so man auf den schlag lam wirt an ein glib.“ Büchli von einfaltig Mittlen. Msc. aus aargauisch Brugg. Anno 1643 kam ein Gutschlag über Pfarrherr Breitingen und 1645 sprach er, von einem schweren Gutschlag getroffen, die letzten Worte. Hanhart, Schweiz. Gesch. 4, 352. Alle eben angeführten Namensformen der Krankheit zusammen finden sich bei Geiler, Evangelibuch Bl. 159a. „Da bracht man einen dar, vff ein bet, den het der schlack geschlagen oder der tropfft oder das parli oder wie du es nennen wilt, du merkst wol was ich mein. sie sagen, das der brest im hirn sei, vnd die ederli, die zuo dem hirn gond, wenn sie gantz verstopffet sein von wuost, so werd sant veltins siechtag daruss, so sprechen ir, es hangen drei tropffen am hirn. Die hinfallende Krankheit wird noch der Valentin geheissen, und daß dieselbe aus den eben erwähnten drei Gehirnblutstropfen entstehe, wird auch von den Aargauer Besegnungen wiederholt, die ich in Wolfs Zeitschr. f. Myth. Bd. 4 mitgetheilt habe:

Es stehen drei Rosen auf Gottes Stirn (pap. 125).

Ihr Menschen, seht mich an einen Augenblick,

Bis ich euch drei Blutstropfen verwirft (pag. 136).

Nach aargauischer Volkstradition fällt einem Bederknecht in der Fremde beim Teigkneten ein Blutstropfen ins Mehl, und er erfährt nachher, um dieselbe Stunde sei damals daheim sein Vater verschieden. Darüber predigte Abraham a Sta. Clara, in der Lobrede auf den hl. Franz Xaver. Salz. 1684, 13: „So Jemand ein Geschwistigen hat über hundert Meyl und derselbe etwas leidet, empfindet auch dieser, so hundert Meyl von

ihm entlegen, in seinem Geblüt eine schmerzliche Veränderung, daß ihm, wie oft pflegt zu geschehen, gelbe Fleck in den Händen auffahren oder die Nasen schweißet; so sagt Ihr, das bruderliche Geblüt sagt und schlägt zusammen."

Diese auf die Schneefläche oder ins Backmehl fallenden, unvergänglich wiederkehrenden drei Blutstropfen gehören dem Himmelsgestirn an, aus dessen Gold, Blut oder Milch die Reihe der Creaturen fortwährend nachgeschaffen wird; denn die schöpferische Gottheit wohnt in den Gestirnen, und alle Welt ist der Leib Gottes. Auf diesem Grund beruhen jene sonderbar lautenden Märchen vom Schneefind, vom Sonnenkind, denen, so alt und weitverbreitet sie sind, noch wenig Sinn abgesehen worden ist. Zwei Beispiele dieser genügen hier, das eine unserer Gegenwart, das andere dem XIII. Jahrhundert angehörig. In Pröhle's Harzsagen 1, 188 spricht ein Wilddieb, dem sein kleiner Junge unrettbar krank lag, in väterlicher Verzweiflung: „Stirbt mir das Kind, so schieß ich den lieben Gott todt!" Als das Kind darauf wirklich starb, legte der Mann seine Büchse an und schoß in die helle Sonne. Kurze Zeit nachher begab es sich, daß seine Frau einen kleinen Jungen gebar, und alle Nachbarn, die das verstorbene Kind gesehen hatten, erkannten in diesem Kinde das erste wieder. Dasselbe lebt noch; es konnte schon nach den ersten Wochen sprechen und erzählte oft von seiner Himmelsreise. Der Vater ist hernach 1853 durch Unvorsichtigkeit eines Jägers in der Sieber erschossen worden. Der jugendliche Menschenkörper mit Fleisch und Blut wird hier aus den Gestirnen ausgeborn; nur stirbt darüber der Vater dieses Sonnenkindes, weil er diese Geburt zwangsweise mittelst eines gegen das Gestirn gerichteten Treffschusses veranlaßte, während die Mutter folgerichtig entweder durch das aus der Sonne fallende Blut oder durch den bloßen Sonnenstrahl schwanger geworden ist. Das Maere des snowes sun, nun in v. d. Hagens Gesamtabenteuer Nr. 47, ist eine noch allenthalben lebendige Volksanekdote, wonach ein Kaufmann, nach vierjähriger Abwesenheit heimkehrend, sein Weib mit einem zweijährigen Knäblein vorfindet. Auf seine

frage nach dem Vater, berichtet die Frau, wie sie voll sehnsüchtigen Verlangens nach dem Gemahl inzwischen durch bloße Schneeflocken gesegneten Leibes geworden. Platen, im romant. Debipus, läßt das Weib sagen:

Ich lag am Fenster, als es eben schneite,
Da flogen, Schatz, mir in den Mund die Flocken,
Wodurch ich augenblicks gewann an Breite,
Bis dieses Kind zuletzt zur Welt ich brachte
Und meines lieben Ehgemahls gedachte.

Das Märchen gedenkt nicht weiter der befruchtenden Kraft des Schnees und sucht daher die Begebenheit mit einem Scherz abzuschließen, als ob es hier gälte, die bloße Weiberlist zu überbieten. Denn der Vater nimmt das größer gewordene Söhnlein mit auf die Kaufmannschaft, kann es in der Fremde um 300 Mark verkaufen und berichtet heimgekehrt der Frau, ihr Flockensohn sei ihm beim Ueberschreiten des Gebirges im heißen Sonnenstrahl zerschmolzen. Demnach wird also hier das Schneekind wieder ebenso von der Sonne zurück genommen, wie dieselbe jenem Schützen ein Ersatzkind statt des verstorbenen gewährt hat; denn die Sonne droht kleine Kinder zu fressen, der Mond verschluckt sie, die er über läßt, macht er mönig. Darüber handelt der Aufsatz: Ohne Schatten, ohne Seele. Daß das Tag- und Nachtgestirn wirklich in diesen Ideenzusammenhang gehört, läßt sich aus nachfolgender Besetzung erweisen, welche aus dem Munde einer Dienstmagd zu Harau aufgezeichnet wurde. Die Formel wird gegen die Kindsgichter angewendet:

Gott der Herr ist mein Hort,
Der sandte vom Himmel drei gewahre Wort.
Das Erste ist die heilige Sonne,
Das Zweite ist der heilige Mond,
Das Dritte ist das heilige Brod,
Mit diesen schlag ich die wilden Gichter all zu todt.
Im Namen Gottes d. V. S. u. hl. Gft. Unser Vater.
Dieses soll mit Glauben gebetet werden.
Sonne und Mond, und zum Dritten das Produkt beider,

das Brod, erscheinen hier als die Allvermögenden. Sie lassen sich durch Bitte oder Zwang das dem Menschen unentbehrliche Scheinende abgewinnen und gewähren es häufig in Gestalt von Blut, Milch und Brod. Eine Art der sie zwingende Nöthigung ist der sog. Freischuß und Treffschuß. Im Nachfolgenden ist es nicht darum zu thun, den Sagenkreis von den Treffschüssen zu beschreiben oder zu erschöpfen, über welchen schon Wolf Beitr. 2, 16 reichlich gesammelt hat, sondern an solcherlei Sagen das von uns hier gesuchte Resultat unleugbar herzustellen. Wir lassen dabei die Erzählungen aus dem früheren Alterthum vorausgehen.

Der Schuß gegen Himmel soll die Gerechtigkeit der Götter anmahnen, in schwierigen Fällen den Entscheid zu geben. Da König Dareios erfuhr, die Athener seien es, welche ihre eigene Stadt Sardis eingenommen und verbrannt hätten, legte er einen Pfeil auf und indem er damit in die Wolken sprach er: „O Zeus, verleihe mir Rache an den Athenern!“ Herodot 5, 105. Derselbe Autor berichtet 4, 94 von Thraçern, die schossen gegen Donner und Blitz in den Himmel, den Göttern drohend, und daß eben dasselbe die afrikanischen Zauberer von Mapongo heute noch thun, um dadurch Regen zu machen berichtet neuerlich Bastian, afrikan. Reisen 1859. 1, 204. Der Regen wird also mittelst eines gegen den Himmel gerichteten Pfeilschusses eliciert und erfolgt je nach Absicht des Schützen bald als erschreckender Blutregen, bald als Erquickungsstrom.

Als König Bel seinen Thurm fertig gebaut hat, erprobt er dessen Himmelsöhe, indem er auf der Zinne stehend einen Pfeil in die Sonne schießt. Mit blutiger Spitze kommt hernach der Pfeil zur Erde, eine Warnung für den erfrochtenen Stolz dessen, der sich schon den Göttern zunächst glaubt. Anders ist das Motiv in der Heraklessage. Als Herakles seine Fahrt zu Geryon macht und sich von den Strahlen des Helios schonungslos gequält fühlt, schießt er seinen Pfeil gegen den Fenster des Sonnenwagens. Und nicht mißfällt dieser Mut dem Sonnengott, er besänftigt des Helden Zorn durch einen goldenen Becher. Dorten quillt Blut, hier aber rinnt Gold.

in Form eines durststillenden Gefäßes aus dem durchschossenen Himmel. Es fehlt uns zum Wein nur noch das Brod; dies wird uns aber von der christianisierten Sage hundertfältig mitgenannt. Der Treffschütze in Müllenhoffs Schlesw. holst. Sagen, pag. 366, lädt sein Gewehr vorerst mit einer vom Kirchenaltar entwendeten Oblate, dann stellt er sich im Walde auf ein ausgebreitetes weißes Tüchlein und schießt gegen die Sonne. Sogleich bricht ein Unwetter los und die Stelle seiner Fußstapfen wird mit frischem Blut gezeichnet. Es geht also auf den Schuß ein Blutthau oder Blutregen nieder. Und da auch der Mond zu den Zeiten, da Krieg oder Pestilenz droht, voraus blutroth sich färbt, so wird er selbst nach der Schleswiger Sage (Müllenhoff 362) der Wohnort des brudermörderischen Cain, und nach Hildesheimer Glauben (Schambach-Müller, niedersächf. Sag. 344) gilt die Figur des Mannes im Mond als ein im Anschlag liegender Schütze. Derselbe gleicht also gänzlich dem hadischen Freijäger in Mones Anzeig. 1838, 223, der ebenfalls auf ein untergebreitetes Tuch knieend einmal gegen die Sonne, zum andern gegen den Mond, das drittemal gegen den lieben Gott selbst schießt; da fallen vom Himmel die drei Blutstropfen auf sein Tuch.

Schon läßt sich aus der Litteratur einer in unserer eigenen Landschaft spielenden Legende weit zurück nachweisen, daß das Bluten der Gestirne eine der deutschen Sage frei zustehende Vorstellung gewesen ist. Die Wallfahrt zum hl. Blut in der Kirche des luzernischen Städtleins Willisau hat seit 1553 kirchlichen Bestand und ist seit 1554 beschrieben: Ein erschreckliche und Wahrhafftige Geschicht von dreyen Spilern in der Stadt Willisow 2c. Nürnberg bei H. Palmesing. (Vergl. Gödecke, Grundriß 1, 294.) Der Inhalt ist kurz dieser. Auf dem öffentlichen Willisauer Spielplaze an dem Wiggerflüßchen hatte Ulrich Schröter an zwei Gefellen all sein Geld verspielt, und darüber erzürnt schleudert er seinen Dolch mit der Spitze gegen Himmel unter der Drohung, er wolle dem Herrgott in seine linke Seite werfen. Der Dolch blieb aus, fünf Blutstropfen (nach der Zahl der fünf Wunden Christi) fielen auf die

Scheibe des Spieltisches herab. Sie wurden noch frisch an der Tafel gestochen, und sind bis heute dorthin in der Kirche zur Verehrung ausgesetzt. Schröter selbst wird unmittelbar nach seinem Frevel von einem Wirbelwind in die Lüfte entrafft und geht verloren, seine Mitgesellen werden mit Ausfaß und Wahnsinn geschlagen. Ein Geschick, das auch bei Homer der gegen die Göttin die Lanze werfenden Diomedes geweissagt ist „Der Thor! nicht hat er bedacht, daß nicht lange besteht, we selige Götter befehlen.“ Abgemalt zu sehen ist Schröters Geschichte als das einundfünfzigste Bild auf der Kapellenbrüst zu Luzern. Aber die Legende selbst datirt aus früherer als aus der vorhin genannten Zeit, da schon i. J. 1499 Geile von Kaisersberg zu Straßburg über sie gepredigt hat: „sicu ille, qui quum in ludo amisisset, gladium versus coelum ieci et cruentatus decidebat.“ Noch früher aber erwähnt ihrer der Thomas Cantipratensis Bonum universale de apibus, pag 450, und viel alterthümlicher greift da der verlierende Würfel spieler zu Bogen und Pfeil, worauf letzterer mit Blut gefärbt aus dem Himmel zurückfällt. Ganz richtig verknüpft Woll Beitr. 2, 16, mit diesen Schüssen die Absicht des Schützen Wuotan den Sturmgott zu treffen und durch den Schuß zu zwingen, weil dieser der Schirmherr des Glückspiels ist und als Wilder Jäger zugleich Weidmannsheil verleiht. Allein noch allgemeiner verräth sich dabei ein starrköpfiger Zauber- und Rachebrauch des Heiden und des heidnisch denkenden Christen wenn beide ihren Willen rücksichtslos und sollte es auch ihr und der ganzen Welt Schaden sein, durchzusetzen gedenken. Es finden sich in der katholischen Bevölkerung unseres Nachbar kantons Solothurn noch Spuren solcher Zauberversuche. In einer Bauernfamilie des Dorfes Däniken hat sich die Zauber kunst vom Vater auf den Sohn bis heute fortvererbt. Der jezt Älteste dieses Geschlechtes hat Nachfolgendes hierüber berichtet, obwohl nach längerer Weigerung und erst nachdem die Weinflasche zugleich ihre Wirkung gethan hatte. Um ein schweres Hauskreuz noch rechtzeitig abzuwenden, oder auch um das Blut bei einer lebensgefährlichen Verwundung zu stillen, nimmt man

einen Halm vom eigenen Strohdach in den Mund, tritt mit gezogenem Messer vor ein geweihtes Herrgottsbild und spricht: „Gott Vater, Sohn und heil. Geist sollen mich verdammen! Setz, Teufel, nimm das Unglück hin!“ Hiemit stößt man die Messerlinge in das Bild.

Es liegt dieser so entmenscht lautenden Fluchformel der uralte Glaube zu Grunde, die hl. Dreifaltigkeit werde gegen den Teufel in den Wettkampf eintreten um eine sich selbst verloren gebende Seele, es müsse das tiefste Unglück eines hilflosen Menschen die Gottheit selbst zum Eingreifen nöthigen; und ferner spricht sich dabei der ebenfalls begreifliche Aberglauben aus, der an Gottes Blut verübte Frevel müsse das strömende Blut eines Schwerverwundeten augenblicklich erstarren, also gerinnen lassen. Um die weiter drohenden Folgen kümmert sich der allzeit kurzsichtige Frevler nicht, und so ist es gar nicht zu verwundern, daß ganz derselbe Vorgang, aber mit einem ungeheuerlichen Ergebniß, bereits im ahd. Muspilli erzählt ist. Elias und der Höllenwolf streiten hier einen Wettkampf um den Besiz der auferstandenen Seelen. Elias, unter dem des Donnergottes Gestalt verborgen ist, kommt dazu aus den Gestirnen herab, fona himilzungalon; der Riese Altfeind, der Höllenwolf, der Urböse kommt aus dem Abgrunde, fona pehhe. Der Sternen-Elias wird verwundet, und wir müssen uns hinzudenken, dies sei durch einen gegen ihn empor geschleuderten Speer oder Pfeil geschehen. Sobald der Altriefe diesen Schuß gethan hat, bricht jener Blut- und Glutregen los, der Alles und somit ihn selbst verschlingt. Denn sobald des Elias Blut auf die Erde trieft, beginnt der Himmel in Lohe zu kochen, fällt der Mond herunter, steht die weite Welt mit Gebirg, Strom und Meer in Flammen, und nicht eher endigt diese Vernichtungsscene, als bis ein doppeltes Göttergeschlecht hier zusammen eingreift, ein heidnisches und ein christliches: denn von der einen Seite her stößt der Wächter an der Regenbogenbrücke ins Gjallarhorn, und von der andern Seite wird das errettende Fronkreuz herbeigetragen, woran der heilige Christ erhangen ward.

Von blutschwitzenden Tempelstatuen, worin man ein Vorzeichen großer Gefahren sah, reden bekanntlich die Römer, aber sie wußten eben so wenig einen tieferen Sinn daran zu knüpfen, als wir an unsere ähnlichen Mirakelbilder. Vielleicht daß dies uns besser gelingt, wenn wir noch etliche Legenden solcher Art hier kurz zusammenfassen. Ein Hussite spaltet mit dem Schwert dem hölzernen Marienbilde das Haupt, seitdem besteht zu Neukirchen die Wallfahrt zum hl. Blut. Schöppner, bair. Sagb. Nr. 536. Oder ein Jude sticht mit einer Nadel in die ihm verkaufte consecrirte Hostie, sie blutet und in zahllosen Kirchen wird seither ein Blutstropfen hergezeigt. In den schweizer. Mediationsunruhen schwißt die Holzfigur eines Feldkreuzes Blut schon auf die lügnerische Kundschaft hin, mit deren Ausbreitung man die politischen Gegner unterstützen will. Aargauer Sagen 2, Nr. 354. Zu Landsbüt und in Markt Geisenfeld in Oberbaiern gab es kirchlich oder giebt es wohl noch zwei wächserne Heilandsfiguren blutschwitzend. Der Zweifel behauptete von ihnen, sie seien hohl und mit rothgefärbtem Wasser angefüllt, dies werde durch miteingeschlossene Goldfischchen in Bewegung erhalten und tropfenweise durch die künstlichen Poren des Wachses herausgetrieben. Wir wissen bereits, daß die mit solchem hl. Blute veranstalteten Feldprozeßionen, namentlich der Blutumritt in schwäbisch Weingarten, Gelände und Gewässer mit Fruchtbarkeit zu segnen haben, daher trifft das aus dem geschändeten Bilde rinnende Blut so oftmals zusammen mit der heiligen und profanen Speise, mit Broden und Fischen, schließlich sogar mit baarem Gelde. Ueber Lepteres ein Beispiel. Im Solothurner Dorfe Buchwil hängt im Wirthshause zum Schnepfen ein Christusbild, in das ein Spieler in Wuth über seinen Spielverlust das Messer geschleudert hat. Als bald nach diesem Frevel entstand hier eine Wallfahrt. Allein die Kantonsregierung bestrafte zugleich den Schnepfenwirth, weil er etwa nicht zu rechter Zeit abgewehrt haben mochte, um eine so hohe Summe, daß er sie nicht erlegen konnte; er mußte daher alljährlich den Zins davon bezahlen. So gieng dies auf seine Nachkommen über, bis sich diese seit dem Jahre 1854

durch Abzahlung des Kapitals endlich von dieser Last befreiten. Nicht so aber würde der Abnherr dieselbe Servitut abgekauft haben, wenn er es auch vermocht hätte. Bormalz hatte nemlich das Bild zu einer alljährlich wiederkehrenden Procession verholfen gehabt, durch deren Ertrag dem Wirthe jene Strafsomme stets mehr als gedeckt wurde. Als aber seit dem Jahre 1798 mit den Neufranken auch neue Ideen ins Land einrückten, blieben hier die Wallfahrer aus; man fühlte an dem Hausmirakel nichts mehr als die Last einer jährlich wiederkehrenden Geldbuße und befreite sich gleichzeitig von ihr und von dem Hauswunder. Schweiz. Illustr. Kalender, St. Gallen 1854, 112. Wie behilft sich nun der moderne Verstand, wenn ihm solche bis auf unsern Tag reichende und noch unter unserer eigenen Justiz gerechtfertigte Blutwunder begegnen? Er sucht eine Moral dahinter, die für Alles paßt und kein Kopfbrechen kostet. Gott will, heißt es, dem Schänder seines Abbildes mindestens es augenfällig machen, wie begründet die Verehrung sei, die diesem Abbilde erwiesen wird; oder ein mehr nach der Urtheilsweise des Protestantismus Verfahren der leugnet zwar das eben erzählte Wunder des Gänzlichen, unterlegt ihm aber doch den Sinn des allgemeinen Sittengesetzes, und gerade so findet es sich ausgesprochen in Rückerts gesamm. Gedichten 3, 115:

Jäger gut!

Bewahr dein Rohr vor Uebermuth.

Schieß nach keinem Heiligenbild,

Obgleich aus ihm kein Blut nicht quillt.

Ziel nach keinem Himmelsstern,

Obgleich er steht dem Schuß zu fern.

Wenn auch dein Rohr nicht sündigen kann,

Sündhaft ist der Gedanke dran.

Obgleich sich derlei ganz artig liest, so ist doch eine solche Deutung viel zu allgemein, und die ihr zu Grund liegende sittliche Empfindung besitzt nie jenes schöpferische Vermögen, aus welchem die erwähnten Volksagen selbst entsprungen sind. Der wassergesättigte Gips, gewöhnlich Mondmilch genannt, heißt beim Aelpler Bergziger; nicht bloß daß man

diese milchig aussehende Erde früherhin häufig aß und gleich der Milchspeise des Zigers zubenannte, der Entlebucher Senne glaubt bestimmt, daß die Mondmilch und die übrige Milch seiner Heerde dem günstigen Einflusse des Mondes zuzuschreiben sei. Naturmythen, pag. 252. Zu derselben Anschauung führt der Volksglaube mit seinem Hundert von Erbsägen. Man darf, heißt es, mit dem Finger nicht in den Himmel deuten, sonst greift man einem Engel ins Auge; im Felde soll man den Heurechen nicht mit der Zahnreihe gegen Himmel legen, bei Tische das Messer nicht nach oben gefehrt, denn alles dies sticht in den Himmel. Die Räuber legen beim Essen die Spitze des Messers umgekehrt gegen sich; der Jäger aber von sich, wie sich's gehört. „Ich leg's wie ein Jäger,“ spricht er, „ihr aber legt's wie Spitzbuben!“ Grimm *NM.* 3. Nr. 105. Als man zu Anfang des Jahrhunderts bei uns die Bligableiter einführte, weigerte sich das Aargauer Landvolf sehr dagegen und behauptete, damit wollten die französischen Heiden und ihre Anhänger dem lieben Gott nur die Augen ausstechen. Folgerichtig lehren sich diese Säge auch um und lehren, wie nützlich es sei, in der Gabe schon den Geber zu ehren, wie man mit der beobachteten Schonung des Himmlischen auch zugleich des Irdischen schone.

Man soll die Milch nie mit einem schneidenden oder stechenden Instrument umrühren, sonst empfinden die Milchkühe Schmerzen am Euter, ergeben rothe Milch. Man soll die Milchsuppe nur einbrocken, nicht aber einschneiden, sonst wird man zugleich mit der Brodschnitte auch der Stallkub „den Rugen“ die Milchergiebigkeit abschneiden. Beim ersten Schnitt, den der Mann, welcher zugleich steinreich und steinhart ist, zur theuern Zeit ins Brod thut, fließt Blut aus dem Laib. Müllenhoff, schlesw. holst. Sag. pag. 145. Grimm, deutsche Sag. Nr. 240. Märchen 2, pag. 552. Wolf, niederländ. Sagen Nr. 153. 362. 363. Selbst wenn man das Vorbrod, sagt der bairische Bauer, ehe es recht gar gebacken ist, übergierig aus dem Ofen nimmt, so blutet's beim Ansnitt. Schöppner, bair. Sagenh. Nr. 882.

Aus dieser Zusammengehörigkeit der ersten unentbehrlichsten Lebensmittel unter einander und mit den primitivsten Lebenkräften folgerte man eine gleiche Abkunftsgeschichte derselben aus dem Himmel und gab ihnen zusammen einen ähnlichen Grad der Heiligung. Aus der greifbarsten Realität entsteht dann ein Symbol des Glaubens und des Rechtes für die Sippschaft und den ganzen Stamm. Hier werden wir auf die Milch- und Blutsbruderschaft geführt. Einen Bund, sagt Herodot 4, 70, machen die Skythen auf folgende Art, sie mögen ihn machen mit wem sie wollen. Sie gießen Wein in einen großen irdenen Krug, vermischen ihn mit dem Blute derer, die da den Bund schließen, indem sie sich mit einem Messer stechen oder mit einem Dolch ein wenig die Haut aufritzen. Sodann tauchen sie in den Krug ein Schwert, Pfeile, eine Streitart und einen Wurffpieß. Und wenn sie dieses gethan, halten sie ein langes Gebet, sodann trinken die den Bund Schließenden davon und auch die Angesehensten aus ihrem Gefolge. Eine ähnliche Verbrüderungssitte der Tataren nebst den einschlägigen Bräuchen der Geten ist nachzulesen in Grimm's GDS. 136. Das Bluttrinken bei den Germanen muß lange in Schwang gewesen sein, ohne daß diese rauhe Sitte durch eine besonders erdachte That gleichsam gemildert und zahmer gemacht worden wäre. Schon sind die Nibelungen durch Feuer und Schwert überwältigt, allein zum Tod verschworen bleibend, schöpfen sie Alle neue Kraft, indem sie an die Leichen der Gefallenen niederknien und aus deren Wundenblut den Durst stillen: dâ von gewan vil krefte ir etliches lip. 2054. Das Volkslied, welches Afzelius, schwed. Sag. 3, 207, mittheilt, sucht denselben rohen Brauch poetisch zu verschleiern. Der junge Ingemar und seine Geliebte Malfred flüchten in die Marienkirche bei Räsbum in Blekingen, und gerathen hier in dieselbe Nibelungennot, denn ihr Verfolger Lammandsson läßt die Kirche anzünden.

Das sprach der junge Ingemar am Altare bei der Glut:
Wir schlachten unsre Rosse und kühlen uns in ihrem Blut!

Ausdrücklich aber findet sich das Bluttrinken des Star

naviers abgeschafft. Nachdem der Held Dervarodd die räuberischen Wifinger vertilgt hatte, fuhr er nach Svealand, um hier den muthvollen Hjalmar vom Hofe Königs Ingwe zu bekämpfen. Nach mehrtägigem Fechten schlossen beide Frieden und stellten zusammen diese Wifingsgesetze fest: Niemals rohes Fleisch zu essen oder Blut zu trinken, niemals Bauern und Kaufleute zu plündern, niemals Weiber zu bewältigen. Diese dreifache Satzung beschwuren sie in folgender Weise nach dem alten Herkommen der Milchbruderschaft. Sie schnitten einen breiten Rasenstreifen los, befestigten die Enden in die Erde, erhoben ihn in der Mitte auf zweien Speeren, traten beide darunter, schnitten sich eine Wunde und ließen das Blut im Sande ihrer Fußspur zusammen fließen. Darauf knieten sie und schwuren, wie Brüder ihr Schicksal zu theilen und des Andern Tod zu rächen. Wedderkop, Bild. aus d. Nord. 2, 39 ff. In solcher Fußspur ersieht alsdann der Milchbruder, wie es dem Abwesenden ergeht, je nachdem sie sich mit Erde, Wasser oder Blut füllt. Grimm, GDS. 137. Das hier abgeschaffte Bluttrinken tauchte dann in halbkythischer Weise wieder an den Universitäten auf. Zu Helmstädt und Leipzig tranken einst die Hasen (sogen. Graßfüchse) Bruderschaft, indem sie aus dem aufgerichteten Arm etwas Blut in den Becher rinnen ließen und diesen kniend leerten. Ein Ueberrest hiervon ist auch Folgendes: Wollen zwei Freunde einst in die Ferne hin sich Nachricht von einander geben, so lassen sie in gegenseitig gemachte Wunden Blut von einander träufen und diese verheilen; so oft der Eine dann in die Narbe sticht, fühlt es der Andere, und die Zahl der Stiche ergiebt ihm die Bedeutung. Schindler, der Aberglaube 1858, 165. Noch ist eine nun gleichfalls wieder veraltete Burschensitte zu erwähnen; man schrieb sich mit eigenem Blute gegenseitig Stammbuchblätter; in den eigenen Reisetod schnitt man des Leibburschen Namen ein und röthete diese Zeichen mit eigenem Blute, oder statt dessen röthete man später den in die Ziegenhainer geschnittenen Namen mit Zinnober aus. Noch soll man das Blatt besitzen, auf dem mit seinem eigenen Blute der große Baiernchurfürst Maximilian sich der hl. Sung-

frau verschrieben habe: „in mancipium tuum me tibi dedico consecroque, virgo Maria, hoc teste cruore atque chirographo, Maximilianus, peccatorum coryphæus.“ Ich kenne jedoch die Quelle dafür nicht und kann auch die Angabe nicht verbürgen, als habe dem spanischen Philipp III. wegen einer bewundernden Aeußerung, die diesem Monarchen über zwei von der Inquisition zum Tode verurtheilte Franziskaner entfiel, sein Beichtvater ein bißchen seines keiserlichen Blutes abzapsen und gleichfalls verbrennen lassen.

Zu Furth in der bairischen Oberpfalz ist der Drachensitz ein alljährlich wiederkehrendes, mit mehrfachen Masken im Freien aufgeführtes Volksschauspiel, bei dem die Georgenlegende den Verlauf der Handlung ausmacht. Aus Reifen und Leinwand wird ein Drachenleib zusammengewölbt, in dessen Innern der Todtengräber des Ortes dirigirt. Der gegen den Drachen dreimal ansprenkende Ritter stößt ihm zuerst den Speer in den Rachen, haut den sich Krümmenden dann mit dem Schwerte, und hat beim dritten Anritt ein Pistol gegen ihn abzufeuern. Was jezt des Knalleffects wegen bis zuletzt verspart ist, mußte ehemals die erste Angriffsweise und ein Pfeilschuß gewesen sein. Wenn der Speerstoß des Reiters die in der Gaumenhöhlung verborgene Blase nicht rechtzeitig trifft, so zieht irgend ein Mehgermeister sein langes Messer und durchsticht dem Drachen das rindblasene Herz, so daß zur Freude des Volkes das Blut heraus springt. Begierig tauchen die Bänerinnen ihr Tüchlein darein, theilen dies in Stücke und stecken es fegenweise in die Felder zum Gedeihen der diesjährigen Flachsfaat. Auch als sympathisches Mittel dient dies Drachenblut „und ist eben so gesucht, wie das Blut der armen Sünder bei Hinrichtungen.“ Dieses Volksfest soll zu Furth seit den Pestzeiten bestehen; wahrscheinlich war es die Mehgerzunft dorten gewesen, die dem gemiedenen Orte als Todtengräber zu Hilfe kamen, wie ja auch bei der Münchener Pest die Mehger und Scheffler sich zuerst wieder auf die verödeten Straßen heraus wagten, den daselbst hausenden Drachen erlegten und zum Gedächtnisse daran jezt noch dorten

das Brunnenspringen und den Schefflertanz abhalten. Vergl. Holland, Gesch. d. altd. Dichtkunst in Bayern, S. 636. Somit ergiebt das an beiden Orten vergossene Drachenblut hier frisches Ochsenfleisch und neu gebundenen Wein, dorten Flächswuchs und Körperstärke. Zuletzt darf dabei auch das Brod nicht mangeln. Dies bringt jener von St. Clemens, dem ersten Heidenbefehrer Lothringens, zu Meß erlegte Drache herbei, den man daselbst den Graoulli nennt. Wenn alljährlich dieses riesige Drachenbild durch die Straßen geführt wurde, so hatte jeder Bäcker der Stadt die Verpflichtung, dem am Hause vorbei ziehenden Thiere die lange Stachelzunge gänzlich mit Weißbroden zu bestecken. Alleszusammen wurde den Stadtbarmen ausgetheilt. Hievon handelt Hoders Schrift: Die Mosel, und zugleich ein brieflicher Bericht von A. Stöber in Mülhausen, an den ich die Bitte richtete, hiefür meinen besten, freilich schon verspäteten Dank hier entgegen zu nehmen.

Wenn nunmehr noch der Rechtsfrage vom schreienden Blute und den Sagen der Blutrache Grund und Zusammenhang mit dem Bisherigen zugewiesen sein wird, so hat damit die vorliegende Arbeit ihr Ende erreicht.

Die Kirche nennt solche Sünden himmelschreiende, welche dem uns eingebornen Rechtsgefühle widersprechen, das, wie der Blutumlauf in den Adern, in jedem Menschenherzen sich von selbst bewegt. Man zählte solcher Sünden viere: Arme unterdrücken, Waisengut erpressen, den Nachbar sittlich zu Grunde richten, dessen Blut vorsätzlich vergießen. In der leztgenannten Sünde sind eigentlich die drei ersten miteingeschlossen. Unschuldig vergossenes Blut hat eine Stimme, es redet, Abels Blut schreit gegen Himmel, aus Blutstropfen rufen in Märchen und Sage Menschenstimmen. So wird denn das Denk- und Sprachvermögen der Seele überhaupt gänzlich auf das Blut übertragen. Odysseus giebt den Schatten im Hades Blut zu trinken, damit diese Gidola wieder beseelt, erinnerungs- und redesähig werden. Bevor sie den Bluttrunk genossen haben, vermögen sie nur schwirrend sich kund zu geben, wie es ein stehender Zug aller Gespenstergeschichten ist, daß das Gespenst

auf unsere erste Anfrage nicht zu reden vermag, sondern bloß mit stummen Seufzern verschwindet. Alle schon entthronten Götter, alle schon verstorbenen Menschen leiden an diesem Blutmangel; zum Ersatz muß ihnen daher das blutige Opfer eines Thieres oder Menschen gebracht werden. Allem Glauben an Vampyrismus, mit dem schon die Hellenen sich trugen und jetzt noch besonders die Südslaven, liegt die Empfindung zu Grunde, der Verstorbene, des Blutes entbehrend, verlasse sein Grab, um dem Lebenden Blut aus dem Leibe zu saugen. Heren sind alt und blutleer, darum trifft auch sie der Vorwurf, daß sie Kinder schlachten. Wenn der Hellenen den dithonischen Gottheiten keine blutigen Choen mehr opfert, sondern nur noch Trankopfer von Wasser und Wein, so sind jene eben dadurch antiquirte Götter, die Herrschaft ist ihnen entzogen und nun ihren Regierungsnachfolgern, den Olympiern, gesichert. Dasselbe Schlachtopfer, das dann noch den anerkannten Unterirdischen verbleibt, verbleibt auch noch dem Teufel: Schwarzer Hund, Bock, Stier und Schwein werden der Hekate, den Eumeniden u. s. w. geschlachtet. Der Teufel, nicht minder ein gestürzter Engel, leidet an einem Blutmangel, und geizig besteht er auf dem einen Tröpfchen Blut des Menschen, der sich zu ihm in ein Schutzverhältniß begeben will. Goethes Mephisto sagt ja:

Blut ist ein ganz besonderer Saft,

Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Hat der Todte kein Blut, liegt aber im Blut die Seele, so ist es die Pflicht des Ueberlebenden, ihm diesen Mangel zu vergüten, und zumal wenn er unschuldig den Tod erlitten hat, ihm sein Bluträcher zu werden. Von der germanischen Blutrache sind ausgenommen und befreit Geschwister gegen Geschwister, denn so verlangt es das Naturgesetz der Blut-Treue, welches als erstes vor jedem andern gilt. Erst wenn einmal Geschwister die Sippenschaft brechen und Brüder sich bekriegen, erst dann wird bei so unerhörtem Frevel, wie die Edda ausdrücklich sagt, der Untergang der Welt heran nahen. Obenan steht im Geseze die Erfüllung der Sippenschaftspflichten, aber

deren erste Folge ist dann das Gebot der Blutrache. Das Nachgeklübde, das der Bataver Civilis gegen die Römer schwört, das die Schatten bei Lactus ablegen (Germ. 30) und die 6000 Sachsen (bei Paul. Diaconus) gegen die Schwaben, läßt nicht den geringen Aufschub zu, erst noch die Hände zu waschen, die Nägel zu schneiden, die langen Haare zu kämmen und in Locken zu schürzen, ein Kleid zu wechseln, bevor der Feind und Todtschläger darnieder liegt. Hilde erweckt jede Nacht die erschlagenen Hedninge auf der Walstatt durch Zaubergesänge, damit sie die unentschieden gebliebene Schlacht von neuem ausfechten; denn Blut fordert immer wieder Blut. Und diesen Kampf, sagt Skaldaskaparmal, soll fortwähren bis zur Götterdämmerung, d. h. bis zum jüngsten Tage soll die Blutrache den Odhinnsdienere nicht ruhen lassen.

Längst ist dieses furchtbare Gesetz untergegangen, gleichwohl bricht es noch allenthalben in der Empfindung und Erinnerung durch. Die Spuren rechtswidrig vergossenen Blutes lassen sich von keiner Mauer abwaschen, z. B. das Wallenstein in Eger; sie schlagen unter jeder Tünche frisch hervor. Von Konrads Tode zu Neapel gieng die Sage, ein Adler sei von Himmel herabgeschossen, habe seine Fittiche durch das Blut des Enthaupteten gezogen und sich damit wieder in die Lüfte geschwungen, Blutrache drohend; auch die Wände der Kapelle, welche über jene Hinrichtungsstätte erbaut wurde, seien beständig feucht geblieben. H. Holland, Bayerns altb. Dichtkunst, 540.

Todschlag konnte zwar später mit Geld abgekauft werden so daß nur der mit Blut bezahlen mußte, der keinen blutigen Heller mehr hatte, also nicht mit Gut bezahlen konnte. Aber man weigerte sich dieses Ersatzmittels; ich will, sagte der Vater dem der Sohn erschlagen war, meines Sohnes Seele nicht in Geldbeutel tragen. Und so hatte die am Mörder vollzogene Todesstrafe darin ihren rechtlichen Begriff, daß für das vergossene Blut des Ermordeten dasjenige des Mörders zum Ersatz dienen sollte. Frisches Blut an die Pfosten des Bohnhauses gestrichen, bezeichnete beim Hebräer schon eine neuerding

zum Leben bestimmte Stätte; an ihr gieng der Engel, der die Erstgeburt schlägt, unschädlich vorüber. Auch befiehlt Moses sowohl für den Todschläger, der eine Seele unversehens und unwissentlich schlägt, als auch für den Bluträcher selbst, Freistätten zu errichten, dahin er fliehen möge und nach Vollzug der Rache nicht noch durch die Sippschaft seines Gegners sterben müsse. Die deutsche Sazung verfügt Aehnliches. Dem durch das Gesetz Hingerichteten kommt kein Bluträcher mehr zu, Niemand aus seiner Sippschaft darf seinen Tod „äfern.“ Damit ist der Familie des Erschlagenen und des für den begangenen Todschlag Hingerichteten die Ausübung der Blutrache entzogen, und wie es im Alten Testamente heist: „Mein ist die Rache, spricht der Herr,“ so ist hier Alles dem im Namen Gottes waltenden Gerichte übergeben. Dieses wurde nun selber die Verkörperung des um Rache schreienden Blutes; die Richter mußten nemlich einen flüchtig gewordenen Mörder an drei Gerichtsstätten zu dreien malen verschreien, oder man veranstaltete, wenn der gemuthmaßte Mörder sich stellte, jedoch die That leugnete, das Bahrgericht. Dieses stützte sich auf die Voraussetzung, daß beim Erscheinen des Mörders vor der Leiche des Ermordeten diese von neuem aus den Wunden Blut aus-schwißen oder aus dem Munde schäumen sollte. Man erwartete, wenn der Mörder den verlangten Reinigungsseid meineidig ablege, so werde das in der Leiche stockende Blut unter Mitwirkung der Gottheit sich empören und neu aufwallen. Das Blut treucht, wo es nicht hingehen kann, sagt ein niederdeutsches Sprichwort. Es konnten Gährungsausbrüche des sich zersetzenden Blutes wirklich erfolgen, die man für ein Ausbrechen frischen Blutes hielt, wie denn aus dem Munde Erstickter unter wiederholtem Schäumen Klumpen schwarzen Blutes hervorgestoßen werden. Aber auch auf künstliche Mittel verfiel man. Der Beklagte mußte die Wunden mit einem wollenen Meißel, mit einem Pfropfen aus Schafwolle und ähnlichen Reizmitteln auf Befehl auffrischen, um sehen zu lassen, ob nicht mindestens Blutwasser fließe. Oder mit nackten Füßen, vom Henker am Stricke gehalten, mußte er über die am Boden liegende Leiche

hinüber schreiten. Hier steigerte sich die Angst und erpreßte unfreiwillig das Geständniß. „Denn wo du für gericht sollt kommen und die welt sampt deinem eigen gewissen dich überweisen kan deines unreinen lebens, so wird dir bald das blut unter augen schießen.“ Luther 6, 61 in Grimms Wb. 2, 171. War das Bahrgericht unmöglich gemacht durch Verwesung der Leiche oder durch Zerstückung und Verschleuderung, so behalf man sich mit einem Wahrzeichen von ihr; ein einzelner Knochen wurde zu Gericht gebracht, die Mordklage angehoben und der Reinigungseid unter den gleichen Vorbereitungen auf das bloße Knöchlein abgelegt. Auch dieses sollte den Meineidigen auf der Stelle mit Blut übersprigen.

Hier muß ich für dießmal der Arbeit eine Schranke setzen. Die Rechtsagen selbst vom Bahrrecht, vom klingenden Knochen und vom Ersatzknochen kommen im vierten Abschnitte dieses Buches zur Behandlung.

Ohne Schatten, ohne Seele.

Der Mythos vom Körperschatten und vom Schattengeist.

Es scheinen die im Volke noch lebenden Vorstellungen über den Schatten die wissenschaftliche Aufmerksamkeit nur selten erregt zu haben, wenigstens wollte es der hier folgenden Mittheilung nicht glücken, in unseren neueren Sagensammlungen Belangreicheres und Anderes darüber aufzuspüren, als was Menzels Odin S. 32 und Wolfs Beiträge 2, 347, beide auch nur vorübergehend, dazu angemerkt haben. Wichtig aber muß dieser Gegenstand gleichwohl sein, schon wegen der ausgedehnten Rolle, welche in der Landwirthschaft der physische Schatten spielt, vorerst noch ganz abgesehen von seinem Bruder, dem metaphysischen Schatten, der das Gebiet der Geisterwelt und des Aberglaubens nicht minder betriebsam fortwährend anbaut: denn nach dem physikalischen Schatten pflegt unser Landmann Alles, von seiner eigenen Person an bis zu den kleinsten Dingen herab zu verwerthen, was da von Lebendigem in seinem Besitze und seiner Umgebung ist. Er bemißt und berechnet Dinge und Wesen nach ihrem Schattenwurf, benennt sie darnach und bestimmt darnach ihre Dauer und ihr Schicksal. Er denkt sich Element, Weltgegend und Gestirne von den Einflüssen dieses geheimnißvollen Wesens gelenkt; er sieht Witterung und Jahreslauf abhängig davon; Mensch, Thier und Pflanze unterscheidet er in schattenwerfende oder schattenmildernde, in schattenhäufende oder schattenlose. Und so hat er nach jenen mundartlichen Benennungen, die er dem vielfachen Wechsel des Schattens giebt, bald entweder seine ganze Landschaft zubenannt, bald hat er dem Hauptstrom in ihr, dem Gebirge, dem Bannwald, er hat sich selbst oder seinem Grenznachbar einen

damit zusammenstimmen den Eigennamen beigelegt. Kurz dieser Schatten ist dem Aelpler und Sennen noch jetzt seine älteste Stundenuhr, sein ältestes Grenz- und Markenmaß, sein leiblicher Vor- und Nachtreter, sein Doppelgänger und als solcher sogar noch seine Lebens-Affecuranz. Darum giebt er dem Schatten gern die Ehre, wenn die Rede auf scheinbar geringe, in ihren Folgen jedoch wesentlich wichtige Umstände kommt, und sagt sprichwörtlich: die Sache freilich ist klein, aber ihr Schatten ist lang.

Mit demselben Sprichworte meint diese hier beginnende Arbeit auch auf sich selbst deuten zu dürfen. Sie hofft mit ihrem schmalen Gegenstande und beschränkt auf den Raum eines bloßen Aufsatzes mit den nachfolgenden Erbsägen und Sagen, die der Schatten in dem Glauben der Bevölkerung des schweizerischen Arthales besitzt, manches in der deutschen Sprach- und Sittengeschichte aufhellen und damit bis zum germanischen Mythos vom Schatten vordringen zu können.

Betrachtet man zuerst die Volksvorstellungen über den physikalischen Schatten, so sollte man wohl glauben, daß dem Südländer der Schatten und dem Nordländer das Licht als das vorzugweise Erwünschte gelten müßte. Die beiden Racen sollten in Verwerthung von Licht und Schatten sich so widerstreiten, wie sich ihre Zonen klimatisch widersprechen. Allein dem ist in Wirklichkeit doch nicht also, sondern es stimmen die Beiden gerade darin vielfach überein, daß sie Sonne und Mond, Mittag und Mitternacht, absolutes Licht und absolutes Dunkel als zwei gleich gefährliche Gewalten betrachten und deren Einfluß scheuen. Dem Südländer ist der Mittag ein Stocken und Stillstehen der Zeit; nichts, selbst die Gottheit nicht, ist dann mehr wirksam und wach. Dem Griechen schläft dann entweder der Pan oder er ist gar gestorben, Apollo versendet seine Pestpfeile, das giftige Mittagsgespens der Empusa schleicht umher, das ewig bewegte Weltmeer steht stille, als ein Riesenfisch streckt es sich in der Sonnenschwüle zum Schläfe hin: „Auf schweigendes, windstilles Mittagslager sinkend, in Ruh gewiegt.“ (Aeschylus, Agamemnon). Gleicher Weise ohnmächtig soll der Juden Gott

um Mittag sein, denn die Feinde sprechen von ihm höhrend:

Er dichtet, er ist über Feld, er schläft vielleicht.

1 Könige 18, 27. Wohl läßt sich solches aus dem vernichtenden Brande der tropischen Mittagssonne begreifen; wenn da die heiße Luft ihr zitterndes Wogen beginnt, nennt es selbst die abgehärtete, altarabische Poesie die unglücklichste Lage, als ein Wanderer zu Fuß des Weges daher kommen zu müssen. Ein darüber handelndes Gedicht, die Frau von Temim, hat Fr. Rückert übersetzt: Morgenländ. Sag. u. Geschicht. 2, 33. Die durch die Sonnenhitze des Mittags entstehende Seuche (*λοιμός* bei Homer) macht es nöthig, daß man sich hinter vielfach geschichteten, feuchten Thierhäuten verbirgt. Wenn Proteus, der okeanidische Titane, um Mittag aus den Meerestiefen emporsteigt und seinen Mittagschlaf hält, ruht er in Mitte seiner Robbenheerden, die einen unerträglichen Geruch von sich geben. Um den Schläfer so erblicken zu können, hüllt sich Menelaos mit dreien seiner Gefährten selber in Robbenfelle. Aehnlichen verderbenschwangern Dunst athmet Pan aus, wenn er des Mittags schläft, und die Menschen hüten sich dann wohl vor jedem Geräusche, um ihn nicht zu wecken. Der Ziegenhirte bei Theokrit sagt:

Nein, wir dürfen nicht, Schäfer, wir dürfen nicht flöten
des Mittags,

Scheuend die Rache des Pan; er schlummert, vom Jagen
ermüdet,

Immer um diese Zeit, und leicht ist der Böse zu reizen.

Zürnend schnaubet er stets aus der Nase die bitterste Galle.

Ebenso betet der römische Hirte beim Palilienfeste zur Pales (Ovid. Fast. 4, 721), die Göttin möge ihn bewahren, den Faunus erblicken zu müssen, „wenn dieser in Mittagsglut die Felser betritt.“

Allein auch die Nacht gewährt dem Südländer nicht das Gefühl des Friedens und Schutzes. Sie geht ihm zu glanzvoll und leuchtend auf; die Klarheit ihrer wesenlosen Luft, weithin ausgebreitet über den Rand der leeren Wüste, peinigt ihn mit der Vorstellung grenzenlosen Alleinseins. Das scharfstantige

Mondlicht, der kaltblickende Glanz des Sternbildes erinnert ihn an das blankgeschliffene Schwert des Stammfeindes und Bluträchers. Wo er zeltlos übernachten muß, da droht aus dem Nachtschatten die Seuche und der Tod auf seine Glieder niederzufallen. „Es geht daher ein Unglück von Mitternacht, ein großer Jammer, die Schatten werden groß.“ Jerem. 6. 1, 4. So bleibt er dem Tage und der Nacht bloßgestellt, wie ein schildloser Krieger den lauernden Pfeilschüssen der Gegner. Nicht unter diesem ehernen Himmel kann er Schirm, Schutz und Schatten finden, drum sucht er sie außer aller Welt unter Gottes Flügeln. Hievon sprechen die Psalmen 57. 91 und 121: Unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der erschrickt nicht vor dem Grauen der Nächte und vor den Pfeilen des Tages. Der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.

Mit Anfang der Nacht, sagen die Rabbinen, läßt Gott alle Thüren des Himmels zuschließen und die Engel sitzen schweigend dabei, und schickt die bösen Geister in die wilde Welt, und wem sie in der Nacht begegnen, den beschädigen sie. Aber nach Mitternacht schreit man im Himmel aus, daß man die Thore gegen Tag wieder aufschließen möge. Das hören die Hahnen hienieden auf Erden und fahen an zu krähen. Alsdann verlieren die bösen Geister ihre Kraft. Daher lautet das Brachach oder Dankgebet, das man am Morgen beim Hahnentruf spricht: Gelobet seist du Gott, Herr aller Welt, daß du dem Hahnen Verstand hast geben. Buxtorf, Judenschul. Basel 1643, pag. 170.

Ganz Aehnliches liegt nun auch in der Naturanschauung des Deutschen. Die Sonne heißt ihm freilich vorzugsweise die liebe Frau, vom Volksliede wird der Mond der gute, und von der Edda die Nacht die Traumfreundin genannt. Und doch erscheinen dann wieder beide, Sonne und Mond, Tag und Nacht, ebenso oft als eine riesige Uebermacht, die entweder heimtückisch das Leben beschleicht, oder übermüthig plump und mit

möglichem Anfall es erdrückt. Nicht aus den klimatischen Contrasten allein entspringt ein solcher Widerspruch, sondern weit mehr aus der Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens, wenn es das Höchste als ein unabänderlich und mitleidslos Angeordnetes verwerthen soll, wenn es das Unentbehrlichste als ein ewig Wechselndes und Dauerloses begreifen soll. Denn damit ist nicht abgeholfen, daß man es — wie wir neuzeitlich sagen — durch das Gefühl auffasse und es nachempfinde. Eben in der Empfindung läßt sich dasjenige nicht unvermischt fassen, was der Sinnesforschung zu tief sich verbirgt, oder was überallmächtig sich ihr aufdrängt. Alles, was so dem Denken unbegreiflich bleibt, das verwandelt sich der Vorstellung in ein Zweieitiges und Zweideutiges, in ein Rechts und Links, kurz in unreine Symbole des Glaubens. Dann entsteht der schwedige Aberglaube und leiht den höchsten Potenzen die unwürdige Farbe seiner eigenen Halbheit und Rathlosigkeit. Bald ist ihm Bertha, wie es ihr Name besagt, die lichtstrahlende, freudeverbreitende Göttin, bald wieder eine in die Ruhhaut gehüllte, nächtlich schreckende Eisenbertha (Panzer, Bair. Sagen 2, Nr. 184). Bald ist ihm Hulda, ihrem Namen entsprechend, die allen Menschen holbe Frau, bald wieder ein kinderfressendes Gespenst, Frau Holle. Der an den Wurzeln seines Wortes, gleich dem elektrischen Funken am Drahte, weiter springende Begriff ist nicht der letzte Grund dabei, woraus diese irre Zweideutigkeit entstehen muß. Denn wenn die Wörter Huld und hold ein Geneigtsein ausdrücken, so wird die darnach benannte Göttin Hulda zwar anfänglich als ein hold sich vorwärts beugender, als ein behütender Schutzgeist sich zeigen, sie wird dann aber eben deshalb auch als ein Schattengeist aufgefaßt werden müssen, der das von ihm mit Eifersucht Behütete um so geiziger überdeckt und des Gänzlichen verhüllt und verdunkelt. Dadurch eben wurde Bodans lichte Gemahlin zur verhohlenen Schattengöttin (altnord. bedeutet huld obscuritas. Myth. 250. 899), oder zum irreführenden Zauberweibe, welches dem Wanderer in den schwedischen Einöden mit trügerischen Dampfgebilden und Luftspiegelungen gastliche Bauernhöfe vorgaukelt, Hullahöfe ge-

nennt; oder gar zur zauberfiedenden Here Huldr. Einem und demselben Wortstamme also impft der in sich selber schwankende Begriff die sich wieder aufhebenden Begriffe ein von Schatten und Licht, von Schwarz und Weiß, von Böse und Gut, und in diese zwei Widersprüche zerfällt dem irren Menschengeniste alles Dasein und alle Zukunft. Je nachdem eben Muth oder Verzagtheit mehr in ihm vorherrschen, malt er sich jene Geisterherrin Hel doppelfarbig aus, schillernd zwischen Licht und Schatten, die Göttin der Unsterblichkeit wird ihm ein Zwitter, elsterfarbig, halbwarz und halbweiß. Bemerkt er das Walten der Naturkräfte, wie sie aus dem dunklen Erinnern und aus dem blanken Aether ausströmen, so erdenkt er sich dafür die Reihe jener zahllosen Licht- und Schwarz-Elbe, die einen mit ihrer schicksalvollen Freiheit, die andern mit ihrem nicht minder gefährlichen Humor; die einen bald negerhäutig, fraushaarig, mißgestaltet und schwarzhemantelt; die anderen blondlockig, kinderlieblich mit Schwanenflügeln und weißen Gewändern. Es sind dies eben so viele positive als negative Pole, die hier im Glauben und in der Vorstellung, gleichwie anderwärts in der Physik, bei gegebener Berührung mit andern Körpern, bald die eine polarische Kraft, bald die andere vorherrschen lassen, ohne daß doch die entgegengesetzte als absolut unterdrückt zu betrachten wäre. Es ist dieses Schwanken und Ueberschlagen der Potenzen in ihre Gegensätze mythologisch bisher am rundesten nachgewiesen worden durch Weinhold in den Sagen von Loki. Die milde Frühlingswärme steigert sich allmählich zur brennenden Gluth der Hundstage, um sich dann eben so rasch wieder zu verflüchtigen. Diesem Sage gemäß läßt die Edda aus dem Feuergotte Loki (Lohe) einen scherzenden und spielenden Göttergenossen werden, dann einen unwürdigen Possenreißer, einen schadenfrohen Ränkeschmied, endlich den hündisch schmähenden und frevelhaften Götterfeind. Der Feuergott wird ein Geist der Vernichtung, ein verzehrendes und fressendes Feuer, wie es von Jehovah gesagt ist. Der Licht- und Wahrheitsfreund schlägt in den lichtscheuen Satan um, der Lebensgott Loki wird zum außerweltlichen Schattengott Utgardhalofi; da wird er

zum Kinderfressenden Moloch, zum Weltenwolf, welcher Sonne und Mond, ehemals die Kinder seiner Lust, zugleich verschlingt. Was noch von wirklicher Göttersubstanz an ihm ist, ist allein das grob dynamische, die unsfaßbar ausweichende Flamme, die sich wie eine giftige Schlange glatt und behende wendet und nur so lange unschädlich ist, als sie gleich der Lüge in ihren eigenen Schlingen gefangen, in ihrem eigenen Rauche sich erstickt. Festgebunden mit dem siebenfachen Bande Gleipnir liegt dann der zum Zerstörer gewordene Erzeuger am Felsen seiner Pein, haßt Menschen und Götter, Menschen und Göttern gleich verhaßt.

Betrachten wir nun zuerst die Volksmeinungen, welche über die Mittagssonne bei uns gelten, so ergibt sich dieses Gestirn keinesweges als ein so vollständig gnadenreiches, daß es über Gerechte und Ungerechte in gleicher Milde bei uns aufgeht. Schon in Parzival (247, 26) wird die Sonne angerufen, um mit Schaden zu schlagen und einen Unheilstifter zum Lande hinauszuscheinen: *ir sult varen der sunnen haz!* Bei uns wird der Schein der Sonne mit Vorsicht abgewehrt und die Mittagssonne gemieden. Da wandeln die verwünschten Schloßjungfern umher und legen auf weißen Tüchern die weißen und schwarzen Bohnen aus (Margau. Sag. 1, 225), wer ihnen nicht rechtzeitig ausweicht, der ist den Geistern verfallen und muß mit nächstem Jahre sterben.

Vom Mittagsteufel, dem *daemon meridianus*, leiteten die Kirchenschriftsteller des 6. Jahrhunderts eine Reihe Krankheiten her, es wurden seinetwegen die Kirchen in der Mittagsstunde zugeschlossen, die sonst den ganzen Tag bis zum Abendläuten offen stehen sollen. Die Pest selbst hieß damals *morbus meridianus*, wie noch die Lausitzer *Smertniza* die mit dem rothen Tuche um Mittag erscheinende Pestjungfrau ist. Wir werden nachher die Waldfrau *Meridiana* als angebliche Gemahlin und Todesbotin des Papstes Sylvester II. kennen lernen. Unser Mittagsgespensst heißt Kornkind, Kornengel, im Waatlande und

Kanton Wallis Le plorant, Le pleureur, der Greiner; es liegt weinend Mittag in hohen Kornfeldern, wer aber mittelig hin eilt, um es aufzuheben, der muß noch selbiges Jahr sterben. Aargau. Sag. 1, 344. Oder es ist die kinderraubende Kornmuhme, die Roggenfrau; ein Weib, das mit ihrer Sichel den Mädchen, welche in Leinfeldern säten, den Kopf abzuhaueu droht. Müller-Schambachs Rdsächs. Sag. und Gräbes Sächs. Sag. erzählen davon. Sie heißt in Wolfs Nbl. Sag. Nr. 491 die Lange Frau, denn sie ist noch einmal so hoch als das reife Korn, in dem sie sitzt, und nimmt zugleich die ganze Breite des Weges ein; da läuft sie den Vorübergehenden nach und schlägt die Entspringenden mit einem Aehrenbüschel ins Gesicht. Auch in Thiergestalt kommt der Mittagsgeist. Im Jura kriecht er bei ungewöhnlich heißer Sommerszeit in Drachengestalt aus dem Hochwalde herunter und heißt der Stollenwurm. Als Vock sonnt er sich am Charfreitag-Mittag bei gutem Wetter auf der Ruine Hagberg, die beim Solothurner Städtchen Olten liegt, wirft aber keinen Schatten. Als Nachmittagslarm graust und blökt er im Tobelhölzli in der Aargauer Gemeinde Ober-Siggenthal; es ist verboten, nach dem sonst friedsfertig scheinenden Thiere zu gehen. Naturmythen, S. 90. Das Aleman. Kinderlied verzeichnet mehrfache Meinungen, wonach die Sonne kleine Kinder frisst; man darf die Windeln vor des Kindes Laufe nicht in der Sonne trocknen (Nr. 630), man muß das Taufkind tief überdeckt zur Kirche tragen, damit es Wind und Sonne nicht fressen (Nr. 662), man muß die Sonne bedrohen, dem Kinde ja nicht in die Augen zu scheinen (No. 962). In der Liederfibel steht als Mahnung zum Frühaufstehen:

Wenn die Sonne mit hellem Schein
 Euch schauen will ins Bett hinein,
 Kinder, springt geschwind heraus,
 Sonst sticht sie euch die Augen aus.

Ein böhmisches Märchen erzählt, eine gütige Fee habe einmal der kleinen frommen Tochter einer in Armuth gerathenen Wittwe bestimmt, daß jedes Haar, welches dem Kinde ausgekamm-

werde, zu einem Goldfaden, und jede Thräne, die es weine, zu einer Perle werden solle; allein das Kind müsse behütet werden, daß nie ein Sonnenstrahl sein Antlitz treffe, oder es würde sonst von großem Unglück befallen werden. Einmal aber berührte doch ein Sonnenstrahl das Gesicht des Mädchens und sogleich war es in eine goldene Ente verwandelt und flog davon. Märchensaal v. Klette. Bd. 2, S. 124. Unbekannt ist der Glaube, ein Kind werde sommersprossig, das man in seinem ersten Vierteljahre viel in die Sonne trägt, und man müsse rändig werden, wenn man in der Morgensonne bei der Feldarbeit schwitzt. Am gefährlichsten erschien dieser Einfluß der Sonne am Tage der Sommer-Sonnenwende, am Johannis- tage. Mit dem von seiner Höhe wieder abwärts gehenden Gestirne weicht auch die Lebenskraft auf der Erde, mit dem sommerlichen Lichte stirbt auch der Lichtgott. In Uhlands Lied Sonnenwende steht übereinstimmend:

Ihrer Göttin Jugendneige
Fühlt die ahnende Natur,
Und mir dünkt, bedeutsam schweige
Rings die abendliche Flur.

Um Johanni darf man nicht klettern, nicht baden, nicht im Gewitter spazieren gehen, sonst stürzt man zu todt, ertrinkt, wird vom Gewitter erschlagen. Der helge Zink Jan will drei Dhuden han, sagt man im Bergischen vom 24. Juni. Montanus, Volksfeste 1, 34. Im Aargau: Johanni muess drei Mâ hâ. Da die Sonne vom Weltenwolf verschlungen zu werden droht, so begeht man am 23. und 24. Juni zu Savilly das kirchliche Fest des Grünen Wolfes, la fête du Loup-Vert; ein Wolf, sagt man, habe der hl. Nonne Osterberta im Kloster Savilly, vier Stunden von Sumiéges gelegen, ihr Geselein zerrissen, und mußte ihr dann statt dessen die Klosterwäsche heim transportieren helfen. Der Tag wird dorten mit einem kirchlichen Tebeum, Johannisfeuern, Mahlzeiten und Festprozessionen begangen. Liebrecht, zu Gervas. v. Tilbury pag. 209. Ebenso wird in der aargau. Stadt Zofingen die Winter Sonnenwende von Zechern festlich begangen; „man muß ihr helfen, sich dre-

hen," sagt man daselbst. Anderwärts wird in dieser Nacht das Johannisblut gepflückt, *Hypericum perforatum*; es führt den Beinamen Jagenteufel. Das Blutbad der Nibelungen tritt in der gleichen Zeitfrist ein:

ze einen sunnewenden der grôze mort geschach (2023).

Zum andern Hauptgestirn, dem Monde übergehend, würde es hier am unrechten Orte sein, wenn man sich auf die vielfachen Einzelheiten einlassen wollte, die dem günstigen oder ungünstigen Einflusse der Mondphasen zugeschrieben werden. Der Mond, sagt man bei uns, ist ein Doppelwesen, sonst würde er nicht bald kleiner, bald größer. Er wird also von der Volksmeinung ebenso, wie es in den vorausgegangenen Sätzen an der Sonne gezeigt worden, als ein Blendling und Zwitter aufgefaßt. Within ist in dieser laufenden Untersuchung nur dasjenige von Belang, was dem Mondlichte Gleichartiges unter jenen nachtheiligen Wirkungen zugeschrieben wird, die bereits vom Sonnenlichte geltend gemacht sind.

Man kennt die scheußlichen Kinder, die der vorhin erwähnte Gott Loki erzeugt hat, welche mit ihrem ungeheuerlichen Hunger die Weltordnung zu vertilgen drohen: der Sonnenhund Sköl und der Mondhund Hati, welche das Tag- und Nachtgestirn verschlingen. Mondblut nimmt das Schweizer Landvolk nicht als bloß etwas Fingürlisches, sondern als materiell Vorhandenes an, wie ihm denn der Mond selbst rein als ein leiblich lebender Geist vorschwebt. Es fallen Blutstropfen aus dem Mond herab. Es ist daher vom kranken Mond (*luna deficiens*, bei Rhabanus *laborans*), vom bösen Wädel die Rede. Wie er selbst durch den drohenden Mondwolf leidet, so schickt er seine Wolfplagen und Krankheiten auch auf die Erde herunter und steckt diese mit an.

Zur Zeit, wo dann ein Sterben eintreten soll, wird der Mond blutroth und sein Bild in ihm gestaltet sich aus einem Schiffchen in einen Sarg um. Dies geschieht in der Mitternachtsstunde. Der Mondwolf und der Mondmann verschlingt Nachts zwölf Uhr die Welt. Es heißt der Auszählsspruch im aleman. Kinderliede (No. 228);

nün, zëh: git e Chräh;

ölf, zwölf:

git es Chrätteli volle Wölf.

Und übereinstimmend in E. Meiers schwäb. Kindereimen Nr. 42:

Um zwölf kommt der Mâ,

und isst Alles z'samme na (hinab).

Wenn sich an der Bretterwand eines Bohnhauses auf Island des Abends bei Lichte ein Halbmond (túngl hálfr, Halbzunge) zeigt, so heißt man dies einen Urdharmâni, den Mond der Morne Urðhr, und ein allgemeines Sterben wird dann folgen. Eyrbyggjasaga, c. 52. Bei Mannhardt, Mythen, pag. 555.

Gleichwie die Sonne kleine Kinder zu fressen droht, so ist auch der Mond ein Kinderräuber, der die beiden Kinder Widfinns gestohlen hat. In Grimms RM. Nr. 25 frißt die Sonne die kleinen Kinder und der Mond spricht zu ihnen, ich rieche Menschenfleisch. Bei unseres Goethes Geburt wirkt er mit seinem Gegenscheine, da er eben voll wird, so mächtig ein, daß das Dichterkind nicht eher zur Welt kommen kann, als bis jene Planetenstunde vorübergegangen ist. Raschende Kinder, die zugleich läugnen wollen, läßt man in Altbaiern die Formel nachsprechen:

Hab i's tô, ve'schluck mi der Mô!

Panzer, Bair. Sag. 2, Nr. 118. Und aus Württemberg bringt E. Meier denselben Reim bei; aber noch auf die Sonne mit ausgedehnt (in Wolfs Ztschr. f. Mythol. 1, 169):

haun i's daun, so komm i in Maun.

haun i gsponne, so komm i in d'Sonne.

Der Mond ist also überall Bohnort der Vermünschten. In ihm büßt die Spinnerin mit ihrem Rockenstiel, die des Nachts zur Unzeit fleißig gewesen; in ihm der Dieterle, welcher am Feiertage bis in die Kapelle hinein den Hirsch gejagt hat; das Tangelimandli, welches die Sense zur Nachtmahd gebengelt; das Bündelimandli, das am Feiertage im Bannwald Reiser gebunden hat, es muß dorten die Sense dengeln, oder an seinen Reifig- und Strohwellen fortbinden. Von den körperlichen Uebeln nun, welche der Mondschein veranlaßt, will ich nur

einige hier aufzählen. Mit dem adject. *mönig* bezeichnet unsre Mundart Alles unter widriger Constellation des Mondes Erzeugte und dadurch Mißrathene. Mönige Äpfel sind verglaste, wässertge; mönige Weiber irrsinnige; mönig heißt im Roßkauf einer der sieben Hauptmängel, welche den Kauf gerichtlich rückgängig machen. Vieh, das man im mondbeschienenen Bache trinkt, geht dadurch zu Grunde; Menschen die daraus trinken, werden tropfig und kretinenhaft. In des Hypochonders Mondlied von Lenau heißt es:

Tief in den höchsten Steirerfelsen
 Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:
 Der Mond wird schuld an dicken Halsen,
 Wenn er in einen Brunnen scheint.

Scheint der Mond auf ein noch ungetauftes Kind, so wird es mondsüchtig (Myth. Abgl. Nr. 1034), scheint er aufs Ehebett, und der Mann geht zum Weibe, so werden mondsüchtige Kinder daraus; daher rührt, bemerkt Schönwerth (Oberpfalz 2, 65. 66), bei unsern Bauern der Ursprung und Brauch der Bettvorhänge und des Betthimmels. Der Seemann hütet sich, im Schlafe sein Gesicht dem Vollmonde zuzuwenden, er würde mit Blindheit geschlagen werden. Myth. 678. Also tritt auch hier, wie vorher in Folge des Sonnenlichtes, ein Zustand ein, den unser Alterthum helblind, todesblind nannte, und über den nachher noch geredet werden muß, wenn von Sonnen- und Mondsfinsterniß gehandelt wird.

Nachdem nun die Vorstellungen entwickelt sind, die über Licht und Gestirn gültig waren oder sind, kommt ihr Gegentheil in Betracht, der Schatten.

Gleichwie man den Schatten physikalisch als Mangel an Licht bestimmt, so nimmt ihn die Volksrede als synonym mit schwarz, links, falsch, unfrei, schädlich und verdammt. Diese Bedeutungen sollen der Reihe nach aufgewiesen werden. Wir beginnen den ersten Abschnitt dieser Arbeit, welcher handelt:

I. Vom Körperschatten.

Der Norden und die Nebelöde ist die schwarze Weltgegend, von dorten her kommt das Kindergespenst, der Schwarze Mann, über welchen schon Geiler von Kaisersberg gepredigt (Prediger Deutsch. Ausgb. bei Hans Dtmar 1508. Bl. XLII.), gleichwie nach der Edda der Vernichtungsgott Surtr auftritt, der Schwärzer, der einst beim Weltuntergange mit seinem alles verfinsternden Rauche die Gestirne auslöschen wird. Seinen Namen trägt die Braunkohle, die auf Island Surturbrand heißt. Das ohne Licht gelegene Land ist das Schwarzland, gegenüber dem fruchtbaren und sonnigen Weißland. Altn. surtr, goth. svarta, ahd. suarz, vergleicht F. Grimm *ÖSpreche* 1, 412 dem Sinne und dem Lautgesetze nach dem lat. surdus; surda tellus ist das unfruchtbare Schwarzland. Die zwei Nachbarschlösser am Aargauer Rhein Weißwasserstelz und Schwarzwasserstelz sind je nach ihrer südlichen oder nördlichen Lage zubenannt. Unsere Schwarzenbäche und Schwarzachen entsprechen dem „schwarzen“ Cocytus in dem von dreifacher Nacht umgebenen Tartarus (Hesiod. *Theog.* V. 726). Die Solothurnische Amtei Schwarzbubenland ist so geheißen nach ihrer geschlossenen Lage im Jura Gebirge, und dagegen das Weißland nach einer offenen Lage im Berner Oberlande. Ein Schwarzwald (Myrkvidh) bedeckt uns den Hochnorden Scandinaviens, ein anderer das Gebirge um Einsiedeln in Schwyz, ein anderer den badisch-württembergischen Gebirgsstrich. Schwarzwind und Wälderbise heißt uns der Nordwind, Schwärzibirne die wildwachsende Mostbirne. Das Wetterloch, aus welchem an unserem Horizonte das Unwetter aufzieht, nennen wir Chrisiloch, es umzieht sich schwarz wie unsere Schwarzkirschen. Git's Røge? fragt man daher das Kind, welches Schwarzkirschen gegessen und den Mund noch nicht sauber gewischt hat.

Das behütende Dunkel wird selber zum verdeckenden Hut. Der Hades trägt einen unsichtbar machenden Helm. *Il.* 5, 845. Die Hellsappe, mit der die finstre Todesgöttin Hel im Nebellande sich birgt, ist Siegfrieds Nibelungisches Larnkleid und

jene Tarnkappe, mit welcher (im ahd. Muspilli) der Teufel sich verhüllt: daz der tiuval kitarnit stentit. Der Norden selber ist in den Nargau. Sag. (vgl. daselbst im Register: Hut und Schwarz) ein schwarzer Filzhut, und wenn mit ihm die Götter das bessere Wetter machen, heißt er Nebelspalter. Auf diese zwei Regen- und Schattenhüte bezieht sich ein Kalenderspruch:

dört durh-ab wie ne Wullhuet:
und dört durh-ab wie ne Schinhuet:
denn isch s'Wëtter guet.

Wenn der Wilde Jäger seinen Hut von glänzendem Wachs-
tuch aufsetzt, so bricht ein achttägiger Platzregen los. Nargau.
Sag. 1, 176. Der Hut des Wapper, des Antwerpner Stadt-
gespenstes, ist ein Eisentopf. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 379.

Der Schwarzkünstler muß seine Beschwörung nordwärts
gekehrt sprechen; nach Norden, nach Bläskulla (blä bezeichnet
leichenblaß und todtschwarz), nimmt die Hexe in Schweden
ihre Ausfahrt. Der Thurmwächter zu Greifswalde darf am
dortigen Nikolaiturme nur aus drei Fenstern blasen; aus dem
vierten, das nach Norden geht, leidets der Teufel nicht und
der Magistrat solls verboten haben. Lemme, Pommer. Sag.
Nr. 119. Nach Norden ist der Galgen errichtet; nur weil er
fahl steht, heißt er der lichte Galgen, sonst aber der Nord-
halbenbaum, der Laublose, der Kalte Baum. Grimm, N.A.
682. 808. Nordwärts gekehrt und mit der linken Hand muß
der Liebestrank getrunken, der Zaubersud und Felschaden aus-
geschüttet werden. Moses und Aaron nehmen ihre Fäuste voll
Ruß, sprengen ihn gen Himmel, und böse Blattern fahren auf
bei Menschen und Vieh in ganz Egyptenland. Die heidnische
Hellia lag gegen Norden; drum sagt der Oberpfälzer, links der
Sonne liegt die Hölle. Schönwerth, Sitt. u. Sag. d. Ober-
pfalz 2, 53. Jemanden zur Linken setzen, ihn an Schatten
thun, heißt ihn aus der freien Sonne ins Gefängniß setzen.
Der Beklagte steht vor unseren Gerichtsschranken linker Hand.
Schattenhalb und Taschenhalb ist linker Hand. Taschenhalb
bezeichnet uns in humoristischer Redeweise die Verwandtschaft

mütterlicher und weiblicher Seite, daher bedeutet's auch links; zwar ist die Tasche der Weiberjuppe rechter Hand, allein noch steht nach dem Landrechte dem Weibe keine eigene Hand zu, sie wird nicht unmittelbaren Rechts, sondern verbleibt unter ihrem Vogte. Schattenhalb ist bei Gütern ihre absonnige nördliche und nachtheilige Lage, Sonnenhalb bezeichnet die entgegengesetzte. Das Links wird daher auch im Güterbesitze zuletzt, *laevus*, gleichwie in der Schiffersprache Leeseite und Leebord die linke Schiffsseite bezeichnet. Die leze Vorsäß, die lezihalb gelegene Alp ist im Gebirge eine sonnenlos oder schattenhalb gelegene Alpweide. Stalder 2, 168. Schattenmaier gilt unter der Bauernsamen des bairischen Algäus als Scheltname; Schattebär ist ein an der Solothurner Aare verbreiteter Ueber- und Hausnamen. Schattebär, Sunnebär sind Zunamen in der Bauernsamen des Unt. Surbithales im Aargau. Meyer, Zürich. Ortsnamen, verzeichnet das Zürcher Geschlecht Schattli und ein einsam stehendes Wirthshaus Schatten. Die Güter eines solchen Bauern liegen im Schattenwurf der Hochwälder oder Bergkämme; sie sind schadliem, schädlich (Stalder 2, 306), oder wie schon die Schlettstädter Glossen solche Felber nennen, *scateluomi*, *opaca loca*. W. Wadernagel altb. Leseb. Aufl. 3, pag. 179, 38. Das Gegentheil solcher Lage ist in Baiern das Land des Sunnebauern. Schmeller Bth. 3, 259.

Es wird also Schatten und Schaden als eins genommen, wie beide Wörter als eins und dasselbe auch unter den Geschlechtsnamen vorkommen.

Der Familienname Schaten kommt einer niedersächsl. Adelsfamilie zu, die im Halberstädtischen begütert gewesen (Abel, deutsch. Alterth. 2, 591), die Adelsfamilie von Schaden besteht in Süddeutschland noch. Bligger der Landschade (*scato*) war ein Raubritter auf Neckarsteinach, und sein Geschlecht führte ein Heidenhaupt (wohl einen Mohrenkopf) im Wappen. Beckstein, D. Sagenb. Nr. 893. Dies führt uns auf die Mythe, welche in der j. Edda von der Schattenriesin Schaden erzählt wird.

Der Gewittergott Thörr hatte den Winterriesen Thiaffi erschlagen. Des getödteten Riesen Tochter Skadhi (dammum) ist ein Mannweib, sie legt Helm und Panzer an, zieht bewaffnet nach Asgard und verlangt da von den Göttern ein Doppeltes als Nordbuße: Zur Sühne soll man ihr ein Lachen abgewinnen, und zur Vergeltung soll man ihr einen der Götter zum Gemahl geben. Gott Loki (die bewegliche Frühlingswärme), der schon ihren Vater einmal durch Schlaueit getäuscht hatte, ist durch eine schreiende Posse im Stande, die trauernde Riesentochter zum Lachen zu bringen, und so ist ihrer einen Bedingung Genüge gethan. Auch bei ihrem zweiten Begehren wird sie überlistet. Denn der von ihr zu wählende Gemahl wird ihr nur mit verhülltem Leibe vorgestellt, so daß sie nichts als seine Füße erblicken kann. Nach der Form des tadellosen Fußes rathend, meint sie den jugendschönen Baldur vor sich zu haben, und erliest sich nur den Niördhr. Ihre Ehe mit diesem fällt keineswegs glücklich aus. Skadhi wollte Thrymheim, ihr väterliches Gut droben im Gebirge, nicht verlassen; Niördhr eben so wenig seine Wohnung Noatun unten am Seestrande. Ihm gefiel nicht der Wölfe Geheul im Hochlande, ihr nicht der Möven Geschrei am Meeresufer. So verglichen sich Beide, das Jahr hindurch abwechselnd in Thrymheim und in Noatun zu wohnen. Da durchfuhr dann Skadhi neun Nächte lang (die neun rauhen Monate des nordischen Jahres) als Trägerin und Schlittschuhläuferin die Thrymheimer Berge, und nur die drei kurzen Sommermonate verweilte sie am Strande zu Noatun (Schiffstätte) mit Niördhr. (Nach Weinhold, Riesen pag. 41, und Sagen von Loki, in Haupts Ztschr. 7, 50.) Die Deutung dieser Mythe ist einfach. Dem Feuergott Loki gelingt es wohl, den starren Trop der Reifriesin in ein Lächeln aufzuheben, und der Frühlingsgeist Niördhr vermag es drei Monatsfristen lang die nordische Winterstrenge zu mildern. Dann aber überzieht sich die Seeküste schon wieder mit Eis zum Schlittschuhlaufen und das Gebirge schneit sich ein, daß die Wölfe hungern und heulen. So erblickt man den Frühling im Norden nie in seiner ganzen Gestalt, nur an der Schönheit

seiner flüchtigen Fußspuren wird er kenntlich, alsbald wieder decken Nebel und Schatten die Anhöhen bis über die Schultern herab. Nördhs Name sieht Weinhold im Sanskr. nra Wasser, und dem Suffix dh, sanskr. dha: enthaltend, fußend; gleich dem sanskr. Niradhi bezeichnet Nördhr das Meer, denn als Gott stillt er Wind und Meer und bringt den Landfrieden. Sein Weib Ekadhi führt, wie es dem Mannweibe in Helm und Brünne zukommt, einen Mannsnamen. J. Grimm in Kuhns Ztschr. f. Sprachforsch. 1, 79 leitet diesen Namen, abh. scadati, auf sanskr. xatra d. i. Krieger (Kschatrija) und auf janstr. xata, vulnus. Die Göttin Ekadhi ist demnach nicht nur eine nächtliche Schattengöttin, sondern auch eine schadende Kriegerin; also enthält sie sich als eine bewaffnete Walfüre, die Nachts in Blutbesprühter Brünne angeritten kommt, während Hagel zu Thal fällt, so oft ihr Roß die Mähne schüttelt (Hegelied). Der Name Nachtschaden, der oberdeutsch die ausfahrende Heere und den von ihr angestifteten Hagelschlag bezeichnet, und der Pflanzename Schwarzer Nachtschatten (*solanum nigrum* und *atropa belladonna*) correspondieren mit dem Namen und dem Wesen dieser Ekadhi.

Nun soll dieser schadende Schatten aus dem Landrechte, der Sage und dem Volksglauben nachgewiesen, es sollen Licht und Schatten im Kampfe gezeigt werden.

Den Mondes- und Sonnenfinsternissen schreibt man eine vergiftende und verpestende Wirkung zu. In den Eifelgegenden trieb man beim Eintritt einer Sonnenfinsterniß die Heerden von der Weide heim und deckte die Dorfbrunnen zu, in dem Glauben, es falle Gift vom Himmel. Schmitz, Eifel. Sagen 1, 99. In der Schweiz hält man besonders den Schatten des Rußbaumes für giftig; nicht bloß ist er dem Grasswuche verderblich, er bringt auch dem in ihm Lagernden Kopfweh und Zahnweh, und ein Säugling, den die Mutter unter einem Rußbaum stillt, wird einst viel Uebles zu erleben haben. Auf fallend ist es, wie genau diese Sage mit denen übereinstimmen, die Plinius H. N. XVII, 18 und anderwärts über den Einfluß des Schattens angiebt, er nennt ihn für manche Gewächse

eine Stiefmutter (*noverca umbra*), denjenigen der Rußbäume aber heißt er für Alle, die er befällt, ein Gift. Die „Diskurse aus der quodlibetischen oder vermischten Wissenschaft“ (ein Exemplar ohne Titelblatt) handeln pag. 1271 von der *Sciasophia*, oder der Natur des Schattens. Der Schatten fruchttragender Obstbäume wird ein heilkräftiger genannt, dagegen der von Harzbäumen ein Fieber erregender. Wer unter dem Rußbaum Kopfschmerz empfindet, wird es unter dem Lindenbaum verlieren. Der von der Wasserischen Geheilte wird unter dem Schatten eines Kornelbaumes wieder von ihr befallen; für letzteres wird ein Krankheitsfall aus Leyden v. J. 1636 angeführt. Wir lieben allerdings und selbst in der Nähe unserer Wohnungen den Schatten der Linde, der Eiche, des Hollunders; aber auch ihm verbleibt noch eine magische Wirkung, vor welcher in Sprache, Brauch und Gesetz gewarnt wird. Noch im vorigen Jahrhundert hat Hippel in den „Lebensläufen“ wunderliches über die sogenannte Lindenkrankheit geschrieben, von welcher man im Lindenschatten befallen zu werden glaubte. Um dieselbe Zeit beschäftigte sich das Schauspiel „Räthchen von Heilbronn“ mit dem magischen Einfluß, welcher vom Hasel- oder Hollunderstrauch ausgehen soll; der Ringelreihen im Alemann. Kinderliebe Nr. 310 nimmt an, daß Kinder, die sich unter den Hollunderbusch setzen, in Krähen verwandelt fortfliegen. Freilich ist dieser Satz nicht ohne seinen Gegensatz; denn keine Hexe soll Macht haben über den, der im Schatten des Hollunderbaumes steht. Schindler, Aberglaub. des Mittelalt. 1858, 161. Fühlbar spielen hier die Namen Holler und Frau Holla in einander über. Unsere Dorföffnungen bestimmen, wie es mit dem Schatten solcher Bäume gehalten werden soll. Ein auf der Gutsgrenze stehender Fruchtbaum ist dem Nachbaracker zinspflichtig nach dem Maße, in welchem er diesen beschattet; der überschattige Baum steht zum Nachbargute im Anriese, d. h. in dem Maße, als sein Schattenriß und sein Tropfenfall dieses Gut mittrifft, hat er an dasselbe zu steuern. Das Amtsrecht von aargauisch Meereschwanden, an der Reuß im Freienamte, (Abschrift vom Jahre 1622, in unsrer hds. Gesetzesammlung)

bestimmt: wölliche (Gutsbauern) bäum oder eichen gegen einander haben, die dem Gut schatten gebent, da soll eines dem anderen warnen, und so er's dann nit hinweg thut, so soll der ander, dem sy schädlich sind, gewalt haben, einen ziemlichen billichen schatten abzunehmen. Es soll auch ein jeder dem andern den Abryss von den zamen bäumen, wie brüchlich, namlich den halben theil werden und gefolgen lassen.

Nach dem jezigen aargau. Geseze müssen hochstämmige Bäume zwanzig Fuß entfernt vom Nachbaracker stehen, Obstbäume auf zehn Fuß, Geländerbäume zwei Fuß entfernt. Nach dem Schattenwurf des muthmaßlich jezt ältesten Baumes in unserem Landstriche bestimmt die Aargauer Sage 1, Nr. 53 das Schicksal des Landes selbst. Die Welt wird untergehen, heißt es, wenn der Schatten der Linde zu Linn am Bözberge einmal hinüber reicht auf die Ruine der Habsburg, welche, geschieden durch das Arthal, auf dem jenseitigen Wülpelsberge gelegen ist. Der Volksreim über diesen Lindenbaum und jenes Stammhaus des Kaisers Rudolf lautet:

Leit d'Linden ihrs Chöpfli uf s' Ruedelis Hüs,

Se-n-isch mit alle Wölten us.

Von der Wormser Liebfrauenkirche gilt etwas Aehnliches, das ich in J. W. Wolfs Sagensammlungen gelesen zu haben meine; es sollen nemlich die Thurmspitzen ihren Schatten gerade so weit werfen, als im dortigen Nebgelände die Liebfrauenmilk am edelsten wächst, und was weiter drüber hinaus gewonnen wird, ist ein minder edler Wein. Bei dieser Legende bleibt nur ein nothwendiger Vordersatz verschwiegen. Die Mutter des Herrn ließ hier beim Stillen des Kindes ein Tröpfchen Frauenmilk zur Erde fallen und hat damit das Land befruchtet. So erzählen es Flury's Graubündtner Sagen. Es hat daher die der Jungfrau geweihte Wormserkirche, so weit sie überschattig ist, die noch immer fortbauernde Nährkraft ihres Bodens mit dem Nachbarlande nach alter Pflichtigkeit zu theilen; die Kirche steht zu den nächsten Weinbergen dorten im Arieße. Somit wird der Schatten auch ein Schaphüter. In

dem Mittagsſchatten, den der Kirchthurm zu Meßpelaer in Flan-
dern wirft, haben die Türken eine goldene Wiege vergraben
und laſſen ſie noch von Geiſtern behüten. Wolf, Ndl. Sagen
Nr. 298.

Ein Marmorbild in Apulien trug einen ehernen Ring ums
Haupt mit der Inſchrift: Den erſten Mai, wenn die Sonne
aufgeht, hab ich ein gülten Haupt. Da betrog ein gefangener
Türke den apuliſchen Fürſten Robert Guiscard, am erſten Mai
bei Sonnenaufgang an derjenigen Stelle nachgraben zu laſſen,
auf die der Erzreif des Statuenhauptes ſhattete, und man ent-
deckte da einen großen Schatz. Philonis Magiologia, p. 848,
verſetzt dieſe Begebenheit ins Jahr 1060. Mit der Mai- und
Pfingſtſonne muß der von den Dämonen geizig verborgene
Hort aus der Tiefe heraustrüden, muß blühen. Der Schatten-
wurf, ſonſt ſein Hehl- und Deckmantel, muß ihn mit melden.
Darum wird in der Edda die Sonne die Ueberliſterin der
(ſchatzhütenden) Zwerge genannt. Ebenſo verjagt Thor die
Schattenrieten, ſo oft ſeine Gewitter das Gebirge benetzen und
ſeine Bliße es durchfurchen. Dringt dann der erſte Sonnen-
ſtrahl in den geſtäteten Bergwald, ſo erſtarren und verſteinern
die hier hauſenden wilden Männer und Weiber; ihre Häupter
und Glieder rollen zerſplitternd thalab, biß aus dem Schutt
der nieder geſtürzten Bergwand der Frühling aufgrünen kann.
Dieß geben nachfolgende Sagen zu erkennen.

Der Rieſenſchmied der Edda will den Göttern eine un-
einnehmbare Burg biß zum Sommerbeginn fertig banen, wenn
ihm zum Lohn dafür die Götterfrau gegeben wird und zum
Erſingeld Sonne und Mond. Muthwillig gehen die Götter
dieſe Wette ein. Der Burghau beginnt am erſten Wintertage;
noch ſind nur noch drei Tage biß zum Sommer, ſo wird der
Bau fertig daſtehen. Da weiß Loki das Unternehmen zu ver-
eiteln. Er lockt in Geſtalt einer Stute des Baumeiſters ſteine-
führenden Hengſt von der Arbeit hinweg. Als Gott Thor am
vorbeſtimmten Tage die Schloßpforte nicht fertig ſieht, bezahlt
er dem Rieſen ſo den Lohn, daß deſſen Hirnſchädel in zahlloſe
Stücke zerſpringt (Gylfaginning). In ähnlicher Weiſe ergeht

es Grimgerde, Hattis riesiger Tochter, die gleichfalls heiratslustig aus dem Norden herkommt und mit Eheversprechungen bis zur Morgendämmerung hingehalten wird. Da, als die Sonne erscheint, ruft Egel frohlockend: Blicke nach Osten, Grimgerde! Der Sonnenstrahl traf sie und am Ufer, wo sie stand, erstarrte sie zu Stein. Noch heute, sagt Säm. Edda 145^b, steht der Fels dort. Oder der Vergriese wird zum Teufel, die Riesenjungfrau zur schönen Sennin Agnes. Diese entspringt seiner Nachstellung und schreitet mitten durch einen Felsen hindurch, den ihr die hl. Jungfrau Maria aufthut. Doch da ihr der Teufel auch hier nachdringt, wird ihr Leib in Stein verwandelt. Alljährlich nun, wenn die Sonne am Sonnenwendetage durch dieses Teufelsloch bei Berchtesgaden ihren Strahl wirft, jauchzt hier die steinerne Agnes. Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 12. Goethe las erst in seinen alten Tagen die Nibelungen, unsere jetzige Sagenwelt war ihm meist fremd, selbst unsere Edda blieb ihm unbekannt; er wußte also nichts von dem lichtschönen Zwerg Alvis, welchen Gott Thörr mit schlaun erdachten Fragen so lange hinhält, bis der Strahl der Morgensonne erscheint und den Zwerg auf ewig versteinert. Um so anziehender ist es zu sehen, wie der Dichter solche echte Naturanschauungen unseres Alterthums gleichsam wieder entbedt und neu gestaltet hat. In seinem „Märchen“ (Octavausg. 1828, Band 15, 216) liefert er folgende Erzählung über Schatten und Licht.

Es wohnt ein Riese nicht weit von einem brückenlosen Flusse. Während des Mittags ist er unvermögend und schwach, seine Hände können keinen Strohhalme, seine Schultern kein Reisigbündel tragen; um so mächtiger aber ist er stets bei Sonnen-Auf- und Untergang. Setzt man sich da auf den Rücken seines Schattens, während der Riese sachte nur dem Ufer zugeht, so wird man zugleich mit über den ganzen Fluß hinübergehoben. Doch man will sich nicht immer auf sein launenhaftes Belieben verlassen und erbaut daher am Wasser eine Brücke. Sobald aber diese fertig ist, beginnt nicht etwa die erhoffte ruhige Passage, sondern eine ganz neue Störung tritt ein.

So oft nemlich der Riese des Morgens zum Bade herabgeht, schlaftrunken und sonnengeblendet sich die Augen ausreibend, fährt der Schatten seiner ungeheuern Fäuste so ungeschickt unter der Volksmenge herum, daß Menschen und Thiere in Massen zusammenstürzen und man Gefahr läuft, von der Brücke in den Fluß geschleudert zu werden. Dieß dauert jedoch nur so lange bis er ganz herangeschritten ist und nun geradeaus auf die Himmelsthüre zugeht. Im Augenblicke, da diese sich öffnet, ist er in eine colossale Bildsäule von röthlichglänzendem Gestein verwandelt. Und damit sich das Ungethüm auch im Tode noch dienstbar mache, zeigt sein Schatten nunmehr die Stunden an, die auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in bedeutsamen Bildern eingelegt sind.

So versinnlicht der Dichter den Kampf zwischen den Schattenriesen und den Lichtgöttern. Die Poesie stellt die Sache als schon erfüllt, der religiöse Glaube als erst dann sich erfüllend dar, wenn menschliche Kräfte anhaltend Beistand leisten werden. „Ahriman sogar, der dunkle, wird dereinst vergehn im Lichte,“ heißt es nach orientalischem Glauben, in einem Jugendgedichte Platens. Kinderspiele zeigen, wie wir der Sonne noch fortwährend zum Siege verhelfen. Aus dem Orte Gerlachshausen im fränkischen Taubergrunde wird mir mündlich mitgetheilt, daß die Kinder dorten gegen regenschwere Abendwolken mit dem offenen Sackmesser „duksen“ (zucken) und dabei sprechen:

Schatte, leg dich nieder,

Sunn, Sunn, komm bald wieder!

Von den Buxurkindern in Ditmarschen erzählt Müllenhoff, daß sie beim Sonnenuntergang das Messer an einem Bindfaden in die Luft schnellen, um damit die Sonne herein zu zucken.

Thörrs Donnerkeil und diese Kindermesser sind also der Götter und der Menschen Waffe im Streite mit der riesenhaften Finsterniß, und diese wird mit den Dolchen des Lichtstrahles durchbohrt und zerrissen.

Der Schattenriese wird lebhaft gedacht als Fels- und Waldgebirge. Es soll gezeigt werden, wie Goethes Märchen:

auch darin kein bloß phantastisches Spiel treibt, daß es den Felsenriesen zum Stundenzeiger werden läßt.

Eine Felsenspalte am nördlichen Abhange des Wiggis im Glarnerlande heißt beim Volke die Wiggisuhr, eine tiefste Scharte davon der Geschlossene Pfad. Wenn die Morgensonne hinter dem Berge Schilt hervorkommt, fängt jene Stelle an sich zu beschatten und verdunkelt sich um so weiter, je höher die Sonne rückt. Mittags steht jener Schattenpunkt in horizontaler Richtung mit der Sonne; Abends sechs Uhr, bei Sonnenuntergang, hat er in seiner Spalte vollkommene Nacht. Die Holzhauer, Wildheuer und Gemsjäger wissen sich darnach die Tageszeit fast bis auf die Minute anzugeben. Manche andere Namen einzelner Schweizer Gebirgszinken und Felsnadeln stammen von dieser Art der Stundenzählung her, z. B. der Bergname Vierinadel, Mittagshorn u. s. w. Am sprechendsten aber ist dieß in den Gletscherschluchten im Engadiner Berninathale. Da bringt kein Kirchengeläute, nicht einmal der Ton des Rühornes hinter in diese unwirthlichen Eisregionen, und dennoch lassen Krystallsprenger, Wurzel männer, Bergamascher-Schaffirten und Jäger diese Wildniß nicht undurchforscht. Da müssen ihnen die verschiedenen Gebirgszacken durch ihren Schatten die einzelne Tagesstunde bezeichnen und tragen des wegen lauter Stundennamen. Es giebt da einen Piz de Nove, Piz de Dieci, Piz d'Undeci, Piz Mezzodi, Piz de Duan, Piz Terzer, Piz Cordera (quartera): Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 133.

In Soglio und Alvenen kann man von Vormittag zehn bis Nachmittag zwei Uhr die Stunden an solchen acht- bis zehntausend Fuß hohen Sonnenzeigern ablesen; sie führen darnach ihre Namen: Piz delle dieci, dellas indisch, Zehn uhr- und Gilfuhrhorn. Schweiz. Anzeiger f. Gesch. u. Alterth. 1860, 130. Aus dieser Anschauung stammen die Verse im „Aelsplerliede“ des Toggenburgers Joh. Ludw. Ambühl (St. Gallen 1803):

Mir schmelzt den Alpenschnee zum Spiegel

Der Sonne Strahlenblick,

Die Stunde zeigt mir jeder Hügel

Und jedes Thal mein Glück.

Berühmt im Alterthum ist der Schatten des Athos; er traf die eherne Ruh auf dem Marktplatz der Stadt Myrine auf Lemnos. Humboldt, Kosmos 3, 543. Das Bernische Zuredorf Underswiler liegt in der Schlucht des Pichoux an der Sorne. Da die Sonne in die nach Süden gewendete enge Schlucht fast nur Mittags eindringen kann, so wurde die Ansiedelung auf passende Weise Mittagweiler, Untarneswilari benannt, nach ahd. untarn unschattig, Mittagshelle. Das Namensgegentheil zeigt sich im Bern. Pfarrdorf Därstetten, einem ehemaligen Priorat im Nieder-Simmenthal. Es heißt urf. 1228 Tarenchat, 1233 Ternschaton, u. erklärt sich aus ahd. tarnscatu, im Schatten verborgen. Der Ort liegt auf der Nordseite des Berges Thurnen, der ihm einen Theil des Winters hindurch das Sonnenlicht entzieht. Gatschet, Orts-etymolog. Forschungen 1865, pag. 56.

Auch anderwärts in Gebirg und Ebene war oder ist diese Landschaftsuhre noch im Brauche. Der Mittagsstein am Lohnberge, im Kreise Liegnitz, eine vierzig Fuß hohe Kuppe, wirft den Schatten auf die s. g. Teufelswiese und zeigt damit den dortigen Mähern Mittag an. Ein Zwölfeistein in der Ortenau ist in derselben Weise sagenberühmt. In den Moosstrichen der Donau und des Lechs in Baiern ist der Colonist oft stundenweit von seiner Ortskirche entfernt auf der Feldarbeit und kein Wanderer kommt da bei ihm vorüber: da bestimmt er sich die Tagesstunde nach dem Schattenmaße, das eben sein Körper wirft; er merkt sich Ende und Richtung seines Schattens, zählt dann nach Schritten die Länge desselben und rechnet so die laufende Stunde heraus. Dasselbe meldet aus Württemberg C. Meier, Schwäb. Sag. 2, pag. 494. Mein Schatten ist sehr langsam, ich erwarte meinen Schatten — dieß soll im Orient noch jezt die Redeweise des Feldarbeiters sein, gleichwie es schon im Buche Hiob 7, 2 heißt, daß der Dienstknecht sich sehnet nach seinem Schatten. Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen, ist die noch übliche Begrüßungsformel der Türken. Die Lanze, die bei Homer die weithinschattende heißt, ist bei den arabischen Wüstenstämmen

wirklich noch das Werkzeug, aus dessen Schatten man sich die Tageszeit bestimmt.

Bevor nun gezeigt wird, daß in dieser Redensart der Mensch die zweifache Furcht ausdrückt: es möchte beim Ausbleiben seines Schattens die Zeit und zugleich sein Leben mit stillstehen, sollen noch einige alterthümlich lautende Local- und Eigennamen des Schattens angeführt und nebst ihrem Sagengehalte erklärt werden.

Mit einerlei Wortstamm benennt unsere Sprache das schattige Waldgebirge, das dunkle Meer und das finstere Grab, diese drei großen Hauptgemarkungen, die das Land oder das Leben abgrenzen. Wir haben demgemäß Leewälder, Leeberberge, Leebermeere und Leefelder, d. h. Grabfelder. Es ist nachzuweisen, wie die Vorstellungen über den Schatten in eben diesen Wortstämmen, Le, Lew, Ler sich ausgebildet haben.

Das Waldesdunkel und die finstere Wassertiefe wird Le genannt. Der altnordische Wasserriese Hle wohnt nach einer dänischen Sage auf der Insel Läsøe (Hlêsey) im Kattegat und hält sich dorten einen Hirten Snio, d. i. das Schneewehen vom Meere her. Myth. 220. Mannhardt, Mythen 84. In weiterer Ausdehnung der Mythe bewohnt Hle das unbeweglich stehende Eismeer, mare mortuum, welches die Isidorischen Glossen mit lebirmeri übersetzen. In der ahd. Weltbeschreibung Merigarto heißt es von diesem Todtenmeere:

Ein mere ist giliberot,
daz ist in deme uuentilmere uuesterot.
so der starche uuint
giuuirffit dei skef in den sint,
nimagin die biderbin uergin
sih des nicht iruergin,
sine muozzin foleuaran
zi des meris parm.
ah ah denne!
so ni chomint si danne,
sini uuelle got loson,
so muozzin is da fûlon.

Wie die Seelen der Schiffbrüchigen in der Tiefe dieses Lebermeeres beim Gotte und seiner Gemahlin (der Ran) Zuflucht und Obdach finden, wie sie von der Ran mit offenen Armen aufgenommen und zugedeckt werden „unter umgestülpten Töpfen“, das erzählen Wolf Ndl. Sag. Nr. 506, Grimm D.S. Nr. 52. An die Stelle solcher Höllemeere treten in unsern Binnenländern die Leewasser mit ihren geisterbehüteten Leebürden. Auf der Leebürde zwischen dem Flecken Schwyz und dem Dorfe Brunnen am Waldstättersee sitzt die Nachtspinnerin und wen sie anhaucht, der erblindet. Leebblind ist stockblind, wie nordisch helblindi, todtblind. Heul! Heul! pflegen in den Niederlanden die Brautpaare zu rufen bei ihrer ersten Fahrt über eine Brücke, und dabei sich fest ans Herz zu drücken (Wolf, Ndl. Sagen Nr. 530); sie wollen vereint sterben, wenn die unter solchen Leebürden wohnende Höl ein von ihnen zum Tode abführen sollte. Auch „Halsbrecherbrücken“ sind daselbst in solchem Rufe. Wolf, DMS. Nr. 193.

Dem Lebermeere entgegengesetzt ist der Leberberg, das verschließende Grenzgebirge, die wallförmig deckende Berghöhe, die abgrenzende Landmarke, die Wetterseide. „Der Berg Jurassus heißt ob Baden im Gergöum Lägeren und Läberberg.“ H. Bullinger, hds. Chronic. Tigurin. fol. I, Cap. 16. In der Öffnung des Zürcherdorfes Nürenstorf v. J. 1448 wird über die alljährliche Besichtigung der Ghsaden (ductus legitimus) und der Grenzsteine des Dorfbannes so bestimmt: der ander vad vacht an bi des kellers hüs vnd gat vnder der Lewern hin an die linden vntz an daz Fallend-tor. Hds. Samml., betitelt „Urkunden der Grafschaft Kyburg“, im Besiz der Aarau. Geschichtsforsch. Gesellsch. Der Seckelmeister Lewern zu Stein am Rhein überträgt ein ihm heimgefallenes Lehen i. J. 1553. Obige hds. Samml., Abtheilg. „Haus Oesterreich“ Bd. 3, 379. Derselbe Geschlechtsname Leber gilt noch in Thurgau und Aargau. Ein Hügelgrab des Namens Lebern ist der Belustigungs- und Festplatz des Zürcher Städtleins Bülach und wird dorten Fröleweren und Voleweren genannt. Die bei Renovierung dieses Plazes gemachten Ausgrabungen an Knochenlagern

weisen eine alte Cultstätte nach. Bülacher Neujahrsbl. v. 1860. Man sagt, hier lägen lauter Wölfe verscharrt. Im Lebern bei Zürich. Marthalen fanden sich 36 menschliche Gerippe. Keller, Helvet. Heidengräber, 18. Einige hohe Bergrücken des Thüringerwaldes werden Läber genannt. Der Leber ist einer der drei bei Geiselsbuelach gelegenen alten Grabhügel. Schmeller Wörtb. 2, 410. 528. Aus der Bürde der Grabhügel hat sich im ahd. Muspilli die Seele der vom Tode Erstehenden zu erlösen: *ar derô leuuô vazzôn*. Eine Urkunde des XI. Jhd. (in R. Roths Klein. Beitr. zur Gesch. u. Sprache, München, Heft 10, pag. 233) schreibt: *illos cumulos, quos leuuir vocamus*; dem Worte ist also hier der Begriff von *clivus* und *agger* beigelegt. Es entgeht uns keineswegs, daß hier die Stämme *hel* und *hle* mit einander vermischt zu sein scheinen. Allein man wird sie nicht trennen können. *Hel*, die Göttin der Winterkälte und des Todes, steht zu *hëlan oc-culere, celare*, zu *hohl cavus, κοίλος* und *clam*, d. i. *cali-m*. Schmeller Wb. 2, 166 zeigt die Glossen: *hali* = *lubricus, crepido* und *clivus*, um den Begriff der Abhängigkeit als den ursprünglichen in ihnen nachzuweisen. Das Verhehlen *καλυπτω*, das Bedecken mit dem *helot-helm* kommt dem Gotte *Hle* zu, der die Schatten im Leewalde und die Todten im Leberge hütet. Bergentrückte Volkshelden und Kaiser kennt die Sage, der Tod selbst und Odhinn als Seelenherr heißt „der Hauptmann vom Berge.“ Myth. 805, 807. Leiblich im Berge und geistig zugleich in Walhall zu sein, war Volksglaube. Das Leberthal bei Elsäßisch Schlettstatt soll von Riesen angebaut worden sein (Stöber, Elsäß. Sag. Nr. 113) und zugleich soll Karl d. Gr. die Abtei Leberau gestiftet haben. Zedler, Univ. Lex. s. h. v. Die Form *hleuuir* contrahirt sich in *hleir* und *leer*. Der Leerwald, zwischen Braunschweig und Königsutter, war einst zwei Meilen groß. Zedler, *ibid.* 16, 1344. Der Leerberg im Ansbachischen, auf der Heerstraße nach Würzburg, hat ein gleichnamiges Dorf, welches, nach wohlbegründeter Mittheilung von dorten her, bäuerlich auch Leber genannt wird. Jeden Sonntag nach Pfingsten wurden in dortiger Kirche zu Ehren dreier

hl. Jungfrauen an die Kinder Bregeln ausgetheilt. Panzer, Bair. Sag. 1. 176, pag. 154. Wir kommen nachher noch auf diese drei Jungfrauen, als die drei heidnischen Schutzgeister, zurück. Die beiden Aargauer Grenzdörfer, Moos- und Kirchlerrau, heißen mundartlich Mooslerw, Kilohlerw, und das Berner Patriziergeschlecht deren von Kerber leitet davon ab.

Ueberträgt sich nun dieser gleiche Namen auf den Bergwald, so entwickeln sich daran die ferneren Begriffe von Schätzen, Wilde Jagd, Grab und Schattenreich; und dies ist nun zu zeigen.

In Oesterreich scheint sonst ein Sprichwort gegolten zu haben, so lange die Einfälle der Ungarn das Land in Unruhe versetzten: Wenn mir der Feind auch Alles nimmt, den Wald kann er nicht mitnehmen. Dieß drückt der Oesterreicher Seifried Helbling (abgedruckt in Haupts Ztschr. IV.) in mehrfach anders gewendeten Formeln aus:

sô mir die Unger nement rê,

sô vert er jagen hin ze lê. (V, 13.)

Ein solcher Lehwald liegt bei Daun in der Eifel, mit einer Felsenhöhle, Namens Arons- oder Arnszelt, in die eine Seele verwünscht ist. Schmiß, Eifelsag. 2, pag. 65. Ein anderer Leewald bedeckt den Surabergzug des Weissensteines ob Solothurn, und war einst zwischen dieser Stadt und viererlei Dörfern ein Gegenstand von hundertjährigen Processen, die erst durch das Rechtsgutachten der Tübinger Facultät (gedruckt zu Solothurn 1837) entschieden wurden. Er war bis zum 16. Jahrh. nordwärts gegen Gänssbrunnen hin die Sprachgrenze gewesen der deutsch-alemannischen und der französisch-burgundischen Bevölkerung. Heute noch ist er ein hochgelegener Tummelplatz für die Durchzüge des Lürst und seines wilden Heeres. Ob zu diesem Namen auch der eddische Baum Lærad gehört, der mitten in Walhall stehend, mit seinem „stillen Schatten“ die Götterthiere nährt? Müllenhoff (Zur Runenlehre 1852, 6) verzeichnet aus Caedmon 52, 7 holtes hléo; aus Heliand 33, 22 waldes hlêa, und aus der Inschrift jenes bei Tonderu aufgefundenen goldnen Hornes hlevagastim, d. i.

den Gästen des Waldschattens, den Jagdgenossen (gewidmet); denn altf. hlæa, agf. hléov, hliu, Gen. hléuues, bedeutet Schattendach. Aus diesem Begriffe des Wortes entwickelt sich derjenige von Grab. hlaiw wird von Ulfila ausschließlich für sepulcrum gebraucht. Zur Bezeichnung des über Lazarus gewälzten Grabsteines steht in Heliand, B. 8150, leia (statt hlæa). Die Schlettstättner Glossen (Haupts Ztschr. 5, 336^b) übersetzen: lē tumulus, und Graffs Dintisca 1, 260^a gewährt hlæo, mausoleum. Jenes dem Drusus in Mainz errichtete Grabdenkmal hieß im IX. Jahrhundert Trusilēh. Hattemer, Denkm. 3, 602. Der seit dem XI. Jahrhundert urkundlich genannte Grabhügel Gunzenlē am Augsburger Lechfelde ist von Pfeiffer (Germania, 1, 81) als der Tumulus eines deutschen Kriegshelden behandelt worden. *)

Der im Grenzwalde wohnende Holzbauer, der in den Wald entfliehende Verbannte ist der Leemann. Arnold von Brescia, verbannt aus Italien nach Zürich kommend, führte hier den Namen Leemann. Zürich. Neujahrsbl. der Hülfsgelesch. 1843, 6. In den Wald gehen, in die Holzbirnen entlaufen, heißt uns noch sterben; Wälderwohnungen sind in der Edda die Gräber genannt. Westermäldische und Oberpfälzische Dorffirchhöfe pflegen am Saume der Wälder zu liegen. So

Prof. Fr. Pfeiffer in Wien fügt diesem Citate aus seinem genannten Aufsatze hier noch folgenden Nachtrag hinzu. König Konrad (Konrabin) genehmigt die Ueberlassung zweier Höfe zu Berherbach an das Nonnenkloster der hl. Katharina zu Augsburg durch Urk. vom 22. Mai 1264, ausgestellt „in campo Lici in Gunzenlen apud Augustam“ (Mittheilung der deutschen Gesellschaft f. Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer in Leipzig 1, 150); gedruckt steht „liti In Gunzenlen.“ — Jenes Germ. 1, 98 aus Graff angeführte Marachleo steht in einer Urk. R. Arnulphs, Mosapure 21. März 890: — „ita autem praefati loci terminus ab eis fuit circumductus atque limitibus distinctus, id est de Marapah usque ad Marachleo, inde quoque ad Rispah“ u. (f. Lang, Regesten 1, 22). Marachleo soll Marktslofen sein, im Landgericht Dingolfing in Niederbayern. — Bemerken will ich noch zu der Schreibung Trusilēh, daß sich hier, wie in der spätern Form Gunzenlech, Drusenloch, die anlautende Spirans (hlæo, hlē) ans Ende des Wortes gesüßet hat, und daß daraus auch die latinisirte Schreibung conciolegis, i. e. Gunzenhle zu erklären ist.

bezeugen es Niehl und Schönwerth. Mit dichten Waldungen ist nach mittelalterlichen Vorstellungen das Todtenreich umgeben: totum esse infernum accinctum densis undique silvis. Myth. 761. Gleichwie der am Waldsaume wohnende Hofbauer der Schattenmeier heißt, so der im Walde wohnende Todesgott Holzmeier. *ibid.* 811. Die Schweiz hat Leewälder mit Leemännern; Baiern hat Helhölzer, Helwälder, in denen der gespenstische Helmann und der Verlorene Waldmann haust. Panzer, *Bair. Sag.* 1, Nr. 165. 2, Nr. 121.

Hiermit scheint wohl genügend gezeigt, daß der Meeresgott Hls sich in die Schattengöttin Hel umgestellt hat, die an dunkeln Furten sitzend, in den Niederlanden Heul heißt, bei uns Heuel (Margau. *Sag.* 2, Nr. 389. 406), in Sachsen Heulmutter und Frau Hel. Harrys *Ndsächs. Sag.* 2, Nr. 6. Nun soll auch noch die gänzliche Verschlechterung dieses Begriffes und sein Herabsinken auf gemeine Todesart und thierisches Sterben an der gleichen Wortform aufgewiesen werden. Vom Begriff des Todtliegenden aus bilden sich daran die Benennungen, welche mundartlich zur Bezeichnung von Henker, Büttel, Schlächter, Aas, Schindanger und Versenkgrube dienen.

Löbenmeister hieß in München der Oberprofoß (Schmeller, *Wörth.* 2, 528). Der Leb in Nürnberg war der Schinderknecht, der Leu hieß in Zürich der Weibel und Oberknecht der Metzgerzunft. Letzterer hatte sogar ein „Leuenhaupt“, die Büste eines Löwen, bei Zunftaufzügen mit umher zu tragen; so weit war das Verständniß aus unserem Worte gewichen. Kunz Haß, in seinem Lobspruch auf Nürnberg v. J. 1490 (*3tschr. f. deutsch. Kultur-Gesch.* Nürnberg 1858. Juniheft, 395) sagt von der Ordnung der Nürnbr. Stadtmegger und Fleischbeschauer:

wer ein reudigs hat gestochen,
muss der leb on haffen kochen,
bis das er's gar verprennet hat.

Das sinnige Thier, welches ein Metzger ausschachtet, verfällt dem Schinder (leb), und muß durch ihn verbrannt (ohne Hasen gekocht) werden. Der Oberpfälzer sagt von schlechten

und franken Thieren e léiwer Ochs, e léiwa Kou, e léi's Pfa (Pferd). Schmeller, *Wb.* 2, 406. Schwäbisch-alemannisch aspiriert dasselbe Wort den Anlaut: Kleemeister heißt der Fallmeister. Kleemeßger war i. J. 1472 der amtliche Titel des sonst sogenannten Reibenschinders. Troll, *Gesch. der Stadt Winterthur* 5, 203. Die Aargauer gemeine Schelte „Kleekuh, Kleewagen“ bezeichnet das dem Schinder und Schinderfarren Verfallene, ein schlechtes Weibsbild. Der alte Ortsnamen Marachlêo deutet auf solcherlei Hügel, in denen man geschlachtete Rösse heidnisch bestattete; man nennt jene bei uns „Reibengräber.“ Aargau. *Sag.* 2, pag. 24. 246. Ist also Leu der Name des Henkers und Schinders, so ist das Leuenfeld die Reibenstatt und der Schindanger. Ein solches Leuenfeld mit der angegebenen Bestimmung bei der Stadt Aarau am linken Aaruser heißt so schon seit älterer Zeit. *Helvet. Almanach* 1816, 86. Der sel. Bruder Nicolaus von der Flüß stammt aus dem Unterwaldner Geschlechte der Leuenberger und war wohnhaft im Walde Am Ranft. *Melch. Schuler, Sitten und That. der Eidgenoss.* 1. Der Leuengraben zu Luzern ist die seit d. J. 1581 daselbst angelegte große Stadtkloake. *Gas. Wysser, Gesch. v. Luzern* 1, 304. Der die Kloaken zu reinigen hat, ist schwäbisch der Läublerfürber (Schmid, *Schwäb. Wb.* 342) und appenzellisch der Läublihöptmâ (Tobler, *Sprachsch.* 294). Hier trifft im oberdeutschen Worte Laube (habitaculum) der Doppelbegriff Schattenort und heimliches Gemach, Abort, wieder zusammen. Ebenso geht auch aus dem mhd. *liewe mansio*, und aus dem nhd. *löawe tabernaculum*, gleicherweise der Begriff von *refugium*, *asylum* hervor und hat sich in jenen nhd. Ortsnamen so oft wiederholt, die mit — leben (Eisleben, Fallerleben u.) zusammengesetzt sind.

Das ist es, was wir aus der Anschauung und der Sprache des Volkes beizubringen wissen von der Körperlichkeit und leiblichen Wirksamkeit des physischen Schattens; es gewinnt seine wesentliche Bedeutsamkeit, wenn wir nun im zweiten Abschnitte handeln von dem geistigen Einflusse des Schattens.

II. Vom Schattengeist.

Das deutsche Heidenthum glaubte an einen Schutzgeist, den jeder Mensch besonders zu eigen hatte. Als ein feenartige Wesen, weiblich und geflügelt gedacht, begleitete ihn dieser Geist von der Geburt bis zum Grabe, trat mit ihm ins Leben, starb mit ihm im Tode, warnte ihn in Gefahren sichtbar, oder flößt ihm ein gewisses vorahnendes Vermögen ein, wenn er in entscheidenden Momenten rathlos war und sich aussetzen wollte. Der Scandinavier nannte diesen Gefolgs- und Geleitgeist die Fylgja und unterschied diese als eine Forynja, die dem Menschen vorausschritzt, seine personifizierte Vorsicht, und als eine Hamingja, die seinem Körper schattengleich nachschwebte. Zu diesen zweien kommt als dritte noch die allgemeine Todesbotin, die gleichfalls geflügelt erscheinende Walküre, die um den sterbenden Menschen bemüht bleibt. Daß diese dreierlei Arten des Schutzgeistes die drei Lebensalter des Menschen und die drei Tageszeiten sind, verkörpert in dem entsprechenden Schattenwurf dieser beiden, dieß wird sich nachher herausstellen. Der heutige Isländer verwendet den Namen Fylgja noch immer für jenes mit dem Kinde zugleich geborene, um dessen Haupt geschlungen liegende Häutlein (ovum, amnium), welches als der Helm und das Glückshäublein auch bei uns sorgfältig aufbewahrt wird (vgl. Aleman. Kinderl. pag. 280); und aus Meinerts Liedern aus dem Ruhländchen (Vorrede 1, 111) hat schon Rühß (Ueber Tacitus Germania pag. 495) nachgewiesen, daß dieser nordische Gefolgsgeist auch für den deutschen Osten gegolten hat. Mit der christlichen Zeit verkehrten sich diese Fylgjen in den Schutzengel, auch dieser mußte das Neugeborene erst beseelen, dann unzertrennlich begleiten. In dem Bruder Berthold von Regensburg Predigten heißt's: alz ein kint lebende wirt, sô giuzet im der engel die sele in. Der Schutzengel ist an den Schüßling angebunden: zuo im geweten ein engel, daz im niht geschach. Geo. 3205. Nach der Nialls saga cap. 101 läßt sich ein Heide taufen auf die Zusage hin, daß der hl. Michael (der Seelenempfänger) dur

die Taufe sein neuer Fylgju engill werde. Myth. 829-831. Gleichwie dieser Heide einen nach Rang und Stand hohen Schutzengel im Christenthum verlangt gegenüber jener ebenmäßig vermögenden Fylgja, die er jetzt aufzugeben bereit ist, ebenso nimmt darauf die mittelalterliche Theologie eine ähnliche Stufenleiter von Schutzgeistern an. Die Thiere jeder Gattung — predigt Geiler von Keisersberg, Brösamlin II, Bl. 19 — haben nur ihren Gattungs-Schutzengel; „mit jeglichs thierlin hat ein eignen engel, aber jeglicherlei.“ Und die Kirche hat auch bis jetzt jeder Thierart einen besondern Schutzpatron be-lassen; einem jeglichen Menschen aber giebt sie seinen besonde-ren Schutzpatron zu, stellt dem Menschen sogar dessen Wahl frei. Luther nun unterscheidet auch noch hierin. Ein Fürst, sagt er, hat einen viel größeren und stärkeren Engel, der auch klüger und weiser ist, denn ein Graf; und ein Graf einen größeren und stärkeren Engel, denn ein gemeiner Mann. Je größeren Stand und größer Geschäft einer hat, je größern und stärkern Engel hat er auch, der ihn schützt, ihm hilft und dem Teufel wehret.

Unsere Mythen wissen anzugeben, wie die Fylgja diesem verwickelten Geschäfte nachzukommen sucht. Meistens thut sie es nur in jener zarten Weise, wie Athene, die ihren Liebling Achilleus geflügelt umschwebt und ihn, wenn er sich in Scheltworten unschön erhebt, leise bei der Locke berührt. Sie schenkt dem Haupte einen würdigen Gedanken, dem Herzen erweckt sie eine feine Nährung. Aber so reingeistig kann sie nicht überall sich wirksam erweisen; sie muß ja mit dem Helden vereint zu Felde ziehen, mitten zwischen den gehobenen Schwertern stehen, den Waffenentscheid lenken, denn also bedingt es die aufbrau-sende Natur ihres Schutzbefohlenen. Oder sie muß sich dem in der Liebe Leidenschaftlichen bräutlich verloben, damit da kein schlechteres Eheweib ihn herabbringe, und ehelicht er gleichwohl ein solches, so lebt sie in dieses Eheweibes Gestalt mit dem Manne häuslich weiter und schenkt selbst nicht vor Polygamie zurück. Betrachten wir nun etnige dieser Bündnisse.

Im verlorenen Liebe von der Kara, von dem jedoch etliche

Stellen in die Hrömundarsaga Greipssonar übergegangen sind, schützt die schwanenflügelige Kara — also eine Valküren-gestalt — ihren Geliebten Helgi und schwebt während der Schlacht dicht ob seinem Haupte. Da er nun auf den Gegner Hromund stößt, holt er mit dem Schwerte so hoch zum Hiebe aus, daß er die über ihm fliegende Jungfrau in den Fuß trifft und im gleichen Fehlhiebe die Waffe bis zum Griff in den Boden hinein schlägt. Dieses gewahrend ruft er aus: Nun ist mein Glück dahin, wehe, daß ich dich verlor! Aber auch der feindliche Hromund erkennt die Verwundung der Fylgje und bestätigt: dich selbst hast du erschlagen, indem du deine Geliebte erschlugst! Während Helgi dann nach seinem Schwerte sich bückt, wird er von Hromund todt nieder gestreckt (vergl. P. E. Müller, Sagabiblioth. 2, pag. 545). Man hat die Echtheit dieser Sage zwar bezweifelt; sie läßt sich indessen durch das hier Nachfolgende vollkommen bestätigen. Noch in unserem Volksrathsel vom Schatten (Simrock, Räthselb. Nr. 470) klagt der Schatten des Abgeschiedenen, mithin die Fylgje, seinem verlorenen Menschenkörper also nach:

Da du lebstest, da lebte auch ich,
Da hättest du gerne gefangen mich.
Nun bist du todt, nun hast du mich,
Und daß ich sterbe, was hilft es dich?

Die Sage von des Staufenbergers Geliebten stimmt mit dem eben Erzählten wohl zusammen; sie ist durch das deutsche Gedicht aus dem 14. Jahrh. (ed. Engelhardt, Straßb. 1823) und durch ihre Localisierung in der Ortenau doppelt verbürgt. Diejenigen, welche sie mit der Fabel von Amor und Psyche verglichen haben, wußten nur halb, was sie wollten. In Kürze lautet sie so. Es saß einst an jenem Felsen in der Ortenau, welchen man den Zwölfenstein nennt, ein schönes fremdes Weib (eine Fee, heißt es), als eben der Ritter von Staufenberg am Pfingsttage dorten vorbei zu Hofe ritt. Nachdem sich das Weib ihm zu erkennen gegeben hatte als diejenige, die schon bei ihm gewesen, seit er ein Pferd überschritten, die ihn in Kampf und Streitt gehütet, ihn auf Weg und Straßen heimlich gepflegt,

vor allem Leid bewahrt und ihn allein geliebt habe, da vermählen sie sich zusammen. So oft er sie künftighin zu sich wünsche, sagt sie, daheim oder auf der Reise, werde sie flugs bei ihm sein, jedoch nur ihm und sonst Niemandem sichtbar. Nie jedoch, setzt sie warnend hinzu, solle er ein ander Eheweib neben ihr begehren, sonst müßte sie vor Allen ihren Fuß sehen lassen. Dieß würde des Geliebten Tod sein. Doch als nun der Ritter zu Hofe kam, wurde er dem Könige bald werth und dieser bot ihm seine Muhme zur Frau an. Auf des Staufenbergers Geständniß, daß er schon einem Weibe angehöre, daß er dieses aber vor Niemand sehen lassen wolle, entgegnete der Bischof, dieß könne sodann kein rechtes Weib, sondern müsse wohl vom Teufel sein. Und in solcher Verwirrung überstimmt, ließ sich der Ritter mit der Fürstin vermählen. Da geschah, wie ihm die Liebste vorausgesagt. Während er mit der Braut und seinen Hochzeitsgästen zu Tische saß, stieß durch die Decke des Saales ein Menschenfuß herab bis ans Knie, wunderschön und blank wie Elfenbein, und verschwand vor Aller Augen, ohne eine Spur in der Decke zurückzulassen. Der Ritter erkannte nun sein Loß. Er nahm von Braut und Freunden Abschied, beichtete und verschied. Vgl. Grimm D. S. Nr. 522.

Hier erscheint die Fylgje anfänglich als Mittagsgeist, denn sie sitzt feengleich am Pfingsttage am Zwölfestein. Sie ist also dorten ursprünglich der Felschatten gewesen, nach welchem die Ortenauer die Zeit der Sommer Sonnenwende und die Mittagsstunden berechnen. Hierauf wird sie der Gefolgschatten des Staufenbergers, und indem sie sich diesem vermählt, ist sie ihm ebenso nur an dem Fuße kenntlich, wie von der Riesin Skadhi jener Niördhr auch nur nach seinem schönen Fuße zum Gatten gewählt werden und in seiner übrigen Gestalt ihr verborgen bleiben muß. Und wie es Helgi's Tod ist, als er den verwundeten Fuß der über ihm schwebenden Kara erkennt, so stirbt der Staufenberger, als über seinem Haupte die Geliebte das blanke Bein durch die Decke des Hochzeitsaales stößt. Ueberall ist damit auf die blendend weiße Befiederung der geflügelten Schwanenjungfrau und Walküre hingedeutet. Ein fernerer

Grund des Verderbens spielt hier mit herein, von dem weiter unten die Rede sein wird: wer seines Gefolgsgeistes zur Unzeit ansichtig wird, oder Grund wird, daß ihn Andere sehen, dessen Tod ist es. Darum sagt man in der Nähe um Fulda: Wenn Jemand sterben sollte, so sei eine Waldfran von der wilden Frauen Loth her gekommen und habe sich wehklagend in der Nähe des Sterbhauses gezeigt (Wolf, Hess. Sagen 53 ff.). Man besigt die Liebe der Fylgje zwar ungewollt, wie jede echte Neigung ungerufen entsteht, aber dennoch und ob schon sie neben der Liebe des eigenen Eheweibes mit da ist, kann sie sich in eine geschlechtliche Eifersucht verwandeln. Dahiñ zielt, was man sich von dem Stallmeister des Koburger Herzogs Johann Casimir erzählt: es habe derselbe seine Wohnung fortwährend wechseln müssen, denn in jeglicher Miethe gieng ihm allenthalben ein Mittagsgeist nach, der seiner noch lebenden Ehefrau völlig gleichsah (Grimm D. S. Nr. 259). Schon hier ist zu bemerken, daß aus diesem Fylgjenglauben alle jene zahllosen Geschichten entsprungen sein müssen, die man überall erzählt: vom Zweiten Gesicht, vom Sichselbstsehen, vom Doppelgänger, vom Schatten im Lehnstuhl, vom Bettgespenst in der Schlafkammer. Dieser Histröchen ursprünglicher Inhalt, gegenüber ihrer jetzigen Sinnlosigkeit, ist der seinem Körper folgende Schatten, welcher, weil er als das Wesentliche des lebenskräftigen Menschenkörpers erschien, auch zugleich als die um das Fortleben ihres Körpers tief besorgte Menschenseele galt. Und soweit geht einer solchen Seele Lebenslust, daß sie sich mit ihrem Menschenkörper sogar in Buhlschaft einläßt. Aber dieser Geleitschatten muß mit dem erliegenden Körper endigen, dem Erschlagenen kann seine Fylgje weder mehr voranschreiten, noch nachfliegen, des Schattens Aufhören bedingt auch mit der Fylgje Tod. Fylgje, Schatten, Körper und Seele zeigen sich hier als eines. Ihre intime Gegenseitigkeit erträgt es, daß sich auch allerlei kleiner Hauszank zwischen den Beiden erhebt, aber er wird ausgeglichen und Eines steht wieder für das Andere gegen Jeden ein. Alles ist Reciprocität. Dieß findet sich noch in recht herzlicher Weise ausgedrückt bei einem

Dichter, in dessen reinkirchlichen Schriften man solches nicht sucht. Joh. Scheffler schreibt in seinem Cherubin. Wandersmann folgendes Epigramm:

Mein bester Freund, mein Leib, der ist mein ärgster Feind,
Er bindt und hält mich auf, wie gut er's immer meint,
Ich haß und lieb' ihn auch, und wenn es kommt zum Scheiden,
So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.

Auffallen muß es, daß diesen Sagen zu Folge die den Geist ihres Pfleglings leitende Fylgje ihn zugleich buhlerisch verleitet, ihn zur Untreue gegen das Eheweib verführt. Ein so wenig mit der deutschen Zucht übereinstimmender Glaube bedarf, wenn er zugleich alt und echt sein soll, am ehesten der Erläuterung. Sogar Karl der Große lebte nach einer hbf. Quelle aus dem 13. Jahrhundert ehelich mit einer solchen Waldfee zusammen, obschon er zugleich der berufene Gemahl seiner Kaiserin und der Vater zahlreicher Kinder ist. Allein diese Waldfee wird geschildert als ein Wesen, welches nur in des Kaisers Nähe lebensfrisch und ohne ihn eine leblose Leiche war. Als sie einst schlief und der Sonnenstrahl in ihren offenen Mund traf, erblickte der Kaiser ein unter ihrer Zunge verborgen liegendes Weizenkorn. Nachdem er dieß herausnehmen lassen, blieb das Feenweib von Stund an todt und lebte nicht wieder auf (Myth. 405). Dieses Rebsweib neben dem Eheweib deutet abermals auf jene Doppelseitigkeit des Seelenvermögens, aus welcher eben die beiden Fylgjen selbst entsprungen sind. Das Voraussehen und das Zurückschauen des Geistes theilte sich auch dem Griechen in die zweifache Persönlichkeit des Prometheus und des Epimetheus, und erst dem späteren und schärferen Verstande erscheint es als die von dem einen Geiste ausgehende Eine Persönlichkeit der homerischen Ate. Diese Tochter des Zeus ist, übereinstimmend mit dem im ersten Abschnitte über den schädenden Schatten Vorgetragenen, der Schaden, der auf die unbedachte That folgt „die verderbliche Schuld, die nicht den Boden berührt, sondern mit weichen Füßen auf den Häuptern der Menschen schreitet und unversehens sich einstellt bei Ueber-eilung und Leidenschaft“ (Fl. 9, 119. 19, 90—138). Aber

eben damit ist Ate wieder die eine von jenen zwei Wächtern (*φύλακες*), die nach Hesiod, Proclus und nach Plutarch's Commentar dem Menschen beigegeben sind. Der Neugriechen hat sie mit ihrem antiken Namen in die zwei Schutzengel verwandelt, deren einer zur Rechten steht und die guten Thaten aufzeichnet, während der zur Linken das Ueble anmerkt (Welscher, griech. Götterl. 1, 733).

Die griechische Sage von Prokris, des Erechtheus Tochter, birgt in sich eine den deutschen Gefolgsgeistern nahverwante Vorstellung. Der Prokris Gemahl, Kephalus, ist nicht nur ein leidenschaftlicher Jagdfreund, sondern auch ein Frauenjäger und hat damit die Geduld seiner Prokris auf harte Proben gesetzt. Sie folgte ihm daher in seine entlegenen Jagdbezirke heimlich nach und hielt sich beim Orte seiner Mittagsruhe nebenan im Dickicht versteckt. Hier hörte sie, wie er ermüdet und erhitzt in den Seufzer ausbrach, daß doch Nephelē (die schattende Wolke) herbeikommen und ihn bei diesen Sonnenstrahlen kühlen möchte. Eifersüchtig auf eine vermeintliche Nebenbuhlerin, sprang Prokris auf der Stelle aus dem Verstecke hervor; zugleich aber schleuderte Kephalus, bestürzt über das unvermuthet entstehende Geräusch, seinen Jagdspieß gegen das Dickicht und tödtete so unwissentlich sein eigenes Weib.

Natürlich müssen sich diese Beiden um ihres Pfleglings Reizung eifersüchtig streiten, gerade so wie im Gedichte Muspilli die beiden Theile des Todtenheeres um die aus dem Grabe erstehende Menschenseele sich „balgen“. Die Gefolgsgeister der heutigen Isländer heißen Skotta (ahd. sciozan), Schößling, Nachwuchs des Geschlechtes. Während ihre Schützlinge zusammen zechen, gerathen jene hinter deren Rücken in einen eifersüchtigen Weiberzank und werden darüber sogar handgemein. Maurer, Isländ. Sag. der Gegenwart, 85. Auch Bürgers Gedicht vom wilden Jäger stellt diesem zwei solche entgegen gesetzte Rathgeber an die Seite:

Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

Wie in diesem Gedichte der eine Warner ein Bote des Satans ist, der andere ein Engel, so wird auch in der Sage die eine Sylgje zum verführenden Teufel, die andere zur rettenden Heiligen gemacht. Der Teufel kann dem Ritter Riddert, obschon dieser sich ihm verschrieben hat, nichts anhaben, denn St. Gertrud sitzt hinter dem Ritter mit zu Roß (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 358). Mhd. Gedichte erzählen von einem Ritter, der seine Frau dem Teufel verschrieben hat und sie ihm nun zu Roße zuführt. An einer Kapelle vorüber kommend, steigt die nichts Böses ahnende Frau ab und betet da, indessen die hl. Jungfrau Maria heraustritt und sich hinter den Ritter aufs Roß setzt. Nun muß der Satan entfliehen (Wolf, Beitr. 1, 192). Aehnlich stellt sich der Escherkess die Peris als weibliche Geister vor, die den Reitern aufs Roß springen, um ihnen von Liebe zu reden. Hat man unberathen sich ihrer Güte erwehrt, so wird man nur um so eher ihrer Rache verfallen. Wolfs Hess. Sagen Nr. 54 erzählen vom Ritter, der am heffischen Bieselstein vorüber reitend von einer uralten Frau, die mühsam auf Krücken einherkam, gebeten wird, er möge sie mit aufs Roß nehmen. Da er Furcht empfand und davon eilte, sprang das Weib ihm auf den Rücken, und man hat nie mehr eine Spur von ihm gesehen. So sind die zwei Seiten unseres menschlichen Wesens als zwei streitende Frauen, als zwei doppelfarbige Schwestern, als eine gute und weiße Frau, und als eine schwarze und blinde Höl aufgefaßt. Auch in jener bekannten Xenophontischen Erzählung, Herkules am Scheidewege, erscheinen dem Halbgott, als er aus dem Knaben- in das Jünglingsalter eintritt und seine Lebensentschlüsse fassen soll, zwei verschiedenartige, sich bestreitende Frauen; die eine in weißem Gewande an ihm vorüberschreitend, die andere nach ihrem eigenen Schatten blickend, auf Herkules hinzulaufend. Beide machen Anspruch auf ihn. Aber so lange ihr Schützling der leidenschaftliche Mensch sein wird, wird er gerade diejenige Seele am meisten betrüben, die er selber am meisten zu lieben wünscht. Erst wenn nun Orpheus gestorben und zum zweitenmale zu den Schatten hinabgestiegen ist, verliert er seine Eurydice nicht

mehr, sondern lebt einträchtig mit ihr, wie es bei David (Metam. 11, 64) heißt:

Jezo wandeln sie dort mit vereinigttem Schritte, die Beiden;
Bald geht jene voran, und er folgt; bald eilet er selbst vor,
Und nach Eurydice darf mit Sicherheit Orpheus sich umseh'n.

Die Frage ist nun, in welcherlei Erscheinungsweise der Geleitsgeist außerdem auftritt und für bedeutsam gehalten wird.

Der Norweger glaubt, einem jeden Menschen gebe sich seine Fölge in Gestalt eines solchen Thieres zu erkennen, das zu seiner eigenen Sinnesart am nächsten stimmt (Myth. 831). Und da von Gott Odhinn gleichfalls behauptet wurde, während sein Körper zuweilen leblos dagelegen, sei inzwischen seine Seele als Vogel, Fisch, Wurm oder als anderes Thier in ferne Länder geeilt (Rufwurm, N. Sag. 42), so war damit dieser nordische Glaube nicht bloß geheiligt, sondern es war zugleich einer ganzen Reihe von Thiergespenstern der Zwinger des Aberglaubens aufgethan. Da der Gefolgsgeist den Launen seines Pfleglings nur geflügelt nachzueilen vermochte, so betrachtet man die Seele am öftesten als einen Vogel. Auf orientalischen Denkmälern ist der Geist als ein doppelt beschwinger Kreis (Feroer) dargestellt. Auf einem antiken Vasengemälde, die Schleifung Hektors durch Achill darstellend, schwebt Patroklos Seele über dem Achilleus und treibt ihn an; ebenso sind auf altchristlichen Denkmälern geflügelte Figürchen, oft bis zum Uebersehen klein, über dem Haupte des Verstorbenen angebracht (Welcker, griech. Götterlehre 1, 808). Meine Mutter — so erzählt mir ein hierländischer Freund — zeigte mir in ihrem alten Gebetbüchlein oft ein Bild, auf dem in einer Bettlade ein Sterbender oder Kranker zu sehen war. Unten auf dem Fußbrette saß ein Vögelein und schaute ihm in's Gesicht. Auf meine Kinderfrage, was der Vogel bedeuten solle, meinte die Mutter bald, es sei der hl. Geist, bald es sei der Teufel, der auf die ausfahrende Seele lauwere. Daß aber bei solcherlei älteren Bildwerken, selbst wenn eine Taube darauf vorgestellt ist, nicht geradezu an die columba eucharistica in diesem Falle gedacht zu werden braucht, dieß hat Wolf Beitr. 2, 209-219 an entscheidenden Beispielen, namentlich aus

Gregorius von Tours, nachgewiesen. Ist dir ein Liebes in der Fremde gestorben, so wird es dir ein Vögelein ans Fenster pfeifen. Krähen, nordenhier kommend und mit gesenktem Kopfe vom Dache schreiend, deuten auf den Tod des in diesem Hause Erkrankten. Aargau. Volksglaube. Es erscheint der verlassen am Meeresstrande stehenden Gudrun ein prophetischer Vogel, welcher ihr den auf dem Fuße nachkommenden Bräutigam und Befreier ankündet. In den Aargau. Sag. Nr. 48 erscheint die Seele Verstorbener als Taube, Rabe und Schmetterling; aber dann auch in minder edler Gestalt, als Irrlicht, als Rabe, Kalb, Schwein und Hund. Der Hund, welcher den Gott und seine Botinnen, Odhinn und seine Walküren, begleitete, der dann unsern ältesten Gauheiligen unzertrennlich bleibt, z. B. der heil. Walpurgis, wird später zum Höllethunde. Es läuft daher stets in Hundegestalt dem Zauberer seine verlorene Seele nach; so dem Doctor Faust sein Pudel, dem Famulus Wagner und dem Jean de Nivelle der seine, dem Cornelius Agrippa sein schwarzer Paredrius, und liegt der Meister im Sterben, so springt das schwarze Thier verzweifelt in's Wasser. Der holländische Nachtgeist Lodder kommt einher, die Zottelhaut eines Hundes um die Schultern geschlagen, oder selber ein Hund mit Feuer-
 augen; er streckt die Pfoten über jeden brückenlosen Bach ans andere Ufer, wohin sein Pflegling als Liebhaber auf dem nächtlichen Wege zum Mädchen ist, und läßt ihn über Rücken, Hals und Arme bequem hinüber schreiten (Wolf, Nbl. Sag. Nr. 265. 213). Sogar die Nachtstunde giebt er dem Wandernden dabei an; denn flimmernd und pfeifend liegt er auf der Straße wie eine im Mondschein daliegende silberne Taschenuhr (Wolf, ibid. Nr. 213. 487—489). Hier ist dieser Geist das mit schwarzen Schlagschatten wechselnde glanzwebende Mondlicht; aber auch seinem Namen nach entspricht Lodder dem Lothur (Völuspa 18), welcher Odhins Bruder und Mitschöpfer der Menschen genannt ist. Später wird Lepterer zu Lothur-Lofi, d. h. zum Vater der den Mond verschlingenden Hunde, gleichwie dieser Lodder in Hundsgestalt der Mond selbst ist. Anderwärts wird dieser Nachtgeist in den Niederlanden der lange Wapper genannt und

wafelt oder wabert als Stadthund zu Antwerpen (Wolf, *ibid.* Nr. 379); er erzeugt halb dunkle, halb flammende Luftgebilde, welche von den Strandbewohnern auf ein Unheil voraus ge-
deutet werden (Grimm, *DS.* Nr. 280). Wie Lodder der lo-
dernde Mondschein, so ist auch Wapper die Waberlohe des
Gestirnes, und als solches sind Beide bald ein Begünstiger der
Liebesnächte, welcher Brücken und Wege zur Stelle zaubert,
bald ein den Freund oder sein nächtlich steuerndes Meerschiff
grausam irreführender Unhold. Der persönliche Schutzgeist
nimmt also alle möglichen Formen an und stellt jede einzelne
Seelenthätigkeit seines Schutzbefohlenen in einer entsprechenden
Thierverkörperung dar. Er kommt aus König Guntrams Munde
als Schlanglein herausgetrohen (Grimm *DS.* Nr. 428), aus
dem Munde der Tänzerin als rothes Mäuschen herausgesprun-
gen (Goethes *Faust*). In Gestalt einer Taube flattert die Seele
der verstorbenen Dienstmagd aus dem Hausschranke (Morgau.
Sag. 2, Nr. 272), also im Schwanenhemde oder Falkengewand,
gleichwie die Göttin Freyja ein solches trägt, welche sich in die
Seelen der gefallenen Helden mit Odhinn theilt und deshalb
Balfreyja heißt. Die eine der drei Schwestern, von denen
Panzer's Sagen so viel zu berichten wissen, hat schneeweiße
Flügel gleich Engeln, die andere aber nicht, denn sie ist böse
und wird sich noch ganz schwarz färben (1, 26). In der Kirche
zu Ipehoe ward ein Taubenflügel hergezeigt, ein Soldat hatte
ihn der Jungfrau Maria abgeschossen, als sie die Stadt gegen
das stürmende Heer der Schwarzen Grete beschützte (Müllens-
hoff, *Schlesw.-Holst. S.* pag. 121). Hier kämpft die weiße
Taube gegen den schwarzbeschwingten Unheilsvogel, die christ-
liche Maria gegen die heidnische Grete, beide als sich bestrei-
tende Schutzgeister. Beide sind für diesen Kampf geflügelt,
also Walküren; und so sind es auch die vorhin erwähnten drei
Schwestern, von denen es bei Panzer 1, 180 heißt: Sie wa-
ren gefolgt von einem weißen und einem schwarzen Hündchen;
sie ritten zu Dritt in den Krieg und wirkten da mehr als die
Ritter selbst, d. h. mehr als die Schutzbefohlenen. Wie diese
Fylgjen als Schildjungfrauen ihren Helden im Kampfe beschirmten,

so wurde die Thiergestalt, in welcher sie erschienen, zugleich des Helden Schildzeichen, das zwischen Weiß und Schwarz wechselnd, Schwan und Adler, Schimmel und Rappen, weiße und schwarze Doggen, Seefräulein und Mohrenköpfe u. s. w. am häufigsten aufweist.

Bei den nordamerikanischen Indianern gilt in gleicher Weise der Manitto. Er wird dem Menschen im Traume verliehen und hat ihm nun überall beizustehen. Der eine bekommt so die Gule, der andere den Büffel zum Begleiter, der Wilde ist stolz darauf und hält sich für stark und mächtig (Loskiel, Gesch. d. evang. Brüdermission. Barby 1789, 53).

Es ist aber nicht allzeit rathsam, seinen Gefolgsgeist zu erblicken. Wir sagen, wer sich selbst sieht, dem ist damit sein naher Tod angekündet. Im Norden heißt's, wer seine Sylgja schaut, den verläßt sie, der büßt damit sein Leben ein (Myth. 831). Nur einmal blickt sich Orpheus um und verliert damit auf immer die ihm nachfolgende Eurydice. Als Agrippas Schüler zu Löwen sich in des Meisters Studierzimmer gesellten und da in dessen Beschwörungsbuche gelesen hatte, trat ein Geist zur verschlossenen Thüre herein und fragte, warum rufst du mich, was soll ich dir thun? Der Schüler war darauf nicht gefaßt, fand in seiner Angst keine Antwort und wurde vom ergrimmen Geist erdrosselt (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 264). In der letzten Predigt, welche Karlstadt zu Basel hielt, sah er, wie ein großer schwarzer Mann in die Kirche kam und sich neben den Bürgermeister setzte. Beim Weggang aus der Kirche fragte Karlstadt, wer der Unbekannte gewesen, aber das wußte keiner ihm zu sagen, denn Niemand hatte den Mann gesehen. Als der Prediger nach Hause kam, erzählte man ihm, der große schwarze Mann sei vor wenigen Augenblicken da gewesen, habe das jüngste und liebste Kind bei den Haaren ergriffen, als wolle er ihm den Hals brechen, doch habe er's zuletzt wieder hingesezt und ihm befohlen: Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er sich also bereit halte. Karlstadt erschrak darüber sehr, legte sich zu Bette und starb drei Tage nachher (Wolf, DMS. Nr. 96). Gerbert, der unter

dem Namen Sylvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg, begegnete einst um Mittag in der Waldeinsamkeit einer Jungfrau, die sich Meridiana nannte. Auf ihren Wunsch entsagt er seiner bisherigen Geliebten, verbindet sich ehelich mit dieser Waldfrau, lernt durch ihre Belehrung Vergangenheit und Zukunft erkennen und wird bei solcher Weisheit das Oberhaupt der Kirche. Aber als er diese Meridiana einst während seines Kirchendienstes vor sich erblickt, ist es das letzte Jahr seines Pontificats und ein Vorzeichen seines Todes. Diese altenglische Sage nebst anderen ähnlich lautenden, von Casarius von Heisterbach in ascetischem Sinne erzählt, hat eine ausführliche Besprechung gefunden bei Wolf, Beitr. 2, 236 ff.

Zuweilen erscheint der Schatten nur um zu drohen, aber ohne weitere Folge. Der Schwarze in der Au (Aargau. Sag. Nr. 39) mit seinem Breithute und Zwerchsaß, stolpert Nachts neben und über den Leuten hoch einher; aber am Stromufer verläßt er sie wieder oder schleudert ihnen nur Steine in den Fluß nach. Läßt sich dagegen der lange Mann in der Morggasse zu Hof blicken, so erfolgt im ganzen Voigtlande das große Sterben (Grimm DS. Nr. 167). Bei einer anderen Gelegenheit tritt der Schatten warnend auf und rettet sogar aus der Todesgefahr. Ein solches Beispiel wird erzählt aus Irland in dem bei Gotta erschienenen Sammelwerke Erin 6, 18. Ein Weib hatte einen Vampyr oder Leichenfresser zum Ehemann gehabt Namens Nora Cuare, d. i. der Braunmann. Nach seinem Tode ließ sie sich einmal verleiten, an sein Grab zu gehen, um da zu lauschen, ob man denn das angebliche Tippen und Schnullen einer Vampyrleiche wirklich hören könne. Als sie da zufällig vor sich hinblickte, sah sie, wie ihr Schatten sich bewegte, während sie selbst stille saß, mit seinen schwarzen Armen ihr Winke gab, daß sie den Platz verlasse, alsdann eine Hand erhob, auf den Heimweg deutete, vom Boden aufstand und hinweg schritt. Nun folgte das erschreckte Weib nach. So war sie diesmal durch ihren Schatten gerettet worden. Denn hätte sie da der wieder erwachende Braunmann getroffen, so hätte er sie sofort verzehrt. Dieser haarsträubende

Glaube von dem selbstthätig auftretenden Schatten der eigenen Person ist uns fremd geworden; nicht aber der mit ihm verbundene andere, von dem noch wirksam vorhandenen Schatten längstbegrabener Leute. Kommt der Geist Verstorbener in Mondnächten vor die Hausthüre, so hütet sich der Inselfchwebende besonders von dessen Schatten getroffen zu werden, weil man sonst auch in des Gespenstes Gewalt geriethe (Rufwurm, Eibosfolke 2, 265). Jener Knabe in Pfeffels Institut zu Kolmar soll die Eigenschaft besessen haben, an dem Orte, wo Tödtte begraben lagen, ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen zu sehen (Grimm, DS. Nr. 261). Jüngsthin hat Dr. Reichenbach darüber sogar eine Art Systematik zusammen gebaut in seinen Schriften über das Ob und über die Sensitiven.

Dies führt uns auf den alten Brauch der Schattenprobe und der Schattenbuße. Bei der Schattenprobe wird der körperliche Schatten, den man in Sonnen- und Mondschein wirft, erforscht und als eine Art Lebens-Assicuranz behandelt, um sich damit seiner und der Seinigen Lebensdauer zu versichern.

Die Rabbinen Ramban, Rakanat, Bechai u. A. schreiben über 4. Mos. 14: Gott zeigt den Juden in der siebenten Nacht des Pfingstfestes und zwar durch den Mond, was ihnen das Jahr hindurch widerfahren solle. Daher gehen die Juden in dieser Nacht in den Mondschein hinaus, etliche nackt oder baarhäuptig, andere im Hemd oder Leinlaken, lassen das Gewand fallen und spreiten die Arme aus. Mangelt einem dann im Schatten der Kopf, so wird's ihm dieß Jahr den Kopf gelten, er wird sterben müssen. Mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein guter Freund sterben, mangelt ihm die Rechte, so trifft's den Sohn, und wenn die Linke, so wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. Sieht er gar keinen Schatten, so stirbt er ohne Zweifel noch ehe er von seiner neuesten Reise, die er vorhat, heimkehren wird. Und Alles dieses deuten die Rabbinen aus jener nachher noch zu erwägenden Bibelstelle: Es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (Buxtorf, Judenthul. Basel 1643. p. 277).

Man tritt im Solothurner-Gäu zur Zeit der alten Fasnacht (an dem auf den Fasnachts-sonntag zunächst folgenden) in

den Mondschein hinaus, nachdem man vorher ein Gebet zum Schutzpatron gesprochen hat. Wer da keinen vollkommenen Schatten wirft, an wessen Schatten der Kopf sich nicht scharf rundet, der glaubt, die nächstjährige Fasnacht nicht mehr zu erleben. Wirft aber da ein schwer Erkrankter scharfen Schatten, so hat man um so mehr Hoffnung für sein Aufkommen. Erblickt eine Jungfrau ihren Schatten zweiköpfig, so wird sie im folgenden Jahr ein uneheliches Kind zu stillen haben. Auf solcherlei zweifelhafte Versuche mag sich am besten die Lebensart beziehen, vor seinem eigenen Schatten beben. „Ich weiß noch ganz gut, — so lautet die mündliche Mittheilung, die mir aus dem Dorfe Däniken an der Solothurner Aare zukam — wie unsere Großmutter selig sich freute und Gott dankte, als bei einer solchen Mondscheinprobe ein jedes von uns Kindern seinen tüchtigen Kernschatten geworfen hatte.“ Auch anderwärts noch ist dieser Brauch nicht verschollen. Wer am Sylvesterabend seinen Schatten ohne Kopf sieht, stirbt im nächsten Jahr (Kuhn, Nordb. Sag. p. 408, 148). Während des Essens am Weihnachtsabend erblickt Mancher beim Umschauen seinen Schatten doppelt; ein solcher stirbt dann im nächsten Jahre (Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 265). Wer sich in der St. Marcusnacht (25. April) an die Kirchenthüre stellt, kann da die Schatten derjenigen erblicken, welche dieses Jahr über im Orte sterben werden (Bechstein, Mythe Sage und Märchen 1854. 1, 161).

Diese Sätze gehören keineswegs unter den gewöhnlichen Nischmasch abergläubischer und zielloser Vorstellungen der Septzeit, sie lassen sich schon frühzeitig nachweisen. Der Jesuite Delrio (Disquiss. mag. lib. IV. cap. 2, quest. VII., sect. 2) weiß, daß es seiner Zeit in einigen Klöstern eine herkömmliche Todesvorbotenschaft gewesen ist, wenn solche Mönche, die bald sterben sollten, gesehen wurden in ihrem Chorstuhle ohne Kopf sitzend. — Aber um solche dem Tode Verfallenden noch länger zu fristen, trug man sie dann wiederholt in die Sonne, man suchte ihren zaudernden Schatten zu erwecken. Der Isländer Thörrfill läßt sich in der Todesstunde in die Sonne hinaustragen

und befehlt sich dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat (Landsnama pag. 19). Ähnliches erzählt Rengger in seiner Reise nach Paraguay von dem indianischen Volksstamm der Quaraní's, welche ehemals in den Gebirgswäldern Paraguays der herrschende und zahlreichste Volksstamm waren, nun aber nach und nach ganz aussterben. In der Vorempfindung des ihnen nahenden Untergangs geben sie vor, sie hätten seit alter Zeit einen Jesuitenpater bei sich, der ihr Vater und Rathgeber sei, aber so hochbetagt und abgelebt, daß sie ihn alle Tage an die Sonne hinaustragen müßten, um ihn lebendig zu wärmen. Aus dieser Schattenprobe in Mond- und Sonnenschein wird uns nun das weit verbreitete Märchen (Grimm, Nr. 44) vom Gevatter Tod erklärbar. Da spricht der Gevatter Tod zum Arzt: Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich jedesmal mit erscheinen; steh ich dann zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du hast dann zu erklären, alle Hilfe sei umsonst, kein Arzt in der Welt vermöge da zu retten. Nun ist der Arzt schlau. Er rettet alle schon für verloren gehaltenen Patienten damit, daß er sie verkehrt ins Bett legt; so daß der betrogene Tod zu ihren Häupten zu stehen kommt. — Was anderes soll damit gezeigt sein, als die vorhin erwähnte Langlebigkeit dessen, der einen vollen Kernschatten wirft, und dagegen die Todesgefahr desjenigen, dessen Schatten kein deutliches Haupt abwirft. Der wechselweise bald zu den Füßen, bald zu den Häupten der Kranken stehende Gevatter Tod ist also klärlich jene Hylgja wieder, die der Skandinavier als die vorausgehende und als die nachfolgende Geleitsfrau unterschied. Zu völliger Verdeutlichung wird dieser Glaube gebracht durch die Wendung, welche in Wolfs Deutsch. Hausmärchen pag. 366 dieselbe Erzählung nimmt. Denn hier ist eben diejenige Stellung des Todes zu Häupten der Kranken, die ihnen im Grimmschen Märchen das Leben bringt, eine ihnen das Leben absprechende.

Also ist bei Grimm der Lebensschatten die dem Körper nachschattende Hamingja, und bei Wolf eine ihm vorausschattende Forynja. Auch nach dem Talmud (Tractat. Abhodazara cap. 1) steht der Todesengel zu Haupt des Sterbebettes,

ein nacktes Schwert in der Hand, an dem drei Tropfen Galle hängen; von dem einen Tropfen stirbt der Mensch, vom andern erblaßt, und durch den dritten verfault er (Burtorf Tubenschul. pag. 636). Im weiteren Verlaufe jener Wolfischen Erzählung geht nun der in allen Kuren stets glückliche Arzt einmal durch den Wald und begegnet seinem Taufpathen dem Tode wieder. Der Arzt will ihn dießmal durchaus nach Hause begleiten und sehen, wo er wohne, und der Tod verweigert's und wehrt's und will es durchaus nicht zulassen. Zuletzt setzt der Arzt seinen Willen durch. Sie kommen aus dem Wald hinaus vor ein Schloß, dieß ist gar schön, alle Läden aber sind daran zugeschlössen. Hier abermals soll der Doctor umkehren; jedoch seine Neugier ist zu rege, er will wissen, wie es im Schlosse des Todes aussieht. Da waren denn alle Zimmer dunkel, aber voll Lichtchen, eins am andern. Was ist das? fragte der Arzt erstaunt, und der Tod erwiederte: das sind die Lebenslichter der Menschen. Ach lieber Pathe, fragte der Arzt, wo ist denn meines? Und der Tod antwortete: darnach frage nicht, das ist dir nicht gut zu wissen. Da gieng es aber wieder wie vorher, der Arzt fragte so lange, bis der gute Tod ihm ein ganz kleines Lichtchen zeigte, welches nicht mehr weit vom Verlöschen war. „Nun gehst du mir aber und bleibst keinen Augenblick mehr,“ sprach der Tod ernst, „damit ich nicht hier mein Amt an dir üben muß;“ und er führte ihn rasch aus dem Schloß in den Wald zurück. Der Arzt eilte nach Hause und wurde noch am Abend ernstlich krank. Als er in der Nacht einmal erwachte, schaute er sich im Zimmer um, da stand der Tod zu Häupten seines Bettes. Allein listig wendete sich der Kranke rasch in dem Bette um und streckte dem Tode die Beine entgegen. Ruhig gieng der Tod an das andere Ende des Bettes. Doch da lehrte sich der Arzt abermals und trieb sein Spiel also fort bis gegen Morgen, so daß der Tod trotz aller Güte und Freundlichkeit dessen endlich doch müde wurde. „Mit dir einem habe ich mehr Noth, als mit Allen, die ich seit dem Vater Adam geholt habe, sprach er. Aber laß uns freundlich scheiden; sage mir, willst du heute noch leben, so gewähre ich

es dir gerne.“ Nur noch ein Vaterunser lang, sagte der Arzt. Daß sei dir gewährt, sprach der Tod, der Arzt begann: „Vater unser der du bist — so, und jetzt bet ich fünfzig Jahre lang daran!“ da lachte der Tod und sprach, ich werde mich hüten, noch einem Doctor meine Kunst zu lehren!

Allgemein glaubt man in der bair. Oberpfalz, jedem Kranken, der sterben solle, stellt sich der Tod sichtbar ans Bette. „Wisset,“ sagt da der Gevatter Tod, „wenn ich bei einem Kranken zu Füßen stehe, so kommt er selber wieder auf die Füße; stehe ich aber ihm zu Kopfen, so muß er sterben.“ Schönewerth, Oberpfälz. Sag. 3, 7. 12.

Geboren werden, heirathen und sterben sind die drei Acte im Schauspiel des menschlichen Lebens. Die Forpynja, Hamingja und Walfüre sind die dreierlei Schutzgeister der drei Menschenalter, oder die dreierlei Arten des Schattens, die den drei Zeiträumen eines Menschenlebens zukommen. Der lichte Morgengeist bläst dem Kinde die Seele ein, bräutlich vermählt sich der Mittagsgeist dem gereiften Manne, und hinter dem gebeugten Greise sinkt auch sein Abend Schatten zusammen. Den Lebensmorgen stellen alle Volkssymbole als Licht, Lebensflamme, Lichtblume, brennendes Scheit dar, und den Lebensabend als eine Finsterniß, als ein Erlöschen, Ausglühen und Asche werden. Als der Jägerknahe die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossenen Berg. Da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dieß ist mein Leben, wenn du es auslöschen könntest! (Haltrich, Siebenbürg. Märch. pag. 189.) Als König Mykerinos von Aegypten nach seiner Tochter Tod das Orakel erhält, daß auch er nach sieben Jahren sterben müsse, sucht er seine Lebenstage zu verdoppeln, indem er die Nächte durch Lampen ohne Zahl erleuchten läßt (Herodot. II. 138). Und daraus ist das heilige Lampenfest zu Saïs entstanden, das man in derselben Festnacht begieng, in der man des Osiris Tod beklagt. Der Altgriechen und der Deutsche besteckten den Geburtstagskuchen des Kindes mit so viel Lichtchen, als es Lebens-

jahre zählt; dagegen ist das eine Lebenslicht, das dem alternenden Arzt im Schlosse des Todes gezeigt wird, schon bis auf ein Stümpchen herabgebrannt. Der Jugendgeist ist ein aufloodernder, feuriger; die Abgeschiedenen aber sitzen „in Finsterniß und Schatten des Todes (Luc. 1, 79), sie sind hingegangen in das Land der Finsterniß und des Dunkels, da es stockdick finster ist“ (Hiob 10, 21).

Man verbrennt nicht bloß die Leichen, sondern um den Tod zu vertreiben, entzündet man lebendiges Feuer. Um den Todesschatten der sinkenden Jahreszeit zu mildern, zündet man die Sonnenwend- und Neujahrsfeuer an; um den Tod vom Sterbenden abzuhalten, giebt man dem im Verschneiden Liegenden ein brennendes Licht zu halten; die Sterbkerze oder Römerkerze. Ist der Kranke verschieden, so nimmt man ihm das Licht aus den gefalteten Händen und läßt es vom Jüngsten im Hause ausblasen. Dieß ruft bei den Umstehenden gewöhnlich das bitterste Wehklagen hervor. Das Gleiche geschieht nochmals, wenn der Schreiner den Sarg bringt und der Leichnam hineingelegt wird (Margauer Brauch).

Und von diesem katholisch kirchlichen Brauch her hat sich auf die Protestanten der Glaube vererbt, ein schwer Erkrankter werde sterben müssen, wenn nach der Abendmahlsfeier der Dampf der ausgeblasenen Altarkerze zur Kirche hinauszieht (Kuhn, Nordb. Sag. pag. 436). Jene Römerkerze soll im Sterbenden dem Mangel an Licht wehren, mit dieser Altarkerze ist ihm sein eigenes Lebenslicht ausgeblasen. Das Licht des Herrn ist des Menschen Seele (Prov. 20). Ebenso tröstlich lehrten die Pythagoräer, daß die Seele des Gestorbenen keinen Schatten mache (Welder, Al. Schrift. 3, 161). In israelitischen Trauerhäusern ist es nach dem noch herrschenden Profanglauben nicht bloß durch Trauer düster, sondern geradezu finster, schattig durch den fortdauernden Einfluß des jüngst Verstorbenen, der nach seinem Tode noch im Hause herumzuwandeln hat. Man läßt darum bei jedem Trauerfalle sieben Tage lang, in vermöglichen Familien sogar das ganze Trauerjahr hindurch ein Licht brennen, und im Leichengebete heißt es, Gott wolle „den Schatten“

(des Verstorbenen Seele) in Schutz nehmen und nicht verstoßen. Jedes folgende Jahr sodann wird an dem Begräbnistage des Verstorbenen jenes Licht wieder angezündet. So ist es Sitte in den zwei Aargauer Judengemeinden Lengnau und Endingen, und so beschreibt es auch als einen heutigen Brauch der Pariser Juden Ben Baruch Grehange im *Annuaire officiel du culte israélite*, Paris 1858, pag. 104.

In der Oberpfalz herrscht der Glaube, die Seele gehe hinter ihrer Leiche mit drein zum Kirchhof. Da muß sie dann die Gottesackerwache halten, bis wieder eine Leiche hergebracht wird, von deren Seele sie abgelöst wird. Dann kehrt sie auf sechzig Tage ins Trauerhaus zurück und wiederholt denselben Besuch alljährlich an ihrem Todestage (Schönwerth, Oberpfalz 1, 281). Eine ähnliche Vorstellung äußert Paracelsus. Der Geist des Menschen, sagt er, gleicht ganz seinem Leibe, als solcher ist der Geist ein magischer Schatten, der, weil er aus dem Universum stammt, nach des Menschen Tod der Leib der Seele bleibt. Der Geist derer aber, die an die Erde gekettet sind (durch begangene Verbrechen oder U.), bleibt als eine unselige Dunstgestalt in der Nähe des von ihm verlassenen Leibes. Nach der Litthauer Sage Nagaina (in Jordans litth. Volksl. u. Sag. 1844) kommen die Seelen verstorbener Kinder als Rauch und Nebel auf die Erde zurück. Wir müssen daher diese Schatten hinwegleuchten oder ihnen zur Verklärung verhelfen. In solchem Denken schmücken wir am Allerseelentage die Gräber mit Blumen, farbigen Laternen und brennenden Kerzen. Die Paracelsisten hatten eine eigene Lebenslampe construiert, deren hellere und schwächere Flamme die Lebenskraft ihres Besitzers anzeigte und bei seinem Tode erlosch. Man nannte sie Lebenskerze, Biolychnium, aber auch Blutlampe; denn da die junge Menschenseele als reines Feuer galt, so verfertigte man die Kerze chemisch aus Menschenblut und Kinderhändchen. Kinderfingerchen wurden darum von Hexen, Schatzgräbern und Zauberern auf Kirchhöfen begierig ausgegraben, in dem Glauben, daß schon solche Fingerchen die Leuchtkraft eines ewigen Lichtes hätten. Der Engländer Olivarius Arto

und der Leipziger Bürgermeister Hieronymus Reuter sollen solche Blutterzen besessen haben, die bei ihrem Lebensende augenblicklich erloschen (Zedler, Univ. Lex. 4, 242). Es liegt dieser Glaube von einer lichtgleich verwehenden und erlöschenden Seele schon im Namen selbst, welchen die Seele in den ältesten Sprachen führt. In den altbrahmanischen Religions-systemen und im Buddhismus wird die endliche Bestimmung der Seele mit dem Worte Nirvāna ausgedrückt, das aus vā blasen, und der Negation nir zusammengesetzt ist, also Verlöschen und Auswehen bedeutet. Auch stellt Grimm, Gramm. 2, 99 unser Wort saiv-ala (anima) zu saivs (mare, fluctus), also ebenfalls zum Begriffe einer verwehenden, her- und wegwogenden Kraft.

In einer schwedischen Sage wird dieser Glaube von Licht und Schatten nach den beiden Seiten unserer Untersuchung sehr belangreich ausgedrückt, Lenau erzählt sie in seinen „Neueren Gedichten“ unter dem Titel Anna, und seiner Erzählung folge ich hier. Braut Anna wünscht ihre Körper Schönheit nicht im Wochenbette einbüßen zu müssen. Sie wirft daher in der Heidemühle sieben Weizenkörner durch ihren Ehering auf den Mahlstein hinunter und läßt sie zermalmen. Bei jedem Weizenkorn, das der Stein zerquetscht, hört man das Wimmern einer Kinderstimme. So erspart sich die Gatte die Geburt von sieben ihr vorbestimmt gewesenen Kindern. Aber nach sieben unfruchtbaren Ehejahren ist Annas Schönheit und Gestalt verfallen, sie wirft nun keinen Schatten mehr. Vom Gemahl verstoßen muß sie vom Bettelbrod leben, ihr begangener Frevel treibt sie zur Buße. Da sie nun einst reuigen Herzens in eine Waldkapelle eintritt, steht sie auf dem Altar sieben Kerzen, die da ohne Leuchter stehen und brennen. Zugleich ziehen an der Betenden sieben lächelnde Lichtgestalten vorüber: die Ungeborenen, deren aufkeimendes Herz sie einst zerstört hatte, sind nun versöhnt, und Anna ist damit ihrer Leiden ledig. So büßt Anna ihre Sünde ab, und ihre Strafe besteht darin, daß sie schattenverlustig geworden. Diese Schattenbuße ist ehemals im deutschen Rechte von Wichtigkeit gewesen und hat zum Theil noch immer ihre Anwendung.

Allgemein ist unter dem Pandvölke im Solothurner-Gäu

der Glaube verbreitet, man dürfe mit seinem eigenen Schatten kein Spiel treiben. Kindern wehrt man es, wenn sie mit der Handstellung Thierschatten, die sogenannten Hässchen, an der Zimmerwand bilden; man sagt ihnen, der Schatten werde böse und schlage einem zuletzt ins Gesicht. Der ältere Glaube meinte, wer seine Sylgia schaut, den verläßt, von dem geht sie (Myth. 831); hier aber tritt der Schatten selbstthätig gegen den an ihm Frevelnden hervor und schlägt, d. h. erschlägt ihn. Dadurch wird uns endlich eine alte Rechtsitte erklärbar, jene oft erwähnte Scheinbuße vom geschlagenen Schatten. Es gilt im schwäbischen Landrechte die Bestimmung, daß ein Unfreier, beleidigt von einem Freien, an dessen Schatten Rache nehmen könne, und dieß hat also zu geschehen: der Beleidiger muß an einer von der Sonne beschienenen Wand stehen, der beleidigte Unfreie aber soll des Beleidigers Schatten an den Hals schlagen und somit seine Rechtfertigung gewonnen haben (Grimm, RA. 678. Schmeller, Wörterb. 3, 413). Dem mit seinem Schatten unziemlich spielenden Kinde wird von jenem eigenhändig ins Gesicht, und dem Schatten des Gegners wird vom unfreien Spielmann an den Hals geschlagen. Dorten nimmt sich der Schatten selbst Rache, hier wird sie an ihm genommen, in beiden Fällen aber zum Unheil des Schattenwerfenden; denn diesem soll damit ans Leben gegriffen sein. Grimm in den Rechtsalterthümern macht bei diesem Punkt geltend, daß manche Strafen des altdeutschen Rechtes mit der Zeit ihren Sinn verloren und zu bloßen Scheinbußen herabsanken, die dann nur noch gegen Unfreie oder Unmündige zu einer Art ironischer Anwendung gebracht wurden. Dem läßt sich auch der weitere Erklärungsgrund beifügen, daß der kindliche Glaube an die geistige Wesenheit des Körperschattens eben bei Kindern und Knechten noch lange verblieben sein mußte, nachdem die Vernunft-Entwickelung der Freien in ihm längst nichts anderes mehr erblicken mochte, als eine physische Folge. Und daher nun muß der Umstand rühren, daß die Strafe, welche am Schatten des Verbrechers vollzogen wurde, selbst noch im 15. Jahrhundert vollzogen und der Strafe der Entehrung gleich-

gehalten worden ist. In Luthers Tischreden geschieht eines von Kaiser Maximilian I. gemilderten Todesurtheiles Erwähnung: wenn man den Uebelthäter zum Richtplaz bringe, solle ihm die Erde seines Schattens weggestochen oder weggestoßen, und er selbst darauf Landes verwiesen werden; und das heißt „ein gemalter Tod.“ Hermann Kurz, Erzählungen Bd. 1, Stuttg. 1858 erzählt diesen Gerichtsfall aus einer späteren, aber einlässlichen Quelle. Von Purgstall, ein Edelmann im Gefolge des Kaisers, sollte auf dem Reichstage seinen Genossen von Drotta Nachts in dessen Schlafgemache erstochen haben. Purgstalls blutiges Schwert war neben der Leiche gefunden worden. Der Angeschuldigte bezeugte, sein eignes Schlafgemach jene Nacht nicht verlassen zu haben, und konnte nicht überwiesen werden. Man nahm an, der Teufel müsse Purgstalls Schattengestalt (*larvam*) angenommen und die That verübt haben. Darum wurde schließlich der Delinquent gegen die Sonne geführt und hinter ihm seinem Schatten der Kopf abgestoßen. Diese Scheinhinrichtung, vollzogen am Schatten, mußte ehe- dem einer am Verbrecher wirklich vollzogenen für gleich gehalten worden sein. Swaz ich im tuon, daz sol er minem schatten tuon, ist ein oberdeutsches Rechtsprüchwort. Das heute noch bei uns übliche Kinderpiel Schattejagis, Schatte-trämperlig's (Alemann. Kinderlied. pag. 415) redet deutlich genug für das Ernstgemeinte einer solchen Genugthuung und Buße; denn in diesem Fangspiele sucht der Verfolger der einen Spielgenossenschaft den Verfolgten der andern Spielpartei auf solche Nähe zu erreichen, daß er ihm in den Schatten treten kann; damit hat er diesen Vorläufer der Gegenpartei spieltodt getreten. Ein anderes Kinderpiel *ibid.* pag. 442: „Eli, Eli, i tramp dir uf dñe Schüehli,“ deutet mit dem Rufnamen Eli auf Hel; es ist gleichfalls ein Fangspiel, bei dem die als Thiere gedachten Kinder sich auf die Fußzehen zu treten suchen. Auf den Salomons-Inseln, östlich von Neu-Guinea, wird jeder Eingeborne, der auf den Schatten des Königs tritt, mit dem Tode bestraft (Dumont d'Urville, Reise um die Welt, übers. von Diezmann 1837. 2, 89).

Das Material über den Schatten als Seele ist hiemit noch keineswegs erschöpft, aber das bereits Mitgetheilte mag genügen, es erklärt so viel, als es soll. Nun liegt eine Frage so nahe, daß man ihr billig nicht ausweichen kann, die nemlich um den ethischen Gehalt dieses bisher besprochenen Glaubenssatzes. Denn, sagt man, wenn dem Heidenglauben ein Himmel der Seligen bereits gewiß war, wozu denn noch zugleich und daneben dieser unerquickliche Glaube von einem mit wesenlosen Schemen angefüllten Schattenreiche? Neben Abrahams Schoß hatte der Jude sein Scheol, neben dem Elysium der Griechen seinen Aides, neben Odhinn's Walhall der Germane Hells dunkles Todtenreich. Wozu aber dieser reizlose Schattenort, wenn doch bereits ein Himmel da ist und außerdem ein Straf- und Dualort ursprünglich nie besteht? Wozu also ist des Herakles Schatten gleichzeitig im Aides zu sehen, während seine Heldenperson im Olymp sitzt im Kreise der unsterblichen Götter? vgl. Od. XI, 601. Die Antwort darauf war dem Heiden jedenfalls geläufiger als uns; wir trennen und theilen da, wo er dieses Doppelverhältniß noch ruhig beisammen liegen und dann folgerichtig auseinander sich entwickeln sah. Er wußte noch wohl, wie spät seine Olympier aus dem Gebirge, das ursprünglich ihr Wohnsitz gewesen, zum Olymp hinaufgestiegen waren. Dort erst hörten sie dann auf, ihm als Erdgötter zu gelten. Je mehr sie nun jenseitige wurden, desto düsterer und irdischer gestaltete sich das Diesseits und die Wirklichkeit, aus der sie entwichen; desto schwererlastend und trüblicher wurde das Schattenreich, der finstere Erbleib, den sie sich vormals ohne Verdruß freiwillig zum Wohnorte gewählt hatten. Nur dann erst, wenn die Erdgötter durch die Herrschaft der nachgeborenen Olympier ungebührlich herabgedrückt werden, erscheint nun auch dieses Schattenreich als bedrückendes, trostloses, in welchem diese Götter als mediatisirte und die Seelen als unvermögende einen Zwangsaufenthalt nehmen müssen. Diese Empfindung von Verlassenheit und Schmerz ist von später Entstehung, sonst hätte der Frühlingsgott Adonis nicht die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere

im Olymp verlebt; es hätte der Gott der Ausdauer und Energie, Herakles, nicht selber bei den Schatten gehaust, der zur Hölle Niedergefahrene würde sonst auf Deta sich nicht selbst verbrannt haben. Und ein ähnlicher Gedankengang ist in dem Religionsysteme der Hebräer und der Germanen ebenfalls zu erkennen. Der Germane, der seinem Körperschatten Wesenheit und Leben zugeschrieben hatte, brauchte vor dem endlichen Betreten der Schattenwelt nicht zurückzusehen; und der Hebräer erschrickt vor ihr erst alsdann sadducäerhaft, wenn ihn der speculative Gedanke aus der Fremde her beschleicht; dann wird auch ihm der Schatten, der sonst „sein Leben, seine Stärke und Kraft“ geheißen hat, zum leeren Nichts. Im Indischen Märchen „Des Holzhauers Tochter“ spricht der Geist, der um das arme Mädchen freiet, zum Vater desselben folgendes Bräutigamsversprechen: Gib mir deine Tochter, dann soll euer Schatten wachsen, eure Schätze sollen groß werden. Märchensammlung von Somadeva Bhatta, übers. von Brockhaus 2, 193. Von Hiskia, als er sterben wollte, weicht der Schatten; erst als Jesaja mit der Kunde zu ihm tritt, daß Gott ihm das Leben verlängern wolle, kehrt auch der Schatten am Sonnenzeiger um die zehn Linien wieder zurück, über welche die Sonne bereits gelaufen ist. Der Jude nahm also im körperlichen Schatten den gleichen Lebensgeist an, wie unser Alterthum, und ein Volk vertilgen, nannte er, demselben seinen Schatten nehmen. Als die Israeliten zagten, die Gnaßsöhne unter den Kanaanitern bekämpfen zu können, spricht Josua ermutigend zur Gemeinde: Wir wollen sie wie Brod fressen, denn es ist ihr Schatten von ihnen gewichen (4. Mos. 14, 9). Die Chaldäische Bibel übersetzt hier das Wort Schatten mit Stärke und Kraft: *robur, praesidium eorum*; Luther: es ist ihr Schutz von ihnen gewichen. Aber dieser Schutzgeist wandert anderwärts nach Scheol, um da verschlungen zu werden, gleichwie der zu Hel Gefommene späterhin als ein in die Hölle verstoßener erscheint. „Die Unterwelt thut weit auf ihre Thier“ sagt dann Jesaja 5, 14 und Luther übersetzt: Weit auf sperrt die Hölle ihre Seele, maßlos thut sie den Rachen auf

Von solchem Tode der Vernichtung mag der entschlossene Heide nicht hören, vielmehr glaubt er, daß sogar seine Leiche auch im Grabe noch im Stande sein werde, einen ins Land fallenden Feind zurückzuschrecken. Daher befiehlt der deutsche Häuptling Iwar sterbend, ihn an derjenigen Landesgrenze zu begraben, an welcher man am meisten feindliche Ueberfälle zu erwarten habe. Dieß geschah, und als nachmals König Harald mit seinem Heere an dieser Stelle bei Strandfordbridge (i. J. 1066) landete, fiel er in der ersten Schlacht. Iwar lebt also in seinem Grabhügel fort, gleichwie der todte Gunnar Licht in seinem Grabe hat und froh singt, oder wie Agantyr, schon begraben, noch mit Hervór sich unterredet (vgl. Rußwurm, Nord. Sag. pag. 396).

Das neuzeitliche Denken ist an solchem Glauben arm, es plagt sich vielmehr mit jener trostlosen Entwerthung aller Lebensverhältnisse, die durch den Mortificationsinn der Mönchszeiten auf die Bahn gebracht worden ist. Seitdem alles wirkliche Leben nur als ein Scheindasein, die ganze reiche Welt als ein höhnischer Sinnentzug und der Mensch in ihr als ein Schattenbildern nachjagender Thor galt, schleicht durch unser ermüdetes Schulgedächtniß dieser feige Selbstverdruß noch immer in allerlei Lehrsprüchlein.

Die Prädicantenweisheit steht nicht an, jeden substantiellsten Bauersmann zum Schatten zu degradieren. Kommt man im St. Gallerland an der Krinauer Pfarrkirche vorüber und schaut an die Wand zur Sonnenuhr hinauf, so ist da in dicken Buchstaben die Umschrift zu lesen: Umbra, quid adspicis umbram? (Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 47). Was soll sich die gute Dorfgemeinde dabei denken, die diese Sonnenuhr bezahlt hat, oder was der Dorfschmied, der die schattenwerfende Eisenstange selbst hinauf genietet hat? Eine ähnliche geistlose Auffassung der Dinge geht sogar durch Herders Dichtungen; in seinem Spruche, der Mensch und sein Schatten, heißt es:

Sage, was hab' ich mit dir?
 Du bist vor und hinter mir,
 Oeder Schatten, schwarzer Geist,
 Der mein Nichts mir immer weist!

Viel tiefer hat darüber Fr. v. Logau gedacht. Er steht im Schatten, den wir werfen, unsere körperliche Gebundenheit, hebt aber über dieselbe diejenigen Menschen hinweg, welche, weil sie geistig wirken, nicht zu Schatten erblassen. Eines seiner Epigramme (Lessings Werke, ed. Lachmann 5, 216) lautet:

Ueber seinen Schatten springen,
 Kann dem Leichtesten nicht gelingen:
 Dichtern aber kann's gelingen,
 Ueber ihren Tod zu springen.

Logau läßt also jeden uneigennützig schöpferischen Geist, dessen Arbeit das Gesamtergebnis des Wissens vergrößert hat, an den Wahrheiten, die er lebenslänglich geliebt, einen unsterblichen Antheil haben; Herder aber wirft einen solchen zusammen mit jedem Blödsinnigen oder Frivolen, der mit seinem Geschlechte weiter nichts gemein hat, als geboren zu sein und zu sterben. Und Logaus Auffassung ist dem allergewöhnlichsten Begriffe keineswegs zu sublim. Je unvergeßlicher und lieber Jemand gewesen ist, um so weniger scheint er in seiner Familie ganz weggestorben zu sein. Von dem Hingeschiedenen, der nicht mehr mit uns zu Tische sitzt, heißt es: Ich meine, ich sehe ihn immer noch an seinem Plaze; es ist mir, als müßt ich ihn noch dastehen sehen. In unser Bauer ist der Meinung, es präge der Mensch ein langes Leben hindurch in Dach und Fach der Wohnung seinen Körperschatten so dauerhaft ein, daß dieser noch lange hernach an Wand und Mauer sichtbar bleibe. Darüber äußert sich A. Corrodi anmuthig, wenn er in seinen Kinder-Erzählungen „Aus Wald und Feld“ (Stuttg. 1858, 26) das Alter eines verfallenden Dorfkirchleins also beschreibt: die Kirchenbänke sind glatt und glänzend; aber nicht vom Polieren, sondern vom Sitzen und Brauchen. Bei jeder Bank geht an der Mauer ein dunkler Fleck empor, der ganzen Reihe nach

hinunter. Diese Flecken sind nach und nach entstanden von dem Schatten derjenigen, die ganz an der Mauer saßen. Da kannst du sehen, wie viele Male die Sonne schon in das Kirchlein und auf die Gemeinde geschienen haben mag.

Wer nun seinen Schatten schon bei Lebzeiten verloren hat, hat sich damit auch um seine freie Zukunft nach dem Tode gebracht, und geräth in Unseligkeit; und hier beginnen die Sagen vom Schattenraub und Schattenverkauf, mit denen sich dieser Aufsatz seinem Ende nähert.

Wenn das sogenannte Burg- und Mittagsfräulein erscheint, kann man es daran erkennen, daß es keinen Schatten wirft; denn es ist ein Geist, welcher, wenn er hier sich blicken läßt, seine wirkliche Seele in der andern Welt zurückgelassen haben muß. Ins Heiligthum des Zeus Elyäos in Arkadien einzutreten, war verboten; wer da mit Gewalt eindrang, starb noch in demselben Jahre. Weder Menschen noch Thiere warfen, sagte man, darin einen Schatten (Pausanias 8. 38, 5). Theopompus versichert, daß die Körper derer, die das verbotene Gehäge des Zeus (τὸ ἄβατον) in Arkadien beträten, keinen Schatten würfen (Polyb. XVI, 12). Hier weicht also der schützende Dämon von der Person des gottentweihenden Eindringlings und überläßt ihn den Schrecken des Todes. Um zu Gott kommen zu können, scheint mir dieß zu sagen, muß man selber Licht werden und die körperliche Existenz hingeben; oder wie Tacitus es ausdrückt, nur Sterbende vermögen Gott zu schauen. Der Rümer Bröns hatte den Teufel geprellt und gieng lebenslänglich ohne Schatten (Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 454). In Schottland gelten diejenigen für die besten Zauberer, die keinen Schatten werfen (Myth. 976), Anna, in der vorerwähnten schwed. Sage, wirft keinen Schatten mehr, nachdem sie durch magische Mittel die Geburt der ihr bestimmt gewesenen Kinder unterdrückt hatte. Durch das Mittel des Zaubers, dessen sie sich bedient, verfällt sie zugleich dem Zaubermeister selbst, welcher der Schattenfürst und Psychopompos ist. Das Landgespenst in Flandern und Brabant ist der Lodder, der einst ein armer Bauer gewesen war und, um

reich zu werden, dem Teufel seine Seele auf zwanzig Jahre verkauft hatte. Als aber diese Zeit um war, wurde der geschlossene Vertrag zu nichten, und seitdem ist Todder verdammt, in allen jenen Körperformen und Arten ruhelos auf Erden sich umher zu treiben, in denen die Gefolgsgeister und Geisterschatten auftreten. Er erscheint daher theils als physischer Schatten des Baumes, der Wassertiefe, Stromfurt und Sturmnacht; theils in den Gestalten des Werwolves, Rosses, Hundes, Vogels, Alpes, der Raze (Wolf, Ndl. Sag. Nr. 213, 487—489); daß er dabei zugleich das personifizierte Todtenheer ist und diesem den niederländischen Namen Luderghaar gegeben hat, werde ich bei einer anderen Gelegenheit nachweisen. Von dem Schicksale eines berühmten Professors an der Hochschule zu Löwen, der über dem Streben nach Weisheit seinen Schatten verloren hatte, erzählt Wolf *ibid.* 445. Es war während seiner Vorlesungen von seiner Person nie etwas anderes als das Buch und das Varet zu erblicken, beide schienen durch den Saal oder über das Katheder nur zu schweben. Eines Tages hatte ein Student etwas bei ihm zu erfragen, gieng in sein Wohnhaus und wurde von der Magd in das Studierzimmer geführt. Da sah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tische trippeln und auf dem Tische eine Schreibfeder in aller Eile über daliegenes Papier laufen und schreiben. Er dachte gleich, das ist der Professor, und bat ihn, ihm eine Frage auslegen zu wollen. Allein jener antwortete nicht und die Feder lief immer fort. Da gieng der Student neben den Sessel stehen und wollte sich auf eine Armlehne stützen, um zu sehen, was der Professor schreibe. Doch nun sank dieser mit dem Kopfe gegen die Rückenlehne und war jetzt auf einmal sichtbar und todt. In Konr. Maurer's *Isländ. Sagen* pag. 121 hört Saemundr der Weise zu Paris Collegia beim Teufel und muß ihm zum Honorar seinen Schatten lassen.

Die Sage vom Teufel zu Salamanca ist erst durch das von Theodor Körner darüber geschriebene Gedicht unter uns allgemein verbreitet worden. Meines Wissens findet sie sich in deutscher Aufzeichnung zuerst in Joh. Kimbergs *Denkwürdiger*

Reisebeschreib. pag. 590, und ist daraus übergegangen in J. D. Ernst, Außerlesene Denkwürdigkeiten in 400 Abtheil. Epzg. 1693, pag. 1025. Der ganze Inhalt erinnert an die Faustsage und schließt auch so wie sie, nemlich mit dem Untergang des neu erschaffenen Homunculus. Das Einzelne über den dabei verloren gehenden Schatten lautet also:

In der Straße S. Pollo zu Salamanca war unter einem Edhause eine Gruft, in welcher der Teufel Schule hielt. Er unterhielt, beköstigte und unterwies da allzeit sieben Studenten zusammen, die dagegen, wenn sie ausstudiert hatten, ihm den siebenten für die Ewigkeit überlassen mußten. Vertragsgemäß betraf dieses Loß einst auch den Marquese de Villano (d. h. Schusterle). Er sollte da bleiben, als die übrigen Sechse für immer die Schule verließen. Der junge Graf aber sagte zum Teufel: Nein, nicht ich bin der Letzte, sondern dieser da, und ihn magst du behalten. Damit zeigte er auf seinen Schatten an der Zimmerwand, und der überlistete Teufel mußte sich mit diesem begnügen. Von nun an warf der Graf bei Tag und Nacht keinen Schatten mehr. Doch damit war es ihm noch nicht genug. Hier hatte er unter andern Künsten auch diese gelernt, wie man alte Leute wieder verjüngt. Nachdem er nun selbst zu Jahren gekommen war, wollte er zu seinem eignen Vortheil von seinem Geheimmittel Gebrauch machen. Er kaufte sich dazu etliche Mohren und ordnete mit ihnen alles an, was an seiner Person vorgenommen werden mußte, sobald es mit ihm zu Ende gehe. Sie sollten ihn alsdann schnell tödten, in kleine Stücke zerhacken, die Stücke in eine Glasflasche füllen und diese in Pferdemist setzen. Alles dieß geschah. Allein zur Unzeit war schon nach etlichen Wochen die Polizei dahinter gekommen, und die Mohren wurden durch die Folter zum Geständnisse gebracht, wo Villano von ihnen begraben worden. Beim Nachsuchen fand man allerdings das Glas und darinnen ein bereits ganz wohlgestaltetes Kind. Jedoch Rath und Gericht beschloßen, solches zum Feuer zu verdammen, und somit wurde Villano, bevor er wieder ausgewachsen war, durch Tüde des Teufels verbrannt.

Die Sage in dieser Fassung ist aus zweierlei Substanzen zusammengesetzt, und die zweite davon, welche sich mit der Wiederverjüngung des Gestorbenen beschäftigt, also mit der Erschaffung des faustischen Homunculus, ist von sehr hohem Alter.

Die Zauberer Virgilius und Paracelsus lassen sich in Stücke hauen und würden am neunten Tage wieder aufleben, wenn des Kaisers Bormiz die Umgeburd nicht zu frühe stören würde (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 309). Der polnische Räuber Twardowski und der ungarische Eisenlaci werden zerhauen und mit gekochten Heilkräutern begossen; nach sieben Monaten gewinnt ihr Leichnam wieder Kinder- oder Jünglingsgestalt (Mannhardt, Mythen 66). Vom Perser Fokhman erzählt dasselbe Ad. Nlearius in seiner Pers. Reisebeschreib. 4. Band, 29 Kap. 433.

Hier ist schließlich nur vom „Wasser des Lebens“ die Rede, welches in unsern Kindermärchen als Wundersalbe (Wolf, Märch. pag. 217) eine so große Rolle spielt. Es ist „das Wasser aus dem Paradiese“, mit welchem Medea Jasons alten Vater verjüngt; „das Bad im Maienthau“, mit welchem man Pest, Auszug und Tod abwendet; „der St. Johannis- und St. Walburgisthau“, mit dem man sich Gesicht und Glieder wäscht, um sich das Leben zu verlängern. Isländer und Schweden pflegten sich in Thau zu baden: ut morbi corporis miraculose sanentur. Fin-Magnusen, Lexicon Myth. 72. Dieser Lebensthau wird in den beiden vorausgezählten Sagen dann angewendet, wenn das Leben desjenigen unwiederruflich abläuft, der schon seinen Schatten vorher dran gegeben hat, d. i. seine Seele. Der verlorene Schatten soll ihm durch das Wasser des Lebens wieder leibhaftig gemacht werden. Eben hiervon weiß nun auch unser altheidnischer Glaube zu erzählen. Denn wenn die Walfüren, die Begleiterinnen Odhynns, den Nachthimmel durchreiten und ihren Rossen Thau aus der Mähne trieft, so fügen sich die Glieder der in der Schlacht gefallenen Krieger, die drunten auf der Walfstatt todt liegen, neu zusammen, der Thau wird ihnen zum Wasser des Lebens, und davon

bezeugt, erheben sie sich noch einmal und fechten als Schatten die unentschieden gebliebene Schlacht aus. Doch wir widmen in der Abhandlung über den Knochencultus dem Wasser des Lebens einen besondern Abschnitt und lassen daher für jetzt diesen Gegenstand hier fallen.

Die neueste Erzählung über den Schatten, ist Peter Schlemihl von Ab. v. Chamisso. Sie ruht auf dem unerfindbaren Grunde eines wirklichen Märchenstoffes, gehört also dem hier behandelten Thema an und hat sich nur gefallen zu lassen, daß man ihre echten Bestandtheile hier heraushebt und bündig zusammenrückt. Der Eigennamen Schlemihl ist aus dem Fentischen entlehnt; Schlemihl bedeutet den Pechvogel (Anton, Wörterbuch der Ganner- und Diebsprache. Magdeburg 1843, 61). Die Geschichte nimmt folgenden Verlauf. Der reiche Privatmann Thomas John promenierte nach Tische mit seinen Gästen im Parke, sein Gespräch dreht sich eben um diejenigen zahlreichen Schurken dieser Welt, die keine Million zu verzehren haben. Da wird ein junger Nefse gemeldet, der mit dem letzten Schiffe in hiesiger Stadt angekommen ist. Er trägt ein grobes paar Stiefel und einen gewendeten Schnürrock, schreiende Beweise, daß er der hier versammelten Gesellschaft keineswegs ebenbürtig sein kann. Indes darf er dem Onkel sein Empfehlungsschreiben überreichen und vor der Hand mit promenieren. Man ist noch etwas schlaff von den Genüssen der Mittagstafel her, es ist zudem kein Zeichen ausgesuchter Vornehmheit, über reizende Parkanlagen oder stattliche Platanen in ein natürliches Erstaunen auszubrechen; also laufen die Gespräche nicht gerade rasch. Doch ein Zufall scheint für die Unterhaltung bereits auf andere Weise vorgesorgt zu haben. Dieß geschieht nemlich durch eine Reihe sonderbarer Experimente, die ein Herr zum Besten giebt, so oft ein Einfall, eine Anspielung, ein beliebiges Wort es mit sich bringt. Es ist ein ältlicher, fadenbünner, langer Herr in einem engen grauseidenen Ueberrock. Man ist eben einen Hügel hinan gestiegen, von dem man die Aussicht auf's Meer hat und die Schiffe im Hafen ein- und auslaufen sieht. Während Herr Thom John der

Dienerſchaft beſiehl, das Fernrohr herbei zu holen, hat jener Mann im grauen Taſtrocke bereits einen ſtattlichen Dolond aus der Taſche hervorgezogen und läßt das Inſtrument von Hand zu Hand wandern. Man beſchaut der Reihe nach die fernen Segel, ſchlendert hierauf den Hügel hinab und würde ſich am Abhange wohl lagern, wenn das Gras nicht noch feucht wäre. Sehr behende bringt der Graumann aus ſeiner Rocktaſche einen türkiſchen Teppich heraus und läßt ihn durch die Bedienten entfalten; dieſer mißt über zwanzig Schritt in der Länge und zehn in der Breite, die ganze Geſellſchaft nimmt Platz darauf. Man hat bis jezt den zuvorkommenden Mann ſo wenig beachtet, als ob er kaum zur Geſellſchaft gehöre: jezt ſchenkt man ihm ein herablaſſendes Lächeln, und Jemand hält es für wiſig, ihn zu befragen, ob er wohl auch noch ein Zuſtelt bei ſich habe gegen die Sonne, die eben ſtärker zu ſcheinen beginnt. Tief ſich verbeugend zieht unſer Phyſikus alſbald aus der Taſche ein Zeltzeug ſammt Schnür- und Stangenwerk hervor, und die Herren ſpannen es zum Spaß der Länge nach über den Teppich aus. Ja als ſich gleich darauf noch der nächſte unmögliche Wuſch vernehmen läßt, entſpricht der Graumann abermals und bringt drei Reitpferde, drei hübsche, große Rappen mit Sattel und Zeug, fixfertig aus der unerſchöpflichen Rocktaſche. Die Geſellſchaft kam bei allen dieſen Unbegreiflichkeiten keinen Augenblick aus dem Taſt, ſie nahm dieſe Vorgänge ſo kühl hin, daß man ſich nicht einmal bemühte, dem Namen des fremden Künſtlers nachzufragen. Um ſo außerordentlicher dünkten ſie den jungen Peter Schlemihl, der noch nicht zu begreifen vermochte, warum man hier die Bildung in eine vollendete Gleichgiltigkeit ſetzt. Wie ſollte er nicht über dieſen Mann erſtaunen, der von Perſon ſelbſt nicht dicker als ein Ende Nähzwirn war und der dieſe vielen umfangreichen Dinge beiſammen in der einen Rocktaſche haben konnte. Schon beim nächſten Seitenwege der fortgeſetzten Promenade befindet er ſich mit dem Graumann allein und iſt ſo glücklich, von ihm angerebet zu werden. Noch mehr, er erfährt von ihm das ganze merkwürdige Geheimniß, und ohne alle Mühe erlernt er es hier auf der Stelle.

Er hat gar nichts anderes zu thun und keinen weitem Ersatz dafür zu bieten, als daß er dem Graumann einstweilen seinen Schatten überläßt, und bereitwillig tritt Schlemihl diese unnütze Beigabe seiner Person dem instructiven Herrn ab. Der Physikus löst hierauf denselben behende vom Grase ab, hebt ihn auf, rollt ihn zusammen und steckt ihn in die Tasche, dagegen überreicht er dem nun Schattenlosen die Quelle aller Behendigkeit, die Fundgrube alles Reichthums, den Wunsch-säckel. Schlemihl steht nun mit einemmale hoch über der Reihe jener zahllosen Hallunken, denen er noch vor einer Minute beigezählt gewesen war, er ist nun eben so reich wie der Dunkel Sohn und bedarf bei diesem keiner weiteren Audienz. Er nimmt sich Bedienten, geht auf Reisen, besucht die Bäder, häuft Reichthümer an und streut sie wieder aus, giebt Gesellschaften und Bälle, kauft und baut Schlösser; der Wunsch-säckel bleibt bei allen Anstrengungen unerschöpflich. Doch man will nicht bloß nacktes kaltes Gold, man will auch Herzen besitzen; ist der Golddurst gestillt, so verlangt der Glückspilz wieder einmal nach purem Wasser. Schlemihl beginnt eine Mina zu lieben, das Kind eines braven Forstmeisters, und wirbt um ihre Hand. Aber gerade dieser so einfache Wunsch, der noch dazu von reiner Bescheidenheit eingegeben zu sein scheinen könnte, bricht sein Glück in Trümmer. Denn wo die Liebe der Maßstab der Dinge wird, da wird der Reichthum machtlos, und nur das Natürliche und Wahrhafte bleibt allgewaltig wirksam. Was ein jedes Reh und jede Tanne im Walde hat, den eigenen Schatten, dies Gemeingut, Schlemihl allein hat es nicht. Wie will er nun diesen Mangel dem scharfen Auge des Försters verhehlen, wie ihn der fragenden Mina erklären? Er kann nicht mehr mit ihr im Mondschein schwärmen, oder im Sonnenschein sich mit ihr ergehen; in das innerste seiner Gemächer muß er scheu sich verbergen. Hier wartet er vorerst den voraus bestimmten Tag ab, an welchem sein mit dem Graumann geschlossener Vertrag sich jährt; dann kann er seinen vermiethten Schatten wieder zurücknehmen, und alsdann wird er Minas Hand erhalten. Eben diese Frist macht sich aber auch sein

schuftiger Bediente zu nutz und stürzt ihn in ein noch tieferes Unheil. Denn dieser Bursche hat schon längst die Lage und die Glücksquelle des Herrn durchschaut, und hält es für das ausgemachte Naturrecht, ganz derselbe sein zu dürfen, der bisher sein Herr gewesen ist, nemlich ein grober Egoist; dazu bedarf es keiner andern als jener gemeinen Schlaueit, welche das persönliche Interesse eingiebt. Zuerst bestiehlt er ihn so colossal, daß er ihm sogar den Grundbesitz zu schmälern vermag, hierauf überwirft er sich mit ihm, giebt das ganze Hausgeheimniß dem ganzen Publicum preis und sticht ihn damit auch noch bei Mina aus. Und warum soll eines Bedienten Werbung bei dem hübschen Mädchen etwa fehlgehen? besitzt er doch nun ganz ähnliche Glücksgüter, wie Schlemihl, und seinen eigenen Schatten obendrein. Die Art aber, wie er zu seinen Schätzen gekommen sei, braucht er eben so wenig wie Schlemihl auf offenem Markte auszusprechen. Jetzt erst, nachdem dieß Alles unwiderruflich geschehen ist und Schlemihls Schmach ihren Gipfel erreicht hat, jährt sich der Vertragstag und der Graumann stellt sich wieder ein; dießmal jedoch körperlos eintretend und unsichtbar gemacht durch die berufene Tarnkappe, die er übers Haupt hergestülpt hat. Sogleich wird ihm sein Wunschfädel aufgenöthigt, alle Schätze soll er zurücknehmen, nur den gemietheten Schatten soll er auf der Stelle herausgeben. Er versteht sich auch dazu, jedoch unter einer befremdenden Bedingung. Er hat dem Schlemihl ein Tröpfchen Blut aus der Hand gerigt und eine Schreibfeder drein getaucht; damit soll jener ein bereit gehaltenes Pergament unterzeichnen des Inhaltes: Dem Inhaber dieses die Seele vermachts zu haben nach ihrer natürlichen Trennung vom Leibe. Auch die Seele noch hinzugeben, dessen weigert sich Schlemihl beharrlich. Der Graumann dagegen kann eine solche Gewissenhaftigkeit für einen schon schattenlosen Menschen gar nicht vernunftwidrig genug finden. Auch bleibt er den logischen Beweis hiefür nicht lange schuldig. Aus seiner wohlbekannten engen Rocktasche zieht er den Schatten des Dunkels John beim Haar heraus, der sagt mit blauer Leichenlippe das Eingeständniß her: Ich bin von

Gottes gerechtem Urtheil gerichtet und verdammt! Vor dieser furchtbaren Logik ergreift Schlemihl die Flucht, Hab und Gut läßt er im Stiche, den Wunschsäckel schleudert er in einen Abgrund, wie er geht und steht flieht er dem nächsten Bergwerke zu, um da fern von Sonne und Mond unter der Erde von seiner Händearbeit zu leben.

So weit läßt sich aus Chamisso's Erzählung die consequente Entwicklung des unerdicteten Märchenstoffes ausziehen. Was noch weiter folgt, beschlägt unsern Gegenstand nicht mehr, sondern enthält eine allegorische Schilderung des irren Lebensweges, den der gute Chamisso selbst zurückzulegen hatte. Der Faden der Begebenheiten ist kurz noch folgender: Ehe Schlemihl das erwähnte Bergwerk erreicht, sind seine Reifestiefel durchgelaufen und er handelt sich mit dem letzten Goldstück, das sich in seiner Tasche versteckt hat, auf einem Dorfjahrmarkt ein paar alte Stiefel ein. Kaum hat er sie an die Füße gebracht, so verliert er Weg und Richtung, geräth in alle Weltzonen und Breitengrade und gelangt binnen Viertelstunden von einem Pol zum andern, denn er trägt nun die Siebenmeilensstiefel und kann die Weltfahrten, die er vorher mit dem Wunschsäckel bestritt, nun ohne Geld eben so unaufgehalten fortsetzen. Um aber dabei nicht als ein müßiggängerischer Tourist abzusterven, wirft er sich auf das Studium der Botanik, verfaßt eine Pflanzengeographie und hinterläßt Materialien zu einer Fauna, welche er der Berliner Universität vermachet.

Dies sind ein paar Angaben aus Chamisso's Lebensgeschichte, der ein geborener Franzose, zur Zeit der Napoleonischen Geld- und Säbelherrschaft es verschmähte, dem Mammon des Reichthums und dem Schattenbilde des Ruhmes nachzujagen, und der edel und weise genug war, in der Betrachtung der stillen Pflanzenwelt seine Seelenruhe suchen und finden zu können. Als dann nach dem Sturze des Eroberers Chamisso's kleines Märchen in einer neuen Auflage erschien, sprach der Dichter in dem dazu geschriebenen Prolog das Verwunderungswort aus, daß ihm der Lauf solcher Zeiten eingegeben hatte:

Die wir dem Schatten Wesen sonst verleihen,
 Seh'n Wesen jezt als Schatten sich verziehen.

Zum Schlusse des Aufsatzes sei es verstattet, auf seinen leitenden Gedanken zurückzuweisen, wenn dieser sich etwa hinter der Fülle des Materials manchmal verborgen haben sollte.

Es ist ein Schöpfungsgesetz, sagt D. Müller, Prolegomena 378, 389, daß aus dem Dunkeln und Unbestimmten Helles und Bestimmtes hervorgeht. Aus der Leto hervor, der Verborgenheit, wird Apollon ans Licht geboren; die Nacht mit dem Erebos erzeugt den Aether und die Tageshelle (Hesiod. Theog. 124), und Herakleitos spricht den großen Gedanken aus, daß Hades der Gott Dionysos selbst sei. Es können daher die ältesten Naturgöttheiten anfänglich keinen anderen Wohnort als den finstern Erbleib gehabt und erst später ihre Himmelfahrt in den sonnigen Olymp angetreten haben. Es wird dieß durch die Mythe und durch die Namen der Götterväter und Göttermütter mit bezeugt. Hades und Ais bezeichnen das Unsichtbare und Dunkle. Die deutsche Göttin Hel, goth. Halja, trifft sprachlich zusammen mit der indischen Kâli, die selbst an caligo und *κελαινός* gemahnt, an eine geheimnißvolle Todesgöttin, welche die bei ihr versammelten Seelen nicht bloß hütet (denn dieß thut auch der Jupiter infernus als Summus Manium, als unterirdischer Zeus), sondern sie zugleich auch wieder zu neuem Leben ausgebärt. Aus diesem Götterglauben entspringt der weitere, daß auch dem Schatten der irdischen Dinge je nach ihrem Maße Wesenheit und geistige Macht zugeschrieben werden durfte. Positiv wird dieß verbürgt durch die Schattenbuße in unserem Rechte, und durch die Schattenprobe in unserem Volksbrauch. Der spätere Mensch, welcher diesseitige Götter nicht mehr faßlich findet, verlehrt das Unsichtbardunkle zum Nichtexistirenden, den Schatten zum personificierten Nichtsein und wesenlosen Schemen. Der Schatten, der erst Göttin, Schutzgeist und ausdauernde Menschenseele gewesen war, wird als Mangel an Licht gefaßt und in Folge dessen zum schädigenden Schatten gemacht. Nicht bloß der Nibelunge Siegfried, sondern auch der Teufel trägt dann

die verhüllende Larnhaut; tarnan occultare, und tarôn laedere, drücken diese Begriffsverwandtschaft durch verwandte Wortwurzeln aus. Je weiter der Glaube ins Jenseits übergreift, um so mehr nahm die unselige Verdüsterung dieser wirklichen Welt zu. Ein solcher Umschlag in der Empfindungsweise der Völker mußte schon in jener frühen Epoche eingetreten sein, da man empfindlich wurde gegen das Begraben der Leichen und sie zu verbrennen begann. Wenn sich der Erbleib entgötterte, so mochte man ihm auch die eigene Leiche nicht mehr befehlen und ließ sie lieber in Flammen den Wolken zuwirbeln, hinter denen jetzt die neuen Götter gesucht werden. Doch auch hierin lag ein bleibender Trost nicht. Immer wieder wanderte eine Reihe der alten Götter aus dem unsaßbaren Himmel auf die liebe treue Erde zurück; man ließ sich droben entthronen und verstoßen, um hier unten wieder heimisch zu sein. Wiederholt wurden die Schattenriesen zu Felsen versteinert, die Wasserriesen in die Strom- und Seetiefen gebannt, und frischerdings fuhren Volkshelden und Kaiser, statt in den Himmel, in den Berg, um da zu sitzen bis der Tag ihrer Freiheit wieder anbräche. Hier schlafen sie zusammen mit ihrem Tausend von Knappen und Streitrossen (den Ginheriar), die Steinwände ringsstropfen von Waffen, die Gewölbe sind voll von Lagerwein und aufgeschüttetem Korn. Sie sind somit noch immer Götter des Lebens und der Fülle; allein wie es schon voraus geschehen war bei der Seelenherrin Hel, so wird auch an ihrem Wesen kein wieder erwachender Seelenfrühling aufgefaßt, sondern allein ein abfließender Lebenswinter. Sie sind Greise, sie sind Verwünschte. Es erfüllt sich an diesen bergentrückten Kaisern das harte Wort, Gott sei gestorben. Sonach muß sich denn auch des Menschen Schatten, der erst ein hilfreicher Gefolgsgeist im Leben war und ein Rückbegleiter in die ewige Göttergesellschaft werden sollte, in ein erschreckendes und verfolgungsfüchtiges Gespenst verkümmern, das seinen Schützling peinigt und zu Tode jagt. Aus der wohlwollenden Eumenide wird auch hier eine entmenschte Furie. Von der allgerechten Götterfrau Hel und ihrem süßen Geisterfrieden bleibt nichts übrig

als eine Hölle, die nun der abscheulichste Aberglaube ausmen-
blirt. Der in diese Zeiten fallende Denker, der solche geistige
Verkommenheit empfand, besaß, wie wir aus der altnordischen
Geschichte wissen, denselben Trost, mit dem auch wir uns be-
helfen. Fr. Rückert spricht ihn aus:

Wenn einem Glauben so sein Leben wird genommen,
So ist das ein Beweis, es muß' ein neuer kommen.

Oberdeutsche Leichenbräuche.

Die Färbefarbe Weiß.

Hat dir ein Baum mit Rosen
Dein schönes Lieb erschlagen,
So soll derselbige Rosenbaum
Keine rothen Rosen mehr tragen.
Meinert, Mährisch-schles. Volksl.

Die weiße Farbe bezeichnet in der natürlichen wie in der sittlichen Welt die beiden Perioden des Entstehens und Wiedervergehens. Ein und derselbe Wechsel der Jahreszeit färbt und entfärbt die Jüngsten und die Ältesten unter den Pflanzen und unter den Menschen. Früh- und Spätjahr sind die beiden kritischen Zeitpunkte im ärztlichen und landwirthschaftlichen Kalender, sie beginnen und enden in weißer Färbung. Auf diesem Grunde eines constanten Naturgesetzes erwächst dem Menschen ein Theil von Brauch, Sitte und Tracht, die er späterhin einmal, wenn er ihre Entstehungsgründe nicht mehr überlegt, in Pausch und Bogen Mode zu nennen beliebt. Die weiße Tracht bezeichnet den Völkern ursprünglich ein feierliches ins Leben-treten und ein unergründliches Geheimniß des Wiederver-schwindens: Geburt und Tod, Freud und Leid. Weiß ist des Priesters und der Jungfrau Gewand, denn auf beide fällt ein Abglanz von Gottes nie alterndem Lichtkleide; selbst Engel und selige Geister erscheinen in Gewändern, „weiß wie der Schnee.“ Matth. 28, 2. Weiß ist Herrschertracht. Daher ist das Kostüm, in dem man in den Schlössern der Großen sich vorstellt, bis auf Binde und Handschuh hinab festgesetzt, sowie sich nachher zeigen wird, daß auch nach altbürgerlicher Vorschrift dieselben Abzeichen nicht minder für Taufe und Leiche, für Pathenschaft und Leichenbegleiter noch gelten oder gegolten haben.

Den rein natürlichen Grund, der in dieser Farbenwahl ursprünglich gelegen hat, sah schon Klopstock ein und hat ihn in der Ode „An die nachkommenden Freunde“ erklärt:

Doch nichts schreckliches hat der Gestorbne, nicht den Verwesten

Sehen wir, seh'n nicht Gebein;

Stumme Gestalt nur erblicken wir, bleiche. Ist denn des Maies

Blume nicht auch, und die Lilie weiß?

Darum wird im Volksliede, das an der Spitze dieses Kapitels steht, dem am Grabe der Geliebten trauernden Freunde zum Troste gesagt, im gerechten Leid um des Mädchens Tod sei auch der Rosenbaum abgeblaßt.

Hierin liegt der Grund, daß man weißblühende Pflanzen zu Grabblumen wählt und daß man in diesen Trauerabzeichen zugleich die Vorboten künftigen Leibes zu erkennen glaubt. Eine Reihe solcherlei Anzeichen zählen wir im Nachfolgenden auf.

Unter den Pflanzen, welche zunächst zum Wohnhause und zur Familie gehören, spielt die Hauswurz allenthalben eine bedeutsame Rolle. Sie hat ihren stabilen Platz gewöhnlich auf einem eignen Gartenpfahl zunächst dem Stubensfenster und wird mit vorsorglicher Aufmerksamkeit gepflegt und beobachtet. Die rothblühende deutet auf Freude, die weißblühende auf Leid. Schießt die letztere eine Dolde, so gilt dies der Frau; stengelt sie doppelt, so gilt es dem Manne. Treibt sie ein weißblühendes Schößchen in der Richtung des Hauses und ist die Blüthe langdauernd, so wird hier Jemand im Hause eine Zierde für sein Grabkreuz nöthig haben. Dieselbe Folgerung wird auf eine Reihe von Gartenpflanzen und Hauspflanzen weiter ausgedehnt. Der weißwerdende Buchs der Gartenbeete, Mangold, Selleri und Salatstauden, wenn sie am Rande des Pflanzengartens in weiße Blüthe kommen, deuten auf den Tod eines entfernten Verwandten; blühen sie nach der Gartenmitte hin, knospen sie weißlich im Herzkeim, gilt vor der Zeit das Blatt des an der Hauswand gezogenen Rebstockes, so gilt dies den jungen Leuten im Hause selbst, man wird ihnen bald den weißen Todtenkranz auf die Bahre legen.

Eben so geläufig und weit verbreitet ist es, aus dem Kraut

im Hausacker auf eine Todesbotschaft zu rathen. Weißgeflecktes Kraut der Ackerrübe und des Krautstopfes deuten auf einen todtten Mann, dasjenige der Erddorſche auf eine todtte Frau; wird es wieder grün, ſo hat es bloß Krankheit angelündet. So albern dieſes lautet, ſo alt und verbreitet iſt doch dieſer Glaube, denn nach belgiſcher Volkstradition holt man ſogar die Neugeborenen aus Kohlhäuptern, Knaben aus rothem, Mädchen aus weißem Kohl; und nach indiſcher Sage kommen alle Kinder aus dem kugelrunden Kürbiſ. Wie in Indien der Kürbiſ einheimiſch und als Nahrung geheiligt war, ſo in Deutſchland der Kohl; es läßt ſich alſo ſchließen, diejenige Gottheit der Naturreligionen, welche im allgemeinen die Ackerfrüchte gebeihen ließ, habe auch den Kinderſegen zu ſpenden und die Sterbenden zu ſich zu nehmen gehabt. Im deutſchen Volksglauben iſt dieſes bekanntlich das Geſchäft der Frau Holde geweſen, die unter den landschaftlich wechſelnden Namen der Berchta, der Weißen Frau, der Holle, die Kinder bald beſchenkt und behütet, bald ſchreckt und raubt. Da ſie nach den Aargauer Sagen 1, 225 weiße und gelbe Bohnen zu verſchenken pflegt, die ſich nachträglich in Silber und Gold verwandeln, ſo wird damit auch derjenige Glaube begreiflich, welcher die Todesankündigungen bis auf die Gartenbohnen ausdehnt, je nachdem dieſe frühzeitig in Blatt und Hülſe gilben. Auch ſonſt geringen Wüdpflanzen iſt, weil ſie weiß blühen, eine herkömmliche Heiligung gewidmet: Wer die Regenblume bricht, die weißblühende Zaunwinde, wird nicht alt.

Auch der Baum, weil er das Holz liefert zu Wiege und Sarg, trägt für Gemeinde und Familie ſchickſalskündende Wahrzeichen an ſich. Der Dorfbewohner ſchließt aus dem weißen Raub einer Buche im Gemeindewalde auf den Tod eines Gemeinderathes. Tritt der Hausbaum im Spätherbſt abermals in Blüthe, ſo deutet die weiße auf des Eigenthümers Ende. Beide Säge pflegt man hier zu Lande mit mancherlei neuen Vorfällen zu bekräftigen. In einem Hausgarten hieſiger Stadt blühte im Herſt 1860 ein Apfelbaum zum zweiten mal ſo hübſch, daß die Eigenthümerin, eine kinderloſe Wittwe, ein davon

gebrochnes Zweiglein den Vorübergehenden mit herzlichem Vergnügen vorzeigte. Bald darauf jenes Tages war sie in ihren Keller hinab gegangen und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dies veranlaßte die Leute gegen Abend endlich bei ihr nachzuschauen. Man fand sie auf der Kellertreppe in einem bewußtlosen Zustande, aus dem sie nicht mehr erwachte. Ein Bauer im Dorfe Windisch hatte bei der Geburt seines Söhnleins einen Baum im Hausgarten gepflanzt und ihn dann dem heranwachsenden Kinde in Pflege gegeben. Letzten Hochsommer wurde das Bäumchen plötzlich krank und weiß. Eben war die Gendärnte da und der Knabe half mit beim Abladen in der Scheune; hier stürzte er von der Heubühne und blieb auf der Stelle todt.

Von der Thierwelt und wie ihre Weissagungsgabe dem Menschen sein Ziel steckt, wird noch in den nachfolgenden Abschnitten besonders zu berichten sein; hier sind nur die paar weitverbreiteten Meinungen zu erwähnen, die übereinstimmend in der weißen Farbe des begegnenden Thieres eine Todesbotschaft zu erkennen glaubt. Kommt ein Wiesel mehrmals nach einander in die Nähe desselben Wohnhauses, so beruft es sicher Jemand hier ab. Der erste weiße Schmetterling, den man im Frühjahr trifft, bringt Leid; er heißt daher in der Lausitz das Todsehen, und viele weiße Schmetterlinge auf einmal verkünden Theurung und Seuche. So melden Haupt, Lausitzer Sagenb. 1, 190 und Grohmann, Aberggl. in Böhmen 1, Nr. 616. Kommt ein Glarner Gemsejäger in der Wildniß um, so heißt es, er habe schon auf seiner vorletzten Jagd ein weißes Thier (Gemse) gesehen. Blumer-Heer, Rt. Glarus 319.

In so ferne der Fingernagel im deutschen Heidenthum zum Wahrsagen diente, indem man Loßzeichen und Zauberrunen auf ihn schrieb, gilt auch jetzt noch die Abschieferung der Nagelhaut und die dabei wechselnde Färbung des Fingernagels als Zeichen des Glückes oder Unglückes. Den rothfarbigen Nagelfleck nennt man Glückrose und Refleckenbluest; den weißfarbigen: Ne-posten, Leidsprießen, Todtenbaumbblüthen und Reid-

nägel. Im aargau. Freienamte heißt es: So viele Flecken dem fünfzehnjährigen Knaben auf dem Nagel des Goldfingers wachsen, so viele Weiber wird er einst haben. Ein Sprichwort sagt: Wenn die Rehflecken auf unjern Nägeln weiß blühen, dann blüht auch gerade der Baum, aus dessen Holz einst unser Sarg gemacht wird. So lange wächst dem Menschen Holz zum Sarge, so lang ihm Rehfleckenbluest am Finger wächst. Ist der Rehflecken nur so groß, daß er sich mit dem Daumen- nagel decken läßt, so bedeutet er nicht den Tod, sondern ist nur eine „Kummermaier.“ Ganz derselbe Name gilt heute noch auf den Färöer, er heißt dorten Nornaspór, die von der Norne eingerippte Schicksalsipur. Man pflegte die Rune N, das heißt Naudhr, Noth und Untergang, sich selbst auf den Fingernagel zu ripen, um sich mit der Nornen Hülfe vor Vergiftung zu behüten. Darum werden in der St. Georgs-Legende, die Hein- bot von Durne (bei Straubing a. d. Donau) um 1240 ge- dichtet hat, dem Heiligen von den Heiden die Fingernägel ab- geschlagen, weil in ihnen etwa der den Martyrer gegen alle Folter schützende Zauber verborgen sein könnte. Dem nordischen Namen Naudhrspór entspricht der aargauische Nidnagel, ent- weder ableitend von ahd. niot, der Wunsch, oder von nîd, Haß, da es ja beides giebt, Wunsch- und Angstflecken. Als i. J. 1494 in der Schweiz die Pest heftig wüthete, erließen die Luzerner- und die Freiburger Obrigkeit eine „Ordnung zur zyt der Pestilenz“ gedruckt zu Freiburg im Uechtland, bei Gempfer- lin, worin es pag. 31 heißt: so sich dann die Reesflecken erzeigend, es wären glych die roten, brünen oder schwar- zen, wann das wäre, sol man sich mit dem kranken ver- halten wie mit denen, die schon den gebresten die vier und zweinzig stand lang gehept. Der wiederholt erwähnte Name Reflex leitet ab von ahd. hrêo Leiche, rêwen ertödtet; es ist erhalten im ahd. hrairop Todtenraub; im alten Namen des alles verzehrenden Windes Hræsvelgr, Leichenfresser; es lebt in der westfälischen und aargauischen Mundart fort, wo das Stroh, worauf eine Leiche gelegt wird, bei uns Sterb- stroh, dorten Rêwestrô genannt ist (Wölste, Volksüberlief. Iser-

lohn 1848, 57.), und das Hinstorben der Spannthiere durch Arbeitsübermaß heißt verräbeln.

Während nun heute für unser Feier- und Trauerkleid die unvermeidliche schwarze Farbe in allen Ständen die herrschende geworden ist, muß dem voraus Erwähnten zu Folge eine Zeit bestanden haben, deren Kennzeichen von Trauer und Freude durchgehends die weiße Tracht gewesen ist, und diese läßt sich in abgelegnen Gebirgsthälern allerdings auch heute noch als die übliche Trauerfarbe erkennen. Obschon z. B. die Tracht der Graubündner Volkstracht schon seit den Zeiten der reformatorischen Einwirkungen ihre krebserrothen Leibchen und braunerrothen Wollenhemden gegen die schwarze Kleidung vertauscht hat, so trauert man in Avers, Ferrera, Tarasp und andern Engadiner Ortschaften weiß; ja derselbe Brauch gilt sogar noch zu Pedrazzo, im tiroler Gleimserthale, obschon man hier italienisch spricht, und eben so, mit Abrechnung neuester Aenderungen, auch in Vorarlberger, Rheinthalen und Appenzeller Ortschaften. Denn alle diese Bevölkerung jetzt politisch getrennter Landschaften hatte früherhin nicht bloß gleiche Tracht, sondern auch dasselbe Landrecht mit Landsgemeinden und selbstgewählten Landammännern. Von der heutigen Sitte daselbst stehen uns freilich nur zufällige und spärliche Notizen zu Gebote. Als in Eins, Kt. Bünden, 1855 eine Mutter von vier Kindern in ihrem fünften Wochenbette starb, wurde nach dortigem Brauche ihre Bahre weißgebedt und durch Jungfrauen zu Grabe getragen. Aarauer Tagblatt v. 1855, Nr. 44. In der Tarasper Umgegend im Engadin wird der Sarg mit einem weißen Tuche bedeckt, und farbige, zumal rothe Bänder schmücken nicht bloß ihn, sondern müssen auch die nächsten Leidtragenden unterscheiden. In Appenzell-Innerroden nagelt man auf den Bergböfen beim Tode Unmündiger ein weißangestrichenes Sargbrett zum Zeichen der Trauer vor's Haus. Zeichen von Säuglingen und Mädchen werden überhaupt weiß geschmückt und von weißgekleideten Leuten ihres Alters und Geschlechtes getragen oder begleitet; dieß gilt z. B. eben so im katholischen Kanton Freiburg, wie im reformirten Aargauer Lande. In den Städten

Kraut und Binsen verabreicht man den freiwilligen Trägern von Kinder- und Mädchenleichen nebst einem weißen Brustfranke, weiße Handschuhe und Armbinden. Auf dem Bahrtuche liegt eine aus weißen Rosen und Seidenbändern hoch aufgebaute Jungfrauenkrone. Auf dem reformirten Lande setzt man der Leiche der Greise eine weiße Wollenmütze auf, im katholischen Friedthal streicht man sogar den Sarg der Jünglinge weiß an und umhüllt ihn zum Ueberfluß noch mit weißen Bahrtüchern. Als ein eigenthümliches Ueberbleibsel aus dem Mittelalter begegnen uns die kirchlichen Confraternitäten im Städtchen Klingnau a. d. Aare und zu Wohlen im Freiamte, ursprünglich Stiftungen im Sinne geistlicher Bruderschaften, aber schon sehr früh auch den Zwecken weltlicher Lustbarkeiten dienend, so daß sie den Namen der Narrenzunft führten und die alljährlichen Faschnachtslustbarkeiten ihres Ortes zu leiten hatten. Mit diesem Geschäfte befaßten sie sich, auch jetzt noch und erst beim Tode eines Mitgliedes kommt der ursprüngliche Zweck ihres Vereins als einer Todtenbruderschaft wieder zum Vorschein.

Alsdann werden zum Andenken des Verstorbenen dreierlei kirchliche Gedächtnistage mit Seelenmessen und Opfern abgehalten, und nicht minder dreierlei nachhaltige Leichenschmäuße aus der Zunftkasse bestritten; sämmtliche Gesellen in weißen Handschuhen und Binden stellen sich am Sarg auf und tragen ihn abwechselnd nicht auf den Schultern, sondern an den Enden dreier handartig unter dem Sarge durchgezogener Leintücher zu Grabe.

„Träume sind Säume,“ sagt das Sprichwort und verwirft also grundsätzlich den Glauben an alle todankündenden Träume. Allein um so beachtenswerther, sagt Wuttke (Deutscher Volksabergl. 46) ist die durchgreifende Uebereinstimmung bei allen deutschen Stämmen, mit der man die Träume deutet. Dies erweist sich denn sogleich aus folgenden Sätzen: Jedem steht der Tod bevor, der träumt von weißen Mäusen, weißen Rüben, weißblühenden Pflanzen, weißen Haaren, weißen ausfallenden Zähnen, von weißer Wäsche, die am Trockenseil hängend

im Winde flattert. Bei der letzten Bestimmung möchte man etwa an die nach vollzogener Beerdigung unausbleibliche Wäsche aus der Krankenstube denken; allein die schon erklärte Leidfärbung Weiß ist auch hier maßgebend. Die schwarze Farbe hat in der volksthümlichen Traumdeutung überhaupt keine Beziehung auf den Tod, sondern an ihrer Stelle gilt überall die blaue. Todankündend ist der Traum, uns biete eine Frau blaue Pflaumen und Trauben, Brombeeren, Zwetschen oder Schwarzkirschen feil. Die weiße Maus, die sich im Wohnhause blicken läßt, kündigt hier einen Sterbefall an, und derjenige Mäuser (der von Gemeinde wegen beauftragte Scheermausfänger), der dreimal weiße Mäuse fängt, kommt in die Hölle. In Winterthur galten die weißen Hühner für heilig und man glaubte, eine weiße Henne werde als Schutzgeist demjenigen erscheinen, dem ein Unglück drohe. Troll, Gesch. v. Winterth. Bd. 7, 183. In Oesterreich, wo noch der Brauch in Erinnerung ist, daß der Leibeigene seine Leiche mittels Zins und Gabe beim Gutsherrn auslösen mußte, stellt man eine aus Stroh gemachte Figur, das sog. Leichenhuhn, vor das Sterbhaus auf die Straße, damit der Tod sein Zinshuhn und Opfer habe. Quigmann, Relig. der Baiwar. 245.

Volksthümliche Redensarten für Sterben.

In jedem volksthümlichen Begriffe steckt ein Kern der Wahrheit und in jedem Denkenden ein Eifer, diesen Kern zu finden.

In die Holzbirnen gehen.

Die Holzbirne deutet auf den abgeernteten frostigen Spätherbst; daher auch die andern Phrasen über einen sichtbar Abgehenden: Er muß Birnen schütteln, muß Bündlein (Weiden-

ruthen) hauen. Der Tod ist persönlich gedacht, wohnt im Walde, hat davon den Namen Holzmeier und beruft die Sterbenden dahin ab. Nach seiner Lockstimme trägt er landschaftlich wechselnde Namen. Der Geist des Ruf-Toggeli ist in das Wäldchen Hälbeli gebannt, das an der Landesmarke von Basel-land und Frickthal zwischen den Dörfern Maisprach und Magden liegt. Wer ihn dreimal Hup! rufen hört, dem ist nur noch dies Jahr zu leben vergönnt. Da mit dem Blühen und Welken des Baumes unser Aller Geschick verläuft, so sind uns die Bäume Lebens- und Todesorakel. Fruchtbäume, die man zur Feier von Geburt und Hochzeit um das Wohnhaus zu pflanzen pflegt, sollen mit ihrem Abstehen den Tod eines Blutsverwandten zur Folge haben. Wenn die Kirschen reifen, sterben die Alten, wenn der Paintbaum im Herbst noch einmal blüht, stirbt der Eigenthümer, das Laub thut ihm weh, sagt man. Wenn die Spätkirnen mürben und freiwillig abfallen, tritt auch eine für die Greise kritische Periode ein, die bereits im Renner des Hugo von Trimberg (Vers 24344 der Bamberg. Ausg.) ihre sprichwörtliche Form hat:

seht, als müzzen wir von hinnen alle
scheiden nach der birn valle.

Er muß die Fichte im Wachsthum unterstützen, rincalzare el pino, sagt man in Tessin; denn die Heidengräber liegen in den Wäldern, wie die alten Kirchhöfe auf dem Westerwalde, am baierischen Inn und in der Oberpfalz immer noch zunächst am Saum der Wälder gelegen sind. Er ist zu den Vätern gegangen, heißt in Mecklenburg: he is bi Gott dem Herrn in'n Ellerbrok, in den Erlenwald. Lisch, Mecklenb. Jahrb. 15, 265. Das Gleichniß vom fallenden Baum hat zu einem sehr fatalistisch lautenden Kirchenliede von Joh. Hübner geführt, das im protestant. Wertheimer Gesangbuche v. 1757 Nr. 725 steht:

Trauet nicht auf Seelenmessen,
Die man den Verstorbnen hält;
Tobte werden bald vergessen
Und der Baum liegt, wo er fällt.

Den Löffel aufstecken, fallen lassen.

Der Eßlöffel hat einst unter den deutschen Rechtssymbolen das Besitzrecht ausgedrückt; er macht sich daher bei Eheberathen und Sterbefällen noch in der Volksrede geltend. Lieben und buhlen heißt löffeln; Liebe macht Löffelholz aus manchem jungen Knaben stolz. Bis in unsre Zeit war es Züricher Hochzeitsfötte, daß die Gekrauten beim Hochzeitsmahle zusammen nur Einen Eßlöffel vorgelegt bekamen. So zerbricht auch der eheliche Bräutigam seinen und seiner Braut Holzlöffel, nach welchem Zeichen der Hausvater Beide zusammenliebt. Den Löffel aufstecken, nemlich auf das dafür bestimmte Löffelbrett heißt zu essen anshören, sterben. Vgl. Dahlmann im Glossa, zu Neocorus 2, 592. Den Löffel fallen lassen, drückt einer plötzlich kommende Todesbotschaft oder den bereits erfolgten Todesfall aus. Das Abendblatt zur Neu. Münchner Ztg. 1857; Nr. 280 bemerkt: Hier (in München) ist ein adeliges Haus bekannt, wo jeder Diensthote strengen Verweis erhält, wenn ein Silberlöffel auf den Boden fällt, denn dann sterbe Jemand aus der Familie, heißt es.

Der Tod hat ihn am Bendel.

Der Tod wird als ein persönliches Wesen gedacht, dessen Eist oder Ueberwältigung der Mensch unausbleiblich erliegt. Er sitzt dem Abgehenden im Gesicht, auf den Lippen, schaut ihm aus den Augen, hocht ihm auf, sitzt ihm im Nacken (der vor Alter Gefrümte wird also geritten), er überlupft ihn (im Ringkampf), er hat ihn am Bendel. Jede dieser Formeln ist erklärungswerth; hier wird nur die leztgenannte in ihrer Begründung gezeigt.

Der Strick, mit welchem der indische Todesgott Yama die abzuholende Menschenseele bindet, ist in der deutschen Sage

vom Wilden Jäger das Seil, an welchem das Todtenheer durch die Lüfte entführt wird: Aargau. Sagen 1, pag. 97. Der Strick des Todes entstand aus dem Leben der Fischer- und Jägervölker, und ist daher dem N. Testamente und den altöm. Dichtern ein gleichgelaufenes Bild; so bei Ezechiel (26, 14. 44, 10) und den Psalmen (18, 6), sowie bei Horaz (3, 24. 8). Wie die Indianer Mittelamerikas mittels des Lasso zu Kesselfämpfen, so handhabte auch der heidnische Franke im Kampfe den Wurfftrick, das Gedicht Waltharius beweist es, und noch im späteren Mittelalter war diese Kampfart gerichtlich zugelassen. Nach der Zeichnung einer altb. Handschrift steht der zum Zweikampf mit einem Weibe vorbeschiedene Mann bis an die Brust in einer Grube und wehrt sich mit einem an seinen Stod gebundenen Sack, Gewichtsack, das freistehende Weib hat nichts als eine Schlinge, die sie ihm um den Leib zu werfen sucht. Abgebildet in Gräters Iduna und Hermode, 1812—14. Dieselbe Erinnerung klingt in Luthers Liedvers nach:

Strick ist entzwei,
Und wir sind frei!

Voranzeichen.

Das Rispeln und die Wehflage.

Das Rispeln und Bismelen bezeichnet in der Mundart theils ein unbestimmbares Klüstern, theils ein örtliches Geräusch und wird für die Todesanmeldung eines entfernt lebenden Bekannten angesehen. Es erkrachen plötzlich Wände und Decke der Stube, es zerspringt der Eßfigkrug, man hört Erbsen fallen, es geht die Thüre von selbst auf, dreimal wird an sie oder ans Fenster geklopft, dreimal an der Hausglocke geläutet — ohne daß Jemand draußen ist. Dies nennt man sich Ründen,

sich Ueben, sich Erzeigen und Wahren, damit offenbart der Entfernte sein Verschiden dem Freunde. Hört man dreimal seinen eignen Namen hilferufend wie aus weiter Ferne her aussprechen, so ist darin die Stimme eines in der Fremde sterbenden Freundes zu erkennen, hört man im Vorbeigehen am Kirchhof Kindergeschrei, so deutet dies auf den Tod eines Familienvaters, der viele Waisen hinterlassen wird. Beides nennt man daher die Wehklage. Wenn das in der Werkstatt hängende Schreinerwerkzeug über Nacht vom Nagel gefallen ist und die aufgeschlichteten Läden freiwillig aus einander rutschen, so wollen sie zu Wänden des Todtenbaums verschreinert sein.

Vor diesen Sagen eines inhaltslosen Aberglaubens hat schon das Heidenthum gewarnt. Als Siegfried auf der Seefahrt in Anwetter geräth, kommt ein Mann vom Vorgebirge her, der sich Nitar nennt aber Wodan selbst ist, und ertheilt dem Reisenden Rath. Nicht ungestimmt und nüchtern, sagt er, soll der Held sich auf den Weg machen, und ein übles Vorzeichen ist's, gegen die untergehende Sonne zu stehen; allein das Knarren des Bogens, das Knistern der Flamme, das Sprudeln des Kessels, eine schreiende Krähe, ein grunzendes Schwein — das sind alles Dinge, auf die ein kluger Mann nicht vertrauen soll.

Das Todtenuhrlein.

Der Holzkäfer *annobium pertinax* bringt beim Nisten im morschen Getäfel der Zimmerwände mit seinem Kopfe ein dem feinen Tiktak der Taschenuhr gleichendes Picken hervor. Wenn man ihn hört, so bedeutet ein jeder Tict ein Lebensjahr, und die Gesamtzahl seiner Schläge soll mit der Summe der Lebensjahre des Nachzählenden übereinstimmen. Sein Name Todtenuhr, so wie die Deutung auf das Schlagen des letzten Stündleins ist etwas bloß neuzeitliches. Man blies in der früheren Schweiz die Stunden an, noch jezt bläst der Senne

die Abendstunde durch seinen Milchtrichter dem Nachbarsennen zu, er wohnt der Dorflocke zu ferne. Anders verhält es sich mit der bekannten Stelle in Schillers Wilh. Tell:

Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Bogt,

Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Statt der schlagenden Thurmuh, ist hier mit Recht die ver-rinnende Sanduhr der Lebensmesser.

Das Todtenührchen heißt in Baiern das Erdschmiedlein, weil es dem Todesgott die Sense schmiedet, und Dangelmann, weil es sie scharf dengelt; in der Schweiz Zirpe. „Wenn's Zirpe pippet und pöpperlet,“ so gilt's dem Jungen im Hause.

Im leise klopfenden Bohrwurm hat man von jeher den Tod zu hören geglaubt, der hammerbewehrt an die Thüren pocht. Im Buch der Richter wird von Manoſa, des Samſon Vater, gesagt, daß der Engel des Herrn vor ihm anfieng zu klopfen; und Bodinus (de Magorum Daemonomania, lib. 1) gründet darauf den Satz, man vermöge die Geister wirklich zu hören, da sie wie mit einem Hammer schlagen; der Propheten erstes Merkzeichen habe sich eben daran geknüpft. In der Pestzeit 1594 erläßt die Regierung von Luzern eine „Verordnung“ worin pag. 42 dem gemeinen Manne neben Angabe etlicher Präservative empfohlen wird, bei Zeiten außs Neusterste gesagt zu sein: dass wann der Herr gån klopfen kompt, der mensch gerüst sye vnd sich in sin ervorderen ergebe. Ebenso heißt es bei Sebast. Brant, in Strobels Beitr. pag. 47:

desshalb gedenk vnd setz dir für:

der tod klopft all tag an die thür.

„Wann der tod an der thüren rumpelt, wann der tod mit dir ringt, da brettet es,“ so predigt damals zu Straßburg Geiler von Reisersberg, Evangelibuch Bl. 130^a.

In allen diesen Stellen ist der Körper als das Haus der Seele gefaßt; der sein Wohnhaus verlassende Geist eröffnet dasselbe gewaltthätig und schlägt die Thüre laut hinter sich zu. Daher unsre Ausdrucksweise: der Brustkasten fracht, das Herz, das Auge bricht. Uebertragen in die Sprache des Aberglaubens heißt es: Wenn die Zimmerwände erkrachen, wenn die

Spiegelscheibe des Wohnzimmers, das Trinkglas zerspringt, stirbt drinnen der Kranke; wenn der Sarg kracht, stirbt einer der mitgehenden Leidträger bald nach. Die Wände krachen, wenn man der ausfahrenden Seele nicht das Stubenfenster öffnet.

An den Namen Todtenührlein und den damit verbunden gedachten Mechanismus der Thurmuhren reihen sich erst die Meinungen an vom Schlagen und Nachschlagen der Thurmuhr ins Kirchengeläute hinein und von dessen Beziehung auf das Schicksal des Kranken. Hier beginnt die Abgeschmacktheit; so heißt es z. B. im Toggenburgischen: Der Kranke stirbt, wenn die Gewichtsteine der im Krankenzimmer hängenden Wanduhr sich berühren und dadurch die Uhr stellen. Begreiflich sieht der Aberglaube auch den Todtenkäfer, *Blapo mortisaga*, nicht gerne und die mit diesem verwechselte Küchenschabe, *Blatta orientalis*, die man gewöhnlich Schwab nennt.

Die Hauschlange.

In dem Fritthaler Dorfe Magden vermuthet man in fast jedem Hauskeller eine Hauschlange, welche für durchaus freundlich und zahm gilt, sich aber nur bei ganz außergewöhnlichen Fällen blicken läßt. Schon ihr bloßes Klappern deutet auf einen Trauerfall in der Familie. Sie überwacht die Kinderzucht, behütet besonders im Stall die Milchthiere, hütet die heranwachsenden Töchter und sorgt ihnen nach Verdienst für einen braven Mann. Ueber Letzteres erzählen die Naturmythen S. 193: Die Hauschlange im Emmenthal. Manchmal hat ein Wohnhaus ihrer zwei, die mit Hausvater und Hausmutter leben und sterben.

Aus unsrer Gegenwart wird folgender Umstand durch F. Gruber aus Merklin berichtet in Grohmanns Böhm. Sagenb. 1863. 1, 221: Einmal sah ich am Ende des Städtchens eine Menge Menschen um ein Haus versammelt, eine

Hauschlange betrachtend, die sich gezeigt hatte und erschlagen worden war. Eine Woche später soll wirklich hier der Hausvater gestorben sein am nemlichen Tag und zur gleichen Stunde, wo die Schlange ihren Tod gefunden hatte.

Auch die Hauskröte, Unke, Muhme genannt, wohnt im Hauskeller und hält durch ihren Einfluß die hier verwahrten Lebensmittel in einem gedeihlichen Zustand. Dadurch kommt Wohlstand ins Haus, und das Thier heißt daher Schagkröte. In Verwechslung mit dem braunschwarzen Kellermolch wird sie auch Gmöhl genannt und soll eben so oft ihre Farbe verändern, als der Familie eine Veränderung bevorsteht.

Die Biene.

Die Biene allein unter allen Thieren, deren Tod mit landschaftlich wechselndem Ausdrücke bezeichnet wird, stirbt, jede andere Benennung ihres Todes ist unerhört; denn dies Thierchen ist nicht nur bei allen Völkern des Alterthums geheiligt gewesen, sondern man sieht es den davon handelnden Sagen noch an, daß ihm ein Theil von Geist und Seele wirklich zuerkannt gewesen war. Bienen nähren den Säugling Zeus, Bienen umfingen die Lippen der zu Dichtern und Rednern gebornen Knäblein. Daß des Menschen Seele in Gestalt einer Biene auszieht und wieder zurückkehrt, hat der Graubündner Bandlerlin uns aus dem Munde einer Engadinerin berichtet im Schweiz. Merkur 1835, 234: In der Gemeinde Klein-Fettan im Unter-Engadin sahen heimkehrende Bursche ein altes Weib am Wege liegen, mit dem Gesichte starr gegen die Erde gekehrt, nahmen's für todt auf und trugen's ins nächste Haus. Als bald flog hier ein Bienlein summend im Zimmer herum und schließlich jener Erstarrten in den offenstehenden Mund. Die Anwesenden waren nicht wenig erstaunt, als das Weib sogleich sich aufrichtete und in unzufriednem Tone zu verstehen gab, man möge sie künftighin an ihrem Orte liegen lassen. — Hier

war also die Menschenseele in Gestalt der sammelnden Biene ausgeflogen gewesen und in ihrer gewohnten Rückkehr durch Unbefugte aufgehalten worden.

Schwärmende Wildbienen werden Begeleiter für auswandernde Volksstämme; zahme, die nicht mehr in ihren Korb zurückschwoilen, gelten dem Landvolke als Vorverkündiger ausbrechenden Krieges. Als Herzog Leopold auf seinem Zuge zur Schlacht von Sempach an der Linde bei Willisau vorüber ritt, hatte hier ein Bienenschwarm hinein genistet und umschwirrte die herzoglichen Banner. Das Schlachtlied erwähnt dieses Vorfalles und fügt bei:

„Das dütet frömbde geste,“
so redt der gemeine man.

Setzt sich ein frisch ausgeflogener Schwarm an den dürren Ast des Gartenbaumes, so hat sich der kranke Mann in jenem Wohnhause wegefertig zu halten. Freienamt. — Entfliegt der Schwarm, ohne binnen drei Tagen sich wieder zu finden, so werden hier die Kinder vor den Eltern wegsterben. *Alt. Luzern.* — In dem Augenblicke, wo der Meister im Hause stirbt, muß man dessen Immen roden, jeden Stoß einzeln lupfen und ihnen des Hausvaters Tod anmelden, sonst stehen sie ab. Unter welcherlei Formeln dies geschieht, verzeichnet für Westfalen *Wöeste* (*Volksüberlief.* 53); aus Norddeutschland *Kuhn* (*Nordd. Sag. pag. 453*); aus der Bretagne *J. Grimm*, *Altbd. Wälder* 1, 17; aus Serbien Haupt-Schmaler, *Wendische Volksl.* 2, 251. Der Spruch lautet gemeinlich:

Bienchen, unser Herr ist todt,
Verlaßt mich nicht in meiner Noth.

„Es laufen auch etliche die Bienen nicht gerne, welchen ihr Herr durch Tod abgegangen ist, denn man ist der Meinung, daß sie alle auch nachsterben.“ *Joh. Coler, Oeconomia. Mainz 1645. II. Th. lib. XIII. pag. 535.* *J. Grimm* hat in seiner Rede „Ueber das Alter“ aufmerksam gemacht auf das in Greisen noch wachsende Gefühl für die Natur, so daß man eben im Alter andächtig zu den leuchtenden Sternen emporsehaut, die stärkende Gartenpflege und das Baumimpfen wie

ein greiser Vater Laertes übernimmt. „Daher knüpft Glaube und Brauch an den Gartenbaum, an den Bienenstock ganz besonders die Verkündigungen an, die über das Leben des Hausvaters entscheiden sollen.“

Thiere als Todesboten.

Schon der Glaube unsrer Vorzeit unterschied eine üble und eine gute Bedeutung der dem Krieger, Jäger oder Hirten zufällig aufstoßenden wilden und zahmen Thiere. Man nennt diese unvermuthete Begegnung den Angang. Allen kampflichen Thieren, wie Wolf und Bär, verlieh der Germane guten Angang; während Hasen, alte Weiber, Priester, weil sie unfriederlich sind, übeln Angang hatten. Simrock, Myth. 540. Vieles hievon steckt noch tief im Volksglauben unsrer Tage; aber unsre gewöhnliche Frage an einen Erschrocknen: Was ist dir Krummes begegnet, was ist dir in die Quere gekommen, über den Weg gelaufen? drückt nur noch die üble Seite des Angangs aus, die tröstliche ist vergessen bis auf ein paar Züge des Kinderglaubens über begegnende Lämmer, traulich herzufliegende Vögel und Käfer. Himmelsboten und Engel hinter so kleinen Thierchen annehmen zu sollen, dagegen sträubt sich der allgemeine Verstand, aber schwarze und große Thiere, die zur Unzeit sich zeigen, mit Geistern und Gespenstern zu verwechseln, dazu ist man eher bereit, und der örtliche Glaube hat dafür positiv lautende Säge. Erscheint ein Verstorbner in Menschengestalt, so ist er um so eher erlösbar, je mehr Gutes man ihm noch erweisen wird können; zeigt er sich aber in Thiergestalt, so ist er bereits der Hölle verfallen und alles für ihn gesprochne Gebet fruchtlos. Gerade so verhält es sich auch beim „Künden;“ ist die Gestalt, in welcher ein im Sterben Liegender entfernten Freunden sich anmeldet, keine thierische, so wird er in den Himmel eingehen. Betrügerische Ortsrichter und Ge-

meindeammänner genießen am häufigsten die Ehre nach ihrem Tode in Kalbsgestalt umher zu wandeln; bössartige Frauen in der Gestalt des Schweines; jene tragen alsdann den landschaftlichen Namen des Dorfkalbs, diese denjenigen der Dorfsehe. Der niedere Klerus hat in früherer Zeit derlei Meinungen noch befestigt und in eine Art theologischer Theorie gebracht. In dem kirchlich anerkannt gewesenen Beschwörungsbuche des Franciskanermönches Fritz: *Manuale Benedictionum*, Rempten 1737, wird S. 597—626 das äußerste Verfahren angegeben, mit dem der Exorziste den widerspenstigen Geist aus Ort oder Haus zu vertreiben vermöge. Bei diesem Geschäfte wird nun ein noch weniger erfahrener Priester belehrt, sich nicht mit halben Mitteln begnügen zu wollen, wenn etwa statt eines fürchterlichen Teufels nur eine ganz joviale Person erschiene. Denn diese bösen Geister kämen bald als allerlei Thiere, bald aber als lustige Leute zum Vorschein und suchten durch lautes Lachen und Schäkern den Glauben zu verbreiten, als gehe es bei ihnen gar heiter und fröhlich her und als seien die Verwünschten weder so gar ungestalt, noch so unglücklich.

Schon wird der Leser befürchten, widerwärtige Gespenstergeschichten hier anhören zu sollen; wir aber werden ihm das Nothwendigere, das Unvermuthete erklären, daß die bisher unausrottbare Furcht vor Gespenstern in Thier- und Menschengestalt meistens der Ueberrest des Heidenglaubens an den Schutzgeist ist, der einen jeden Menschen ebenso bald in thierischer, bald in menschlicher Erscheinungsweise, lebenslang umgab und ihn in derselben auch zum Tode abberief; ein den Slaven und Germanen geläufiger Glaube. Bei den Südslaven ist es die Waldgöttin Vila, welche die Herzensschwester der Helden wird, ihren Dugbruder in jeder Gefahr schützt; eine solche hatte sich dem vielbesungenen Marko Kralavitsch verschwifert. Beim Skandinavier ist es die Fylgja, der Gefolgsgeist. Die Mannsfylgja ist der Schutzgeist, den jede einzelne Person für sich hat. Er entsteht und vergeht nach dem heutigen Glauben der Isländer mit dem amnium, womit das noch Ungeborne umgeben ist. Dieses Kindshäutchen führt beim Isländer denselben Namen

wie der Schutzgeist: Fylgja und Hamr, beide stehen auch unter dem gleichen Schicksal. Geht nemlich der Leib, dieses Kleid (Hamr, Hemde) der Seele verloren, so ist auch die ihn beschirmende Fylgja mit verloren. Dem auf der Wanderschaft Begriffenen fliegt sein Schutzgeist zum Gastfreund voraus, bei welchem Einkehr genommen werden soll, und meldet jenen durch einen rothbraunen Dampf an, der sich zu der Gestalt von Hund, Rabe, Fliche, Wilder Mann u. A. entwickelt. Der Pfarrer Sera Halsdan zu Fell auf isländisch Nordland war stets von einem Raben begleitet; als das Thier einst zu dessen Schwester Hildigunnr nach Konstot geflogen kam, rief diese in ihrem Hasse: da kommt die Fylgja meines Bruders, fieng das Thier in der Schürze und warfs in den Sumpf. Außer diesem persönlichen Schutzgeiste giebt es auch eine Aettarfylgja, der Schutzgeist eines ganzen Geschlechtes; sie ist an die Hofstätten gebunden, die von ihren Schutzbefohlenen bewohnt sind; eine solche hat der jetzt (1860) zu Hítardalo wohnende Probst Sera Þorsteinn Hjalmarsson. Oft gerathen die den verschiedenen Männern oder Gehöften angehörenden Gefolgsgeister mit einander in einen eifersüchtigen Weiberzank und vergessen sich so weit, daß sie, indeß ihre Schützlinge beim Gelage sitzen, vor deren Augen handgemein werden. Diese im heutigen Island fortbestehenden heidnischen Glaubenszüge hat daselbst persönlich gesammelt Konrad Maurer in seinen Island. Sagen der Gegenwart, 1860.

Diese unentbehrlichen Vorerklärungen führen nun über zu den verschiedenen Thieren, deren Angang dem Menschen als todtkündend gilt.

Die Grabvögel.

Der Namen der Seele bezeichnet in den Sprachen die bewegte Luft; Athem, lat. anima, heißt hauchen, wie böhmisch duše, die Seele, von du, wehen, ableitet. Wenn Auge, Ohr und Mund am Gestorbenen noch vorhanden war, sagt Groh-

mann (Ubergl. aus Böh. 1, 194), und nichts als der Athem fehlte, so mußte wohl dieser die Seele sein, die den Körper belebt hatte. Ihrem schnellen Entschwinden gemäß wird sie daher geflügelt gedacht, Geister und Engel erscheinen in Vogelgestalt und des Vogels Gestalt wird allgemeines Grabsymbol bei Römern und Deutschen. Der Raum des römischen Grabes, der die Aschenurnen enthielt, hieß bekanntlich wie das Flugloch des Taubenkobels columbarium, weil jener Raum vielleicht dem Fluge der Seelen dienen sollte. Steinerne und thönerne Taubenmodelle hat man aus den helveto-römischen Gräbern zu Ober-Winterthur erhoben. Hölzerne Tauben, auf Stangen gesteckt und zwar, wenn Einer in der Fremde gestorben war, nach jener Richtung schauend, wo der Todte seine Ruhestatt hatte, errichteten die Langobarden auf ihrem Grabfelde außerhalb der Stadt Ticinus; der Ort selbst hieß An den Stangen und dorten gründete Königin Rodelinda eine Marienkirche. So erzählt Paul Diaconus in seiner Langobarden-Geschichte B. 5, K. 34. Ein Nachklang hiervon wird in Lusser's Beschreib. des Kts. Uri 51, und in Toblers Appenzeller Sprachsch. 198 als noch bestehend gemeldet. Man schneidet aus Papier einen Vogel aus und denkt sich darunter die Taubengestalt des heil. Geistes; Mütter hängen dies Papierchen ans Bett eines hoffnungslos erkrankten Kindes, um das Kleine damit im Sterben zu ergötzen. Das reformirte Landvolk an der untern Aare schneidet zu gleichem Zwecke aus Papier eine Reifrockfigur, Mergen (Maria) genannt, und hängt sie dem Sterbenden ans Bett; nach dessen Tod kommt sie zuweilen als Andenken hinter Glas und Rahmen. Wahrscheinlich war mit dieser Vogelfigur ursprünglich eine Schicksalserforschung versucht, da der ahd. Physiologus (Graff's Dintisca 3, 38) nur in diesem Zusammenhang Sinn bekommt für folgende Stelle: ein vogil heizit Caradrius (Brachvogel). mit diseme mac man bechenen, ob der sieche man irsterben oder g'nesen scol. ob er sterben scol, so cheret sich der caradrius von ime. ob er avē g'nesen scol, so cheret sich der uogel zuo demē manne unt nimit dez mannes unchraft an sich.

Gehen wir zu den Singvögeln über, diesen Spiel- und Hausgenossen des Menschen. Die Seele wird ein geflügelter Vogel, der im Entschweben lieblich singt. Während des Conciliums zu Basel hörten etliche gelehrte Doctores in einem Walde daselbst eine Nachtigall wunderbar singen und erfuhren, dieß sei die Seele eines noch nicht Erlösten. Wolf, Deutsche Märch. und Sag. Nr. 58. Das von Raubthieren zerrissene Hirschkalblein wird von einem barmherzigen Mädchen gliederweise wieder zusammengesetzt und in den Waldbaum gelegt; alsbald ist an der Stelle des Thierschädels eine Nachtigall in der Baumkrone und beginnt zu schlagen. Cavallius-Stephens, Schwed. Märchen. Im bretonnischen Volksliede vom Helden Marlbrout heißt es:

Auf seines Grabes Hügel
ist Rosmarin gepflanzt,
auf dessen höchstem Zweige
schlägt eine Nachtigall.

Wenn der Bauer am baier. Lechrain auf dem Siechbette liegend, zuletzt sich selbst den Tod wünscht, so ist seine Rede: „Wenn nur die Nachtigall käme und thäte uns auflösen!“ da kommt denn, fährt Leoprechtings Lechrainer Sagenb. 79 fort, diemalen ein Vogel und singt so fein, daß die Schmerzen aufhören und man entweder besser wird oder stirbt. Verwandte Säge dieser Art lauten: die auf dem Hausdach schlagende Amstel singt dem Hausranken den Tod an. Wenn der Buchsinnke anhaltend um dasselbe Wohnhaus ruft und gar bis in die Tenne geflogen kommt, so wird hier bald Jemand wegsterben. Ein ans Fenster pickendes Vögelein meldet dir den Tod eines in der Fremde Gestorbenen. Wo das Rothfeldchen einen Erschlagenen im Walde liegen sieht, fliegt es hinzu und überstreut ihn mit Laub.

Als Knabe hatte ich Gelegenheit, den auf seinem Landhause bei Neuburg a. d. Donau damals verstorbenen Maltheser Commenthur v. Flachslanden auf dem Paradebette zu betrachten. Lustig schlugen seine Singvögel in dem gleichen Trauersaale. Da fiel es mir auf, unter den übrigen Zuschauern sagen zu

hören, wie schade es um diese vielen kleinen Thierchen sei, die nun gleichfalls alle mitsterben müßten. Das Verständniß dieser Rede gieng mir erst im vorigen Sommer auf bei der Eröffnung der Heidengräber zu Lunkhofen, welche in der Histor. Ztschr. Argovia 5. Band beschrieben sind. In der dortigen Leichenbrandschichte fand sich auch vereinzelt Vogelgebein, namentlich das Röhrknöchlein eines Langstelzers mit vor. Eben so ist in thüringer heidnischen Gräbern neben dem Gebein von Kinderleichen auch das von Singvögeln erhoben worden. Wo Vogel- und Kindergebein beisammen liegt, erinnert es an den herben Sinn der Sprichwörter: Vögel, die früh fingen, frißt die Kage; Kluge Kinder werden nicht alt. Allein im Zwecke der heidnischen Todtenbestattung lag es, mit dem Hingeschiedenen Alles ihm Werthe und Eigene mit zu vertilgen und ihm in den Tod nachzusenden. An Sigfrids und Brynhilds Scheiterhaufen hiengen zu Häupten ihre Beizvögel, zwei Habichte.

Der Ribiz.

Unbegeehrt gebliebene Menschen werden nach dem Tode in unbegeehrte Thiere verwandelt; die alten Jungfern mit ihrem monotonen Eigenwillen werden zu langweiligen Ribizen, in der Mundart Giriz genannt. Daher gilt die Phrase, ins Girizenmoos fahren, nur vom Tode alter böser Weiber; denn da es keine männlichen Hexen giebt und nur Weiber auf den Bloßberg ausfahren, so werden auch nur deren Seelen als die in den unbetretenen Sumpfstrecken wohnende Ribizen angenommen. Ein Volkslied aus dem Berner Oberlande (bei Firmennich 2, 582) durchmustert die verbreitete Angst vor einer Reihe von Unglücksvögeln und schließt ironisch mit dem verrufenen Ribiz; um wie viel lieber, sagt das aufrichtige Mädchen, will ich mir einen Mann nehmen, als einst aufs Girizenmoos verwünscht zu werden:

Doch wol is g'wüß, i förchten eine,
 das is en böse, ja 's der Gott!
 der Gritz isch es, wo 'ni meine.

Noch pflegt das Landvolk der deutschen Schweiz hie und da die Moosfahrt als Fasnachtsscherz aufzuführen. Ein Leiterwagen wird mit allen heirathsfähigen Mädchen des Dorfes vollgeladen und draußen mit möglicher Schonung am ersten Graben der Almende umgeworfen. Auf ein bißchen Weibergeschrei folgt nachher um so mehr Rüchleingebäcke und Tanz.

Die verstorbenen Hagestolzen werden nach Auceuda, bei Ger im Wallis verwiesen, wo sie in durchlöchernten Körben Sand aus der Rhone zu Berg tragen müssen. Reithard, Schweiz. Sagen.

Die Gule.

Nach ihrem wimmernden Schrei trägt die Schleiereule verschiedene mundartliche Namen. In der Schweiz Gwiggli, Wicchi, Kleewit und Rivvit. Rivvit deutet man sich als den Ruf kümme mit! Kleewit bedeutet aargauisch hlê, das Grab, der Leichenhügel; wigil ist appellativ Vogel.

wenn dir d'Wiggli schreit,
 wirsch bald üsse trait.

Ebenso schon in Müllers, Pfarrer in Thalwil, zu Gwerb's Leuth- und Bychbesegnen (Zürich 1646) verfaßten Reimen:

Wann durch den dünnen Luft ein schwarzer Rabe fleucht
 Und kratet sein geschrey, und wann deß Eulen frauwe
 Ihr Wiggen-gwige heült: sind Losungen sehr rauhe.

Die Gule „schreit den Kranken heraus,“ dafür nagelt sie der Bauer an Scheunenthor und Gartenbaum, wo sie Gespenster abhält und den Knaben zum Wurfziele dient.

Der Rabe.

Ehedem ein dem obersten Gotte dienstbarer, prophetischer Vogel, ist der Rabe nun zum eigentlichen Galgen- und Höllenthier geworden. Des hl. Meinrad Raben melden den an dem Einsidler zu Schynz verübten Mord bis nach Zürich, wo die beiden Raubmörder im Wirthshause zechend ergriffen und abgestraft werden. Seit der Zeit ist jenes Wirthshaus daselbst zum Raben geschildet. Die Seelen Erlöster schweben davon in Taubengestalt, die der Verwünschten und Erhängten verwandeln sich in Raben. Aargau. Sagen 2, Nr. 269. 272. Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend, deuten auf die Reihe der schwarzen Leichengänger. Sagen sie außs Haus, in dem eben eine Leiche liegt, so hat dieser hier Verstorbene bei Lebzeiten viel Schlimmes gethan. Damit übereinstimmend erzählt die abd. Kaiserchronik von Neros Tode (in Diemers Ausgabe, S. 131, Vers 29):

die tiuel kômen dar
mit ainer micheln scar
in swarzer uogele pilede.

Rabe und Krähe werden mit einander verwechselt, beider Grabschrei tönt: Geh weg! Schreien zwei nordenhher kommende Krähen uns nach, wenn wir von einem Begräbniß heimkehren, so kündets eignes Leid vor Zahresende.

Die Maus.

Den Mäusen pfeifen, heißt den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden; ebenso wie der Rattenfänger zu Hameln die Lockpfeife bläst, auf deren Ton alle Mäuje und Kinder der Stadt mit ihm in den Berg hineinziehen, der sich hinter ihnen zuschließt. Mäuse sind Seelen. Die Seele des auf der Jagd entschlafenen Königs Guntram kommt schlängleinartig aus seinem Munde hervor, um so in

einen nächsten Berg und wieder zurückzulaufen (Grimm, D.S. Nr. 428). Der goethe'sche Faust weigert sich den Tanz mit dem hübschen Herenmädchen am Bloßsberg fortzusetzen:

Denn mitten im Gesange sprang

Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Ist der Hausherr gestorben, so verlassen auch alle Mäuse zugleich sein Haus; so lautet die mißverstandne Redensart Maustodt sein, d. h. ganz und mit Allem, mit Mann und Maus todt sein. Ebenso deutet man das Träumen von todtten Mäusen auf Tod in der Verwandtschaft. Kommt eine Maus Nachts ins Bett, so trifft den darin Liegenden kommenden Tages ein Unheil; zernagt sie dem Patienten das Bettstroh unter dem Hauptkissen, oder ein Kleidungsstück, so stirbt er bald. Vor dem Fenstersims hin- und herlaufend, sind sie gleichfalls todkündend, weil man das Zimmerfenster öffnet, um die Seele des eben Verschiedenen hinaus zu lassen. Stößt eine Scheermaus zwischen Mauer und Bretterboden der Stallung, so läßt man oft die Stallthiere schnell versteigern, aus Furcht, sie möchten an einer Seuche drauf gehen. Stößt die Scheermaus in der Tenne, unter der Dachtraufe, dem Hausofen oder gar unter dem Ehebett (denn in ältern Bauernhäusern gilt statt des Bretterbodens noch der bloße Lehm Boden), so stößt sie den Vater zum Haus hinaus. Von solchen frischen Erdbäufen der Maus sagt man: sie suecht nach 'ere Seel.

Stosst e Schärmüs bi 'me Hüs,

so heuscht si Oepperen drüs.

Stößt sie unter dem Küchenherde, so wird die von der Hausfrau bereiteete Speise nicht mehr hatten, nicht ersättigen. Viel Mäuse plötzlich im Lande, deutet man auf fremde Kriegsvölker: viel Mūs, wenig Lüt. Da auch böse Geister in Thiergestalt erscheinen können, so darf man manche Thiere besonders zu den heil. Zeiten — wo Geister am meisten sich künden — nicht mit rechtem Namen nennen, um sie ja nicht zu berufen. So wird in der Preuß. Mark die Maus in Weihnachten bloß Bönnlöper genannt, Bodenläufer. Kuhn, Nordd. Sag. 411. Aus einer plötzlichen Vermehrung der Mäuse schloß das Mittelalter

auf eine plötzlich ausbrechende Seuche; daher war es zur Zeit des Schwarzen Todes eine der stehenden Inquisitionsfragen der Hexenprozesse, ob die verdächtige Person Mäuse hervor geholt habe. Mach mir keine Mäuse! besagt: Gerade heraus, nur keine Ausflüchte gemacht.

An die Stelle der Seelenherrin Freyja, Berchta und der Weißen Frau ist die hl. Gertrud getreten, bei welcher die Abgeschiedenen die erste Nacht im Todtenreiche zubringen müssen. Sie war, wie Schilter zur Königsböhvner Chronik 571 anmerkt, im Straßburger Münster auf einem Gemälde zu sehen umgeben von Mäusen. Und so bildet sie der krainische Bauernkalender sowie das sogen. Gertrudenbüchlein ab: Zwei Mäuslein nagen an einer flachsummwundenen Spindel; eine Spinnerin sitzt am Spinnrade und eine Maus läuft den Faden hinauf. Weber am St. Gertrudentag, noch in der Zeit der Zwölften, wo die Geister in Gestalt von Mäusen erscheinen, darf gesponnen werden.

Der Hund.

Allen Religionen der Vorzeit hat der Hund als ein den Göttern zugeselltes Thier gegolten, dem daher auch sein Theil Weissagungsgabe eigen gewesen ist; wenn er dann auch später in der fortschreitenden Bildung jedes Cultus aus ihrer persönlichen Umgebung entfernt und gleichsam zur Ruhe gesetzt wird, so verbleibt ihm doch sein Gnadenbrod bei den Seelen der Unterwelt, hier wird er Bote und Hüter der Schatten. Nur von dieser Seite ist er jetzt zu besprechen.

Der indische Todesgott Yama hat ein Paar „vieräugige, männerhütende, wegebewachende Hunde;“ ihnen wird der Verstorbene beim Todtenopfer seiner Nachgelassenen und in dessen vorgeschriebener Gebetsformel übergeben: Rigveda, 10. Buch, 14. Lied. Einer von diesen die Sterbenden heimsuchenden Hunden ist der schwarze Saramaya. An den homerischen

Höllenhund, der den Aïs bewacht; an die mit ihren Hunden nächtlich durch die Wälder ziehende Hekate; an des Odysseus geisterfichtige Hunde, welche die nahende Athene voraus erkennen, braucht hier bloß erinnert zu werden, um zu den einflußreicher gebliebenen nordischen Traditionen über zu gehen. Aller Hunde erster ist Garm, sagt die Edda, er muß wachen, bis die Götter vergehen. Auch er ist geisterfichtig: er stellt sich dem nahenden Odhin entgegen, „bellt und gähnt sogar gegen den Vater aller Beschwörungslieder.“ Der Göttin Frigga ist als Sinnbild der Häuslichkeit die Rabe beigegeben, die denn deshalb unter den Todesboten im Nachfolgenden noch besonders zu erwähnen ist; wandelt sich die Göttermutter in die Seelenmutter um, so sendet sie die leichenwählenden Nornen und Valhyren aus, die von Hunden begleitet sind oder deshalb auch von den Hunden des Sterblichen zuerst gewittert werden. Von nächtlich heulenden Hunden sagt man in Schleswig: die Hel ist bei den Hunden; d. h. sie wittern die umziehende Pestseuche voraus. Daher wird in altkirchlichen Abbildungen dem heil. Rochus, dem Schutzpatron gegen die Pest, ein Hündlein beigegeben. Da die Pest mit einem Feuer verglichen wird, das als blaue Flamme erscheint, so liegt es nahe, daß der Hund auch Feuersbrünste voraus wittert. Daher stammen folgende Sätze. Ein in der Nachbarschaft heulender Hund, der dabei die Schnauze zur Erde kehrt, „schmeckt's,“ daß bald hier Jemand sterben werde; er riecht es aus der Erde, denn in ihr wohnt das Todtenvoll. Richtet er aber heulend die Schnauze gen Himmel, so zielt dies auf eine hier bevorstehende Feuersbrunst. Oft rührt aber dies nächtliche Geheul von jenem Orts- gespenste her, das man mit Nachdrücklichkeit den Dorfhund nennt. Gleichwie der Pudel der spiritus familiaris des Dr. Faust ist, so ist der Dorfhund der spiritus communalis, eines vermag nicht ohne das Andere fortzuleben. Dies erhellt aus einer Begebenheit, die erst vor wenigen Jahren in Merenschwand, einem Dorfe des Oberen Freienamtes, allgemein zu reden gab. Der Eigenthümer der Bunau, einem Ausgehöfste jener Gemeinde, lag damals schwer darnieder und seine Nachbarn

durchwachten die Nacht bei ihm. Da ließ wiederholt um Mitternacht der Dorfhund sein Geheule vor dem Fenster hören und erregte damit so große Furcht, daß man sammt dem Kranken das Haus verließ und ein anderes bezog.

Das Hündlein der Siebenschläfer, das der Legende zu Folge sieben Christenbrüder in die Höhle begleitet, die hinter ihnen von den Heiden vermauert wird, verehrt man noch in der griechischen Kirche. War dem Menschen das Thier schicksalskündend gewesen, so mußte er demselben nothwendig Seele beilegen und in weiterer Folgerung auch über das Fortleben der Thierseele zu einem Ziele kommen. Dies ist bis auf die Neuzeit geschehen. Luther äußert in seinen Tischreden (R. 43, und Joel 1, 18), daß er sein eignes Hündlein in der andern Welt wieder zu sehen glaube; ebenso läßt Klopstocks Messias, Gesang 16, Vers 260 und 333 Elisamas Hündlein mit in den Himmel eingehen.

Die Kage.

Freyja war die Göttin des häuslichen Glückes und der Liebe, ihr Gespann wurde von zwei Kagen gezogen; allein ihrem Wesen waren auch noch Züge des kriegerischen Alterthums eigen, denn sie theilte sich mit Odhin in die Leiber der auf der Walstatt Erschlagenen. Nach diesen beiden Seiten der Göttin hat auch ihr Wappenthier, die Kage, eine Licht- und eine Schattenseite. Bald trägt sie die an die Liebesgöttin erinnernden Schmeichelnamen: Mimeli, Züseli, Züsibüseli; denn der altb. Frauennamen Zeizichoma heißt Erwünschte und Geliebte; bald erinnert Bullerkater, Nickerkater an den polternden Hauskobold und den kinderraubenden Wassermann; und daher geschieht es, daß die Säge des Aberglaubens unter einander in Widerspruch gerathen. Bald gilt die schwarze Kage als Hexe, als vermünschter böser Geist, bald wieder als ein Wesen, an dessen Lebensdauer der Bestand der Familie hängt. Bezieht man

z. B. ein neues Wohnhaus, so wird erst die Kaze aus der alten Wohnung in einer schwarzen Schürze herbeigetragen und über die Schwelle der neuen hinein gejagt:

Die schwarze Kaze, das schwarze Huhn
Soll kein Bauer aus dem Hause thun.

Dennoch fürchtet man sich, die schwarze Hauskaze allein bei den Kindern zu lassen, und besonders ist man bedacht, alle Kazen zu entfernen, während bei einer Leiche Todtenwacht gehalten wird. Eine schwarze Kaze, die über das Krankenbette hinhuscht, würde beweisen, daß es um die Seele des Verstorbenen nun schlimm stehe; ja er wäre verdammt, wenn sie sich auf seinen Sarg setzt. Anderwärts gilt sie für den eigentlichen Hausgeist, ja für den Gefolgsgeist des Hausvaters, und sogar die Lebensdauer beider hängt von einander ab: Die schwarze Hauskaze stirbt ihrem Herrn vor (Aargau). Dies ist ein im Morgen- und im Abendlande verbreiteter Glaube gewesen, über den ein paar kleine Züge hier mitzutheilen sind. Ein ägyptischer Scheich — so erzählt Fr. Rüchert, Morgenländ. Sag. 2, 260 — lebt in so großer Frömmigkeit und Bußübung, daß er außer einer schwarzen Kaze gar keinen andern Besitz hat. Aber eben dieses Thier des Armen war einer der Dschinnen, welche Thiergestalt annehmen, um unerkannt in der Nähe geliebter Menschen sein zu können. Als dies der Scheich empfand und die Kaze eines Tages auf die Probe stellte, verschwand sie auf immer. Einen deutschen Vorgang ähnlicher Art berichtet Diebolt in seiner Histor. Welt (Zürich 1717, 737). Michael Helding aus Schwaben hatte das Interim mitschmieden helfen und war dafür vom Papst mit dem Titel eines Bischofs von Sidon belohnt worden. Während er das Stift Merseburg administrierte und auf einer Reise nach Leipzig begriffen war, traf er auf halbem Wege bei einem Hügel, der noch heutigen Tages Kazenberg heißt, eine ganze Compagnie Kazen an und fragte im Scherze: Ihr Kazen, seid ihr alle beisammen? Keine fehlt, erhielt er zur Antwort, als Bischof Michels Kaze. Bei seiner Heimkehr erzählte er den Seinigen den Vorfall, kaum aber daß er ausgerebet hatte, war seine Kaze zum Fenster

hinausgefahren und ist nicht weiter gesehen worden. „Sie soll sein spiritus familiaris gewesen sein.“ Hünze, der Katernamen im Reineke Fuchs, stimmt überein mit dem Namen der Hauskobolde, der Heingelmännchen; und so zeigt sich die Raze als förmlicher Hausgeist in folgender Sage. Man brach eine Wohnung ab, um dem darin spukenden Gespenst zu entgehen. Als man mit dem letzten Fuder alten Holzwerkes in den Neubau einfuhr, sprang jener Kobold als Raze zusammengebuckelt vom Wagen in die offene Scheune. Wenn eine schwarze Raze Nachts dem Menschen über den Weg läuft, so wird er nach dem Glauben katholischer Gegenden sich beeilen müssen, noch vor ihr sein Haus zu erreichen; hier schlägt er dann das Kreuz so oftmals über Kinder und Thiere, als deren in Stube und Stall sind. Dagegen meint man in reformirten Landschaften: die schwarze Raze, der man auf einem Kreuzwege begegnet, warnt uns, in dieser Stunde weiter zu gehen. Sie ist kein Gespenst und kein Todesbote, sondern nur eine prophetische Abmahnung.

Todkündend ist die Raze deshalb geblieben, weil sie aus dem Freyjacultus übertragen wurde auf die Verehrung der hl. Gertrud, die als christliche Seelenempfängerin gegolten hat. Man sagt, heißt es in einer latein. Handschrift des 15. Jahrh. daß die Seele, sobald Eines verschieden ist, dieerste Nacht bei der hl. Gertrud Herberge nehmen muß. Die Attribute dieser Heiligen waren bekanntlich Maus und Raze. Letzteres Thier macht daher den Menschen auf sein Ende aufmerksam. Träumt man in der Christnacht von einer schwarzen Raze, so erkrankt man nach Neujahr gefährlich. „Bürsten sich“ zwei Razen unter dem Fenster der Krankenstube, so sind des Kranken Stunden gezählt. Hier erinnern die zwei raufenden Razen an die zwei um die abgeschiedene Seele streitenden Todtenheere, wovon in den folgenden Abschnitten zu berichten ist.

Rosß und Stier.

Der Todesgott und das Geisterheer der Wilden Jagd ist beritten; „die Todten reiten schnell.“ Auf altgriechischen Grabdenkmälern zeigt sich ein Fenster, durch das von außen ein Pferdekopf hineinblickt; selbst der alte Fährmann Charon kommt im neugriech. Volksliede dieses Namens (übers. v. Goethe) zu Rosse. In der ungarischen Volkssprache ist der Name der Todtenbahre allgemein Michal lova, Michaelspferd, und vom tödtlich Erkrankten gilt der Ausdruck, des heil. Michael Pferd hat ihn schon getreten, schon geschlagen. Spolyj, Ztschr. für Myth. 2, 274. In dänischer Volksrede dagegen heißt es von einem Wiedergenesenden, er hat dem Tod einen Scheffel Haber geopfert. Die heidnischen Gräber zu Prattelen in Baselland liegen in einem Waldtheile, welcher Reitweg heißt; nahe dabei sind römische Ruinen, Namens Gästeli. Zürich. Antiq. Mittheil. 2, 9. Alle diese Angaben deuten darauf hin, daß der Todesgott seine Opfer zu Rosse abholte. Da aber dem Germanen der oberste Gott Wuotan als Seelenherr galt, der wie die von ihm entsendeten Leichenfammlerinnen zu Rosse erschien, so wird man in der ältesten Vorzeit die einzelne Leiche zu Rosß ins Grab geführt und dann das Thier zugleich mit verbrannt haben. Anders läßt sich der Rückfall, den die Toggenburgischen Rheinthalen plötzlich i. J. 1541 machten, kaum begreifen. Sie banden damals einen Verstorbenen einem Pferde an den Schweif und ließen ihn zu Grabe schleifen, und ein Jahr darauf banden sie einen Todten nackend auf ein Pferd und führten ihn unter Abfingung des Armen Judas zu Grabe. Die Gesandten der regierenden Orte befahlen dem Landvogt die Thäter auf Leib und Leben zu belangen und ihre Bestrafung in allen Kirchengemeinden auskünden zu lassen, damit „ein söllich unchristlich Handlung“ nicht mehr geschehe. Rheinthalen=Abschied der Tagsatzung zu Baden 1542. Die Bevölkerung schien hier zwar einen Akt politischer Rache ausgeübt zu haben, stützte sich dabei aber gleichwohl auf frühere ähnliche Bräuche; denn Rosse sind noch i. J. 1318 in der Klosterkirche zu Königsfelden bei

Leichenbegängnissen geopfert worden, und die fromme Königin Agnes, die dorten wohnt, verfügt daß diese Widmung zu gleichem Theile an die Mönche und die Nonnen des Stiftes fallen soll. Argovia 5, 32. Dem Roß wurde von jeher Weissagungsgabe zugeschrieben. Achills Rosse, die hl. Tempelrosse der Germanenpriester sind dadurch allbekannt. Sigurds, ihres Geliebten Ende ahnend, erzählt die eddische Gudrun:

Gramvoll gieng ich mit Grani reden,
Befragte das Pferd mit feuchter Wange;
Da senkte Grani ins Gras das Haupt,
Wohl wußte der Hengst, sein Herr sei todt.

Im Friedthaler Dorfe Giden und zu Döttingen an der Aare gilt es als eine Todesankündigung, wenn am Fenster eines schwer Erkrankten des Abends ein Roß von der Straße her sichtbar wird. Schaut das Roß, welches den Leichenwagen zieht, einen Leichenbegleiter besonders an, so wird dieser nicht lange zu leben haben. Aristaun im Freienamte. — Träume von rothen Pferden und rothen Schlangen deuten auf Tod. Seengen. — Das Roß im Stalle schwigt, wenn gemeine Leute sterben.

In Berggegenden, wo das Roß nicht gehalten wird, tritt an dessen Stelle der Leichenstier und ein Theil der genannten Volksmeinungen wird auf ihn übertragen. Wenn der an den Leichenwagen gespannte Gemeindestier im Zuge stillsteht und zurückschaut, so stirbt bald wieder eins der Gemeinde. Der Landwirth, der seinen schwarzen Stier schlachtet, wird bald drauf selbst sterben; dies heißt wohl, er verspeißt unerlaubter Weise den Stier voraus, der zu seinem einstigen Leichenmahle herkömmlich bestimmt ist. Jener Bauer, der sich Weihnachten um Mitternacht in den Futterbaren legte, um zu erfahren, ob in dieser hl. Stunde die Stallthiere mit einander reden, vernahm, daß die beiden Stiere sich besprachen, wie bald sie ihn zu Grabe ziehen müßten, und starb im Schreck darüber. Recken die Rinder bei der Tränke den Kopf starr empor, so trauern sie über des Herrn bevorstehenden Tod. Das Roß läßt sich und das pflügende Rind über keine Ackerstelle treiben, wo ein Ermordeter verscharrt liegt.

Lebenslicht und Sterbkerze.

Einem das Licht ausblasen, heißt ihn tödten. Er ist ausgegangen wie ein Lichtlein, gilt von einem schmerzlos Sterbenden. Das Licht ist ihm in der Auction der Jahre ausgegangen, bezeichnet im neapolit. Sprichwort hohes Lebensalter und stammt von dem dortigen Gerichtsbrauche, bei Auctionen ein Licht anzuzünden, nach dessen Abbrennen kein Angebot weiter angenommen wird. Unsere Kinder lassen ein Blatt Papier im Leuchterboden verbrennen und sagen, wenn die letzten Fünflchen durch die Aschenhaut hinspringen: Die Letzten laufen aus der Kirche heim; das italien. Sprichwort darüber deutet auf die nachwachsenden Nonnen: *Le monachine vanno a letto*. Als der Jägerbursche die Hexe erschießen will, lacht diese laut auf und spricht: Mein Leben wohnt nicht in mir, sondern weit weg in einem verschlossnen Berg; da ist ein Teich, auf dem Teich schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, in dem Ei brennt ein Licht, dies ist mein Leben, wenn du es auslöschen könntest! (Haltrich, Siebenbürg. Märch. 189). Die Gräfin Schack läßt eine Wachskerze, die ihr eignes Lebenslicht ist, in der Kirchenmauer auf Gram einmauern, doch diese Kirche brennt ab und die Gräfin stirbt. Müllenhoff, Sag. pag. 180. Meleagers Leben ist an einen Feuerbrand, an ein glimmendes Holzscheit geknüpft; des skandinav. Nornengasts Leben an eine Kerze, und beide, damit sie nicht verglimmen, werden von ihren Müttern verwahrt. Um der Geliebten die Lebensdauer zu bewähren, schleudert man unter Ausrufung ihres Namens angeglühte Holzscheiben an Schwungstäben vom Berge zu Thal; dieß ist das in Oberdeutschland übliche Scheibenschlagen in der Fasnacht. Ein gleiches Lebensorakel ist in den Kinderspielen enthalten „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,“ und *Petit bon homme vit encore!* bei beiden wird ein brennender Span oder Wachsstock von Hand zu Hand herumgereicht, und derjenige ist spieltodt oder pfandpflichtig, in dessen Hand er erlischt. So viel Lebensjahre das Kind zählt, so viel Lichtlein steckt man ihm

auf den Geburtstagskuchen. Die katholische Feier der Weihnachtsmette heißt am Mittelrhein die Lichterkirche, weil man um Mitternacht mit einem brennenden Wachsstock zur Kirche geht, aus dessen Dauer nachher noch Schlüsse auf die eigne Lebensdauer gemacht werden. In derselben Nacht pflegt die reformirte Bevölkerung am Hallwiler See, familienweise um den Eßtisch gruppiert, Aschenhäufchen zu bauen, jeder an seinem herkömmlichen Sitzplatze. Wer am Morgen darauf sein Häufchen zerstreut findet, hat für das nächste Lebensjahr wenig Hoffnung. So ist auch derjenige von einer baldigen Trauernachricht bedroht, nach dessen Seite hin das Kerzen- und Delicht roset oder kohlte; denn das Stück, das sich vom glimmenden Docht ablöst, hat den Namen Räuber und Wolf.

Diese übereinstimmenden Sätze, deren weitere Ausführung in den Argau. Sag. 1, S. 36 und 350 mit mehreren Beispielen unterstützt steht, zeigen die Lehre des Heidenthums von der Feuerbeschaffenheit der Seele. Daher erscheinen wiederkehrende Geister als blaues Flämmchen, als Irrlicht und Feuergermann (Brünnling); während verkommene und vergehende Seelen nur ein winziges Aschenhäufchen zurücklassen. Im Kanton Wallis herrscht noch der Glaube, vom Bette eines Todtfranken steige ein Feuerfunken auf und fahre in der Richtung durch die Luft, in welcher man die Leiche zu Grabe tragen wird.

Man findet daher in den deutschen Heidentravern, die man neuerlich eröffnet und mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchforscht hat, wiederholt solcherlei Mittel, die dazu bestimmt waren, den Todten Licht zu geben auf ihrem weiten Wege ins Schattenreich. Feuerstein und Stahl trugen fast alle männlichen Gerippe bei sich, welche Lindenschmit in den Frankengräbern zu Selzen, unweit Oppenheim in Rheinhessen, untersucht und beschrieben hat. Wanderstäbe und Holzleuchter waren den Alemannenleichen zugelegt, welche W. Menzel zu Oberflacht, im würtemb. Oberamt Tutlingen, aufgefunden hat. Daraus läßt sich ein Schluß machen auf das allgemeine Vorkommen der Sterbkerze in christlichen und außerchristlichen Culten. Die Juden, die an jedem Jahrestage ihrer verstorbenen Verwandten

ein Licht anstecken von einem Abend bis zum andern, haben besonders dazu fabricirte Kerzen, die gerade 24 Stunden lang brennen; und nach Vorschrift des Minhag Aschkenaz stellen sie im Sterbezimmer sieben Tage lang eine brennende Lampe auf, bei der eine Schüssel Wasser mit einem Handtuch steht. Daß die leptern zwei Dinge der Seele des Verstorbenen wirklich dazu dienen sollen, sich zu waschen und zu trocknen, erklärt ausdrücklich Crehange im Pariserkalender *Annuaire officiel du culte israélite* 1858, 104. Im Mittelalter büßte man den begangenen Todtschlag kirchlich in ähnlicher Weise. Als Jörg Zink den Müller ab der Egg i. J. 1480 erschlagen hatte, mußte er auf Befehl des Abtes Ulrich von St. Gallen eine Kirchfahrt thun in Begleitung von 200 Männern, deren jeder eine Kerze von 2 Pf. Heller Werth zu tragen hatte; er mußte ferner nach sechs vorgeschriebnen Wallfahrtsorten je eine Kerze tragen von je 1 Pf. H. Werth, und am Grabe des Erschlagenen zwei Jahre lang alle Sonn- und Festtage ein Licht brennen. S. v. Arr, St. Galler Gesch. 2, 611. Im katholischen Cultus gilt heute noch die sog. Sterb- oder Römerkerze, eine kirchlich gesegnete Wachskerze, die dem Verschleidenden brennend vorgehalten oder in die Hand gegeben wird. Seine katholischen Nachbarn pflegen dabei betend um sein Bett zu stehen, jeder hat dazu seinen eignen Wachstodt brennend mit in die Stube herein gebracht. Man läßt die Römerkerze auch bei der Leiche fortbrennen; selbst im Erlöschen ist ihr Dampf noch wirksam. Man soll, heißt es im kathol. Schwaben, den Bugen des ausgeblasnen Wachstodtes fortrauchen lassen, „der Dampf des glotenden Dochtes kommt den armen Seelen zu gut. Der Todtensegen, der dabei gesprochen wird, enthält die Verse:

Da komm ich auf einen breiten Weg,
 Da muß ich einen schmalen Steg.
 Gott gab mir auf Erden ein kleines Licht,
 Nun soll mir leuchten das ewige Licht.
 „Gott het mir es Liechtli gebe,
 „Das zündt mir is ewige Lebe.“

Bei der Beerdigung und am Schlusse der Todtenmesse

wird hierauf nach dem Profundis und Requiem die Kerze vom Priester feierlich ausgeblasen.

Der Glaube an Ahnungen zieht auch aus diesen Bräuchen seine Schlüsse. In der Traumdeutung heißt es: Rauch, qualmend und ohne Feuer aus der Ferne aufsteigend, deutet auf einen Todesfall. Als eine Familie in der Wettinger Gegend Abends beim Lichte zusammensaß, hörte man die im Leuchter liegende Puzscheere mehrmals erklinkern, ohne daß Tisch und Leuchter bewegt worden wären. Als dann die Nachricht kam, es sei um jene Abendstunde die Base im Nachbardorfe gestorben, nahm man es für gewiß, sie habe sich mittels jenes Geflirres der Lichtscheere „gekündet.“ Neuzeitliche Sagen knüpfen sich weiter daran. In der Stiftskirche des Solothurnischen Stiftes Schönenwerth findet sich in der Mauer der Marienkapelle eine Nische, die niemals ohne Kerzchen ist, aufgestellt für die Ruhe der armen Seelen. Der Rauch der vielen Lichter schwärzte die Kirchenwand so sehr, daß der dortige Chorberr Hirt vor einigen Jahren das Loch zumauern ließ. Er wurde wie alle Stiftsherrn in dortiger Kirche begraben. Doch alsbald soll man aus der Gegend jenes frischen Grabes her ein wiederholtes heftiges Poltern gehört haben. Um dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, ließ das Capitel das Mauerloch wieder zum alten Brauche öffnen, und der angebliche Lärm in der Kirche war verstummt.

Das Auströsten und der Todeskampf.

Nach dem Constanzer Rituale v. J. 1775 spricht der Priester, welcher dem Sterbenden die letzte Delung reicht, beim Eintritt ins Krankenhaus: Sehet das Kreuz des Herrn, fliehet, ihr Widersacher! Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 192. 214.

Dieses Entgegentreten des Priesters gegen den bösen Feind nennt man das Auströsten; es unterstützt die im Volke schon vorhandene Annahme, daß der Todeskampf ein wirklicher Zweikampf sei, den der Sterbende mit den Dämonen zu bestehen habe. Fällt dann der Kranke ins Ende, so beten katholischer Seits die Umstehenden „die Fünfe,“ nemlich 5 Vaterunser und Ave's sammt dem Credo; mittels eines aus Buchs und Sevenzweig gewundenen Büschels wird er reichlich mit Weihwasser besprengt. Ob man ihn nun ruhig sterben läßt, oder ob man sein Sterben nicht noch mit den allergegrausamsten Maßnahmen erschwert, dies hängt von vielfachen, fast unberechenbaren Vorbedingungen ab. Liegt ein anerkannt braver Mann im Ende, so heißt die stehende Phrase, er will sterben; er muß sterben, gilt vom letzten Augenblicke eines Bösen. Aus dem Heidenbrauche, im Verschneiden auf die nackte Erde oder auf einen Bund Stroh liegen zu sollen, hat sich die Volksmedizin ihre weitverbreitete Sägung gebildet, daß man auf Federn liegend nicht sterben könne. Diese Lehre findet sich schon in den medicinischen Schriften des 16. Jahrhunderts und hat in Ländern ohne Salubritätsaufsicht ihre ausnahmslose Geltung. Wende und Serbe pflegt jeden Sterbenden aus dem Bette zu nehmen und auf Stroh zu legen. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, 251. Bei Letten und Ehsten wird er auf die Erde gelegt, damit man ihm so „zum Tode verhelpe.“ Kruse mußte dies zu Dorpat an seinem eignen Diener mitansehen, der krank von dessen Frau aus dem Bette gerissen und so dem Tode überliefert wurde. Ehstnische Urgeschichte 133. Andere Arten von Mißhandlungen gelten in Landschaften mit unvermischt altkatholischer Bauernbevölkerung. Hier stößt man noch auf Nachklänge des Glaubens, der im ahd. Gedichte Muspilli aus dem neunten Jahrhundert die abgestorbne Seele zum Zankapfel zweier streitender Heerhaufen von Himmelsengeln und Pechteufeln macht. Noch jetzt heißt ein in der Landschaft des Friedthales geltendes Fangspiel der Kinder „das Todtenheer;“ die zwei Parteien der Engel und Teufel sind dabei um eine Seele beschäftigt. Man besigt Bruchstücke von Predigten aus dem 13. Jahrhundert, die

über den Streit dieser Todtenheere erzählen. Aehnliches berichtet auch die Königsfeldner Chronik über den Tod des Ungarnkönigs Andreas († 1301), welcher der Gemahl der Königin Agnes, Kaiser Albrechts Tochter gewesen war: Da er in der letzten Noth lag, erschienen ihm viel böser Geister in Gestalt unreiner Vögel, und dabei verstand er, daß nun die Stunde für ihn da sei, mit den bösen Geistern zu streiten u. s. w. Mit einer mitleidslosen Härte sucht man zuweilen heute noch die Mittel zusammen, um den Sterbenden gegen solcherlei Anfechtungen zu waffnen. Man spricht ihm zu, standhaft zu sein und sich vom Teufel nichts einreden zu lassen, man besprengt ihn an allen Körpertheilen mit Weihwasser, preßt ihm die Kerze in die Finger und betropft ihn sogar mit dem heißen Wachs, um ihn wo möglich durch Körperschmerz wach zu halten gegen den Versucher. So im bayer. Frankenwalde; Bavaria 3, Abthl. 1, 364. In den Gegenden, über die wir hier aus persönlicher Anschauung berichten, verrathen sich zwar nur noch Nachflänge dieser Unmenschlichkeiten, doch auch diese sind nicht minder widerwärtig und roh, weil sie sich mit dem abscheulichen Glauben an Vampyrismus verschwifert haben. Sobald man den Menschen todt glaubt, zieht man ihm das Kissen unter dem Kopfe weg und läßt ihn in der Sterbekammer eine Weile allein: „weil er nun mit dem lieben Gott rechnen muß, weil er nun mit dem Teufel zu ringen hat.“ Man hörte, während Einer so lag, aus der Kammer her Ja sprechen und deutete es dahin, es habe sich damit die scheidende Seele dem Teufel übergeben; bei einem Andern vernahm man: fort, du Hund! und schloß, er habe den Höllenhund tapfer abgewiesen.

Auch in unsern reformirten Landgemeinden war und ist es hergebracht, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen und ihm Bibel und Gesangbuch unters Kinn zu legen. Mit der letzteren Maßnahme, heißt es, verhindere man, daß die Leiche den Mund offen behalte, das Andere läßt man unerklärt. Allein Beides bedingt sich gegenseitig; man sucht damit das Knirschen im Todeskampfe, das Rauen an Hemd- und Bettzipfel zu unterdrücken; „weil damit der Sterbende ein Andres mitzieht.“

Daher wurde in Ortschaften, wo es Brauch gewesen ist, den Sarg vor dem Einsenken ins Grab auf dem Kirchhofe noch einmal zu öffnen, der Leiche von der Leichfrau ein Erdklumpen oder ein Rasenstück unters Kinn gelegt; an andern Orten wurde der Leiche das Halstuch fest zugeschnürt und eine Münze zwischen die Zähne gezwängt. Bibel und Rasenstück unterm Kinn sollen verhüten daß der Todte den Kopf aufrichte, den Zipfel des Leichentuches erschnappe und daran schnulle. Alles in dem Glauben, der Todte könnte zum Vampyr werden, wieder erstehen und die Lebenden in ihrem nächtlichen Schläfe auffressen. Fischer, Aberglauben 3, 254. Panzer, Baier. Sag. 2, 294. Aus der Laubaner Chronik theilt Schindler, Aberggl. pag. 144 folgende Begebenheit mit. Ein Maler Hans und sein Weib, zu Lauban in der Fischergasse wohnhaft, waren wegen Zaubers vor Rath gefordert, gefoltert, aber auf ihren beiderseitigen Reinigungsseid hin wieder frei gegeben worden. Als bald darauf die Frau starb und zu Grabe getragen wurde, meinte man ein Schmaggen im Sarge zu hören. Der Todtengräber öffnete nun den Sarg, gab der Leiche einen Stein und einen Pfennig ins Maul, verschloß und begrub ihn und erklärte dem mit diesem Verfahren unzufriednen Bürgermeister: daß sei ihm nichts Neues, nun werde Sie schon das Maul halten.

Ausfahren der Seele.

Im Augenblicke da Jemand verschieden ist, öffnet man schnellig das Zimmerfenster, oder wenigstens ein Fensterläufsthen, um die Seele hinaus zu lassen; sobald aber die Leiche aus dem Hause zu Grab getragen wird, werden hinter ihr Fenster und Thüren sofort geschlossen, damit der Verstorbene keine Lust zur Rückkehr bekomme. — Diese Säge haben sich bereits zu Sagen verkörpert, die in alterthümlichen Bauten

spielen. Im Hinterbau des Schlosses von Hattwil ist ein Gemach, in dem sich einst ein Schloßverwalter das Leben genommen haben soll. Hier steht ein Fensterläufer beständig offen; so oft man ihn verriegelt oder zubindet, ist er doch über Nacht durch unsichtbare Hand immer wieder geöffnet. Im Wirthshause zum Sand, einer altbekannten Herberge im Grauholze, zwischen Burgdorf und Bern gelegen, spukt in einer obern Kammer der Geist eines ehemaligen Wirthes, und seinetwegen muß das Kammerfenster Tag und Nacht offen stehen. Wenn nun ein in dieser Kammer übernachtender Fremder es schließt, so wird ihm Bettung und Strohsack so lange unter dem Leibe weggezogen, bis der Tag anbricht oder der Gast sein Quartier verläßt. Der Schweiz. Merkur 1835, pag. 310 erzählt von einem Landhause bei Zürich, auf dessen Dach ein aufrecht stehender Ziegel nie zugelegt werden darf, eines Geistes willen, der durch die Dachluke in sein ehemaliges Wohnzimmer hinab zu steigen pflegt.

Seitdem der Heide, sagt Grimm GDS. 117, anfing, Christentempel zu bauen, mußte im Dach oben wenigstens eine Oeffnung gelassen werden für den Ein- und Ausgang des Gottes; der Tradition zu Folge kann daher der Giebel gewisser Kirchen niemals geschlossen werden; und eben dahin ist auch jener offne Raum zu deuten, der in der Bühne katholischer Kirchen über dem Altar sich befindet, um am Auffahrtstische eine Heilandsfigur mittels eines Rollwerkes vom Altare durch diese Oeffnung empor zu ziehen. Gelangt die Figur ohne Hinderniß in die Bühne hinein, so schließt die Gemeinde daraus auf eine ergiebige Jahresernte (Aargau). Diese Beifügung erinnert an die Erzählung der Ynglingasaga, wornach an Frey's Grabhügel eine Oeffnung gelassen wurde mit drei Fenstern, in die man Gold, Silber und Erz legte: „da blieb Fruchtbarkeit und Frieden im Land.“ So ist auch in der Kirche der Predigerherren zu Antwerpen eine zerbrochne Scheibe, die man nie hat machen lassen können; so oft eine neue eingesetzt worden, fuhr der Teufel mit der Hand durch. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 455.

Die Seelenüberfahrt.

Hat sich ein Patient durchgelegen, so glaubt man allenthalben der Wundtheit damit vorzubeugen, daß man ihm eine Schüssel Wasser unters Bett stellt. Es ist damit ein sympathisches Heilbad gemeint, weil der Kranke nun kein wirkliches nehmen kann, und zugleich eine Vorbereitung auf das Bad in dem Todtenstrom, über den die arme Seele bald setzen muß. Daran schon knüpft sich der Name der Badstuben, die in älteren oberdeutschen Städten Seelbäder heißen, balnea animarum, und erst neuerlich Armenbäder genannt werden. Noch bietet man in den Kirchen der Stadt München bei Trauergottesdiensten eine Zahl solcher Seelbäder aus, in denen die Armen zum Gedächtnisse des eben Verstorbenen unentgeltlich gewaschen werden. In den ostdeutschen und leto-russischen Provinzen empfängt man am Allerseelentage die Abgeschiedenen in der Badstube, die eigens dafür aufgeräumt und mit mancherlei Speisen besetzt wird. Alsdann baden hier, nimmt man an, die Seelen, eine nach der andern.

Ihrer nächsten Beziehung wegen läßt sich hier schon eine Reihe von Sagen beifügen, denen sonst ihr wirkliches Verständniß abginge.

Knistert das neben dem Kranken brennende Nachtlcht, als ob Wasser am Docht säße, so ist der Patient aufzugeben. Auch sein heftiges Gähnen und sich Ernießen deutet auf keine Hoffnung (er steht schon bis an den Mund im Todtenstrom). Wird nach kathol. Brauche die Leiche und hierauf noch der zugeschlossene Sarg mit Weihwasser besprengt, so giebt der Volksmund hiefür als Grund an, es geschehe, damit die Seele sich ans kalte Wasser gewöhnen lerne. Es ist dies Wort keine gewöhnliche Trivialität, sondern stimmt mit älteren kirchlichen Aufzeichnungen genau überein. Ein handschr. Beichtspiegel v. J. 1456 in der Bibliothek des Stiftes Einsiedeln, zählt unter Anderem auch die Meinung auf: Also wenn die menschen sterbend, so far die Sel durch das wasser (Anzeiger des

German. Mus. 1857, Nr. 41), und man weiß, das hierunter ein jedes örtliche Gewässer verstanden worden ist. Cäsarius von Heisterbach, der ums Jahr 1250 bei Bonn lebte, bezeichnet in seinen Dialogen (XI, 33) Sterben mit der stehenden Phrase „An den Rhein gehen;“ seinem Klosterbruder, erzählt er, erschien der verstorbene Klosterkellner Richwin einst Nachts im Chor und sprach: Bruder Lambert, komm laß uns zum Rhein gehen! Darauf starb Letzterer in wenig Tagen. Selbst der vielbewohnte Rhein ist hier also ein zur Seelenüberfahrt dienender Strom. Den Grund hievon hat man im Odhinishen Gesetz zu suchen, das in der Ynglingasaga vorschreibt, die Asche des Leichenbrandes in fließendes Wasser zu werfen; denn dieß führte sie weiter ins Todtenreich. Deshalb wurden die Leichen entweder in Schiffen der Seefluth überlassen, oder man begrub sie in schiffsförmig gestalteten Hügeln und Särgen. Die Edda erzählt von Einfiötllis Ende, der an dem Gifte stirbt, das ihm die Stiefmutter gereicht hat. Drauf geht der Vater Sigmund mit der Leiche weit umher bis an eine Furt, wo ein Mann mit einem kleinen Schiffe zur Ueberfahrt hielt. Sigmund legte die Leiche ins Schiff, als er es gethan, vermochte dasselbe nicht mehr zu tragen. Der Mann aber stieß vom Ufer ab und verschwand. Als der greise König Ring, der Dänen und Schweden Herr, die schöne Alf zur Braut begehrte, vergifteten sie ihre das Königthum hassenden Brüder und zogen gegen Ring zur Schlacht. Sie fielen. Ring, selber schwerverwundet, ließ sich Alfs Leiche herbeibringen, setzte sich mit ihr auf ein mit Schwefel und Pech entzündetes Schiff und steuerte bei vollem Winde ins Meer hinaus, sprechend: Mit rechter Pracht und königlich will ich zu Odhin kommen. Webberkop, Nord. Bild. 2, 318. Eine schwedische Sage bei Afzelius 1, 12 läßt durch Odhin selbst die Seelen der in der Bravallaschlacht Gefallnen auf goldenem Schiffe nach Walhall überführen. Dieselbe Sitte oder Anschauung ist den verschiedensten Völkern geläufig gewesen. Die Bewohner von Pegu führen die Leiche ihrer Fürsten nach der See ab. Hier wird sie neben wohlriechenden Hölzern auf zwei mit einander ver-

bundene Fahrzeuge gelegt, der Scheiterhaufen entzündet und Alles zusammen den Fluthen preisgegeben. Demeunier, Sitten der Völker 1, 251. Auf den Freundschaftsinseln werden die Seelen der Vornehmen auf einem großen schnellsegelnden Canot nach dem fernen Lande Dubluda gebracht, wo der Gott der Freude Heggolajo wohnt. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 814, nach Meinicke, Südsceevölker 1844. Ueber der Kirche von Plogoff in der Bretagne ist noch heute eine in Stein gehauene Barke zu sehen. Diese Sculptur deutet auf die Pflichten, welche die Bewohner dieses Fischerdorfes ehemals gegen die Todten hatten. So oft hier in der Nacht an die Thüre eines Hauses geklopft wurde, stand der Fischer auf, stieg ohne ein Wort zu fragen, in seine Barke und fuhr über Meer nach den Eilanden Sein, auf denen die Todten ihre Ruhe fanden. Daher heißt es im Bretonischen Volksliede (Uebersetzung von Hartmann-Pfau, 461) vom Paradies:

Mein Leib auf irrer Bahn
Wie ein verlornen Rahn
Hat mich hieher gebracht,
Trotz Wogensturm und Wetternacht.

Lange noch hat auch unter den englischen Celten das walisische Sprichwort fortbestanden: Pawb a ddaw i'r Ddavar dong: Jeder wird kommen ins Schiff der Erde. Gättschenberger, Engl. Litgesch. 1, 25.

In der von Sjöborg 1822 zu Stockholm veröffentlichten Sammlung schwedischer Alterthümer erscheinen schwedisch-heidnische Grabhügel mit abgebildet. Sie sind schiffsförmig gebaut und heißen davon skepshögar, Schiffshügel. Vorder- und Hintersteven sind durch Bautausteine bezeichnet, Kiel und Bord durch kleinere Stücke, in der Mitte erhebt sich zuweilen ein Stein als Mast, querüber laufen Lagen zur Andeutung der Ruderbänke. In Deland stehen über hundert solcher Schiffshügel, im nördlichen Bohuslän kommen ihrer bis von 120 Ellen Länge vor, und auch auf deutschem Boden, auf der Pögliger Feldmark in Pommern ist ein Schiffgrab entdeckt worden. Weinhold, Altnord. Leb. 485. Daran mögen sich die allenthalben

vorkommenden Lokalsagen von versunkenen goldnen Schiffen anschließen; sie wurzeln noch so fest im einzelnen Glauben, daß jüngst erst ein Murgauer Bauer, der auf seinem Felde den Mosaikboden und die Cementwände eines römischen Wohnhauses bloßgelegt hatte, jedes Angebot der Alterthumsfreunde in den Wind schlug und in einer Nacht den ganzen Bau zerstörte, um durchzugraben auf das goldne Schiff, das er unter dem Boden vermuthete. Argovia 1863, XXI.

Mithin wird der Ausdruck Absegnen, den man für Sterben gebraucht, doch wohl einen tiefern Grund als den der bloß willkürlich parodirenden Volksrede haben. Anders freilich verhält es sich mit dem Grabdenkmal, das auf den Kirchhöfen der reformirten Schweiz das üblichste ist, ein großer eisengegossener Schiffsanker, oben mit einem beweglichen vergoldeten Ring versehen. Gleichwohl wenn ein Landesfremder die conforme Reihe dieser massiven Eisenanker zum erstenmale überblickt und nicht des alttestamentlichen Ankers der Hoffnung sich zugleich erinnern kann, so mag er wohl auch an einen Leichenacker der Matrosen denken.

Erwägen wir noch zwei andere Anwendungen, die bei Todesfällen dem Wasser gegeben werden. Unmittelbar nachdem Jemand verschieden ist, müssen das im Wohnzimmer hängende Weihwassergeschirr und in der Küche der Wasserzüber ausgeleert werden; denn des Verstorbenen Seele ist drüber gekommen. Der Essig in der Flasche wird geschüttelt, an die Weinfässer wird geklopft, sonst fault Essig und Wein; alle Milchbedcken müssen mindestens gehoben werden, anderwärts mischt man einen Tropfen frischen Wassers in die Geschirre, oder man leert sie unter den Gartenbaum aus, sogar die Zimmeruhren werden frisch aufgezogen und die Obstbäume im Grasgarten geschüttelt. Denn die Anwesenheit eines Leichnams macht nicht bloß alle Personen des Hauses unrein, sie droht auch den Bestand aller Sachen und Geräthe zu zerstören. Weil sie sich auf Alles erstreckt, so muß jede Einzelheit des Besizes sogleich zu erneuter Anwendung gebracht werden, damit ihr Nutzbarkeitszweck nicht abhanden komme. Anders aber verhält es sich

bei der Vorschrift, dem Todten, der aus einem Zimmer oder schließlich aus dem Hause weggetragen wird, einen Eispf Wasser aus der Thüre nachzuschütten, damit man vor seiner Wiederkehr sicher sei. Hier bildet dann das Wasser die Grenze zwischen Leben und Tod, Wasser entzaubert oder verscheucht die Geister. Bei einem wendischen Begräbnisse nehmen die Leichenbegleiter den Rückweg vom Kirchhofe stets durch ein fließendes Wasser, ein Brauch, den man so strenge einhält, daß auch im Winter die Brücke nicht benutzt, sondern das Eis aufgehackt wird, damit der Trauerzug durchwaten kann. Haupt, Lausitz. Sagenbuch 1, 243. Einzelne Rechtsbücher und Chroniken der Schweiz bestrafen die Leiche des Selbstmörders mit Aussetzung im Gewässer. Schon die Sage läßt des sterbenden Königs Dagobert Seele von Teufeln in ein Schiff gesetzt, des Selbstmörders Pilatus Leiche in den Pilatussee, andere Verbrecher in die rothe See gebannt werden. In den Schweizerstädten wurde des Selbstmörders Leiche in ein Faß geschlagen, dieses auf beiden Seiten mit der Aufschrift versehen: Laß rinnen! und so den Strom hinabgeschickt. Als die Zürcher i. J. 1417 einen Selbstmörder in geweihter Erde begraben hatten, lehnten sich Volk und Mitstände dagegen auf: darumb daz sy meinen, daz sy das groz vnwetter, so yez lang zît gewesen ist, davon haben, daz man einen sölichen menschen, der sich selber ertödet hat, in dem gewichten ertrich ligen lasse. Argovia I, 51. 85. Aus gleichem Grunde wehrt sich noch manche Gemeinde im baier. Lechrain, einen Selbstmörder auf ihrem Boden begraben zu lassen, denn die Folge davon wäre Hagelschlag. Seht nun, erzählt darüber Leoprechting 103, die Obrigkeit ihren Willen gleichwohl durch, so reißt man Nachts die Leiche wieder aus dem Kirchhof und wirft sie in einen Wasserstrudel des Lechs. Da mag sie fort schwimmen bis ins Meer, ohne Land und Leute weiter zu gefährden. Hier begegnen sich älteste und jüngste Sitte. Lebensmüde Heiden brachten sich selbst dem Gott zum Opfer dar, indem sie sich auf ledem Schiff den Meeresmogen überließen, dieß hieß zu Odhin fahren. So wird der im Beovulfsliede besungene Held

Steaf (d. h. Strohschaub, Leichenstroh), wie er einst als Säugling auf einer Garbe über Meer ans Land geschwommen kam, als Leiche wiederum den Wellen übergeben, in einem Schiffchen auf der Garbe liegend. Das Christenthum, dem der Selbstmord als ein Rückfall ins Heidenthum erschien, verweigerte einer solchen Leiche das Begräbniß, und die Wohlfahrtspolizei warf sie ins Wasser.

Das Büenglöcklein.

Das Glockenzeichen, das in katholischen Gemeinden den eben erfolgten Tod eines Menschen meldet, hat zuweilen auch dessen Geschlecht und Alter mit anzugeben; es thut zu Zürich beim Tode eines Mannes 11 Schläge, bei einer Frau nur 7. Im Kt. Freiburg läutet man für sterbende Männer in drei Absätzen, für Frauen in zweien. Im Dorfe Fricß wird nur den Mannspersonen mit der großen Glocke übers Grab geläutet. Aargau. Sagen 2, Nr. 509. Da die katholischen Glocken priesterlich getauft und eingeweiht sind, so wird ihnen ein Ahnungsvermögen beigelegt, das ihr Klang auf vielfache Weise auszudrücken vermag und das man sich in eben so zahlreichen Reimsprüchen übersezt. Wenn bei klarer windstiller Luft die Glocke noch lange mit sanftem Klange nachtönt, so nennen es die Einen das Wimmern und Pfeifen, die Andern das Wohlläuten. In beiden Fällen aber „läutets tödtlich,“ es stirbt bald wieder eines aus der Kirchengemeinde. Der pfeisende Ton ist dabei der Lockton. Daher trägt die große Glocke im würtemberger Kloster Weingarten vom Jahre 1490 die Umschrift:

Dsanna heiß ich, den Toten pfeif ich.

Die Kinder erzählen, daß die Grabglocke freundlich einladend spreche:

Geh nur 'rein, bist schon mein!

Aus dem Böhmerwalde meldete Jos. Rant 1851 (Bilder und Erzählungen) folgenden alterthümlichen Brauch. Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so wird an seinem Haupte mit einer kleinen Schelle leise geklingelt, um ihn mit diesen Tönen noch einige Augenblicke ans Leben zu fesseln. Stirbt er, dann läutet man weiterweg; wird er begraben, so läutet man zur Thüre hinaus und einmal ums Haus herum, damit geht die Seele frei ihres Weges. Es erinnert dieser böhmische Brauch an die altrömischen Lemuralien, bei denen der Hausbewohner wiederholt an ein Becken klopfte, um mit diesem Geflirre die auf einen Tag beherbergten Lemuren wieder aus dem Hause zu treiben.

Was unser Volksglaube weiter behauptet von der mehrfachen Bedeutsamkeit der in einander schlagenden Grab- und Stundenglocken, oder nach welcher Ortsrichtung die ausläutende Grabglocke zuletzt anschlägt, dies Alles scheint keiner Beachtung werth.

Das Sterbstroh.

Auf dem Lande pflegt man die erkaltete Leiche aus ihrem Bett auf eine Bank, oder lieber gleich auf den Strohbund heraus zu nehmen, beides, damit sie sich an ihr Strohlager im Grabe und ans harte Sargbrett voraus gewöhne. Sieht man bei diesem Geschäfte zwei Strohhalme gekreuzt am Boden, so deutet dies einen neuen Todesfall in der Verwandtschaft voraus. Dieser Strohbund heißt allgemein oberdeutsch Schaub, in der Gifel Schoof (Schmiz, Gifler Sag. 21) und ist zugleich der Name

des angelsächsischen Helden Skeaf, der auf einer Korngarbe liegend als Säugling über Meer an das Land geschwommen kam, dessen berühmter Gebieter er dann geworden. Die Verwendung, die nachmals diesem Sterbstroh gegeben wird, ist in deutschen und namentlich slavischen Landschaften eine sehr verschiedene und deutet darauf zurück, ob und wie lange hier die Leichenverbrennung oder die Leichenbegrabung andauert hat. Der Oberdeutsche sagt, von diesem Sterbstroh darf man keine Strohhande flechten und dem Stallvieh nicht streuen; wenn die Kühe davon essen, fallen ihnen die Zähne aus. Auch vertreibt man alles Ungeziefer im Hause mit der Asche des verbrannten Strohjacks des Verstorbenen. Gleichwohl legt man aber in die Weihwasserschüssel, die zum Todtenkreuz aufs Grab gestellt wird, ein Büschelchen Kornähren als Sprengwedel, und sieht hierin ein Symbol des in die Erde gesenkten Weizenkornes, das durch den heiligen Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. In gleichem Gedankenzusammenhange steht wohl folgender Satz aus dem Berner Randerthal: Ist eine Leiche im Hause, so ergiebt die Milch viel Midel. Warum? Weil das durch eine Leiche unrein gewordne Haus in allen Gemächern frisch aufgewaschen, weil also auch im Stall neu gestreut worden ist. Pfllegt aber ein Ungewaschenes die Kuh, so rahmt die Milch nicht (Myth. Abgl. 754). Diese Sätze zusammen verrathen nichts von einer ursprünglichen Absicht alles dem Todten Eigengewesene und ihn selbst dem Leichenbrande zu überliefern. „Nicht das Verbrennen der Leiche, sondern das Begraben sagte dem einsamen Ackermann zu, die stille Beisetzung im engen Hause; wer das Korn in die Erde grub, dem mußte geziemen, auch selbst in die Erde versenkt zu sein.“ S. Grimm, Kl. Schriften. 2, 218. Wenn in ost- und westpreussischen Dörfern der Leichenzug über die Gemeindegrenze geht, so wird hier das Stroh vom Leichenwagen liegen gelassen, damit der Todte, der einmal immer noch in sein Haus zurückkehrt, auf demselben sich ausruhe; oder wie man in Pommern meint, damit die Wanderungslust des Verstorbenen eben hier aufgehalten werde. Buttk, Volksabergl. 213—15. In

den Eisler Gegenden aber, wo man, wie früherhin noch an vielen Orten mit gemischter deutsch-wendischer Bevölkerung, den Todtensonntag begeht und den Tod austreibt, erinnert der Name Schoof-Sonntag und der Brauch, den Winter in Gestalt einer strohernen Frau zu verbrennen, an die Leichenverbrennung überhaupt. In der Gegend von Schwelm wird das Sterbstroh auf dem Nothwege (Grabweg) verbrannt, dann kann der Todte nicht wiederkehren. Wolf, Beitr. 2, 376.

Leichenwaschung, Haar- und Nägelschnitt.

Mit dem Tuche, womit eine Leiche gewaschen und abgetrocknet worden, pupt man Kopf und Rind und hängt es darauf stückweise an die Obstbäume, damit sie stark und fruchtbar werden. Wenn der Emmenthaler einen solchen Lappen an den Fruchtbaum hängt, thut er es in der Meinung, den Geist des Verstorbenen auf den Baum gebannt und ihm die Rückkehr ins Bohnhaus abgeschnitten zu haben; allein den Baum muß er mit opfern, denn derselbe wird nie mehr tragen (Burgdorf).

Bevor die Leiche in den Sarg kommt, müssen ihr die Finger- und Zehennägel beschnitten werden; wer sie ihr aber abbeißt, der befreit sich damit von einem unheilbaren Uebel. Der Verstorbne, sagt man, muß reinlich und anständig bei Gott erscheinen, wie man auch stets mit sauberer Hand zum Tische des Herrn geht; indeß ist es auch schon gemessene Vorschrift des Heidenthums gewesen, die Leiche gewaschen und gekämmt und mit geschnittenen Nägeln zu bestatten. Einst freilich, sagt die Edda, wenn der Eigennuz so weit über Hand nimmt, daß man selbst diese Pflicht der Nächstenliebe vergißt, dann werden auch den Leichen die Nägel ungeschnitten bleiben, und eben daran wird man eines der Vorzeichen haben vom Beginn des Welt-

unterganges. Als Kaiser Otto III. das Grab Karls d. Gr. öffnen ließ, fand er die Leiche im Krönungsbornat aufrecht im Thronstuhle sitzen, das Scepter zwischen den behandschuhten Händen, die Fingernägel aber hatten das Leder durchbohrt und waren drüber herausgewachsen. Otto ließ alles Mangelhaftgewordne ausbessern, legte der Leiche ein weißes Gewand an, beschnitt ihr die Nägel, und nahm aus ihrem Munde einen Zahn zum Andenken mit hinweg. Darauf soll ihm der Kaiser im Traum erschienen sein und verkündigt haben, er werde vor der Zeit und kinderlos sterben. Grimm D.S. Nr. 475. Letzteres findet seine Erklärung im Nachfolgenden. Auf dem Lande pflegt man ausgefallne Zähne dritter Personen, namentlich von Kindern, mit in den Sarg zu thun und glaubt, daß statt der ausgefallnen dann neue nachwachsen werden. Mangelt hiezu so gleich die Gelegenheit, so wirft man den Zahn über die Mauer des Kirchhofs hinein: damit dieser schon etwas von einem habe und nicht gleich Alles verlange. Harun Al Raschid träumte, alle seine Zähne seien ihm ausgefallen, darauf erklärte ihm der Traumdeuter, der Chalife werde alle seine Verwandten überleben. Wolf, Beitr. 1, 213. Beim Wegziehen aus Weißenstadt begruben die Zigeuner einen der Ihrigen eigenmächtig auf dortigem Kirchhofe, warnten aber, das Grab ja in Ruhe zu lassen. Als man hernach die Kirche ausbesserte, kam der Schädel von jenem Zigeunergerippe mit zum Vorschein. Er hatte noch alle Zähne. Unversehens zog man einen heraus, und es blutete. Bald darauf brannte Weißenstadt ab. Schönwerth, Oberpfälz. Sagen 3, 165.

Die im Kreise Baden wohnhaften Schweiz. Juden bewahren alle Schnitzel der Hand- und Fußnägel lebenslänglich auf, beim Tode werden sie ihnen in einem Säckchen mit in den Sarg gelegt. Nagelschnitzel darf man nicht in die Gasse werfen. Im Friedthaler Dorfe Sulz verlangte einst ein fremder Mann bei seiner Einkehr in der Herberge Papier, und die Leute, welche meinten, er werde eilends schreiben wollen, gaben ihm Dinte und Feder dazu. Allein er schnitt sich nur die Fingernägel, wickelte den Abfall ins Papier und warfs ins Küchenfeuer.

Wenn man sie nicht sorgfältig verbrennt, setzte er bei, so muß man sie nach dem Tode einzeln zusammenklauben. — Auch das Haar beim Haarschneiden soll man nicht wegwerfen, sonst nehmen es die Vögel zum Nesterbauen und man bekommt Kopfwegh. Das Blut bei Aderlässen pflegt man zwar ins Wasser zu tragen, aber die Spuren eines vorgekommenen Blutergusses werden aus dem Zimmerboden herausgehobelt und diese Späne ebenfalls der Leiche mit in den Sarg gelegt.

Haar- und Bartschnitt, schon im altdeutschen Geseze mit besonderen Statuten erwähnt, sind auch in der Leichenordnung von Bedeutsamkeit geblieben. Wenn man der Mannsleiche nicht noch den Bart scheert, so kommen Nachts die Gespenster ins Haus und rasieren sie; wenn man die Frau mit ungemachtem Haar in den Sarg legt, so muß sie alsbald unter wehmüthigen Geberden wieder erscheinen (Freienamt). Die griechische Mutter weihte ihren Haarschnitt vor der Niederkunft und für die Gesundheit des Neugeborenen der göttlichen Hygieia; deshalb, versichert Pausanias, seien manche Tempelbilder dieser Göttin vor der Fülle umgebundner Haare kaum zu erkennen. Ebenso stand die Weihe und Pflege des Haares deutscher Frauen unter Aufsicht der Hulda, Frau Holla; wer, wie vormalß am Tulfest, so nun an Weihnachten und Neujahr die Haare nicht in Ordnung hat, dem werden sie von der durch die Orte wandelnden Göttin in einen Hollenzopf verzaust. Noch jetzt geht auf allen Grönlandsfahrten die seemannische Weihe der Schiffsjungen, bei allem zünftigem Handwerk die Loßsprechung des Lehrlings, ja selbst die Aufnahme in die bloße Dorfsburschengesellschaft unter Vollziehung eines burlesken Scheerens und Rasierens vor sich; Haar und Bart soll gestutzt und geordnet werden, weil man aus dem Schützen- oder Knappenstande in den Rang der Freien vorrückt. Gleichen Sinn hat der in Oberdeutschland streng eingehaltne Brauch, die männliche Leiche nicht anders als frischrasiert einzusargen; ja man legt ihr zuweilen auch das dabei gebrauchte Bartmesser mit bei, weil dasselbe eben durch die letzte Anwendung, heißt es, seine Schärfe auf immer verloren hat. Hieraus erst erklären sich etliche bis-

her undeutlich gewesne Märchenzüge. Der Junge in Grimms RM. Nr. 4, der auszog das Fürchten zu lernen, übernachtete in der Wunderburg, wo dreimal Leichen im offenen Sarge an ihm vorbeigetragen werden. Die dritte, ein Alter mit langem Weißbart, beginnt mit ihm einen Wettkampf auf Stärkeproben, indem er auf einen Hieb einen Amboss in den Boden schlägt. Der Junge aber spaltet nicht nur den zweiten Amboss, sondern klemmt im gleichen Hiebe den Weißbart des Alten mit hinein. Damit ist der Geist und das verwünschte Schloß erlöst. In der Tiroler Variante desselben Märchens ist das eintretende Gespenst ganz mit Messern bedeckt, heißt den Unerforschnen niederstigen und läßt sich von ihm den Bart scheeren. In Wolfs Hausmärch. pag. 414 erscheint statt der unrafierten Leiche der Teufel, hält mit dem furchtlosen Peter ein Wettwerfen ab, wirft aber wegen seiner dicken Klauen fehl. Hohl mir den Schraubstock dorthen her, spricht der Unverzagte, ich will dir aus Gefälligkeit die Nägel schneiden. Damit klemmt er dem dummen Teufel die Pfoten so lange in den Schraubstock, bis ihm endlich die Herrschaft über dies verwünschte Schloß abgetreten wird. Eine Erzählung in meinen handschriftl. Sagennachträgen berichtet von dem letzten Ausfähigen des Aargaus, der im Dorfe Döttingen an der Aare abstarb. Kurz vor seinem Tode hatte er das einsam gelegene Siechenhäuschen einmal verlassen und sich auf seinen Krücken ins Dorf geschleppt. Hier sah er, wie der Knecht vor dem Wirthshause den Rossen die Hufe glänzend mit Schmalz anstrich, und bettelte um ein bißchen davon für seine Beulen. Komm, du sollst dein Fett haben, sagte der rohe Knecht und hieb dem Krüppel mit der Peitche zwischen die Beine. Als etliche Wochen hernach der Sieche gestorben war, hatte der Knecht in Begleitung eines Andern Nachts noch einen Gang zu machen, der an dem Siechenhause vorbei führte. In der fensterlosen Stube lag die Leiche. Wart, sagte der sich brüstende Knecht, ich muß dem Malazen doch auch etwas ins Grab mitgeben, diesen alten Wegstein da, den ich im Düngerhaufen gefunden; damit kann er sich im Jenseits das Messer schleifen zu seinem langen Bart. Ueber

diesen Frevel gieng hierauf der Knecht an jener Stelle spurlos verloren.

Noch ein Einzelsatz, zwar widerlich lautend, aber inhaltsvoll, heißt: Eine lebendige Laus auf einer Leiche kündigt, daß hier eines aus dem gleichen Hause binnen sechs Wochen nachsterben muß. — Wo die gegenseitige Lieblosigkeit so weit eingerissen ist, daß sogar die Verwandtenleiche ungekämmt bleibt, da muß die Familie beim ersten Anlaß auseinander gehen oder aussterben. Es ist nichts Nachhaltiges mehr in ihr vorhanden. Auch bestechliche Richter und schmutzige Advokaten werden nach der Volksrede von Läusen gefressen; denn wer im Leben keinerlei Pietät übt, ist auch im Tode keiner werth.

Leichenkleid und Todtenschuh.

Im reformirten Alt-Margau wird die Leiche mit ihren besten Kleidungsstücken und zwar so vollständig angethan, als sollte es noch einmal über Land gehen; keine Einzelheit darf fehlen. Meistens sind Hosen, Rock und Weste schwarz, wozu weiße Strümpfe, ein schwarzsammtnes Mützchen, bei reichen Leuten auch gestickte Pantoffeln gehören. Der Arme bekommt was er eben hat, immer aber aufs Haupt die weißwollne Zipfellokappe. Im katholischen Landestheile wird die Leiche junger Leute zwar gleichfalls völlig gekleidet, aber stets hemdbärmlich gelassen. Dies wird aus der hier länger rechtskräftig gewesenen Vogtsteuer herkommen, sie hieß Gewandfall und bestand in dem besten Rocke des Verstorbenen, den der Leihherr wirklich oder in Geldwerth bezog. Alten Leuten wird jedoch auch hier ein Rock, Frauen eine Tüppe angezogen. Wohlhabende Hofbäuerinnen sind darauf bedacht, im Sarge ein hübsches Ansehen zu haben und setzen es auf dem Sterbebette oft bis ins

Kleinste auseinander, in welcherlei Kleidern sie ins Grab gelegt sein wollen. Aus dem Hemde der Leiche muß der eingezeichnete Hausname bis auf die Hemdnummer ausgetrennt werden, damit den Ueberlebenden nicht Gefahr daraus erwachse. Wer die Leiche angekleidet hat, reibt sich darauf die Hände mit Salz ein, damit ihm fortan nicht die Glieder taub werden oder einschlafen. Wie die hinterlassnen Kleidungsstücke des Verstorbenen, die man an Aermere verschenkt, zerreißen, nach derselben Frist verweist die Leiche im Grabe.

Wöchnerinnen pflegt man besonders auszuschnücken, oft in kirchlich schwarzer Tracht; oft auch in ihrem Brautkleide mit Strauß und Handschuhen, mit Kranz und Schleier. Namentlich bekommen sie Ausgesuchtes an Schuhen und Strümpfen, weil sie aufstehen und ihr Kind geschweigen müssen, wenn dies des Nachts weint. Sechs Wochen lang pflegen sie so noch zu ihrem Kinde ins Haus zu kommen. Wem dieser Besuch unliebsam ist, der schüttet Nachts Weihwasser vor die Thüre; darüber können die Armen nicht wegschreiten und bleiben ihre vorgeschriebne Zeit weinend draußen stehen. Dorf Magden. Erfüllt man ihren Wunsch, dann erlischt das Nachtlcht an der Wiege, man hört die Schritte der Annahenden über den Hausgang knarzen und gleich darauf das trinkende Kind behaglich und laut schnullen. Dorf Friedl. Wer der Leiche keine Schuhe mitgiebt, muß sie ihr noch zehnfach erstatten; wer ihr schlechte giebt, bei dem läßt sie sich schlarpend hören mit einem auf weitem Wege niedergetretenen nachschleppenden Schuh. Denn mit dem Todtenschuh, so lehrt selbst die Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgie 3, 220) wird überhaupt ausgedrückt, daß der Verstorbne nun zum Herrn „verreise;“ und um ihm darin beizustehen, müßte man selbst ein paar Eisenschuhe verlaufen.

Altnordische Sitte war's, daß vor dem Schluß des Grabhügels ein Nächstverwandter noch hinein gieng und dem Todten den Hellschuh festband, auf dem er nach Walhall gehen sollte. Noch hat sich mitten in Deutschland, in Henneberg, der Name Todtenschuh für Leichenmal erhalten. In den Alamannen-Gräbern am württemberg. Lupfen, DA. Tuttlingen, fand sich

außer den Sandalenriemen bei manchen Leichen auf jeder Seite je ein Holzschuh, in Form eines Leistens mit gebogener Spitze, der zum Theil kunstreich mit Zierrathen geschnitten war. Es sind Modelle, welche die schwierige Wanderung auf den steinigten und dornigten Todtenwegen versinnlichen. Weinhold, Altnord. Leben.

Mit ins Grab gelegt.

Von den Leichenbräuchen der Germanen sagt Tacitus c. 27 ausdrücklich, daß jedem Mann seine Waffen mitgegeben wurden, das heißt, wie der Grabbefund antiquarisch es erweist, alles zur vollen Ausrüstung eines Kriegers Nöthige, vom mitverbrannten Roß, Hund und Stoßvogel an bis auf die Handberge und Gewandnadel herab. Es geschah nicht aus mißgönnerischer Habsucht, das Beste mit sich hinüber zu nehmen, sondern in der glaubenssichern Ueberzeugung, es drüben sofort wieder zum Ruhme der kriegerischen Nationalgötter anzuwenden. Wenn aber in unsern Tagen, wie Grimm berichtet, hin und wieder Erzählungen von Leuten auftauchen, die Gold, Ringe, ja Papiergeld in ihren Sarg einschließen lassen, so wird dies von den Erben und von der Volkswirthschaft mit Recht als ein eittler, drachenhafter Geiz verurtheilt. Unser landschaftliche Glaube sagt darüber: Wird Jemand in seinen Kleinodien bestattet, so legt sich ihm im Grabe eine Schlange aufs Herz und bewacht sie. Dennoch ist es selbst in Alpenthälern, wie im Bündnerischen Münsterthale, üblich, die Leiche funkelnd von Gold und Gestein im offenen Sarge auszustellen und ihr die goldnen Ohr- und Fingerringe mit ins Grab zu geben; Leonhardi versichert (Bündner ViertelJ. Schr. 1852, 62) es sei dorten nichts seltenes, daß ein Sterbender in der Todesstunde den Umstehenden noch empfiehlt, die Ringe nicht zu vergessen. Bei

dem ökonomischen Sinn indessen, der dem deutschen Schweizer gegenüber dem Romanesen eigen ist, sind derlei verftiegne Wünfche oder Verpflichtungen bei Sterbenden und Lebenden unerhört, und fo wird es durchfchnittlich auch bei jeder andern Landbevölkerung gehalten. Alle außergewöhnlichen Mitgaben befchränken fich doch nur auf kleinere Werthgegenftände, die ein perfonliches Andenken gewesen find, oder auf Geringfügigkeiten des täglichen Gebrauchs. Vor etwa fünfzig Jahren gab man den Eltern noch ihren Ehering mit ins Grab, jezt nur jenem Mädchen, das als Verlobte ftirbt. Aber den filbernen Fingerhut, den die Hausfrau gebraucht hatte, den legt man diefer in den Sarg (St. Freiburg). Auch ihr filbernes Nadelhäuschen wurde ehemals mit der Hausmutter begraben, und daffelbe, obfchon man es nun aufbehält, ift deshalb noch immer ominös. Es ift gewöhnlich ein Gefchenk der Paten; daher deutet man es auf deren Tod, wenn das Nadelbüchlein aus dem Fache einer hervorgezogenen Schublade eigenmächtig auf den Boden fpringt. Daß man vor Kurzem auch noch Nadel und Faden mitgegeben, dies erweist der bekannte Auszählfpruch im Kinderspiele:

Nadel, Faden, Fingerhut:

Stirbt der Bau'r, fo ift's nicht gut.

Reim und Alliteration diefer Phrafe widerftreben dem Worte Scheere, fonft würde auch fie darin als Mitgabe aufgezählt fein. Die Scheere fand fich in den zu Nordendorf in Baiern aufgedeckten Alemannengräbern; ihrer fünfze miteinander wurden in der Gegend des mittlern Kochers in Württemberg erhoben, an Ausfehen Schaffscheeren ähnlich (Birlinger, Schwäb. Sagen 2, 408). Kämme und Scheermesser aus Bronze in Heidengräbern verbrannter und unverbrannter Leichen zählt Weinholt auf: Heidn. Todtenbestattung 1, 89. Spinnwirtel und Spindel find heute durch Spinnrad und Webftuhl verdrängt, find aber noch in folchen Frauengräbern aus dem vorigen Jahrhundert anzutreffen, die bei Erweiterung oder Verlegung von Ortskirchhöfen hie und da geöffnet werden müffen. Im Ramlachthal, bair. Schwaben, wird auf dem Grabhügel der Wöch-

nerin statt der Blumen ein sogen. Schneller niedergelegt, das ist ein Garngewinde von 400 Faden, das man hier in Form eines Andreaskreuzes um vier auf's Grab gesteckte Spindeln schlingt. Diesen Garnschneller, den die Verstorbne bei ihrer Aussegnung kirchlich zu opfern gehabt haben würde, läßt man auf ihrem Grab verfaulen. Bavaria 2, Abtheil. 2, 832. Auch der Kamm, den der Verstorbene gebraucht hatte, wird ihm mitgegeben, denn wer ihn sonst benützen würde, verlöre die Haare. „Wer keinen Kamm mitbekommt, muß sich draußen im Dornicht striegeln lassen.“ Im sächs. Obererzgebirge wird Sämmtliches, womit die Leiche gewaschen, gekämmt, barbirt u. s. w. worden, und schließlich auch noch eine Kerze in den Sarg gethan, damit, wenn der Todte erwacht, es hell sei. Spieß, Annaberger Schulprogr. 1862, 38. Zum Schlusse sei an einem thatsächlichen Beispiele gezeigt, wie bequem die moderne Heidenchaft mit dem Jenseits und den Pflichten gegen Verstorbne sich abzufinden versteht. Wer seine Eltern nach dem Tode darben läßt, der verdient nicht des Sohnes Namen. So lautet ein chinesisches Sprichwort, dem von der öffentlichen Heuchelei also nachgelebt wird: Man trägt hinter der Leiche einher: Eßstäbchen, Theekannen, Tassen, Tabakspfeifen; auf dem Theebrette steht ein brennendes Licht; eine Papierlaterne und ein Bambusstäbchen dienen zur Todtenwanderung; die Figuren von Kleidern, Sacke, Stiefel, Diensthoten, Senften u. s. w., sämmtlich in Papier ausgeschnitten, werden auf dem Grab verbrannt. Der aufsteigende Rauch verwandelt sich in der andern Welt in wirkliche Senften und Bedienten. Kollekto-Berein der Basler Mission, Nr. 15, Okt. 1859.

Die Todtenmünze.

Der Chevalier von Hancarville hat berechnet, daß von Orpheus bis auf Constantins Zeiten von den Obolusmünzen, die den Todten mitgegeben wurden, 10 Milliarden oder 80 Mil-

tionen Livres in der Erde liegen müssen. Keller, Aberggl. 387. Er hätte seine Berechnung bis auf unsre Zeit ausdehnen dürfen und würde hier mehr als das doppelte der angenommenen Summe gefunden haben, allein nach dem gewöhnlichen Schicksale Gelehrter entgieng ihm über dem Studium des Fremdbrauches die Wahrnehmung des einheimischen. In der preuß. Altmark steckt man der Leiche ein Sechserstück unter die Zunge, in der Neumark ein Biergroßchenstück. Wuttke, Volksaberglaube 212. In Thüringen erhält sie die übrig gebliebenen Medikamente mit in den Sarg, um die Kur in der andern Welt fortzusetzen, und dazu, wie in Groß-Reula, einen Pfennig unter die Zunge, (Franz Schmidt, Thüring. Bräuche 1863, 91). An der Böhmisches Grenze der Oberpfalz giebt man ihr drei Pfennige ihres eignen Geldes (Schönwerth, Oberpf. Sagen 1, 250. 3, 124); im Sächf. Erzgebirge etwas Geld und Brod (Spieß, Annaberger Schulprogramm 1862, 17), in Altenau einen Dreier (Pröhle, Harz. Sag. 1, 276); in der Oberlausitz so viel, als sie dem Pfarrer und Küster beim ersten Kirchgange geopfert haben würde, nemlich 2 Groschen und 2 Kreuzer. Fischer, Aberggl. 2, 263. Oft entzieht der Brauch sich unserer persönlichen Wahrnehmung, ohne deswegen etwa dann schon aufgehört zu haben. Nachdem Cantor Hille in Lieve bei Rathenow seit 18 Jahren daselbst im Amte gestanden hat und bis heute ein aufmerksamer Beobachter des Volksbrauches gewesen ist, hat er doch zufällig erst neuerlich dieselbe Sitte unter der Bevölkerung seines Dorfes entdeckt, wie dies Schwarz (Ursprung der Myth. 273) ausdrücklich berichtet.

Dieses Mitgeben eines Fährgeldes für den in die Schattenwelt überfahrenden Charon hatte sich im Beginn des Christenthums in Deutschland in eine Peterssteuer verwandelt, die vom Verstorbenen dem Thorwart der Himmelspforte entrichtet werden mußte, und dauerte nun in dieser Gestalt Jahrhunderte allgemein fort. Daher findet man in Christengräbern zu Trier und zwar in solchen des 3. Jahrhunderts, wie in anderen die noch dem 15. Jahrh. angehören, Schädel, in deren Mundhöhlen kleine Silbermünzen liegen. Hocker, deutsch. Volksgl. 233. In

einem Schädel aus den zwischen Bivis und La Tour gelegnen Burgundioengräbern stak ein Goldstück mit der Inschrift *Tributum Petri*. Buillemín, *Der Rt. Waat* 1, 53. Das fränkische Todtenlager zu Selzen in Rheinheffen ergab Schädel, aus deren unterer Kinnlade Lindenschmit (pag. 16 seiner Schrift) viermal Münzen entnahm, darunter eine mit der griechischen Christus-Schiffer in einem Palmzweige. Der neuzeitlichen Kirche konnte die Fortdauer dieses Heidenbrauches kaum unbekannt geblieben sein, da sie selber fortfährt, die dem Sterbenden priesterlich verabreichte Communion Wegzehrung und Viaticum zu nennen. Der katholische Bauer übersetzt dann diese widerliche Ausdrucksweise in seine noch massivere und macht die Todtenmünze zum Trinkgeld; die Todten, sagt der Oberpfälzer, müssen alle im Robisfrug, dem Wirthshause der Unterwelt, zusammen kommen und dorten ihren lezten Sechser verzehren. — Auch da, wo die Münze dem Verstorbenen selbst nicht mehr zugesteckt wird, ist sie doch zum Trinkgeld für die Leichenbegleiter geworden. Etwas kleine Münze nebst einem Stück Brod verschenkt man gegen Abbetung des Rosenkranzes namentlich unter die Kinder, die in kathol. Dörfern das Recht haben, in jedes Sterbhaus sich einzudrängen; sowie dieselben in protestant. Dörfern als Singknaben mit der Leiche gehen und dafür den Leichenweck ausge-theilt empfangen, in welchen der herkömmliche Grabkreuzer gesteckt ist. Daher bekommt dann alle kleine Münze überhaupt für den Volksaberglauben eine Art kirchliche Bedeutsamkeit. In unseren kathol. Gegenden heist es: Ein auf der Straße gefundenes Rappenstück (Centime) muß man sofort in den Dpferstock der nächsten Kapelle werfen, damit Niemand aus der Verwandtschaft stirbt. Dieser Sagung wird stricte nachgelebt; selbst altrömische Kupfermünzen, auf unsern Fluren keine Seltenheit, kommen beim alljährlichen Sturz des Dpferstockes den Kirchenpflegern öfters unter die Hand. — Ganz anders dagegen ist folgender Satz zu verstehen: Wenn erkrankte Kinder mit Geld spielen, so genesen sie wieder; wenn mit Blumen, so sterben sie. Es ist dies ein Nachklang der altdeutschen Sagung von der rechtlichen Zurechnungsfähigkeit eines Kindes, die mit

Aeußerung seines freien Willens beginnt, wenn dasselbe aus eigener Wahl nach dem dargebotenen Denar greift und nicht nach dem Apfel.

Die Todtenmünze ist ein Symbol wie das Todtenlicht; das blanke Geldstück und die irdene Grablampe sollen der ewigen Nacht der Schattenwelt wehren. Gleichwie überfahrende Geister und Zwerge dem Fährmann an Rhein und Mosel blinkendes Gold einhändigen, so wird mit der Münze dem im Thale des Todes Wandernden ein Himmelslicht mit gegeben.

Leichensack und Todtenbaum.

Im Frickthale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt-katholischer Bevölkerung, galt früher der Brauch, der in die Todtenkammer gebrachten Leiche zwei Hollunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen; noch ein dritter Hollunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zwecke nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frischgeschchnittener markreicher Haselstoß, und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem kathol. Leichenzuge durch einen Knaben voran getragen wird, in seinem Kranze mit einem aus Hollermark zusammen gesteckten Kreuzchen verziert, welches Lebelang heißt. Derselbe Brauch und Namen findet sich auch bei Begräbnissen in Tirol, wie Zingerle in den Tir. Sitten 1857, Nr. 517 zeigt. Vom Hollunderstrauch, der im Sommer lange Wasserskößlinge treibt und bei Regenmangel gelblichfahl blüht, sagt man daher, seine langen Schöße künden den Tod dessen an und werden ihm das Maß zum Sarge, auf dessen Gut er steht. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Todtenbaum

zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in Michael Neanders *Phyſika* aufgezeichnete alte Sage. Ein Fürst, der auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt ist, sieht hier einen greisen Mann in Thränen sitzen, der auf Anfragen erzählt, er sei gerade von seinem Vater hart geschlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund, berichtet jener, er habe seines Vaters Großvater vom Stuhl weg anders wohin setzen sollen und unversehens fallen lassen. Darüber trat der Fürst ins Haus ein, um derlei Uralte selbst zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speise sie lebten, erwiederten sie, von Käse, Milch und gesalznem Brod. Jedoch um zu so hohen Jahren zu kommen, äßen sie alljährlich auf bestimmte Zeit Hollerbeerenmus. — Dieses gleiche Mus wird von den oberdeutschen Bauern hüttenweise eingesotten zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Universalmittel.

Statt des Sarges galt im vorigen Jahrhundert vielfach noch ein bloßer Hanssack, im besseren Falle ein weißes Wickeltuch. In der Reichsstadt Ravensburg wurden, wie Steudels *Chronik* pag. 17 erzählt, die Leichen bis z. J. 1742 in ein Tuch genäht, in einer gemeinsamen Todtentruhe auf den Kirchhof geschafft, dorten aus dieser herausgenommen und so ins Grab gelegt. Auf der Züricher Landschaft bestand zu derselben Zeit das Gleiche; man nähte die Leiche bis ans Gesicht in ein Tuch, ließ aber die Nadel drinnen stecken oder behielt sie sorgfältig auf, weil man ihr eine besondere Kraft zuschrieb, und brachte dann den Leichnam auf einem Brette (Laden) zu Grabe, selbst in der Stadt lange noch ohne Sarg. Daher ist die Gewohnheit übrig geblieben, den Laden, auf welchem die Leiche gelegen, beim Wohnhause als Steg über den nächsten Wassergraben zu legen oder, wie es um St. Gallen geschieht, dem Verstorbenen eine hölzerne Gedenktafel mit seinem Namen, in Form eines Sargbrettes, im Hausgarten aufzurichten. Die zur Einnähung der Leiche gebrauchte Nadel mußte fortgeworfen werden, denn wer sich damit stach, war des Todes. Der Zürcher Stadtarzt Prof. J. v. Muralt warnte das Publicum in einer besondern Schrift vor ihr: „Wisset ihr nicht, was eine

Nadel, damit ein Todter vernähet worden, für verderbliche und tödtliche Eigenschaften habe?" Man pflegt ihr jetzt noch Zauberkraft bei zu messen. Befürchtet der Wirth, daß ihm ein unbekannter Gast aus der Zechen laufe, so steckt er ihm eine solche Nadel durch den Hut. Man schlägt sie in die Hochstube des Hauses; bricht sie dabei nicht ab, so brennt dies Haus niemals ab. Man durchsticht damit ein Blatt Papier, Feder, den man durch dies Löchlein besieht, muß gebannt stille stehen.

Statt des aus dem Latein stammenden Wortes Sarg (sarcophagus) gebraucht die Volkssprache durchaus den Namen Todtenbaum; so von jeher. Als der Lenzburger Landvogt Ludwig von Dießbach seine Gemahlin verlor, erzählt er in seiner Selbstbiographie: „Also da die gut Frouw verscheiden was, ließ ich von Stund an ihr ein Böm machen und sie darin thun ehrlich.“ Schweiz. Geschforscher. 8, 201. In den Statutarrechten Graubündens (Chur 1831) gilt dieselbe Bezeichnung; ja man hat in den alemann. Heidengräbern am Württemberg. Lupfen ausgehöhlte Eichenstämme als Todtenbäume gefunden. Mithin ist hier das Einnähen der Leiche in Säcke theils einem früheren Mönchsbrauche, besonders aber den in der Schweiz so oft und hart aufgetretenen Pestzeiten zuzuschreiben, wo man die Leichen in der Gemeindetruhe zu Grab fuhr und da ausleerte.

Die Todtenwacht und die Weidfrau.

Die Sitte der Todtenwachten hat sich in der innern Schweiz noch allgemein, und ebenso allgemein bei der kathol. Landbevölkerung der äußern Kantone erhalten. Wer da aus dem Dorfe eine Nacht bei der Leiche zubringt, erhält Most, Schnaps und Wein nach Wunsch. Eine gewisse hastende Ver-

schwendung bei dem sonst so sparsamen Bauern geht hier Hand in Hand mit der herrschenden Vorstellung, dem Todten werde durch geizende Erben seine Grabesruhe vorenthalten. Um Mitternacht wird im Alt-Bernerlande Erbsensuppe mit Speck, im schon modernisirten Vorlande aber Gase aufgetragen. Erbsen mit Schnaps werden dabei im Neuenburger Jura, mit Most im Freienamte aufgetischt, sie gelten überall als eine geweihte Zwedkspeise. Daher der Glaube: Wenn man in der Neujahrsnacht auf einem Bündel Erbsenstroh auf dem Kreuzweg sitzt, so erfährt man, wer kommendes Jahr stirbt. Zugleich steht Brod und Käse Jedem frei und Beides kommt nur laibweise auf den Tisch. Der Backofen des Sterbhauses darf nicht lau werden, bevor die drei Leidtage bis zur Beerdigung herum sind, und die Thüre des Käsegadens wird nicht mehr versperrt. Da kommen Käslaibe zum Vorschein mit aufgepreßten alten Jahreszahlen, die von des Verstorbenen Geburts- und Tauffchmaße, wie von seinem vormaligen Hochzeitmahle erzählen. Man hat sie seit jener Zeit aufbewahrt und tausendmal mit Wein gewaschen, nun geben sie einen Vorschmack von den Karitäten des noch bevorstehenden Leichenmahles, und man ißt sie in dem hergebrachten Vertrauen hinunter, alle zu dieser Zeit gekochte oder genossene Speise ergebe in einer Unze mehr Stärke als an andern Tagen zwei Pfund. Den Dienst bei den Anwesenden versieht ausschließlich die vielnamige Leidfrau. Sie hat die Leiche zu waschen und zu kleiden gehabt, jetzt erhält sie das Todtenlicht in der Kammer brennend. Aus dieser Dellampe nehmen die ab- und zugehenden Nachbarn etwas Del mit sich heim, weil es gut sein soll zur Vertreibung von Geschwüren. In den zwei üblichen Nachtwachen ist sie auch die Vorbeterin von je neun abzusprechenden Rosenkränzen, die zusammen einen sogenannten Psalter ausmachen. Nach jedem dritten Psalter theilt sie unter ihre Mitbeter wieder Käse und Brod aus. Scheinen die Beter und Esser zuletzt einschlafen zu wollen, so reicht sie ihnen Hollunderthee, und wegen des im Lande so raren Stückleins Kandelsuckers dazu schließen ihn die Leute auch noch hinab. Den Tag über verwandelt sie sich in das altjüdische

Klageweib, durchgeht in einer besondern auf Kosten des Sterbhauses ihr gemachten Trauertracht den Ort und ruft das Ableben und die Begräbnistunde des Betreffenden mit fader Stimme in Gassen und Häusern aus. Weil sie nachmals das frische Grab zu pflegen hat, heißt sie in Luzern Grabmutter und Wiserin, d. i. *visitatrix*, in Schaffhausen nach dem Staudenschleier, unter den man den ganzen Kopf steckt, die Stäuche oder spöttisch die Stäuchebudlerin.

Als der Serbennfürst Milosch Obrenowitsch I. 1860 in Loptschiber gestorben war, beschrieb ein Augenzeuge dessen Sterbzimmer. Auf dem schon leeren Bette stand ein Dellicht, das 40 Tage lang fortzubrennen hatte; neben dem Lämpchen war ein Laib Brod, ein Salzfaß und ein volles Glas Wein; diese Gaben hatte die Verwalterin den Hausgeistern vorgelegt, damit diese es hier nie an Brod, Salz und Wein fehlen lassen möchten.

Einsargen, Aufbahren und Grabgang.

Der Älteste des Hauses hat dem Verstorbenen die Augen zuzudrücken. Deffnen sie sich nachmals wieder, so ist dies ein betrübendes Anzeichen, dann heißt es, er wartet noch auf einen. Bevor man den Sarg zuschraubt, nimmt ein jedes Familienglied Abschied von der Leiche, indem es ihre Hand ergreift. Fühlt man, daß der Arm nicht erstarrt ist, so wird daraus allgemein ein Uebles geschlossen. (Wenn der Mensch im Tode die Füße an sich zieht, werden seine Enkel sich nicht ausdehnen, sagt ein Mongol. Sprichwort. Solowicz, Polyglotte der orient. Poesie 622.) Auch dem Todeslächeln schreibt man böse Bedeutung bei, sehr entgegen dem altgerman. Geseze, lächelnd dem Tode entgegen zu sehen; der Schlußvers in Ragnar Lodhbröts

Sterbelied heißt: Mit lachenden Lippen erleid ich den Tod. Jede Leiche muß mit dem Gesichte der Stubenthür zugewendet liegen; während gerade die umgekehrte Stellung des Bettes, abgewendet mit dem Fußende von Stuben- und Hausthüre, Vorschrift im Leben ist. Die Regel sagt: Wenn man die Beine des Bettes nach Fenster oder Thüre gehend stellt, so werden auch die Beine des darin Schlafenden bald zu Grabe getragen. Auch aus dem Bette in den Sarg wird die Leiche, die Füße voran, gehoben, der Sarg in gleicher Richtung in den Hausgang gestellt und hinweggetragen. Ueber jeder einzelnen Thürschwelle, die er zu passieren hat, wird er dreimal im Namen der Dreieinigkeit und in Kreuzesform niedergesetzt, damit der Verstorbene keine Schwelle mehr überschreite. Auch darf ihm nicht mit dem Lichte, das seither neben ihm gebrannt hat, hinaus gezündet werden (Magden im Friedthal). Diese Bräuche gehen durch alle Welt, Pöppig (Reise 1, 393) fand sie bei dem südamerikanischen Stamme der Pehuenchen; sie schaffen die Leiche mit den Füßen voran aus der Hütte, damit das irrende Gespenst nicht wiederkehre. Die Grönländer schaffen sie aus gleichem Grunde nicht durch den Hauseingang, sondern durchs Fenster fort und müssen zu diesem Zwecke im Sommerzelt sogar ein eignes Fell losmachen. Hinterdrein schwenkt ein Weib einen brennenden Span und spricht: Hier ist nichts mehr zu bekommen. Grang, Beschreib. v. Grönl. 1, 300.

Im Aeren (Hausgange) stellen sich die Verwandten neben dem Sarge auf, „sie stehen im Leid;“ alle zum Leichenzug Erscheinenden treten ihnen der Reihe nach entgegen und bieten einen so kräftig vorgeschriebnen Handschlag, daß man dies „das Ohlöpfen“ nennt. Man spricht dabei: Tröst Euch Gott in euerm Leid, für euern Kummer ist mir leid. Tröst Euch Gott in euerm Leid, des Kindes Seel' im Himmel sei. — Will's Gott, so habt Ihr eine Seel' im Himmel, u. s. w. Ist der Sarg dann vor's Haus hinaus gestellt, so hat auf Dörfern der Schulmeister alle die Trostreime und Grabschriften von den Zetteln der Epheufränze laut abzulesen, die von Bekannten überbracht rings um den Sarg geheftet hängen. Dazwischen

wird den Begleitern und Trägern fleißig zu Trinken herumgereicht und den Schulkindern Brod ausgetheilt (Brittnau), in wohlhabenden Häusern Becklein und Schmalzküchlein.

Folgen sich die Leidtragenden in zu weitem Abstände und ungeordnet hinter dem Sarge, so hat man hier bald wieder eine Leiche zu erwarten. Diesen Satz erweist das Volk also: Ist keine Ordnung mehr beim Begräbniß, so wird auch keine Regel mehr geltend sein beim Absterben. In süddeutschen Sagen ist beim Begräbniß von Bösewichten und tyrannischen Herren ein wiederkehrender Zug der, daß die Leichenträger in Ueber-eilung oder bei plötzlich entstehendem Schreck den Sarg umwerfen oder verkehrt in die Erde bringen. Das Loß der Unseligkeit soll schon an der Leiche des Wütherichs beginnen, die in zerstörtem und unwürdigem Zustande in die Erde kommt. Solcherlei mißbrauchte Gerippe geben dann Anlaß zu den Erzählungen, daß Gespenster scherzweise sich die Schädel abschlagen, Ball mit spielen und dann verkehrt aufsetzen. Den kathol. Leichenzug eröffnet ein kleiner Knabe, das schwarzhölzerne Todtenkreuzchen voraustragend. Ist die Leiche ein Jüngling, so nehmen Jünglinge den Sarg auf die Schulter, oder Jungfrauen den eines erwachsenen Mädchens. Männer und Frauen folgen hinterher, nach Geschlechtern geschieden. Die Verwandten des ersten Grades gehen in schwarzem Rock und Hut, die übrigen Männer bloß mit dem Leidbande im Rock. Die weibliche Trauertracht ist das kirchlich vorgeschriebne Blau, die Frauen kommen mindestens in blauen Schürzen. Alle tragen Wachstichter in der Hand. Auf dem Kirchhof angelangt, wird der Verstorbene von seinen vier nächsten Nachbarn dreimal um die Kirche herumgetragen (Freienamt), und alsdann zur Einsegnung ans Grab. Der Todtengräber wirft nach beendigtem Geschäfte seine Schaufel aufs Grab; in der Richtung, nach welcher ihr Stiel zu liegen kommt, wird der entsprechende Dorftheil die nächste Leiche hierher zu liefern haben. Nicht den Regen, aber das Unwetter fürchtet man bei Begräbnissen sehr; der Böse, heißt es, hat stets eine schmutzige Himmelfahrt; aber in den Hochzeits- oder in den Todtenkranz darf es regnen, das bringt

Glück. Denn der Regen gilt dem deutschen Heiden als ein Geschenk Donars, dessen Hammer die Braut und die Leiche einweihete. Daher sagt die Solothurner Kalenderregel, daß es den armen Seelen zum Troste regnen müsse: der Allerseelentag (2. Nov.) will drei Tropfen Regen haben. Wenn es in ein neues Grab regnet, so ist der dahin Bestimmte selig, sagt man in Hessen. Wolf, Beitr. 2, 367.

Hat man in den Sennhöfen und Berggemeinden des Jura eine Leiche auf den oft weit entlegnen Kirchhof zu bringen, so wird sie auf den hoch geschnäbelten Heuschlitten gepackt und Sommers und Winters über Berg und Thal zu Grab geschlittet. Aus demselben Grunde bringt der isolirt wohnende Hofbauer im Aargau seine Leichen auf dem „Reitwägelein“ zur Ruhestatt. Ungetauft verstorbene Kinder heißen dem Katholiken die „ungefreuten;“ man läßt sie durch die Hebamme in einer Schachtel fortragen und ohne Geläute abseits auf dem Kirchhofe begraben.

Begegneten sich ehemals zwei Beerdigungszüge zweier Gemeintheile vor demselben Gottesacker, so entstand nicht selten ein hartnäckiger Streit um die Ehre des Vortrittes, der Grund der gegenseitigen Eiferung aber lag in dem Glauben, der zuletzt Begrabne habe so lange die Gottesackerwache zu halten, bis er von einer nächstfolgenden Leiche abgelöst wird.

Die Sitte, die Leiche gegen Sonnenaufgang gewendet ins Grab zu legen, ist uns aus dem Heidenthum und Judenthum insgemein verblieben. Darnach sind auf dem Lande die Gräber alle so gegraben, daß die Leiche mit dem Angesichte gegen Morgen zu liegen kommt. Die ums Grab Stehenden wenden betend sich ebenfalls sämmtlich gegen Osten. Man erklärt es sich mit der Annahme, Christus habe seinen Sitz im Himmel gleichfalls gegen Morgen und werde aus dieser Weltgegend zum Gerichte kommen (Rheinfelden). In gleicher Lage finden sich aber die Leichen in deutschen Heidengräbern und das Loß der Unseligkeit bestand darin, nicht gegen Ost gelegt zu werden; vergl. Maurer, Isländ. Sag. 64.

Zur Bestattung hatten ursprünglich Alle mithelfen müssen,

wie noch jetzt jeder Begleiter seine Scholle Erde auf den Sarg werfen muß; allmählich aber ist aus dem Amte des Todtengräbers eine örtliche Zwangs- und Strafstelle geworden. Im Jahre 1577 verurtheilte die Stadt Brugg ihren Bürger Thalman wegen begangnen Frevels alle ehrlichen Gesellschafts- und Spielplätze zu meiden und arme Leute zu begraben. Argovia 4, 421. In der Stadt Aarau „wo der s. h. Schweinhirt die Todten begrub,“ wurde erst am Ende des 17. Jahrhunderts ein eigner Mann hiezu verordnet. In der Stadt Basel ist sogar heute noch jede Leiche den dortigen Abdeckern steuerpflichtig. Burchardt, At. Basel 1, 190. 240. Es entsprang diese ganz unbegreiflich scheinende Ungebühr aus dem früheren Mangel an aller Sanitätspolizei, so daß zu Basel die Pest binnen drei Jahrhunderten zu zwanzig malen herrschte und den Magistrat nöthigte, nachdem alle Todtengräber mit weggerafft waren, die eingefangenen Gauner und Strolche mit diesem Geschäfte zu beauftragen.

Als bald nach dem Leichenbegängniß muß im Sterbehaufe Alles in die frühere Ordnung gebracht werden. Das Krankenzimmer wird gefegt und womöglich neu vertäfelt, der Schreinerconto berichtigt, Leichendiener und Todtengräber sind abzulohnen. Ehe dies nicht alles pünktlich abgethan ist, hat der Begrabene keine Ruhe, sondern droht zu spuken. Eine namhafte, die gute Ordnung im bürgerlichen Gemeindeleben kennzeichnende Meinung.

Der Rosengarten.

Älteste und neueste Kirchhöfe tragen in der deutschen Schweiz den Namen Rosengarten, mancherlei altheidnischen Grabfeldern, in Wäldern gelegen, wird derselbe Localnamen gegeben. Woher diese Benennung, da es erst ein ganz moderner

Brauch ist, daß man auf kathol. Gräbern rothe Rosen, auf reformirten weiße zur Zier setzt? Im Uebrigen tragen die Dorffirchhöfe jetzt noch kaum eine andere Blume als die rothe Steinnelke, *dianthus Carthusianorum*, die hier ihr althergebrachtes Recht damit augenfällig macht, daß sie sämmtliche Gräber durchgängig mit einem ganz undurchdringlichen Filz von Wurzeln und Stengeln überwuchert hat. Soll mit dem Namen Rosengarten vielleicht der Kampfplatz der zum Tod Entschlossenen bezeichnet sein, wie es im mhd. Epos gleichen Namens geschieht, wo die zwölf Wormser Helden um Kriemhildens Besiz fechten? Denn die auf dem Schlachtfelde geholten Todeswunden selbst haben Rosen geheissen, Blumen, aus dem Blute der Erschlagenen zu deren neuem Lebensfrühling aufblühend. In diesem Sinne ist das Blutbad bei St. Jakob a. d. Birse 1444 von dem über die frische Walstatt reitenden Ritter Münch Burthart ein Bad in Rosen genannt worden, und auch in den Mund der Königin Agnes legen die schweizer Chronisten dasselbe Wort, wenn man sie persönlich die Blutrache vollziehen läßt an den adeligen Mördern, die ihren Vater Albrecht erschlagen hatten. Doch alle diese Fälle nehmen den Namen nur gleichnißweise und erklären nicht, wie und warum derselbe auf entlegensten Heidengrabfeldern oder auf ruhmlosen Dorffirchhöfen frühzeitig gegolten hat, letzteres erweisen die Urkunden, und bis heute ausgehalten hat.

Der Verfasser erlaubt sich hier auf seine größere Arbeit in der Argovia 5, 254 zurückzuweisen, wo die urkundlichen und mythologischen Materialien bereits mitgetheilt sind, die zur Erklärung dieses Namens dienen. Daher hier ohne Selbstwiederholung nur Folgendes. Die Dornen, mit denen der Scheiterhaufe zum Leichenbrande unterflochten wurde, hießen nach ihrer Blüthe und Frucht ahd. hiesaltra, paliurus, während wir die Blüthe Dornrose, die Frucht Beere, Buttel und Hiese nennen. Der Hagedorn, der eine roth- und eine weißblühende Gattung hat, war der zur Verbrennung der Leiche rituell vorgeschriebene Strauch und Brenndorn. An ihm wächst die moosgrüne Stielverwucherung, deren verschiedene Namen heißen

Schlafapfel, Schlafkuz, Schlafdorn, Moosrose, Donnerrose, altnord. svefnthorn, spina soporifera. Nörwi, die Göttin der Nacht, schlägt mit der dornigen Ruthe die Völker und senkt sie in Schlaf; Odhin steckt ihn der Brynhild unter's Haupt, daß die Gluthen ihres Scheiterhaufens als Waberlohe sie einschließen; das Kindermärchen aber hat sich das Dornröschen daraus gebildet, das hinter undurchdringlich aufgewachsenen Dornenhecken im Zauberschlaf liegen muß. Das ist die Moosrose, die man schlaflosen Kindern unter das Kissen zu legen pflegt, früher in dem Zeitalter der Leichenverbrennung eine den Göttern Odhin und dessen Sohne Donar, beiden als Leichenherren, geheiligte Pflanze, die im darauffolgenden christlichen Grabalter auch für den Leichenacker und Gottesacker namengebend geblieben ist.

Das Kind, das ein Friesli vom Grabe bricht, nemlich die vorhin erwähnte stumme (geruchlose) Stein- oder Federnelle, begeht einen Todtenraub. Betet es dafür nicht auf der Stelle ein Vaterunser, so raufen es die Armen Seelen des Nachts im Bette. Das zwecklose Pflücken einer so geringen Grabpflanze wird bestraft, weil sie hier „aufgeht,“ wie Sonne und Tag aufgehen, und weil man die Seele der Todten noch bei ihrer Leiche gegenwärtig denkt. Deshalb hieß schon in den altd. Gesetzen eine Entwendung, an Gräbern begangen, nicht Todtenbiebstahl sondern Todtenraub, hrairoup. Das einfachste der Grabdenkmäler auf reformirten Friedhöfen ist ein hoher schwarzer Rundstock, mit einem um seine obere Spitze gewundnen Blechtäfelchen, auf dem Name und Jahrgang steht. Er gleicht zwar einem Pilgerstabe, ist aber in der altd. Sage ein Symbol der Macht, folglich hier über den Tod. In der Maternuslegende leiht der Apostel Petrus den Boten seinen Stab, womit sie das Grab ihres zu früh verstorbnen Bischofs schlagen und ihm gebieten sollen, aufzuerstehen. Beispiele ähnlicher Art in Simrocks Myth. 219. Der noch vorkommende Glaube, Grabchriften ablesen, zerstöre des Lesers Gedächtniß, scheint aus Cicero (de Senectute 7) entlehnt; ein Correspondenzsatz lautet: wer an Todtenblumen riecht, verliert den Geruch. Das

Einsinken „Versten“ eines frischen Grabes deutet auf das Aussterben der ganzen Familie hin. Senkt sich der eiserne Grabanker, so stirbt ein Nächstverwandter. Diese Sätze sind nicht sinnlos; gröbliche Verabsäumung des den Ahnen schuldigen Andenkens ist ein gewisses Zeichen, daß diese Sippschaft schon in ihrer Auflösung begriffen ist. — Nachträglich noch Folgendes zu S. 143.

Im kirchlichen Schauspiel von den zehn Jungfrauen (Pfeifers Ztschr. Germania, Bd. 10, 333. 336) ruft eine der Thörichten den Tod in Person herbei:

owe, her Dot, daz ir min nit enruchet!
 eia, Dot, mochtistu mich getoden,
 eia, Dot, gib mir doch rat!
 her Tot, wolt ir uns morden,
 so wêre uns also wol.

Die Folge und das Reichenmahl.

Nach einer kathol. Beerdigung beginnt eine dreißigtägige feststehende Trauerzeit, in welcher der dritte, siebente und dreißigste Tag kirchlich begangene Gedächtnistage sind, dies ist die Folge genannt. Während dieser Frist hat sich die Leidfrau jeden Morgen in der Frühmesse einzufinden, auf dem Grabe am ersten Tage dreißig Vaterunser, an jedem folgenden eins weniger zu beten, und während der Messe ein ihr geliefertes Dellecht und eine Wachskerze neben sich brennend zu erhalten. Dazu ist ihr ein hinterer Theil in der Kirche angewiesen, der mit seinem berußten Aussehen und seinen durchgebrannten Kirchenstühlen im Fricththal die Alte Küche genannt wird. Als der Gemeinderath von Hornussen seine alte Grabbeterin wegen Feuergefährlichkeit auf ein bloßes Lampenlicht beschränkte, brach eine Gährung unter den Weibern aus und die Sache blieb wie

vorher. Für diesen Dienst erhält das Weib eben so lange im Leibhause ihre Morgensuppe und zwanzig Bagen Lohn; bei den Wohlhabenderen auch eine Quantität Brod, Kartoffel, Obstschnige, ein neues Hemde und schließlich ihren Antheil an den beiden Leichenmahlzeiten.

Diese Lepteren sind an Zahl und Aufwand in den verschiednen Landestheilen zwar sehr verschieden, bestehen aber bei beiden Confessionen fort und machen gleichmäßig den Luxus des deutschen und des welschen Bauern in der Schweiz aus. Sie heißen beim reformirten Waatländer Satames, und der Statistiker Vuillemin rechnet sie dorten unter die kostspieligste aller bürgerlichen Ausgaben. Alle polizeilichen und kirchlichen Maßregeln haben seit dem achten Jahrhundert bis heute zu zahllosen malen die Abschaffung der Leichenmahle geboten; allein sie bestehen fort wie Brauch und Mißbrauch, die eine natürlichere und stärkere Wurzel haben als ein bloßes Edikt. Man verdamnte sie als heidnisch, wie Alles, dessen Grund man nicht weiter einsah. Allein genau betrachtet, kommt die älteste Erwähnung dieser Mahlzeiten nicht einmal bei den Heiden vor, sondern bei den Hebräern: Tobias 4, 18. Auf dem Arelatensischen Concilium war unter Anderem ein Beschluß, der sich auch auf die damaligen Deutschen mit ausdehnt, gegen das Tanzen und Schmaußen auf den Gräbern der Jüngstverstorbenen erlassen, wobei es heißt: Wer wird es wohl nicht für unchristlich, unmenschlich, ja teuflisch halten, hier an den Gräbern zu singen, zu scherzen, zu zechen und sogar zu tanzen.*) Noch grasser lauten die Anschuldigungen, die zur Zeit der Sitten- und Kirchenreform gegen denselben Brauch sich erhoben, den man nun durchweg unter die papistischen Mißbräuche zählte.

Man nannte den gesammten Clerus Todtenfresser, weil er folgerichtig aus den Gefällen lebte der zahlreichen Vermächtnisse, die in jeder Ortskirche zum Seelenheile der Verstorbenen

*) Quis enim nesciat diabolicum esse, a religione christiana alienum et humanae naturae contrarium: ibi (prope tumulos) cantari, laetari, inebriari et cachinis ora dissolvi et omni pietate et affectu caritatis postposito quasi de fraterna morte exsultare.

seit allen Zeiten gestiftet waren. Zweierlei Volksdichtungen unter dem Namen der Todtenfresser hat die schweizerische Kirchenreform hervorgebracht. Die eine, verfaßt von Pamphilus Gengenbach, einem Gelehrten und Buchdrucker zu Basel zu Anfang des 16. Jahrhunderts, findet sich in der seit 1856 von R. Gödeke veranstalteten Ausgabe von Gengenbachs Schriften. Ein Fasnachtsspiel gleichen Titels schrieb der Berner Benner Nikolaus Manuel und ließ es 1522 auf der Kreuzgasse zu Bern, dem Rathhause gegenüber, von den jungen Patriziersöhnen aufführen. Der Name erklärt sich aus der von Gengenbach einer die Exequien abhaltenden Nonne in den Mund gelegten Rede:

die todtenbain schmecken unss wol,
dobey wir tag und nacht sind vol.

Todtenmesse und Seelgeräthe hörte dann nebst allem andern kirchlichen Leichenprunk auf obrigkeitlichen Beschluß im Berner- und Zürcherlande auf; jedoch die Leichenschmäuße des reformirten Zürchervolkes, obschon es selber das Widerliche einer ausgearteten Sitte zuerst so tief empfunden hatte, haben bis auf unsere Zeit in solcher Ausdehnung fortgedauert, daß hierauf erst der ganzen Bevölkerung daraus der Schmähname Todtenfresser und Todtenvertrinker entstanden ist. Meyer-Knonau, der Rt. Zürich 2, 154. Ob mit Grund, dies mögen nachfolgende zwei Beispiele zeigen. Die Erben eines in Zürcherisch Mänikon 1865 verstorbenen Bäuerleins haben bei ihrem im Sternen zu Uster abgehaltenen Leichenschmauß die volle Summe von tausendachtundfünfzig Franken verzehrt. Aarauer Nachricht. 1865, 4. Jan. — Ein i. J. 1859 zu Andelfingen verstorber Arbenz hinterließ die testamentarische Verfügung, daß zu seinem Leichenmahle 60 Theilnehmer geladen, mit viererlei Trachten und je anderthalb Maß Wein bewirthet werden sollten, wobei ihnen Tafelmusik aufzuspielen habe. Ähnliches gilt im Appenzellerlande. Beim Begräbnisse reicher Personen werden zuweilen alle Leichenbegleiter in Wirthshäusern gastirt, man kennt auch Fälle, wo sie wegen unerlaubten Tanzens polizeilich abgestraft werden mußten. So ist auch das aargauer „Gräbb“ nicht bloß ein zu dreien malen wiederholter Schmauß, er wird

auch durch leztwillige Verfügungen häufig in aller Weise und bis auf bestimmte Heiterkeitsmittel vorausbestimmt. Wenn beim Essen wacker zugegriffen wird, so deutet man es auf lange Gesundheit der Gäste und auf gesegnete Bitterung. Als vor einem Jahrzehnt der Senné Glesiker verstarb auf dem Sennhofe Schafmatt, einem von Aarau nach Baselland führenden Surapasse, verbrauchte man für dreißig zum Mahl Geladene und alles übrige während der drei Leidtage ab- und zugehende Volk daselbst: an Kernbrod 3 Malter, das Malter zu 16 Viertel gerechnet; an Wein drei Saum, jeder zu 100 Maß; an magerem Käse 14 Laib. Fetter Käse, Rauchfleisch, Most, Case, Brantwein bleibt hierbei unberechnet, ebenso was an Wäsche und Kleidung an die Armen vertheilt worden ist. Sogar in der politischen Landesgeschichte von Graubünden hat solch ein umfangreiches Todtenmahl angelegt werden müssen. Es war zur Zeit des Schwabenkrieges 1499, als die deutschen Truppen 1500 Mann stark einen Einfall ins Engadin machten und ihr Vortrab das Dörflein Schleins erreichte. Hier befand sich die männliche Bevölkerung eben in der Kirche bei einer Todtenmesse, alle Häuser standen verschlossen bis auf eins, aus dem ein mächtiger Küchenbunzt hervor drang. Als der Feind da eine Schaar von Mägden und eine noch längere Reihe kochender Kessel erblickte, konnte er die Veranlassung zu einer so ungewöhnlich großen Mahlzeit nicht begreifen, aber die Hausfrau Lupa war mit einer glücklichen Antwort bei der Hand. Das sei der Imbiß, sagte sie, für eine Anzahl Schweizertruppen, die man zur Stunde hier erwarte. Die Rundschaffter hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit der Nachricht der angeblichen Gefahr zu den Ihrigen zurück zu marschieren, und so blieb das Dörflein Schleins damals unbelästigt.

Nachweinen.

Man nimmt den Verstorbenen die Ruhe, wenn man ihnen zu heftig und zu lange nachweint. Die Thränen des Hinterlassenen empfindet der Begrabene als frisches Blut in seinem Herzen und als sengendes Feuer auf seiner Brust. Bei diesem durch das Abend- und Morgenland verbreiteten Sage, an welchem Türke und Christ gleichen Antheil haben, erläutert sich erst die am Leichenmahle vorgeschriebene Heiterkeit, die sich bis auf Gesang und Tanz verstieg. Um hier die Uebereinstimmung der verschiednen Völker und also den naturgemäßen Grund uralter Leichenbräuche nachweisen zu können, zeigen wir eine und dieselbe Legende in ihren verschiedenen Spielarten.

Am Ebnatfelde, zwischen den Dörfern Fried und Gips liegend, ist eine Mutter auf dem Garbenschnitten und weint dabei ihrem jüngst verstorbenen Kindlein bitterlich nach. Da liegt plötzlich das Kleine lebend vor ihr auf einer Garbe; aber sein kurzes nur bis auf die Brust reichendes Kinderhemdchen ist durch der Mutter Thränen völlig durchnäßt. Dieselbe Erzählung besißt man schon in kirchlichen Aufzeichnungen des 12. Jahrhunderts. Die Großmutter des Thomas Cantipratensis sah im Traume, während sie noch ihres Erstgeborenen Tod beweinte, viele Sünglinge jubelnd des Weges einherziehen, während ihr Sohn weit zurück mit schwerem Schritte nachschlich. Auf die Anfrage der Mutter wies er auf sein von Thränen schweres Kleid und sprach: Das sind deine Thränen, deren Gewicht so sehr meinen Gang hemmt. — Man kann in Geilers Trostspiegel (Das siebend glaß. Straßb. 1511) hierüber eine ganze Predigt lesen. Ebendasselbe wird in Helmolds Chron. der Slaven, Kap. 78, vom Tode des Bischofs Bicelin erzählt, der seinem Bruder Eppo im Traume meldet, daß er aufhören möge zu trauern: denn siehe, ich trage deine Thränen an meinen Kleidern. — So füllen im Schwedischen Volksliede Christels Thränen das Herz des begrabnen Bräutigams mit Blut an; im Schlesißen Liede überfüllen sie das Thränen-

krüglein und das todte Kindlein kann es nicht nachschleppen. Positiver versteht diese Sägung in den Dokumenten des Heidenthums sich auszudrücken, welchem sie überhaupt angehört. Der sterbende Nibelunge Wolfhart beauftragt seinen Neffen Hilbebrant, daß er die Todtenklage um ihn ja abstelle; Nib. 2239:

unde ob mich mine mage nâch tôte wellen klagen,
den nâhesten unde den besten, den sult ir von mir sagen,
daz si nâch mir iht weinen, daz si âne not.

Im Eddischen Helgiliede giebt der Begrabne seiner weinenden Gemahlin den wirklichen Grund an: jede ihrer Thränen falle ihm als bitterer Blutstropfen auf die Brust. Die Fortdauer dieses Körperschmerzes bringt den Todten eben so lang um den Genuß der Seligkeit; daher denn im indischen Gedicht Raghuvansa (achtes Buch, überf. v. Fr. Rückert) es ausdrücklich heißt:

Denn der Angehörigen stetes Weinen
Brennt den Hingeschiednen, also lehrt man.

Und nach dem Zend-Avesta sind es eben die Thränen der Hinterbliebenen, die dem an der Todtenbrücke Anlangenden den Eintritt in den Himmel verwehren. Vergl. A. Kuhn in Wolfs Ztschr. f. Myth. 1, 62. Die Todten, frei von Selbstliebe, bedürfen und wünschen ihrer Nachgelassenen Kummer nicht, aber deren Freude erreicht und erquickt sie noch im Jenseits. So heißt es im Schwed. Volkslied, Nacht des Kummers:

Denn jegliche Zähre, die deinem Aug' entquillt,
Macht, daß sich mein Herz mit Blut anfüllt;
Doch jegliches Glück, das dein Herz bewegt,
Den Sarg voll duftiger Rosen mir legt.

Höllenleben.

Nur die in der Volksfage und im Kindermund fortgepflanzten Vorstellungen können hier erwähnt werden.

Der Kollhafen (der rauschende Kessel) bezeichnet in der Kindersprache die unterste Hölle. Wer den heiligen Storch und Rauchschwalben Böses angethan hat, der kommt zu unterst in den Kollhafen; wer selbst dafür zu schlecht ist, kommt aufß Gufenbett, das ist ein Bette mit lauter Stednadeln gefüllt. Alle ungetauft verstorbnen Kinder kommen in eine Art Vorhölle, Nobischratten und Nobiskrug genannt. Der Ehratten ist ein tiefer, nach unten enger geflochtner Tragkorb. „So faren sie dahin in nobishauß, da der flamm zum fenster außschlecht, da brat man die öpfel auf dem fimsem.“ Pauli, Schimpf und Ernst LII^b. Augsb. 1542. Zwei Soldaten aus den Urfantonen liegen verwundet auf der Walfstatt zu Bilmergen 1712, wo die kathol. Kantone geschlagen worden waren; der eine spricht sterbend zum andern:

Bät auch noch den Rosenfranz,
Daß du nicht lang müßest sitzen,
In dem Nobiskrug zu schwißen.
Nun ade, mein lieber Franz!

Handschriftl. Komödie v. J. 1712. Bibl. Mur. F°. 66, Bl. 343, auf der Marg. Staatsbiblioth.

Nobis pflegt man aus abyssus, Höllenschlund, zu erklären; während es ein mundartlich verkürztes Nachbars sein wird. Die Grenze Altonas gegen das Hamburgische Gebiet bildet das Nobisthor. Der Nobiskrug bezeichnet daher in Norddeutschland die Schenke, in welcher Nachbargemeinden auf ihrem Heimwege vom Markte noch einmal Einkehr nehmen. Diese paar Benennungen ergeben, daß man in der Unterwelt ein Gasthaus, ausgezeichnet durch die Größe seiner Fässer, Trinkgeschirre und Brodkörbe, erwartete, wo denn ein Jeder demjenigen nachlebt, was ihm sonst im Leben das Liebste gewesen war. Für

solcherlei grobrealistische Kinderwünsche ist auch die Seele des Bauern nie zu alt, und wie weit man ihnen nachhängt, dies erweist sich aus dem nun Folgenden.

Essend, trinkend, spielend, in ganzen Gesellschaften wettkämpfend, spazierenfahrend und bei der Heimkehr abermals ichmausend, so denkt sich der Volksverstand das Leben und Treiben der Abgeschiedenen. Zwar ist die Vorstellung von dem übeln Loos der Bösen davon nicht ausgeschlossen; allein Niemand verweilt überhaupt gerne bei Sünde, Kummer und Qual, und so findet sich denn auch die Hölle nach Möglichkeit erträglich ausgestattet. Schon im Zend = Avesta (ed. Spiegel, Thl. 2, p. 162) „kommen die Seelen dorten den schlechten Herrschern entgegen mit schlechten Speisen“, wie bei uns die Verdammten Klöße zu essen bekommen, aber steinerne. Wolf Hess. Sag. No. 231. Vor allem bedürfen die deutschen Trinker in der Hölle des Brautessels. Eine Abbildung desselben findet sich in Matthaei Raderi Bavaria Pia 1628. p. 21. Da darf Kaiser Karl der Dicke, vom Engel des Herrn geführt, einen Blick thun in den Grund der Hölle, und sieht zwischen steilen Wänden mit ten in strudelnden Gewässern einen ehernen Topf stehen. Aus dem Rande reicht bis zur Herzgrube ein Mann hervor mit flehend erhobenen Händen; dieß ist Karls Vater, Ludwig. Malmesbury im Leben Ethelwulfs hat diese Vision beschrieben. Zeigt ihm unsere Speisekammern, unsere Vorrathskammern, unsere Keller! rief Satan den Teufeln zu, und gieng mit dem Krebzenbecher der Seele des Landgrafen Ludwig entgegen. So erzählt Casarius von Heisterbach ums Jahr 1250. Wolf DMS. No. 119. Man braucht sich durch solche Verwilderung ursprünglicher Volksvorstellungen nicht beirren zu lassen; das Wesentliche, daß in der Geisterflüche (Marg. Sag. No. 133) gesotten und gebraten wird, verbleibt, und die Kirche des Mittelalters war ebenfalls nicht abgeneigt, solcherlei Genüsse des breitesten zu schildern. „Was die Verdammten in der Hölle für Mahlzeiten halten, was ihnen da an Trank und Speise aufgesetzt wird“ — dies ist Titel und Inhalt einer Predigt des bair. Augustinermonches Igu. Ertel: *Amara dulcis*. Nürnberg 1712, 371.

Ueber das Wohlleben der Verdammten reden folgende Angaben.

In der Hölle giebt es einen Ort, wo diejenigen hinkommen, die auf der Welt keinen erschlagen, keinen Raub noch andere schwere Verbrechen begangen haben. Alda sitzen die lustigen Brüder all in einer pechschwarzen Rauchkammer, die ist von Spanlichtern erhellt; einschenken und Span pugen müssen die Teufel. Da trinken sie Bier und Schnaps, schnupfen Bresil, rauchen Dreikönigsknaster; karten, paschen, beluxen einander; zerfriegeln sich, raufen, werden wieder gut mitsammen, ringen, häfeln, singen Schnaderhüpfeln. Panzer Bair. Sag. 1, p. 97. Große Herren, reiche Bierbrauer und Wirthinnen sind unter ihnen; man hört das Erklingen der Becher und das Fallen aller Neune, wenn sie Regel schieben. Ihre Karten, Würfel und Damenbrette sind von Eisen, aber glühend, ihre weißen Kasse stehen in der Nähe. Schönwerth Oberpfalz 3, p. 121. 142. Der flandrische König Gambrinus, der zu Cameryl sein riesenhaftes Bildniß hat als erster aller Bierbrauer, sitzt an jedem ersten Mai zu Gräfenberg in Franken mit den alten Frankenkönigen tadelnd um den Teufelstisch. Wolf Ndl. Sag. p. 679. Die Rittergeister des Schlosses Wildburg im Loggenburgischen sitzen geschaart im Kreise um Kessel, welche zehnmal größer als die, worin man Käse kocht, und bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt sind. Ritterburgen der Schweiz 2, 442. Im badischen Orte Eichel zeigt man einen Stein, in welchem das Mühlespiel ausgehauen ist, und an einer Fels Spitze der Ruine Lichtenstein die Widmühle; hier fährt der Teufel mit dem Lichtensteiner Ritter Mühle. Schöppner, Bair. Sagb. No. 961. 196. Dies sind nur vereinzelte Züge des Sages, daß die Todten tafeln, zu Gaste laden oder selbst zu Gast kommen.

Ein Junker in Herzogenbusche stieß beim Heimgehen über den Kirchhof mit dem Fuße an einen Schädel und sprach höhnisch, so komm heut auf mein Abendbrot zu mir! So geschah's, der Todte setzte sich bei ihm zu Tische. Wolf DMS. No. 116. Zwölf Geister kommen auf einem Wagen zu österreichisch Altenmark ins Wirthshaus gefahren, und als sie nach

der Beche sich wieder entfernen, sprechen sie zu den Leuten: **Euer Glück! Wolf** Ztschr. 4, 142. Der Heidenhimmel, der in all diesen Erzählungen zur Hölle herabgesunken ist, verräth sich in den glühenden Regellugeln statt goldener; in den eisernen Spiellarten, statt jener Goldtafeln, mit denen die Asen im Grase des Idafeldes wettwerfen; in den steinernen Klößen statt jener Feiertagspeise, welche die Göttermutter für den Verchtentag festgesetzt hat; im Trinken von Schnaps statt jenes Unsterblichkeitsstrankes, dessen gedenkend Ragnar Lodhbrof starb unter den Worten:

Fröhlich mit den Asen
Meth ich werde trinken!

Der mecklenburgische Ritter Mollen in Dobberan ließ sich eine Grabsschrift setzen, abgedruckt bei Ledescht Unterhaltung. 1825. 2, 175. und bei Grimm Myth. 780., in der er seine Hoffnung ausspricht, mit seinem Herrn Jesu Christ tüchtig Kalte Schale zu trinken. Ebenso kreist in Walhalla der Becher und das fröhliche Trinkgelag der Helben währt ewig. Himmel und Hölle können nicht anders gedacht werden, als vermenscht. Daher sagte Swedenborg 1772, es gebe da Zimmer mit geheizten Defen und mit Fenstern, und gleichfalls solcherlei Speisen, Teller und Messer, wie bei uns. Nun, wer weiß, versetzte ihm darauf sein Tischnachbar, ob wir dann nicht jetzt bereits im Himmel sind.

Nachtrag zu S. 209. S. Funkelin von Biel, St. Bern, schreibt in seinem Schauspiel Lazarus, Bern 1551:

Woluff und dran in Nobishuß,
Seht zu, s'füwr schlecht schon oben us.

Einzelfälle.

Ein Selbstmörder fault im Boden nicht und wird immer härter; die Würmer können ihn lange nicht anfressen.

Der Selbstmörder setzt seine Seele auf einen Zaunsteden aufs Feld und läßt Gott und Teufel drum streiten. Aus einer peinlichen Untersuchung zu Suhr v. J. 1653. Balthasars Helvetia 6, 451.

Sterben kann man nicht gut, wo sich Jemand entleibt hat.

Dem Meineidigen faulen noch bei Lebzeiten die Schwörfinger ab oder werden in der Sterbstunde schwarz.

Ein Baumschänder stirbt, wenn man den beschädigten Baum mit dem Wipfel in die Erde gräbt. Aargau. Sag. no. 72.

Das Schwein im Stalle, das beständig grunzt und nicht mehr fressen will, deutet auf einen Todesfall. Saumilch giebt man demjenigen zu trinken, der im Schrecken über ein Gespenst fieth geworden ist.

Plötzlich erscheinende Schwärme von Fischen verkünden dem Land ein Sterben. Als 1419 zu Bern bei mehr als 3000 Salmen in der Aare gefangen wurden, sah man darin ein Vorzeichen von dem Einmarsche fremder Völker. Tillier, Bern. Gesch. 2, 547. Findet man im Fischteiche zu St. Moriz in Wallis eine Forelle todt, so deutet man es auf das Ende eines der dortigen Stiftsherren.

Das Rosten des Handwerkszeuges, des mitgetragenen Taschenmessers deutet auf des Eigenthümers Ende.

Wird der Kranke, dem man Schielfraut unters Hauptkissen legt, heiter gestimmt, so geneßt er, oder so umgekehrt.

Wer in kurzer Frist viermal nach einander vierblättrigen Klee findet, wird bald sterben.

Ebenso derjenige, dessen Trinkglas oder Spiegel ohne äußerliche Ursache zerspringt. Daher heißt es auch vom zersprungenen Spiegel: wer zum letztenmal in ihn geblickt, müsse sterben.

Je weiter die Furchen in der Handfläche ans Handende hinausreichen, um so näher steht man dem eignen Ende.

Um die Zeit, in der man bei Tag oder Nacht gewöhnlich entschläft, wird man einst sterben.

Der Tod des kranken Vaters erfolgt, wenn ihn seiner Kinder anwidert.

Ist man Nachts im Bette noch einen Apfel, so schaut einem dabei der Tod vor dem Fenster zu.

Der Tod hat ein Kerbholz, einem Jeden steht sein Ende drauf eingeschnitten. Gegen diesen Satz aus der Prädestinationslehre mußte die Freiburger Obrigkeit ihr Volk 1494 in einem besondern Mandat verwarnen, welches glaubte, gegen die damals herrschende Pest vermöge kein Mittel mehr zu helfen: wil, wie oft gehöret, die Zal deren, so an diser Sucht sterben sollen, angebeylet sye, voraus ins Kerbholz eingebrannt sei.

Kinderreichthum und frühzeitiger Kindertod begegnen sich in den Ehen Armer. Diese selbst verstehen auch diesen Mißstand in ein religiöses Gerechtigkeitsystem zu bringen: Die kleinere Schaar läßt uns Gott zu unsrer Freude und zum Erwerb; die arbeitsunfähige schwächliche Mehrzahl nimmt er wieder zurück, er theilt mit uns redlich.

Jemand stirbt, wenn das Ewige Licht in der Chorlampe flackert, oder wenn beim Seelgottesdienste eine linke Altarkerze zur Unzeit selbst erlischt.

Sieht man einen Stern schießen, so heißt's, nun sei die Seele des jüngst Verstorbenen abgeholt worden.

Wurmlöcher, die sich auf dem Rückweg vom Kirchhof zeigen, künden einen Todesfall.

Wer regelmäßig zu spät in die Kirche kam, bei dem wird das Leihengelaute schon geendet haben, bevor man mit ihm ans Grab gekommen ist.

Beim Verschneiden eines Menschen bewegt sich die Luft im Sterbezimmer mit leisem Wehen.

Es stirbt im nächsten Jahre, wer in der heiligen Nacht

keinen Schatten wirft. (Stammt aus dem Rabbinenglauben, vergl. meine Abhandlung Ohne Schatten, ohne Seele.)

Knabenkraut aufs Dach gesteckt, zeigt, wenn es welkt, daß ein Entferntes nicht mehr am Leben ist.

Wer im Moment, wo ein Sterbender den letzten Athemzug thut, im Hause stolpert, stürzt sich zu todt.

Sterbende Frauen sehen ihrem Arzt und den Nächstverwandten ins Herz hinein.

Der Knochencultus.

1. Das rituell geschlachtete Opferthier.

Religionen, denen das Knochengerüste als Sitz des Lebens galt und in weiterer Folge als Mittel zum Wiederaufleben, mußten in ihrem Todtencultus den Gebeinen des Begrabenen besondere Sorgfalt widmen und eine gleiche auch auf den Knochenbau der Hausthiere übertragen, zumal so lange der Mensch im Hirtenstande lebte und auf die Heerde als auf sein tägliches Brod verwiesen war. Eine aargauer Bauernregel besagt: Schneidet man in die Knochen geschlachteter Schweine, so schmerzt es noch das gemepelte Thier und die übrigen im Koben nehmen nicht mehr zu. Aus dem Hirtenleben der Israeliten stammt das Mosaische Gesetz, welches den Juden bis zur Stunde nicht erlaubt, das Schlachtvieh durch einen zerschmetternden Schlag auf den Schädel zu tödten, sondern befiehlt, es zu schwächen. Dabei schneidet der jüdische Schächter bekanntlich den Hals bis auf die Muskelhaut der Halswirbel entzwei, diese Wirbel selbst aber muß er unzerschnitten lassen. Die Lehre der Rabbinen ist sich der ursprünglichen Absicht dieses Gesetzes nicht bewußt und hat daher verschiedene Erklärungen darüber erflügelt. Im Rückgrat, sagen sie, sitze das Beinlein Lus, unverbrennlich und unverweslich; es sei der Stoff, aus dem der neue Leib bei der Auferstehung gebildet wird. Eisenmenger, Entd. Judenth. 2, c. 16. Daher lautet eine der jüdischen Tischregeln, man soll das Mark aus den Knochen nicht auf den Essteller ausklopfen, denn bei diesem Geräusche kämen die unreinen Geister in der Meinung herbei, man schlage sich unter ein-

ander; man solle vielmehr eine Krume Brod unter die Knochen legen, wenn sie zum Abtragen kommen. Buxtorf, Judenschul. 1643, 271. Dem wirklichen Sinn des Gebotes am nächsten kommend ist die Erklärung im Talmud, die Todtengebeine seien ehrwürdig, weil nach der Beerdigung die Habal de Garmin, der Hauch der Knochen, noch eine Weile ums Grab schwebt. Die Hauptstelle des mosaischen Schlachtungsgesetzes, welche jüdischen und christlichen Theologen so viel zu schaffen gegeben hat, ist indeß die beim Essen des Passahlammes erteilte Vorschrift: Ihr sollt nichts von dem Fleisch hinaus vor das Haus tragen (d. h. wegwerfen) und sollt kein Wein an ihm zerbrechen. 2 Mos. 12, 46. — 4 Mos. 9, 12. Anstatt diese Stelle abermals in herkömmliche Konfodanz zu bringen mit Joh. 19, 33: Die Kriegsknechte brachen den Schwächern die Gebeine, da sie aber zu ihm kamen, brachen sie ihm die Gebeine nicht — muß es der Wissenschaft willkommen sein, dieselbe Sagung durch mehrere altheidnische, zugleich historisch bestimmbare Thatfachen beglaubigt zu sehen. Darunter gehört die Opferfette der Thauloniden zu Athen. Sobald nemlich diese Priester am Feste der Diipolien den Opfertier geschlagen hatten, mußten sie vorschriftsmäßig schleunig sich zur Flucht wenden. Denn indem sie dem Schlachtthier den Kopf zerschmetterten, handelten sie gegen Triptolemos älteres Gesetz, dessen zweite Sagung heißt: Du sollst die Thiere nicht verletzen. Waren sie nun in verstellter Flucht hinweg, so wurde die Haut des geschlagenen Stieres ausgestopft, aufgerichtet und an einen Pflug gespannt; indem also das Thier wieder auf seine Knochen gestellt war, schien es selbst wieder hergestellt. Dieser atheniensische Priesterbrauch kehrt wieder in der mittelalterlichen Kirchenlegende, welche Thomas Cantipratensis S. 246 erzählt in seinem Werke Bonum universale de apibus, Duaci 1627. Der Abt Wilhelm von Billers ließ aus Mitleid mit einem kranken hungernden Weibe den schönsten Ochsen des Klosters schlachten, schickte ihr den gewünschten Theil davon und sie war genesen. Am andern Morgen wollte der Klosterbruder, der das Thier geschlachtet hatte, auf dem Felde nach den Arbeitern sehen. und siehe, da gieng

jener schöne Ochse im Pfluge wie vorhin. Der Mönch eilte erstaunt in die Kammer heim, wo man das Fleisch aufbewahrte, doch dieses sammt der Haut war hier verschwunden und nicht die kleinste Spur von Blut übrig. Auf welche Weise dieses Wunder gewirkt wird, erfährt man aus einer großen Anzahl anderer Legenden, deren Quelle zugleich eine noch ältere ist. Die *Legenda aurea* 124 erzählt im Leben des heil. Bischofs Germanus, wie dieser mit seinen Begleitern am britannischen Königshofe ungastlich abgewiesen, dagegen aber von einem armen Hirten aufgenommen wird, der den hungernden Fremden sein einziges Kalb schlachtet. In einer aus Nennius, edd. Gunn S. 63, 64, stammenden Fassung dieser Legende heißt es nun weiter, Germanus habe seinen Gefährten eingeschärft, daß sie beim Essen ja kein Knöchlein zerbrächen *). Nach der Mahlzeit befahl er die Knochen auf der Haut des Thieres nach ihrer Ordnung zusammen zu setzen, sprach sein Gebet darüber, und ohne Weilen war das Thier wieder lebendig. Der Heilige wird nun Hermann genannt. Berühmt ist seine Wallfahrtskirche zu Bischofsmais im Bairischenwalde. Man opfert ihm daselbst in Eisenblech geschnittenen Vieh und gegen chronische Kopfleiden Menschenköpfe aus gebranntem Thon, in denen Gerstenkörner eingeschlossen sind. Einzelne Wegbäume sind daselbst mit diesen groben rothbraunen Thonhäuptern reichlich wie ein alter Galgen behangen. *Bavaria* 1, 1001. Gleiches gilt vom irischen Landesheiligen Mochna = Guan, dessen Leben die *Hollandisten* (1, 46. erster Januar) mittheilen und das Wolf (*Zeitschr. f. Myth.* 1, 213) mit liebevoller Weisheit für die deutsche Mythengeschichte bearbeitet hat. Der Heilige vermag seinen versammelten Zuhörern, die auf weiten Wegen zu seiner Predigt kommen und hungrig sind, nichts zu geben als die gezähmten Hirsche, mit denen er durch die Wildnisse reisen muß. Doch er schlachtet und kocht sie ihnen unter dem Bedinge, daß niemand die Knochen zerbräche sondern sammle. Nachdem alle ersättigt waren, erhoben sich auf sein Gebet die

*) *praecepit autem sociis suis, ut nullum os frangerent de ossibus vituli.* Mone, *Gesch. des Heidenthums* 2, 459.

Hirsche aus den Knochenresten in alter Kraft. In dreifacher Gestalt macht sich bei einer und derselben deutschen Göttin die Wiederbelebung menschlicher oder thierischer Körper geltend, bei der Göttermutter nemlich, welche Hulda heißt, aber unter mehrfach wechselndem Namen in den mittelalterlichen Quellen wieberkehrt. Sie wird im Reinardus vulpes Herodias-Pharaildis genannt, eine Geisterkönigin, welcher der dritte Theil der Menschheit dient; antikifizirt heißt sie alsdann Diana, zugleich aber mit fränkisch einheimischem Namen Pharaildis, d. i. Frau Hilde, mnl. Verelde, Frau Hulda. An jeden dieser drei Namen knüpft sich ein schätzbarer Einzel-Zug vorliegender Sage. Herodias, des Herodes Tochter, küßt in unerwidert gebliebener Liebe Sohannis des Täufers abgeschlagenes Haupt, doch dieses hebt an entrüstet zu schnauben und zu blasen und jagt sie im Sturmwinde ruhelos auf ewig durch den Luftraum hin. Dies ist zur Strafe der am Tode des Täufers mitbetheiligten Heidin, weil sie sein Haupt, anstatt es wieder an den Rumpf zu fügen, widrig auf der Schüssel getragen bringt. Dieselbe Göttin wird dann auch Diana genannt, bald als Jagdgöttin, die abermals im Sturmwinde mit der Wilden Jagd durch die Lüfte fliegt; bald als Mondgottheit, die dem nächtlichen Zauber der Hexenfahrten und Teufelsmahlzeiten leuchten hilft. Dann wird Frau Hulda zur Unholdin. So erscheint Herodias bei der Hexenversammlung in Ferrara als die Herrin Aller mit goldenem Stabe. Sie läßt die Knochen des zum Mahle geschlachteten Ochsen sämmtlich auf dessen ausgebreitete Haut zusammenlegen, dann knüpft sie die vier Hautenden zusammen, schwingt den Zauberstab drüber, belebt den Ochsen und läßt ihn wieder in seinen Stall heimführen. Myth. 1208. Endlich wird Pharaildis zur Heiligen und dasselbe Mirakel, das die Herodias unter den Hexen gewirkt, wird nun ihr beigelegt in den Actis SS. 4 Januar 1, 172. Die Klosterjungfrau Pharaildis trifft im Spätherbst eine Schaar Trappgänse in den Saaten des Klosterfeldes, treibt sie mit dem Stab wie eine Heerde zahmer Schafe nach Hause, sperrt sie in den Stall und hinterläßt den Auftrag, daß man die Thiere über Nacht ja in Ruhe lasse, dann begiebt sie sich

in die Clausur. Allein einer der Leibeignen hat von diesem Befehle nichts vernommen, er nimmt sich einen Wildvogel und verzehrt ihn in Gesellschaft seiner Bekannten. Als Pharaildis Morgens wieder kam und die Thiere paar um paar aus dem Stalle ließ, bemerkte sie, daß eines fehle, und während sie danach suchte und sah, plauderte es der Knabe jenes Leibeignen aus, daß man die Gans abgewürgt und gegessen habe. Sogleich ließ Pharaildis alle Knochen und Federn, soviel vom Thiere noch übrig waren, herbeibringen, setzte kunstvoll alles wieder zusammen, belebte die Gans und entließ sie in ihre Freiheit. Pharaildis wird daher abgebildet mit einem Vogel in der Hand oder zu ihren Füßen. — Diese Legende gehört den Niederlanden an; der Name Pharaildis, aus Frau Hilde entstellt, heißt mittelniederl. Vrônelde und Verelde, und die Milchstraße ebenso Vrôneldenstræt. Myth. 263. In gleicher Weise lehrt die Negermutter ihrem Knaben Nanni ein gegessenes Huhn durch Zusammensetzen der Federn und Knochen wieder beleben. RM. 3, no. 47. Christus und Petrus kommen auf ihrer Wanderung müde und hungernd zu dem armen Schaffirten, der seine Thiere alle bis auf eins verloren hat. Als sie ihm gestehen, daß sie sterben würden, wenn sie nicht bald ein wenig Fleisch bekämen, schlachtet und brät er ihnen sein Schaf. Nach dem Mahle sprach Christus zum Knaben des Armen, er solle nur die Knochen zusammenlesen und alle ins Schaffell legen. Der Junge that's, dann giengen Alle schlafen. Ganz frühe aber standen Christus und Petrus auf, segneten das Haus und zogen still ab. Als der Arme mit seinem Knaben erwachte, sah er um sich eine große Heerde Schafe, und vorne dran stand sein gestern geschlachtetes Schaf frisch und gesund; auf der Stirn trug es einen Zettel, worauf stand: alle gehören dem Armen und seinem Jungen. Haltrich, Siebenbürg. Märchen no. 14. Der für die Einheriar täglich gesottene, aufgezehrte und allabendlich wieder ganzwerdende Tafeleber Sährimnir kann seine ewige Dauer ebenfalls bloß dem rituellen Tischbrauche verdanken, den die himmlischen Genossen beobachteten. Sie essen vorchristsgemäß nur des Ebers Speck, lassen die Knochen unbe-

nagt und werfen sie in die ausgebreitete Haut des Thieres zusammen. Hat dann Thörr die wunderkräftige Hammerweibe daran vollzogen, so wird das Gerippe sich ordnen und bekleden und der Eber lebend emporspringen.

Nach dem Glauben der Tiroler- und Schweizer-Sennen kann man einem Rinde, ohne es dadurch zu schädigen oder zu tödten, so viel Fleisch als man will vom Leibe schneiden, nur darf man kein Beinlein verrücken. Die Aargau. Sag. 1, no. 224, 229. 230, mit den erklärenden Anmerkungen daselbst S. 384; sowie die Naturmythen pag. 122. bringen hierüber eine Reihe von Erzählungen, in denen vorstehender Glaubenssatz vielfältig zum Erweis kommt, immer darauf hinauslaufend, daß die Schonung des Knochengerüsts die wesentliche Bedingung ist zum Gedeihen des Thieres, von dem man ein Stück verzehrt, oder zur Wiederbelebung desjenigen, das man schon geschlachtet und aufgeessen hat. Die verzehrte Kuh wird selbst dann wieder lebendig, wenn gar nichts anderes mehr von ihr übrig sein würde „als das am Baren stehende Gerippe;“ aber die wieder belebte wird immer hinkend bleiben, sobald man nur ein kleinste Knochenlein von ihr mitgeessen hat (Aargau. Sag. 1, pag. 321). Das Vorbild sämtlicher Erzählungen aus diesem Sagenkreise steht in der Edda. Gott Thörr kommt mit dem Gespann seiner beiden Böcke beim Bauern Egill angefahren, schlachtet die Thiere zum Nachtmahl und läßt den Hofbauern sammt den Kindern mitessen; doch sollen sie die abgenagten Knochen unzerbrochen in die Bocksfelle werfen. Des Bauern Sohn Thialfi ist lüstern nach dem Knochenmarke, schlägt mit dem Messer ein Schenkelbein entzwei und schlürft es aus. Am Morgen nimmt Thörr seinen Hammer, weiht damit die in den Thierhäuten liegenden Knochen, die Böcke erstehen wieder, doch dem einen lahmt der Hinterfuß. — Das gewirkte Wunder erstreckt sich anfänglich nur erst auf die wilden Thiere: Hirsch, Trappgans, (Stein-) Bock, (Wild-) Schwein; alsdann folgen die Hausthiere: Ziege, Schwein, Kuh und Roß. In den Hochalpen kommt noch die Gemse dazu, wie nachfolgende mit aller Individualität ausgestattete Erzählung aus Zingerle's Tirol. Sag. no. 725. zeigt.

Auf dem Heimwege von der Alpe Seba im Depthal kam der Bauer Jenner in Platt über die Felswand der Gostwend. Hier traf er zu seiner Ueberraschung fünf Fräulein um ein Kind beschäftigt, welches weinte und das man dann mit Milch stillte. Der Bauer zog sein Stück Schwarzbrod hervor, und dies gefiel so sehr, daß man ihn einlud da zu bleiben und mit ihnen zu essen. Eine ganze gebratene Gemse wurde aufgetischt. Die alte Frau bedeutete ihn, sich schmecken zu lassen, nur solle er sich hüten, ein Beinlein zu verrücken. Er folgte; doch siehe, trotz aller Sorgfalt entschlüpfte doch ein Beinlein am linken Fuß und kam aus seiner Fuge. Er gestand es offen den Frauen. Sie beruhigten ihn: Es mache nicht so viel, es werde deswegen eben eine Gemse nur ein wenig am linken Fuße hinken. So aß er sich satt, sagte sein Vergeltsgott und kehrte munter nach Hause. Nach einiger Zeit, als er in jener Gegend auf die Jagd gieng, sah er eine ganz abgemagerte Gemse, die am linken Fuße hinkte. Er schoß sie nicht, sondern dachte: Ich lasse dich erst fetter werden. So wartete er drei Jahre; dann, schoß er sie und schickte sie dem damaligen Pfarrer von Platt dem Pater Ignazi. Als dieser die Gemse zerlegte, fand sich, daß ihr eben jenes Beinlein am linken Fuße fehlte, das einst der Jäger aus den Fugen gerückt hatte.

Alle zur Wiederbelebung des todten Thieres gehörenden Maßnahmen, das Knochen-zusammenfügen, das Einschlagen derselben ins Fell und das Ueberspritzen mit Lebenswasser, finden sich zusammen in der Indischen Märchensammlung Pantjastantra, übers. von Benfey 2, S. 332 (V. Buch, 4. Erzählung), dargestellt in der Geschichte von den Löwenmachern. Das hohe Alter derselben leuchtet besonders damit ein, daß sie bereits in der Form des Apologs auftritt, der seinen gegebenen Stoff als allbekannt voraussetzen darf und daher die dazu gehörenden älteren Thatsächlichkeiten in der Erzählung willkürlich überspringt. Der todte Löwe wird aus seinen einzelnen Körpertheilen neu zusammengefügt und belebt. Das Wie bleibt aber verschwiegen, weil es hier nicht zum Zwecke der Fabel gehört. Sie lautet im Auszug so. Unter vier Brahmanensöhnen

hatten dreie sämtliche Wissenschaften erlernt, ermangelten aber aller Einsicht; einer dagegen hatte nichts gelernt, besaß aber dagegen Einsicht. Sie hatten beschlossen, auf ihr Wissen in die Fremde zu gehen, Fürstengunst und Vermögen zu erwerben. Während sie nun auf dem Wege dem vierten, der nichts studirt hat, wieder umzukehren rathen, weil Fürsten für bloßen Verstand ohne Gelehrtheit ihm doch kein Geschenk machen würden, erblickten sie in einem Walde die Gebeine eines todten Löwen. Da sprach der eine: da liegt ein todt's Thier, laßt uns die Probe machen und es durch die Macht unsrer Wissenschaften wieder beleben. — Ich verstehe die Knochen zusammen zu fügen, rief der Eine. Der Zweite sagte: Ich liefere Fell, Fleisch und Blut. Der Dritte sprach, ich belebe es. Darauf fügte der erste die Gebeine zusammen, der zweite verband sie durch Haut, Fleisch und Blut, doch als der dritte eben daran war, sie mit Leben zu versehen, da verwies es ihm der Einsichtige, den man eben heim zu schicken willens gewesen war, und sprach: Es ist ein Löwe! wenn du ihn lebendig machst, dann wird er uns alle zusammen umbringen. Jener antwortete: Psui, Unwissender, in meiner Hand soll die Kunst nicht unfruchtbar sein! Und der Unwissende sprach darauf: Dann warte nur einen Augenblick, bis ich auf diesen Baum hier geklettert bin. Nachdem dies so geschehen und der Löwe lebendig gemacht war, sprang dieser auf und brachte alle drei um. Sobald er nach einem andern Ort gegangen war, stieg der Einsichtige vom Baum herab und gieng nach Hause. Daher sage ich: Besser Einsicht, als solch Wissen.

Die Weissagung aus den Knochen des geschlachteten Thieres begreift man unter dem Namen Schulterblattschau. In Bintl's Blume der Tugend, gedruckt in Zingerles Tirol. Sitt. pag. 192, wird sie unter andern abergläubischen Mitteln mit aufgezählt:

die sechen an dem schulterpain,
was dem menschen sol geschechen.

Heut zu Tage kennt man nur beim Schlachten der Gans und des Schweines den schon ins Scherzhafte gewendeten

Brauch. Je nachdem das Brustbein der Martinsgans, wenn man es an der Stubendiele aufgehangen, sich weiß oder braun färbt, wird der Winter gelind oder kalt. Der Deutschorden in Preußen unternahm im Jahre 1455 seinen Feldzug nach dieser von dem Gansbein angekündigten Witterungsbestimmung. Myth. Abgl. LXVI. Man nennt es Lügenbein, weil es als falscher Wetterprophet erkannt ist; nach einer mehr alterthümlich lautenden Erklärung aber dreht es, droben an der Stubendiele am Faden aufgehängt, sich so oft herum, als Jemand in selbiger Stube vermessen redet. In Deutschböhmen heißt es nach seiner Gestalt der Schlitten; zwei Personen halten es an beiden Enden fest und ziehen in die Wette, wer dabei ein Stückchen davon abbricht, der stirbt früher.

Beim Schweineschlachten werden zwei Knochen in ähnlicher Weise behandelt, der Zungenknochen, Gabel genannt, und ein oberer Halswirbelknochen, genannt König. In letzterem glaubt man die Gestalt eines in einer Meggerskufe liegenden Mannchens zu sehen und nennt ihn daher den Säuludi. Lütolf, Fünfort. Sag. pag. 112. Vornehmlich aus der Gabel wird prophezeit und wo nun nicht mehr, da dient sie den Kindern noch zur Verfertigung ihrer sogenannten Springfrösche.

2. Menschengelbeine als Reliquien, Schädel als Trinkschalen.

Der Knochencultus, auf den sich das klassische Alterthum historisch selbst beruft, läßt in jene früheste Periode zurückblicken, da man die Leiche noch nicht verbrannte, sondern durch das Begraben so lange als möglich gegen die Verwesung schützte.

Aus Pelops Gebeinen soll Abaris das Palladium gefertigt und den Trojanern gegeben haben (Clemens Alexandr. ad gent. pag. 30), sein Schulterblatt wurde zu Elis vorgezeigt und galt für heilkräftig (Plinius H. N. 28, 4). Des Drestes Gebeine wurden in Tegea ausgegraben und nach Sparta versetzt, damit man im Kriege gegen Tegea siegreich würde. Herodot 1, 68. Des Theseus Gebeine erhebt Kimon auf der Insel Skyros und bringt sie dem Befehle des Drakels gemäß nach Athen. Plutarch im Theseus c. 36. Die Gebeine des zu Magnesia im Exil verstorbenen Themistokles werden heimlich nach Attika geschafft und von den Freunden bestattet. Thukydides 1, 138. Diese Beispiele gehören Grimms GDS. 149 an; der daselbst mit ihnen auf den germanischen und mittelalterlichen Brauch übergeht, aus Menschen Schädeln bei Festen zum Andenken an Geliebte oder Heilige einen feierlichen Umtrunk zu halten. Unser Weg hier ist derselbe, doch mit dem Unterschiede, daß wir mit unserm selbst erworbenen Material zugleich ein anderes Ziel suchen.

Die vielerlei Heiligen, die zu Folge der Legende und nach typischgewordener Abbildung ihre abgeschlagenen Häupter in den Händen tragen, stellen nach kirchlicher Deutung die Glaubensstärke dar, mit der sie den Martyrertod erlitten und überwunden haben. Dagegen aber contrastirt der kirchliche Brauch, solcherlei aufbewahrte Schädel als Trinkgeschirre zu verwenden und zur Ausspendung des gesegneten Weines unter der versammelten Gemeinde herum zu reichen. Als je älter dieser Brauch örtlich nachgewiesen werden kann, um so bestimmter gehört er alsdann der vom Christenthum weit abliegenden Heidenfite an, Libationen für die Todten darzubringen und den Minnetrunk zu ihrem Gedächtnisse abzuhalten. Der Germane, der am Feiertage zum Gedächtnisse der Gottheit mit seiner Sippschaft aus der Opferkufe trank, bot bei Einzelgelagen einen Beuteschädel als Trophäe unter den Gästen herum, und ließ ihn mit Bier gefüllt zur Erinnerung an die Waffenthat austrinken. Denn Kopf und Kufe ist sprachlich synonym, Trinkschale und Hirnschale schließen denselben Begriff in sich.

Von dieser auch bei den Celten üblich gewesenen Sitte sagt Silius Italicus lib. 13:

At Celtae vacui capitis circumdare gaudent

Ossa (nefas) auro, et mensis ea pocula servant.

Unzweifelhaft ist insgleiche der deutsch-heidnische Brauch. Der Geschichtschreiber Paulus Diaconus versichert, er habe die Hirnschale Ranimunds, des Gepidenkönigs, an der Königs-tafel als Prunkgeschirr von Hand zu Hand gehen sehen. Dasselbst ist erzählt, der Langobardenkönig habe aus dem Schädel des von ihm erlegten Gepidenkönigs Ranimund eine Trinkschale machen und sie zu Verona durch Rosimunde, des Erschlagnen Tochter, mit Wein gefüllt an der Tafel kredenzen lassen. *) Die Gesta Romanorum c. 56 schildern die Einkehr eines Fremden in einem prächtig eingerichteten Herzogsschlosse, der Gast bewundert des Herzogs Glück und seiner Gemahlin Schönheit. Doch da die Mahlzeit beginnt, sieht er, wie der Frau ihr Essen in einem Todtenkopfe vorgesetzt wird, und erfährt, dieser Schädel sei derjenige eines Mannes, der als Führer der Herzogin von deren Gemahl getödtet worden sei. Dieser Novelle hat Fr. v. Stolberg seine einst berühmt gewesene Romanze, die Büßende, nachgeschrieben. Es ist die Erneuerung der Sage vom Langobardenfürsten Alboin, der seine Gemahlin Rosimunde zwang, aus der Hirnschale ihres Vaters zu trinken, und aus Rache dafür von ihr erschlagen wurde.

Man hat angenommen, daß selbst die Trinkgefäße in Walhall Menschen Schädel gewesen seien, weil man in Ragnar Lodhbroks Sterbelied „Biarkamal“ die beiden Verse, Str. 25:

Dreckom bjór at bragdi

Or bjúgvidom hausa

bisher so übersezt: Aus den Schädeln der Feinde trinken wir Hirnmast. Allein schon Rufwurm, Nord. Sag. 1842, 220 hat das richtige Verständniß hergestellt: Bald trinken das Bier

*) Veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi in quodam die festo Ratchis principem, ut illud convivis suis ostentaret, manu tenentem. Paul. Diac. 2, c. 28.

wir aus herrlichen Hörnern; denn die aus dem Gehörne der Thierhäupter gemachten Trinkgeschirre nennt eben das Lied „die Krummhölzer der Häupter.“ Trinkhörner statt des Kelches dienten selbst noch im 12. Jahrh. zur kirchlichen Auspendung des Abendmahles. Grieshaber, altb. Predigten 2, XXXII. Im Folgenden reihe ich zu den von J. Grimm aufgezählten Exemplaren kirchlich verwendeter Trinkschädel noch einige, nicht minder historisch beglaubigte. Das Benediktinerkloster zum St. Gumpertus in Ansbach ist urkundlich 750 genannt und wird 787 von Karl dem Großen mit Freiheiten begabt; es ließ die umwohnenden wendischen Heiden aus dem wunderthätigen Gumpertusschädel Heilung trinken, wuchs darüber zum Wallfahrtsorte an und gab so den ersten Anlaß zur Entstehung der nachmaligen Stadt. Als der heiligen Anna von Klingnau Leiche ausgegraben wurde, trank eine erkrankte Kloster Schwester aus deren Schädel. Murser, Helvet. Sacra 334^b. Fieberkranken gab man zu Trier aus der silbergefaßten Hirnschale des hl. Theodul zu trinken; aus derjenigen des heil. Quirinus zu Neuß trank i. J. 1465 der Reisende Leo von Rozmital. „So lang die in Silber gefaßte Hirnschal des heil. Sebastian zu Ebersperg in Oberbayern aufbehalten und der geweihte Wein dem dahin wallfartenden Volk daraus zu trinken gereicht wird, hat die Pest in diesen Gegenden niemalsen mehr ihren Sitz nehmen dürfen.“ Vierte Festpredigt zum hundertjährigen Jubiläum der Sebastians bruderschaft zu Michach. Augsburg 1757, pag. 101. —

Einem theilweise andern Zwecke dienen die nachfolgenden Reliquien. Die Hirnschale des heil. Erhard zu Regensburg wurde dem, der diese Zeilen schreibt, vom Sakristan daselbst als diejenige des hl. Emmeram vorgewiesen; sie hat die Form eines Beckens, ist durchaus in vergoldetes Silber gefaßt und läßt mittels eines kleinen Schiebbleses auf das Cranium hineinblicken. Das Haupt des heil. Marius in der Marienkapelle zu Würzburg wird alljährlich den Gläubigen aufgesetzt, es ist eine Affekuranz gegen Kopfschmerz. Bavaria 4, 220. Ebenso besaß man ein Haupt des heil. Johannes zu Rantwil in Oberschwaben, ein

zweites von ihm zu Feldkirch in Vorarlberg, das man sich gegen Kopfwund auflegen ließ; und ein drittes von ihm wurde zu Dijon in der dortigen Benedictinerkirche zum Küssen herum gereicht. Urban Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 456. 247. Im Kloster Novalesa holte man bei Feuersgefahr aus dem Grabe Walthers den Schädel seines Enkels Rathald hervor. Grimm D.S. 2, pag. 61. Hier wehrt der herbeigetragne Schädel den Flammen, an andern Orten läßt er sie losbrechen, sobald er von seiner Stelle gerückt wird; so in oberfränkisch Weissenstadt. Am Fuße des Kirchturmes dieser Stadt befand sich das Grab eines Zigeuners, von dem es hieß, so lange es ungestört bliebe, könne im Orte kein Brand ausbrechen. Bei Gelegenheit einer Bauänderung wurden 1823 an dieser Stelle Gebeine ausgegraben, unter denen der Bürgermeister einen Schädel mit sich nahm. Desselben Jahres noch brannte die Stadt ab. Bavaria 3, 301.

Ein doppelter Glaube liegt in diesen Einzelheiten; die Gebeine des Heiligen oder Helden werden ein Schutzgeist desjenigen Ortes, der sie verwahrt, und das Trinken aus dem verwahrten Schädel ist heilkräftig. Daher wird der St. Johannissegen allen Reisenden zu ihrer Sicherheit verabreicht. Als Mabillon 1683 die Schweiz bereiste, traf er diese Sitte in jedem Gasthause: „Im Augenblick der Abreise trinkt man Euch noch eine Gesundheit zu von St. Johannis wegen.“ Iter German. Hamburg 1717, 12—41. Und G. Gessner im Thierbuch XLVI. sagt davon: „Herculis trinkt, das ist, wie wir sagen, Sant Johannis mantel.“ Ein großer Schluck, will er sagen, ist eben so gut als ein warmer Reifemantel. Wer aus dem Schädel eines Armen Sünders trinkt, hilft sich damit gegen die Epilepsie. Schönwerth, Oberpf. Sag. 3, 204. Aber die am Orte altverwahrten Gebeine dürfen von diesem nicht entfernt werden, sie sind dessen Palladium. Um Wittelsunds Gebeine, die in Eger begraben waren, stritt sich Hervorden und brachte sie 1414 an sich, sie kamen im Jahre 1821 schließlich wieder nach Eger zurück. Wachsmuth, Gesch. deutscher Nationalität 2, 135. Des Virgilius Gebeine waren zu Neapel im

Castel d'uovo in einem Saß hinter einem Eisengitter verwahrt. Als zur Zeit König Rogers von Sicilien ein weiser Meister sich dieselben erbat, empörte sich das ganze Volk, weil Neapels Glück an ihrem Besitze hänge und ihre Entfernung von hier das Meer aufrühren und den Himmel verfinstern würde. Gemeinschaftlich erzählen hievon die beiden Geschichtsschreiber Konrad von Quersfurt in seinem 1194 aus Sicilien an den Hilbesheimer Convent gerichteten Schreiben, und Ger-vastus von Tilbury in seinem 1212 verfaßten Werke *Otia imperialia*. In gleicher Weise wurden auf Island die Gebeine der Begrabnen gesammelt und in einem Saß hinter der Kirchenthüre aufbewahrt. Maurer, Island. Sagen 134. Die Schweden glaubten, an den Besitz von Freys Leichnam sei Fruchtbarkeit und Frieden des Landes gebunden, drum wurde er nicht herkömmlich verbrannt, sondern unverseht im Hügel beigesetzt, ebenso wurde König Hålfdan Svarti an vier Stätten beerdigt, um dem Lande vierfache Fruchtbarkeit zu verleihen, und man zeigte seine verschiedenen Gräber her. Grimm, *Al. Schrift.* 2, 266.

Viele dieser eben erwähnten Sagen und Bräuche deuten auf eine Periode der Völker zurück, wo sie als Nomaden oder Eroberer auf der Wanderschaft begriffen und noch ohne die festen Punkte sind, die Gebeine ihrer Ahnen bleibend bestatten zu können. Diese werden daher wieder ausgegraben und mit hinweg geführt, so oft man den Wohnplatz wechseln muß. Hat sich nun von den schon früher in gleicher Weise mitgeschleppten Gebeinen inzwischen das Meiste verloren, so reicht der Schädel oder ein einzelner Röhrenknochen zum Andenken hin und macht eine abermalige Wanderung mit. Diese Pflicht gegen die Todten ist auch den rohesten Volksstämmen heilig. Die Guinea von Arm schneiden dem außer der Heimat sterbenden Anverwandten Arm oder Bein ab, man kocht und jäubert das Stück und nimmt es zur feierlichen Bestattung mit heim. Der nord-amerikanische Indianerstamm der Abiponer verknüpft diese Sitte bereits mit dem Glauben an die Fortdauer der Seele. Ist ein Freund auf dem Schlachtfelde gefallen, so ziehen sie seine Leiche

mittlen aus den Feinden heraus und bringen sie nach dem heimathlichen Begräbnißplaze. Um sich die Last zu erleichtern, lösen sie das Fleisch von den Knochen und vergraben es; die Knochen werden sorgfältig in Leder verpackt nach Hause gebracht. In dieser Form nehmen sie auch bei Auswanderungen ihre Todten mit hinweg. Klemm, Kulturgesch. 3, 297 und 2, 98. Sogar bei den Kanibalen macht sich ein ähnlicher Brauch geltend, obschon gepaart mit dem scheußlichen Gelüste einer stets von Hunger geplagten Menschenfresserei. Nach Spir-Martinus Brasil. Reise 2, 692 grub ein Camacanerweib die Ueberreste ihres vor etlichen Monaten gestorbenen Kindes aus, schabte die Gebeine ab, kochte sie sammt den fleischigen Theilen, trank die Brühe, wickelte dann die Knochen reinlich in Palmblätter ein und begrub sie von neuem. Und damit man diese Erzählung nicht unnöthiger Weise bezweifle, so erhält man sie neuerdings aus Hochstetters Reisetagebuch der österreich. Fregatte Novara, dritter Theil. Hier ist der Schauplatz Australien. Die Leiche eines eben verstorbenen Knaben wird von seinen Verwandten über dem Feuer gebraten und gegessen. Vater und Mutter sind beim Vorgang mit zugegen und stoßen laute Klageschreie aus. Herz, Leber und Eingeweide werden unter die anwesenden Krieger vertheilt, die gerösteten Oberschenkel, als die größten Lederbissen, werden von den Eltern selbst verzehrt. Schädel und Knochen packten die Eingebornen schließlich sorgfältig zusammen und nahmen sie in ihren Säcken aus Grasgeflechte auf die Reise mit.

Dieselbe Sitte läßt sich und aus denselben Gründen im deutschen Mittelalter nachweisen. Sie wird zuerst bezeugt durch eine Stelle der *vita S. Arnulfi Metens. cap. 1, 12. Acta SS. 18. Juli.* Als auf der Reise des Königs Dagobert I. (um 621) nach Thüringen ein Vornehmer in seinem Gefolge tödtlich erkrankte und weder fort zu schaffen war noch hier zurück gelassen werden konnte, beschloß man nach heidnischer Sitte (*more gentilium*) der Leiche den Kopf abzuschneiden und den Körper zu verbrennen. Jedoch Bischof Arnulf beugte diesem Greuel durch eine wunderbare Heilung vor. Ähnliches berichten aus

dem Jahre 1197 die Reinhardtsbrunner Annalen (edd. Begele 1854, pag. 49—52) vom Tode des Thüringer Landgrafen Ludwig des Frommen, der auf dem Kreuzzuge in Syrien starb. Man brachte seine Leiche von Mon nach Cyprien: *ubi evisceratis ejusdem principis visceribus et in sartagine excocto cadavere quidquid carneum, quidquid medullosum fuerat, in quodam Cypri sacello sepultum est.* Die Gebeine überbrachten im gleichen Jahre seine Gefährten nach Reinhardtsbrunn. Noch mehrere andere Nachrichten gleicher Art hat aus Jaffe's mir nicht zugänglich gewesener Dissertation *De arte medica Saeculi XII*, Berlin 1853, Mannhardt in den *German. Mythen* 73 angeführt, sie betreffen die Sitte deutscher Heere, bei Niederlagen oder Pestfällen die Leichen der Vornehmen zu zerschneiden, auszukochen und das Gebein mit in die Heimat zu nehmen. Papst Bonifacius VIII. (regierte 1294—1303) befiehlt diejenigen mit der Excommunication zu bestrafen, welche die Leichen solcher, so außer Landes sterben, zerstückten und kochen, um sie so bequemer mit sich in die Heimat führen zu können: *defunctorum corpora sic impie ac crudeliter non tractentur.* Die Kirche ist bei dieser Anschauung verblieben, das Volk jedoch öfters noch in seine alten Gewohnheiten zurückgefallen. Zu den vielen Belegen dieser Barbarensitte, die in Grimms *W.D.* verzeichnet stehen, hat Uhland, *Gesch. der Dichtung und Sage* 3, 152 nachfolgende zwei Züge gesammelt. Aus Arnulph. *Mediolanens.* 52, c. 9. pag. 734 zum Jahre 1037: *Odonem impugnans viriliter dux Gothefredus vehementi facta congressione in momento prostravit ejusque caput avulsum humeris fertur in Italiam direxisse.* Geschichtlich noch um 1517 knüpft der Schotte Wedderburn, als Rächer seines hingerichteten Häuptlings, den abgeschlagenen Kopf eines Gegners mit den Haaren an seinen Sattelbogen. W. Scott, *Minstrelsy of the scotish border* (1812) Vol. 1, Einleit. XIII. In Tirol gilt die Meinung, daß der Kopf das Haus der Seele sei. Als vor einigen Jahren ein tiroler Wildschütze aus Biberwier erschossen und sein Leichnam in einen schaurigen Abgrund gefallen war, fehlten seine

Kameraden einen in die Tiefe hinab, der dem Todten den Kopf abschneiden und heraufbringen mußte. Der unter Lebensgefahr geholte Kopf wurde nach Viberwier gebracht und auf dortigem Gottesacker beigelegt. Zingerle in Wolfs Zeitschr. für Myth. 4, 151. Als der Wahn des Vampyrismus wüthete, entstand der Justizbrauch, die deshalb angeschuldigten Leichen wieder auszugraben, zu pfählen, zu enthaupten, ihr Blut unter das Brodmehl zu verbacken und es von den Kranken als Heilmittel essen zu lassen. Bei einem solchen Falle in der Provinz Posen fanden sich die mit beigezogenen Priester wegen Entweihung der Gräber in ihrem Gewissen beunruhigt und fragten darüber bei der Sorbonne in Paris an. Ihr Schreiben ist vom 9. Jan. 1693. Der Abt Calme theilt den Entscheid der Sorbonne mit: Excommunicirt sei, wer nur ein oder das andere Glied einer Leiche abschneidet; der Verstorbne und sein Grab müssen geheiligt bleiben. Abhandlung von den Vampyren, deutsch. Augsburg 1751. Aus dem früheren Ritus, der bei Leichenverbrennungen in Indien der gültige war, hat Mar Müller in der Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Gesellschaft, Band 9 (Todtenbestattung bei den Brahmanen) Züge mitgetheilt, durch welche die eben erzählten ihre gänzliche Erklärung erhalten. Ist Jemand in der Fremde gestorben, so werden die Gebeine seiner dort verbrannten Leiche in die Heimat geschafft. Hier legt man sie auf einem über den Scheiterhaufen gebreiteten schwarzen Ziegenfelle nach der Gestalt eines Menschen zusammen, reibt sie mit Butter, belegt sie gliederweise mit den entsprechenden Gliedern einer zum Todtenopfer geschlachteten Kuh, schlägt alles zusammen in die Ziegenhaut ein, entzündet den Scheiterhaufen und spricht folgende an die Leiche selbst gerichtete Verse aus Rigveda:

Nimm von den Kühen die feuerfeste Rüstung,
Umhülle dich mit ihrem Fett und Marke,
Daß nicht der wilde, flammenfrohe Agni,
Der Wüthrich, rings versengend dich umfange.

„Die feuerfeste Rüstung der Kühe“ ist das Thiergerippe, das dem Menschengerippe als Ersatzmittel für jeden Einzelknochen

mitgegeben wird, welcher schon verloren sein oder ganz im Feuer (Agni) mitverbrennen könnte. In Ermangelung einer Kuh werden die Theile dieses Thieres in Kuchenform gebacken auf die Leiche gelegt. Geht der Leichnam ganz verloren, so muß man 360 Palasa-Stiele (so viele Blattstiele als man Körperknochen anzunehmen pflegt) in das genannte Ziegenfell wickeln und den Leichenbrand wie vorher vollziehen. (Mannhardt in Wolfs Ztschr. für Myth. 4, 422.) Dieser Palasa ist der indische Lebensbaum, er hat dreiständige gefiederte Blätter, scharlachrothe Blüthen und rothen Saft. Kuhn, Feuerraub 192. Ein gleicher Lebensbaum als Mittel geistiger Wiedergeburt erscheint im deutschen Glauben. Rauch und Feuer geht unter dem Wachandelbaum auf, wo die Schwester die Knochen ihres Brüderchens hingetragen, und letzteres ersteht darauf vom Tode. Der Wachandel-Wachholder ist der belebende juniperus, dessen Namen man bekanntlich ableitet a junior et pario; Duedholber besagt, daß er erquidht, belebt. Daher heißt es zutreffend in Konrads von Megenberg Buch der Natur (Augsburg, Schönsperger 1499, Blatt t 4^o): „Juniperus der krametbaum heißt in meiner mütterlichen teutsch ein wechalter. Man spricht, das der kramet helff für der gelider müden, und darumb so ettlich müd werden, so schlaffen sy vnder des baumes schatten.“ Claus Magnus Quest. Septentrion. lib. 16, 130 behauptet, man habe beim Leichenbrände gothischer Fürsten sich des Wachholders bedient: mos antiquorum erat, cadavera principum flammis juniperi ligni compurare. Der indische Palasa und der eddische Hoddmimir sind also gleichmäßig die Bäume, aus denen ein unterbrochenes Menschenleben erneut hervorgeht. Wie das erste Menschenpaar Asir und Embla aus der Walbesche erschaffen sind, so tritt nach dem neuen Himmel und der erneuten Erde das neugeschaffne Menschenpaar aus der Himmelsesche hervor, aus dem Baume des Paradieses.

3. Der Ersatzknochen.

Der durch Jagd und Krieg mit Wunden und Verstümmelungen genugsam vertraut gewordene Germane durfte nicht hoffen, alle seine Gliedmaße unverfehrt mit ins Grab bringen zu können, während zugleich sein Glaube an die sinnliche Fortdauer nach dem Tode es ihm stets wiederholte, der Genuß der Seligkeit sei unzertrennlich an die körperliche Vollkommenheit und Wohlgestalt geknüpft, mit der man unter den Unsterblichen erscheine. Auch noch eine andre grausame Vorstellung, aus seinem eignen Rechtsleben entsprungen, mischte sich unter seine Todesgedanken, die Vorstellung nemlich von dem langen gefährlichen Wege ins Todtenreich und von dem Zoll, der bei der Ueberfahrt über den Todtenstrom oder an der Geisterbrücke Gjallar selbst erlegt werden mußte. Wer nicht Schätze und Gold bei sich hatte, mußte hier gliederweise mit seinem eignen Leibe bezahlen.

Der linke Fuß, weil er in den Stegreif tritt, und die rechte Hand, weil sie den Stoßvogel trägt, wird in peinlicher Strafe abgehauen (Grimm N. 705); also konnte denn auch der Todtenfährmann sich leiblich bezahlt machen wollen. Wer über die Schelde setzen will, muß dem Riesen dorten die rechte Hand zum Zoll lassen. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 53. Ich zerreiße dich, und dann ist Alles bezahlt, sagt der Riesenfährmann zum Soldaten. Zingerle, Märch. 1, 2.

Der Verstand sah sich genöthigt, diesen Sagen des Jenseits durch andere im Diesseits zuvorzukommen und diese auf bürgerliches und religiöses Leben, auf Krieg und Frieden, auf Lebende und Todte auszudehnen. Es wurde daher jedem einzelnen Körpergliede bis auf den kleinen Finger hinab sein eignes Vergelt, seine ganze Werthsumme, rechtskräftig angesetzt und der Schädigende zur Erlegung dieses Betrages gerichtlich verhalten; ebenso wurden den Leichen, nicht bloß verstümmelten, sondern auch den ganzen und heilen Körpern, Ersatzglieder mit ins Grab gegeben. Damit war der Gefahr

vorgebeugt, an der Todtenbrücke ohne Fährgeld, und im Himmel verstümmelt erscheinen zu müssen. Von der Todtenmünze ist in den „Oberdeutschen Leichenbräuchen“ S. 189 bereits gehandelt, auf die Ersatzglieder gehen wir nun über.

Die fränkische Kirchenversammlung, welche 743 zu Reptinā im Hennegau eine Reihe Heidenbräuche verurtheilt und in dem *Indiculus superstitionum et paganiarum* verzeichnet hat, verdammt cap. 29 den Brauch, menschliche Gliedmaße oder Modelle solcher religiös anzuwenden: *de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu*. Solcherlei hölzerne Füße und Hände hat man 1847 auf dem Todtenfelde von Oberflacht am Lupfen im württemberg. OA. Tuttlingen aufgefunden. Je ein hölzerner Fuß in Form von Schnabelschuhen mit tief eingeschnittenen Ornamenten lag zu jeder Seite der Leiche, bei einer andern lagen hölzerne Hände. Seither hat man in Heidengräbern statt dieser Gliedermodelle wirkliche Ersatzschädel aufgefunden, die von einer fremden Leiche, etwa der eines Sklaven genommen und der örtlichen einzelnen zu ihrem Haupte beigelegt waren. Folgende Funde erwähnt Weinhold, Heidenische Todtenbestattung in Deutschland. Ein Hügelgrab zu Dmütz in Mähren enthielt die Knochen zweier Skelete, eines männlichen und weiblichen Körpers, mit einem einzigen Schädel, so geordnet, daß ungefähr die Umrisse eines Gerippes nachgeahmt waren. Mitten hinein war Leichenasche geschüttet. Die Beigaben, ein Beil von Grünstein, zwei Messer von Hornstein, weisen auf eine sehr frühe Zeit. Die Heidengräber zu Ranis im thüringischen Orlagau zeigen in einem Leichenhügel vier Schädel ohne andere Leibestheile. Bau und Fundstücke dieser Gräber weisen ihnen eine Zeit an, die vor der Eroberung Thüringens durch die Franken liegt. Im Todtenacker bei Rennig an der Mosel lagen zwei Köpfe bei einem einzigen Gerippe. Gleiches traf man auch in dem Grabe Childerichs zu Doornik, das man im Jahre 1653 öffnete. Hier fand man ein Schwert mit Goldgriff, eine Goldschnalle, über hundert römische Goldmünzen, alle des V. Jahrhunderts, 300 goldne Bienen aus dem gestickten Königsmantel. Neben den Knochen eines großgewachsenen

Mannes (Ghilderich starb 481 als Heide) lag der vom Rumpf gelöste Schädel eines Jünglings. So liegt im Altare der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kt. Luzern, ein heil. Leib zur Verehrung ausgesetzt, welcher zwei linke Beine hat, und obgleich es darüber manche Nachbarspötereien giebt, entfernt man doch das eine unpassende Bein keineswegs. Aus persönlicher Erinnerung stammt folgender Glaubenszug. Uns Kindern wurde öfters ein Militairpensionär gezeigt aus jener Zahl, die der letzte Ansbacher Markgraf gemeinsam mit den Hessischen Soldaten den Engländern nach Amerika verkauft hatte. Alle die Knochensplitter, die ihm der amerikanische Feldscherer aus dem Leibe geschnitten hatte, pflegte er in einer Schachtel mit sich herum zu tragen. „So schmerzen mich die Wunden nicht,“ antwortete er, wenn man um den Grund fragte.

Wir suchen die Erklärung dieser sonst so räthselhaften Bestattungsbräuche in dem fixen Geldwerth, zu dem jedes einzelne Körperglied im altrömischen und im altdeutschen Rechte geschätzt ist, je nachdem ein Freier oder ein Unfreier verlegt ist,*) und finden diese Knochenschätzung veranlaßt durch den ursprünglichen Glauben, Lebens- und Fortpflanzungsvermögen habe seine Quelle im Knochen und Knochenmark. Aus Adams Rippe ist Eva geschaffen, in des Vaters Hüfte wird der noch ungeborene Dionysos ausgetragen (*imperfectus adhuc infans patri insuitur femori. Ovid. Met. 3, 311*). Während der Ebbische Urriese Umir schläft, zeugt sein einer Fuß mit dem andern einen sechshäuptigen Sohn und unter dem linken Arme erwächst ihm Mann und Weib. In der Mahabharata wird Bhrgu aus dem sich spaltenden Herzen Brahmas geboren, dessen Enkel dagegen trägt seinen Namen Aurva, Linksschenkel, davon, daß er der Mutter Schenkel spaltend geboren ist. Kinderlos ist König

*) Poena autem injuriarum ex lege XII. tabularum propter membrum quidem ruptum talio erat, propter os vero fractum aut collisum, trecentorum assium poena erat, velut si libero os fractum erat; at si servo, CL. — Gaii Inst. Comm. edd. Böcking III. § 223.

Vena erschlagen; darum rieb man seinen linken Schenkel in der Weise, wie man das heilige Feuer entzündet, und es entsprang daraus der Mann Nishâda; hierauf rieb man in gleicher Weise die rechte Hand des Todten und daraus entsprang ein anderer Sohn Prithu. Kuhn, Feuermythus 11. 168. 169. Ebenso ist nach der Annahme der Malghasen Eva eine Schenkelgeburt Adams, dem als er einst zu viel gegessen, das Bein dermaßen anschwell, daß er ein junges Mädchen daraus hervornehmen konnte. Die caribischen Stammeltern sind eine Schenkelgeburt des Gottes Eguo. Myth. 536. Als neuere Begebenheit ist derselbe Vorgang im westflandrischen Dorfe Bladsloo bei Dixmûde auf einem Grabstein ausgehauen zu sehen und steht in den dortigen Kirchenbüchern aufgeschrieben. Ein böser Mann daselbst hatte sein Weib in den Wehen hilflos hinsterven lassen. Darauf fieng sein rechtes Bein an zu schwellen und öffnete sich nach neun Monaten in der Gegend des Knies und es gieng ein lebendiges Kind draus hervor. Wolf DMS. Nr. 198 und 600. Auch im Kinderreim ist davon die Rede und steht verzeichnet im Oldenburgischen „Kinderleben“ 1851, pag. 55:

San mit de Bene
 freeg n' Kind,
 San mit de Bene freeg n' Roh:
 de hört San mit de Bene to.

Das Kinderprüchlein erinnert an die berühmte Weiße Kuh, die im afrikanischen Betschuanen-Märchen aus dem einen Beine des Riesen hervorkommt und dem Jäger Mafilioniane zu theil wird. Klette, Märchensaal 3, 386. Doch was uns Märchen und Sage nur sinnbildlich zu äußern scheinen, das gewinnt in Sprache und Brauch seine ernstliche Geltung. Weil man ursprünglich nach der körperlichen Gliederfolge die Verwandtschaftsgrade und Erbfolge der leiblichen Familienglieder bestimmt hat, so bezeichnet der Inselschwebe die Generationen von Vater und Großvater mit le, das Lid, und mit knâ: Knie, Glied, Generation. Rußwurm, Sibosolle 2, 179.

Dieselbe nach Vater- und Mutterknie berechnete Erbfolge ist auch in der Mahabharata festgesetzt, Holzmann, Indische Sagen 1, 198:

Dem Kind und der Schwiegermutter ist
Das rechte Knie zum Sitz bestimmt,
Für die Gemahlin aber ist
Das linke Knie der rechte Ort.

Wer sich daher gegen eine Verkürzung angeborener Sippschaftsrechte verwahren will, pflegt bei uns zu sagen, ich bin meiner Mutter nicht an den Beinen geboren. Simrock, Sprichw. Nr. 7223.

Nach gleicher Zählung der Körperglieder gegenüber dem Verwandtschaftsgrade macht das Traumbuch Apomasaris (durch Joh. Lewenklaw, Frankf. bei Kämpfern 1645) pag. 17 diese Folgerungen: Träume vom rechten und linken Arme bedeuten die nächsten Blutsfreunde, Träume vom Oberschenkel die übrigen. Träumt einem Weibe, es seien ihr beide Füße abgehauen, so wird sie ihre besten Freunde begraben. Burtorfs Schrift Judenthul (Basel 1643, 477) meldet, wie die Juden in der siebenten Nacht des Pfingstfestes in den Mondschein tretend, aus dem Schatten ihres Körpers ihr Schicksal erforschen. Mangelt einem im Schatten der Kopf, so wirds ihm dies Jahr den Kopf gelten; mangelt ihm ein Finger, so wird ihm ein guter Freund sterben; mangelt ihm die rechte Hand, so triffts den Sohn; und wenn die linke, so wird ihm eine Tochter mit Tod abgehen. — Ueber die jedem einzelnen Finger rechtlich eingeräumte Bedeutung handelt der Abschnitt Fingersprache, im Alemannischen Kinderlied pag. 126, auf den hiemit verwiesen wird. Noch jetzt legen wir den Fingern Weissagungsgabe bei: Wenn das angezogene Fingergelenke knackt, so bekommt man bald eine Frau (Aargau). So oft die Finger ihr knacken, so viel Freier hat ein Mädchen (Wolf, Beitr. 1, 210). Da die Finger unschuldiger Kinder vorzugsweise prophetische Gabe besitzen, so stellt die Here den Händchen von Kinderleichen nach, siedet daraus das Besenschmalz und salbt damit den zum Bloß-

Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. I. 16

berg tragenden Besen. Ebenso ist die Kinderhand den Dieben ein Mittel, bei nächtlichem Einbruch alles in Zauberschlaf zu versenken und zugleich Alles mit den blauesflammenden Leuchtfingern zu beleuchten. Auch hievon handelt bereits mein Alemannisches Kinderlied, S. 344. Daher rührt der Name Diebsfinger und Diebsdaumen. Als der Gauner Matter, der im Jahre 1850 im Aargau hingerichtet wurde, wiederholt aus festen Kerlern auf kaum begreifliche Weise ausgebrochen war, erzählte sich das Volk, er trage einen solchen Kindsfinger mit sich. Und wirklich geschah es im Jahre 1856, daß ein Mitglied seiner Bande, Rohner aus Baldingen im Bezirk Baden, eine Kinderleiche auf dem Kirchhofe zu Endingen zu diesen Diebszwecken ausgrub. Entdeckt floh er ins Ausland und nahm Werbdienste. Denselben Vorfall aus Oesterreich vom Jahre 1859 berichtet Osenbrüggen (Rechtsalterth. Heft 3, 24) nach der österreichischen Gerichtszeitung desselben Jahres.

In Vorpommern und auf Rügen heißt es, man müsse sich aus der Gruft eines Vornehmen den kleinen Finger holen, und habe daran ein Schutzmittel. Als aber ein Fuhrmann einen solchen seinen Rossen in die Krippe warf, um sie vor Krankheit zu bewahren, giengen sie ihm alle drauf. Kuhn, Westf. Sag. 2, S. 53. Von einem Wirbelsknochen, der Zauberschlaf bewirkt, erzählt Caesar. Heisterbac. Dial. VI, 10: *Mane cum prodente Engelberto a vicinis nulla arte dormientes possent excitari, et quaererentur circa domum maleficia, quorum virtute haec noverant fieri, supra foramen de tecto pendentem quasi spinam humani cadaveris reppererunt. Quamota mox omnes excitati sunt.*

Daß dem Knochen beigelegte Weissagungs- und Entdeckungsvermögen kommt ferner zum Vorschein in der Rechtsfrage und im Märchen, die beide vom Klingenden und vom Singenden Knochen handeln. Die Rechtsbücher bestimmen die Größe des an einem Knochen erlittenen Körperschadens nach dem Klange des beschädigten Knochentheiles. Der aus einer geschlagenen Wunde abgegangne Knochen wird die offene Straßbreite weit hinüber in Schild oder Becken geworfen und wenn

die Zeugen eiblich bestätigen, daß sie eben so weit den Klang des hineingeworfnen Knochens gehört haben, so wird der Kläger in die Buße verfällt, die dem vorgeschriebnen Werthe des einzelnen Körpergliedes entspricht. Dieses Gesetz, fügt Grimm bei, RA. 77, muß durchgreifend unter allen deutschen Völkern gegolten haben, so oft gedenken desselben die Rechtsbücher. Zusammenhängend damit ist die spätere Sitte, an ermordet gefundenen Leichnamen, wenn man den Thäter nicht zu ermitteln wußte, einen Knochen auszubrechen und ihn an der Gerichtsstätte aufzuhängen. Man glaubte, das Todtengebein würde den Uebeltäter, wenn er wieder hier zur Stelle käme, mit Blut übersprigen und verrathen. Hieron handeln die Aargau. Sagen Nr. 349—352, und die Naturmythen pag. 55. Die Vorstellung vom klingenden Knochen verwandelte sich in die vom singenden, worüber zu vergleichen ist Aargau. Sagen Nr. 353 sammt den daselbst gegebenen Anmerkungen. Unter den seither erschienenen Sammlungen erzählt dasselbe Märchen Gurge, Walbecker Volksüberlief. 1860, 55; und Haltrich, Siebenbürg. Märch. Nr. 42; lepterer also:

Aus dem Grabe des kleinen Bruders, den die zwei größeren ermordet und verscharrt haben, wächst ein Rohrstengel auf; diesen schnitt sich ein Schäfer zur Flöte und als er zum erstenmale drauf blies, gabs den wunderbaren Gesang: „O Schäfer sein, du bläfst auf meinem Beinelein!“ Als nun der König, dem nachforschte und befahl, daß alle Leute seines Landes einmal drauf blasen sollten, kam's auch an die beiden Brüder, die Flöte verrieth sie und sie wurden gehängt. — Ein fränkischer Kinderreim erinnert an dieselbe Tradition:

Enchen, Benchen, Gänsechnabel,
Wenn ich dich im Himmel habe,
Reiß ich dir ein Beinchen aus,
Mache mir ein Pfeifchen drauß,
Pfeif ich alle Morgen,
Hören's alle Storchen.

Aus dem singenden Knochen wird die blasende Pfeife,

aus dieser zuletzt die läutende Kirchenglocke, vergl. Grimm, Altdän. Helden-L. 120. Bei der Stadt Mariboe auf der Ostsee-Insel Saaland floß eine wunderthätige Quelle, in deren Bad die Glieder eines zerstückten Menschenkörpers sich wieder vereinigten. Der heidnische Zaubersbrunnen wurde hierauf in einen christlichen Taufbrunnen umgewandelt und eine Kirche hingebaut. Nun aber verkündeten deren Glocken die Unthat, welche hier von neubekehrten Eltern in ihrem Christenaberglauben begangen worden. Sie verkauften ihr Kind Hellelib als Sklaven um eine Kirchenglocke, und deren Geläute klingt daher:

Mein Vater, der wollt' mich erhenken,
 Meine Mutter, die wollt' mich ertränken,
 Sie verkauften mich für eine Glocke neu,
 Die hängt in Maribö's Kirche frei.

Alle diese Märchen vergessen jedoch dasjenige Mittel zu nennen, durch welches der todte Knochen zur weissagenden Flöte wird. Es bestand dies darin, daß man ihn entweder mit den übrigen Theilen seines Knochengerüsts wieder vereinigte, oder wenn letzteres schon mangelte, dasselbe ideell ergänzte, aufrichtete und den Fundknochen dabei feierlich mit erhöhte. Dann erst kehrte ihm das Leben mit dem Vermögen zu Sprache und Gesang zurück. Wenn für diese Verfahrensweise thatächliche Angaben alter Zeiten zwar jetzt noch mangeln, so reden doch um so lauter einige Züge hiefür, die wirklichen Bräuchen aus dem Sennenleben angehören und um so mehr in zahlreichen darüber handelnden Sagen und Märchen sich abspiegeln.

Unter den spanischen Volksmärchen, welche Manuel Mila 1853 in Barcelona herausgegeben, findet sich auch das vom Singenden Knochen in einem Volksliede, und W. Grimm giebt in Haarts Zfchr. 11, 212 einen Auszug davon. Die ältere Schwester hat ihre jüngere ermerdet und hst mit deren Bräutigam beim Hochzeitssmable. Inzwischen haben Wanderer die Leiche gefunden, machen aus deren Armen eine Harfe, begleiten sie mit dem Blendbaar und stellen sich vor dem Hochzeitshause spielend auf:

Die erste Saite sagte, die Braut ist meine Schwester.
 Die zweite Saite sagte, der Bräutigam ist mein Geliebter.
 Die Braut ward drüber blutroth: Ich mag die Harfe
 nicht hören!

Ward roth wie glühende Kohlen und sprach: Die Harfe
 schmäht mich!

Die vierte Saite sagte: Die Harfe wird nicht schweigen.
 Die Braut legt sich zu Bette, noch stärker tönt die Harfe,
 Vor Schrecken bricht der Braut das Herz.

In der Beschreibung des Alemannischen Wohnhauses ist gezeigt, daß der oberste Bodenraum unter der Dachfirst, statt Ruß- und Rauchkammer auch Knochengalgen genannt wird, weil vielleicht vormalß hier das kleinere Rauchfleisch hing, Schulterblatt und Hammensuß des Schweines. Ob sich daran je der Gedanke geknüpft hat, den Fleischvorrath des Hauses zu mehrn oder gedeihlich zu machen, indem man die Knochen der Mahlzeiten sammelte und an eignen Gestellen opfernd aufhieng, dies steht dahin; doch deutet hierauf ein Brauch, der bei Grohmann, Aberglauben aus Böhmen S. 143 verzeichnet ist: bringt ein Obstbaum nicht viel Früchte, so legt man einen Aasknochen in seine Aeste, alsdann schämt er sich und trägt folgendes Jahr reichlicher. Letzteres ist nur ein mißverständner Heidenbrauch, denn eben die alte Sitte, Knochen und Haut des geschlachteten Thieres geordnet auf der Reidstange aufzusteden, hieß ebenfalls Knochengalgen und hat sich im Märchen und in der Volksitte in dieser Form zum Theil noch erhalten. Westfälische Hirten haben ehedem zur Pfingstfeier die beste Kuh der Heerde auf der Weide draußen geschlachtet und gemeinsam verzehrt; heute, wo dies nicht mehr möglich ist, machen sie doch die im Frühling neu betriebne Viehweide damit gedeihlich, daß sie am Plage den „Knochengalgen“ errichten, indem sie eine Tanne in Ast und Wipfel mit gesammelten Knochen und einem Pferdegeschädel besteden. Es ist ein zum Nachwuchs der Heerde und zum Wieswachs der Almende dargebrachtes Opfer, von welchem Kuhn, Nordd. Sag. pag. 227 und 379 Nachricht giebt; das förmlich zerlegte und in seinen Knochenresten

feierbräuchlich behandelte Opferthier wird an einer Stange wieder zusammen gesetzt, also nach demselben rituellen Verfahren, an das der Glaube sonst die Möglichkeit geknüpft hatte, einen schon zerstückten Körper wieder aufleben lassen zu können. Auch im Fricthale hatte vor einem Jahrhundert dieser Brauch noch Geltung gehabt. Die Hirten schlossen daselbst den Weidgang alljährlich damit, daß sie am Ende ihrer gemeinsamen Festmahlzeit einstimmig in die verschiedenen künstlichen Mundlöcher einer eigens gegrabnen Grube hineinschrieten; dies hieß das Stierengebrülle und stellte das Brüllen des zum Opfer geschlachteten Thieres dar. Es war von solcher Wirkung, daß der Schall bis über den Rhein im Schwarzwald drüben gehört werden konnte. Beim Hammeltanz und Hahnentanz, beschrieben in Meiers Schwäb. Sag. S. 442 ff., geht der Reihn um eine Stange oder einen Pfahl, auf dem die behänderten Tanzpreise hängen und Hammel oder Hahn stehen lebend nebenbei. Um's Jahr 1225 stand aber der Preishammel erhöht an seiner Stange „gleichwie auf einer Schaubühne“, und alles Volk aus der Umgegend von Kirchherten, Kölner Diocese, versuchte wettanzend, ihn in seinem Bänderschmuck zu gewinnen. Der herbei gekommene Priester untersagte bei Strafe des Bannes diesen Tanz, der eben so gößendienerisch sei als jener war um das goldne Kalb, doch man hörte unter Pfeifen und Schalmeten nicht auf ihn. Da verwüstete an jenem Sommertage der Hagel die gesammte Landschaft und zerstückte den „angebeteten Widder,“ daß nicht eine Klaue mehr von ihm übrig war. Cäsarius von Heisterbach, von A. Kaufmann, Zweite Aufl. 1862, S. 188. Unferne von Benevent verehrten die schon bekehrten Langobarden den Blutbaum, wie Grimms Myth. 615 aus dem Leben des heil. Barbatus, Acta SS. 19. Februar pag. 112 und 139, beibringt. Wettreitend schleuderten sie rückwärts gewendet ihre Lanzen nach einer auf jenem heiligen Baum hängenden frischen Thierhaut, suchten diese damit in Stücke zu zerreißen und genossen dann das herausgeworfne Stückchen als ein besonderes Heilmittel: *cumque lanceolis esse vibrata pellis mortua cerneretur, veluti pro remedio animae ex hac*

illusionem corii partis mediae factam recisionem gustabant. Gregor d. Gr. (epist. 7, 5) ermahnt Brunichilden, bei den Franken zu verhindern, ut de animalium capitibus sacrificia sacrilega non exhibeant. In den schwedischen Märchen von Cavallius-Stephens, übersetzt von Oberleitner, findet die Königstochter Schädel und Gebein eines Hirschkalbes, das von den Raubthieren zerrissen worden, setzt die Gebeine auf eine hohe Stange im Walde und entschläft in ihrer Reifemüdigkeit darüber. Sie wird durch einen lieblichen Gesang erweckt. Die Stange mit dem Beingerippe war in eine Linde verwandelt, in deren Krone statt des Thierschädels eine Nachtigall sang. Durch das Zusammenstecken der Knochen ist also das Hirschkalb wieder belebt, seine Seele ist beflügelt und singt in lebensfroher Dankbarkeit vom Baum herab. Sind anderwärts die Knochen des ermordeten Kindes alle aufgelesen, so kann sich dasselbe in einen geflügelten Engel der Seligkeit verwandeln; daher das Lied in Göthes Faust:

Mein Schwesterlein klein
 Hub auf die Bein
 An einem kühlen Ort,
 Da ward ich ein schönes Waldbögelein,
 Fliege fort, fliege fort.

Derselbe Vorgang macht im R.M. Machandelboom die Begebenheit aus. Die Knochen und Beinchen des geschlachteten und gegeßnen Bruders sind unter den Tisch geworfen, doch von der Schwester alle in ein Seidentuch gesammelt und unter den Baum ins Gras hinaus gelegt worden. Da verschwand Gebein und Tuch, des Baumes Zweige neigten und bewegten sich und ein Vogel sang aus dem Wipfel:

Mein Mutter, der mich schlacht,
 mein Vater, der mich aß,
 mein Schwester, der Marlenichen
 sucht alle meine Beinchen,
 bindt sie in ein seiden Tuch,
 legt's unter den Machandelbaum.
 Rymitt, wat vörn schön Bagel bün ik!

Auch nach altböhmischem Glauben wurde die Seele, sobald sie den Körper verließ, geflügelt und wohnte auf Bäumen. In einem Mährischen Liede von Troppau heißt es: „Die Seele flog aus dem Körper, Niemand weiß, wo sie hingflog, setzte sich auf einem Hain nieder, auf den grünen Rasen.“ Grohmann, Böhm.-Abergl. S. 194. Zu dritt werden die neugeborenen Kinder in die Elbe geworfen, zu dritt fliegen sie als singende Vögelein heraus. RM. Nr. 96. Im französischen Volksreim singt die in einen Vogel verwandelte Kindesseele:

La Lisette m'a pleuré,
sous un arbre m'a enterré,
je suis encore en vie.

Der Knochengalgen, auf den der Thierschädel gelegt wird, erhöht sich also in einen lebensverjüngenden Machandelbaum oder Quedholzer, angelsächsisch quicbeam, und flößt den auf ihm geopfertem Wesen frische Lebenskraft ein, daher wird er mit den übrigen Wunschdingen auch zugleich genannt; das tanzende Wasser, der sprechende Vogel und der singende Baum sind die drei Zaubermittel, mit denen die wiederkehrenden drei Kinder ihre eingekerkerte kranke Mutter heilen und befreien. Tausend und eine Nacht, Breslauer Uebersetzung, Nacht 426—436. Dafür bringen in Wolfs HM. die drei Königskinder das Wasser des Springbrunnens, den weissagenden Vogel und des Baumes goldne Früchte mit zurück. Im altägyptischen Märchen, welches Emil de Rougé aus einem Papyrus übersezt und Mannhardt in Wolfs Ztschr. f. Myth. 4, 232 verdeutscht hat, ist des ermordeten Satu Herz in die Blüthe eines Akazienwipfels gelegt und wird in ein mit dem Wasser der Opferspende gefülltes Gefäß gethan, worauf Satus Leiche wieder auflebt.

Ein Kapellenbildniß zu Sivering bei Wien zeigt die heil. Agnes, einen Knochen in der Hand haltend. Auf dieser Heiligen Rath hob hier ein Bauer auf, was ihm auf dem Wege zuerst vorkam, und dies war nichts als ein Knochen; aber zu Hause fielen Dufaten heraus. Vernalsten, Oesterreich. Mythen 18. Der Knochen selbst war also golden, ein Zug der auch in

Grimm's D.S. Nr. 372. sich wieder verräth. Karls d. Gr. Leiche in der Achner Gruft wird von Otto III. besichtigt und unverfehrt befunden, nur ein wenig fehlte ihr an der Nasenspitze; Otto ließ sie von Gold wieder herstellen. *) Dem Kinde, das sich das Beinchen gebrochen, läßt die Mutter ein goldnes machen; allein es hilft doch nichts, die Thüre geht auf und der Tod kommt herein. Als es nun begraben war, erbrach der habjüchtige Todtengräber den Sarg und stahl das goldne Beinchen. Aber das Kind weckte den Dieb drei Nächte lang, bis er den Raub wieder hergab: da hastu din Bëneken! Golsborn, Märchen und Sagen 1855, 31. Der Brahmane Bahisa, in Sünden lebend, wird von einem Tiger zerrissen; während mit diesem ein Geier um die Leiche kämpft, entfällt darüber ein Knöchel derselben in den Ganga. Unterdeß steht Bahisa vor dem Könige der Unterwelt und soll eben in die Hölle abgeführt werden zum Beginn der Dual, da fällt der erwähnte Knöchel in den Ganga. Sogleich erscheint der Himmelswagen mit hundert Himmelsfrauen, diesen besteigt Bahisa und gelangt ins Paradies. Benfey, Pantischatantra 2, 528. Die sühnende Kraft des heiligen Ganga spielt zwar hier die Hauptrolle, denn in diesem Flusse fließt dem Indier das Wasser des Lebens; doch das Erlösungsmittel bleibt der Knöchel, wobei auch nicht zu übersehen ist, daß die Leiche von wilden Thieren zerrissen und also nach jenem altindischen rituellen Begräbnißbrauche entfernt wird, von dem die Griechen bereits melden. Im ungarischen Märchen Eisen-Laczi ist dieser Held in viele kleine Stücke zerhackt, welche in ein Bündel gebunden von seinem Zauberrosse Latos heimgetragen werden. Hier setzt der Schlangenkönig die Stücke an einander und jener lebt wieder auf. Weil aber Latos zu rasch heimgesprungen und darüber aus dem Bündel die rechte Schulter des Eisen-Laczi herausgefallen war, so verfertigte ihm der Schlangenkönig eine andere

*) Nil vero ex artibus suis putrescendo adhuc defecerat, sed de summitate nasui sui parum minus erat; quam ex auro ilico fecit restitui. Chron. Novalic. III, 32.

aus Gold und Elfenbein. Das Wasser des Lebens macht sich gleichfalls hierbei geltend, denn der Körper wird in Heilkräutern gebadet und damit siebenmal schöner gemacht, als er ehe-
dem gewesen. Klette, Märchenal 2, 5. Einem armen Manne im Unterwaldner Lande, der sich ohne Abendbrod hatte schlafen legen müssen, träumt, es liege ein Schatz auf der Blumalp in der Herdgrube der dortigen Alphütte. Er besteigt das Stanserhorn, wo jene Unterwaldner Alpe liegt, sucht in dem Herd der Hütte und findet einen Todtenschädel. Er nimmt ihn aus der Asche heraus und trägt ihn gutmüthig mit sich nach Stans hinab in das dortige Weinhaus, damit er doch an einen geweihten Ort komme. Hier stellt er ihn zu den andern und bespricht ihn nach Ueblichkeit mit dem Weihwasser. Da fängt der Todtenkopf an zu glitzern und wie der Mann nachsieht, ist alles eitel Gold. So hatte die arme und nun erlöste Seele dem Manne sein Erbarmen vergolten. Eütolf, Fünfort. Sagen Nr. 26. Kann anderwärts für den freundlichgesinnten und mitleidigen Menschen der Knochen, den er aufnimmt, zwar nicht zu Gold werden, so bleibt doch ein kleiner Fingerring übrig und auch an ihn knüpft sich ein höherer Lohn. Dies zeigt sich in dem allverbreiteten Märchen vom Räuberbräutigam (RM. Nr. 40), das sich in Deutschland, Ungarn, Dänemark und neuerlich auch bei den Inselfchweden auf Wormsö und Kertell nachweisen läßt. In letzterer Fassung lautet es nach Rußwurm (Eibosfolke 2, pag. 291) auszugsweise also. Ein Mädchen muß auf ihrer Reise in einem leerstehenden Waldhause Unterkunft suchen und verbirgt sich, als sie Geräusch hört, hinter einem Schrank. (Bei Grimm hinter dem großen Kessel, in welchem die hier hausenden Menschenfresser das Fleisch kochen.) Zwölf Räuber bringen die Braut ihres Hauptmanns Paschol herein-geschleppt. Sie wird gliederweise zerschnitten und in ein Faß geworfen, um mit ihr Seife zu kochen. Man zieht der Leiche die Ringe von der Hand, einer aber hält so fest, daß man den Finger abhaut. Nachdem die Räuber gezecht haben, entschlafen sie. Das Mädchen schleicht sich hervor, steckt den abgehauenen Finger zu sich, entspringt und erreicht ihr väterliches Haus

wieder. Hier erscheint nachmals ein vornehmer Herr, der um sie wirbt und der Eltern Zustimmung erhält. Allein das Mädchen hat ihn erkannt; sie zieht den aufbewahrten Ringfinger hervor, hält ihm diesen unters Gesicht und ruft: So seid ihr mit eurer Braut umgegangen! Der Räuberhauptmann wird dem Gericht übergeben und der Czar spricht das Urtheil: Paschol nach Sibirien! Daß der verwahrte Finger golden oder das rettende Mädchen drüber zur Prinzessin wird, ist hier nicht gesagt; büßt aber ein göttliches Kind Finger oder Zehe ein, so verwandeln sich diese in Gold. Als das Mädchen bei Sonne, Mond und Sternen seinen verlorenen sieben Brüdern nachfragt, giebt ihm der Morgenstern ein Hinkelbeinchen: „Wenn du dies Beinchen nicht hast, so kannst du den Glasberg nicht aufschließen, wo deine Brüder sind.“ Doch das Kind verliert das Lächlein sammt dem darein gewickelten Beinchen und steht nun rathlos vor dem verschloßnen Thore. Da schnitt es sich sein Fingerchen ab, steckte es ins Thor und schloß glücklich auf. Als das Marienkind die verbotene dreizehnte Himmelsthüre öffnet, sieht es da die Dreieinigkeit und rührt erstaunt ein wenig an ihren Glanz, da ward der Finger golden. RM. Nr. 25 u. 3. Als Sigils Söhnlein Drendel vom Gotte Thörr über das Meer getragen wird, erfriert er sich in der nordischen Winternacht eine Zehe, die aus dem Tragkorb hervorschaute. Thörr wirft sie unter die Sterne, wo sie nun das Sternbild ausmacht, das man im Norden Dervandills Zehe, bei uns Goldbaumen und Däumchen nennt, der Reichselfstern am Großen Wagen. Die Zehe von Pyrrhus rechtem Fuße blieb bei des Fürsten Leichenbrand unverbrennlich und wurde daher im Tempel in einem eignen Kästchen aufbewahrt. Ihre Berührung heilte Milzsucht. Plinius NG. 7, 2.

Das bisher Gesagte ergiebt nur in kleinen Zügen den verbreiteten Brauch, Menschen- und Thierleichen in einzelnen Knochentheilen an Stangen und Bäumen als Opfer aufzustellen und dies den Knochengalgen zu nennen. Im höheren Alterthum dagegen gilt die monumentale Aufrichtung der Menschen- und Thiergerippe, des todten Rosses und seines todten Reiters,

welche zusammen auf die Todtenburg gestellt werden. Wie die Skythen die Grabhügel für ihre Könige errichteten und mit berittenen Hüterleichen umstellen, dies ist anschaulich bei Herodot 4, 71 erzählt. Der innere Rand der Grube wird rings mit Speeren umsteckt, über die man das Deckgebälke, mit Flechtwerk verbunden, hinlegt, dann wird der Erdhügel drüber hergeschüttet. Aber am Schlusse des Trauerjahres werden zusammen fünfzig Knechte und Rosse am Königsgrabe getödtet. Man schneidet den Leichen den Leib auf, füllt ihn an der Stelle der ausgegenommenen Eingeweide mit Stroh und näht ihn wieder zu. Der Knecht wird dann auf sein Ross gesetzt, indem man dem Rosse eine Stange quer durch den Leib steckt, dem Reiter eine gleiche der Länge nach vom Hals durchs Rückgrat treibt und beide Stangen an ihrem Berührungspunkte zusammenfügt. Das Ross wird gezäumt und sammt dem Reiter zwischen zwei Räder hinaufgehoben, welche auf zweien in die Erde gerammten Pfählen ruhen. In ähnlicher Weise begruben die Westgothen ihren König Alarich, als er auf dem Zuge nach Afrika plötzlich bei Cosenza in Unter-Italien starb. Sie leiteten daselbst den Busentofluß ab, ließen in dem Flußbette durch Kriegsgefangene ein Grab graben, setzten die Leiche gerüstet zu Pferde hinein, schlossen die Grube und ließen die Wasser des Busento wieder ins alte Bett zurück. Alle, welche das Grab gegraben hatten, tödteten sie zugleich, damit die Stätte von niemand verrathen würde. Sid's Leiche wird an Schulter, Arm und Kinn erst mit einer Tafel gestützt, dann in Helm und Harnisch mit dem Schwert in der Hand auf das Ross gesetzt und gegen den Feind geführt. Dieser ergriff entsetzt die Flucht: „Also siegte auch nach dem Tode Sid.“ In der dänischen Hamletssage, wie sie in ältester Gestalt von Saxo Grammaticus aufgezeichnet worden ist, macht sich dasselbe Bild der reitenden Todten geltend. Der Sütländer Fürst Amleth entgeht den Nachstellungen seines thronräuberischen Oheims Fengo durch die Flucht nach England. Aber auch der König dieses Landes ist ihm feindlich, setzt ihm mit Bewaffneten nach und hat ihm so eben in einem Ueberfalle einen großen Theil seines Reiter-

gefolget getödtet; da rettet sich Amleth rasch durch eine List vor gänzlichem Untergang. In sinkender Nacht noch läßt er seine gefallenen Knappen, aufgerichtet mit Stäben und an Felsen gelehnt, auf ihre Rosse setzen. Als der Feind seinen Angriff sogleich erneut, aber die Leichen erblickt, deren Schatten ihre Zahl noch vermehrt, verwirrt ihn der Schrecken, er ergreift die Flucht, und auf derselben wird der hinterlistige König von Amleth ereilt und erschlagen. Einer ähnlichen Kriegslist bedienen sich die Normannen, von denen Robert Wace im Roman *Rollo* (übers. von Gaudy 1835, pag. 61) erzählt, wie sie Rosse und Beutevieh tödten und hinter den abgehäuteten Thieren im freien Felde gegen die Franzosen sich verschanzten:

Sie streiften ab ihr Fell, umwendend es sodann,
Und strichen ihren Leib mit dem Blut der Thiere an.
Die Körper reiheten sie um Roß und Mann ringsher,
Nicht Graben hatten sie, nicht Mauern sonst zur Wehr.
Als die Franzosen nun die Flüchtigen erlangen
Und eben sind gewillt, das Treffen anzufangen,
So starren sie erstaunt, es stutzen ihre Pferde,
Gehn rückwärts, werfen ab die Reiter auf die Erde.

4. Das Wasser des Lebens.

Dreierlei Kessel spielen ihre Rolle in der deutschen Götterwelt; wir bezeichnen dieselben in Kürze. Der Brunnen Hvergelmir ist der strudelnde Kessel des Chaos, die Quelle des Weltanfangs. Sein Name stammt von altn. *hverr* Siedgeschirr, und *gelmir*, *abg. galm*, das Kochgeräusch und Strudeln. Aus ihm geht das erste halbmenschlische Ur-Wesen hervor, der riesige Ymir, ein aufbrausender, sich überstürzender Strudler, Schreier und Brander. Hierauf schaltet der Himmelskoch in Walhall am

Feuerkessel Eldrhinnir; dieser Name gehört zu nord. eldr ignis pastus, von alan, nähren, und bezeichnet das nährenden Feuer, im Gegensatz zum verheerenden; im zweiten Wortstamme liegt hrím Reif, rhinnir der Reisende, der Verdiebende. Der Himmelskoch selbst heißt in gleicher Namensbildung Andrhinnir (Andi ist Hauch und Luft), und der von ihm gekochte Tafel-Eber Särhinnir, von sær, die See. Also sind Feuer, Luft und Wasser die Elemente, aus denen die Götterkost, der ambrosische Eberschinken gekocht wird. Der erstgenannte Kessel giebt dem Geschlechte der Riesen den Ursprung, der zweite reproducirt die Thierwelt, er kocht den täglich aufgegeßnen Eber täglich wieder lebendig. Einen dritten Kessel besitzt jener Altriefe selbst, der wechselnd Hymir und Degir genannt ist; dieses Geräthe hat einen meilenweiten Rand, alle zum Gastbiere versammelten Götter finden umsägend daran Platz, es wird demjenigen zu theil, der es vom Plage hebt. Thörr besteht diese Stärkeprobe, lüpft die Riesenfüße und übergiebt sie den Göttern. Diese brauen sich darin den Lebensstrank Odhrärir, den muthaufregenden Begeisterungsstrank, durch welchen der in der Zeit alternde Körper sich wieder verjüngt und das in langer Lebensdauer stumpf werdende Gemüth zu seinem zweiten Seelenfrühling erblüht. Odhrärir ist den Göttern daher auch der Trank der Weisheit und Dichtkunst, denn der Bollgenuß der Seligkeit ist im Alter der Weisheit ein jüngerlingsfrisches Hervorquellen neugestalteter Empfindungen. So folgt also auf die beiden Geschirre des Schöpfungskessels und der Tafelschüssel noch der Trinkbecher der Begeisterung, das Mittel geistiger Wiedergeburt, der verklärende Jungbrunnen.

Der Mythos will aber auch die Substanzen nennen, aus denen der Göttertrank gebraut wurde, und ergrübelt dafür eine neue, von einem Menschenopfer berichtende Sage. Diese lautet folgender Maßen. Der Mann Kvasir, der die Welt durchwandernd Weisheit lehrt, wird erschlagen, sein Blut mit Honig vermischt in einer Kufe zu Meth gesotten, und die beiden Götterdynastien der Vanen und Asen machen ihrem Rangstreit damit ein Ende, daß sie aus Kvasirs Blut Verjöhnung und

zugleich Weisheit trinken. Damit nähert sich der germanische Mythos dem althellenischen von den durch die Götter zur Erforschung der Weisheit, oder zum Zwecke der Verjüngung geschlachteten Menschen. Es ist aber hier darum zu thun, diese Sagen über ein durch die Götter vollzogenes Schlachten und Kochen menschlicher Leiber, von ihren Greueln gereinigt, in ihrer ursprünglichen Gestalt zu zeigen. Soweit dieselben den Mythos der Wiederverjüngung und zugleich das Mittel dazu im Einzelnen bezeichnen, wird hier von ihnen die Rede sein. Zusammen stellen sie den großen Sagenkreis dar, welcher im Morgenlande das Wasser des Lebens und des Paradieses genannt wird, im Abendlande das Goldwasser, das tanzende Wasser, der Güthenteig und Mummelsee, der Jungbrunnen heißt.

Der thrakische Zagreus, „das gehörnte Kind,“ ist Zeus und Persephones Sohn, gegen welchen die eifersüchtige Hera die Titanen aufstiftet. Sie zerschneiden und kochen seinen Körper, das Herz kommt an Athene und wird besonders zerstampft, worauf, wie Hyginus berichtet, Zeus dasselbe der Semele als Philtrum eingiebt und sie dadurch bewältigt. Die Frucht der Umarmung ist ein Kind, das die sterbende Mutter nicht mehr gebären kann, unreif wird es aus dem Mutterleibe geschnitten und in des Vaters Schenkel ausgetragen, so entsteht der junge Dionysos, der ein wiedergeborener Zagreus ist. Hier grenzt mit dieser Sage die ägyptische von der Körperzerstückung des Osiris zusammen, den das Alterthum selbst für identisch mit Dionysos gehalten hat (Plutarch de Iside et Osir. c. 11-14); beider Inhalt läuft auf ein Kochen und Baden der ursprünglich roh genossenen Menschennahrung hinaus, wie denn auch die Griechen der späteren Zeit in der Zagreussage ein bloßes Nachbild der Dionysosopfer sahen, bei denen zur Erinnerung an die frühesten Zeiten der Uncultur das Opferfleisch roh herum gereicht und vielleicht nach ritueller Vorschrift auch roh verzehrt wurde. Derselbe Inhalt ergibt sich aus dem Medeenmythos, ist aber schon durch Herenzauber und Menschenblätherei vergrößert und muß deshalb hier kurz erwähnt werden.

Der alte Pelias hatte den Jason auf den Argonautenzug fortgeschendet, inzwischen dessen Eltern getödtet und sich damit in die Herrschaft von Iolkos gesetzt. Allein Jason kehrte von seinen Abenteuern aus Kolchis zurück, brachte die des Zaubers kundige kolchische Medea als Gemahlin mit und leitete durch diese seine Rache an dem grausamen Königshause ein. Um sich bei den Töchtern des Pelias Vertrauen zu gewinnen, nimmt Medea einen Widder von höchstem Alter aus der Heerde, zerlegt und kocht ihn in einem Kessel mit Kräutern und bringt ihn als junges kräftiges Lamm wieder zum Vorschein. Da sie den Töchtern den Glauben beigebracht hatte, deren greisen Vater in ähnlicher Weise verjüngen zu können, so zerlegten jene ihn eigenhändig, thaten seine Glieder in den Kessel und erwarteten, daß Medea nun ihren Zauber wirken werde. Allein diese gab vor, sie müsse vorerst den Mond anrufen, bestieg den Giebel des Hauses und erhob das verabredete Feuerzeichen. Auf dieses brach Jason mit den Gefährten aus dem Hinterhalte hervor und bemächtigte sich der Stadt. Das Alterthum ist in der Erzählung dieser Mythe mehrfach schwankend. Das Gedicht *Nóστροι* berichtete, Aeson, Jasons Vater, sei von Medea in einem Kessel gekocht und verjüngt worden, und dies copiert Ovid Met. 7, 262; wogegen die *Διονύσιον τρώγων* des Aeschylus angeben, daß die bejahrten Begleiter des Gottes Dionysos von Medea zer schnitten, im Kessel gekocht und verjüngt worden seien. Grote, *Mythologie der Griech. Gesch.* übers. von Fischer 1, 17. Damit geht die Medeeensage wieder auf die Dionysien und deren das Greisenalter verjüngenden Tränke zurück. In diesem Sinne läßt auch Konrad von Würzburg in seinem Gedichte vom Trojanerkriege die Medea ihren Zauberbertrank für Vater Jason mit Wasser aus dem Paradies kochen (RM. 3, 178), wie Wasser aus dem Brunnen des Lebens für ihren hinsterbenden Vater die Königstöchter von Mantjerrat herbeiholt. Welf, RM. 54.

Die Epkaonsage, Ovid. Met. 1, 227 besagt, daß der arkadische König Epkaon ein von Zeus mit seiner Tochter erzeugtes Kind, den Arkas, schlachtet und dem Götter zum Gast-

gebot vorlegt. Zeus wirft über der entdeckten Missethat den Tisch um, tödtet den Lykaon mit seinen fünfzig ruchlosen Söhnen und belebt den Arkas glie'erweise. Die Stelle, wo der Gott den Tisch umgeworfen, wurde zur Stadt Trapezus, d. i. Tischstadt. Statt der anderwärts als Reliquie vorgezeigten Eßschüssel wird hier der Tisch selbst, also der Altar genannt, an welchem die Sterblichen einst Gottes Tischgenossen geworden. Dies ist der ursprüngliche Sinn dieser und der folgenden, ähnlich lautenden Tantaliden Sage. Bei der Frage, warum das Kind Pelops von den Eltern gesotten und dem Zeus sammt den Mitgöttern zur Speise vorgesetzt worden sei, geräth auch hier das Alterthum, anstatt von der an den Knochenresten bewirkten Wiederbelebung zu berichten, auf die Behauptung, die Allwissenheit der Götter sei mit diesem Greuel auf die Probe gesetzt worden. Allein diese Probe wurde nicht einmal genügend bestanden, da die Olympier wirklich von Pelops Fleische aßen. Pindar findet sich daher von dieser Rohheit der Tradition mit Recht angewidert und bricht in ihrer Erzählung plötzlich ab: „Ich will keinen der Unsterblichen gierigen Hungers zeihen!“ Für unsre Untersuchung aber ist diese Sage von besonderem Werthe, weil sie die dreifache Methode der Wiederbelebung enthält, das Jungkochen, die Knochenzusammenfügung und das Einsetzen des Erjagknochens. Die Scene dabei ist folgende, berichtet von den Scholien zu Pindars Olymp. 1, nach der Ausgabe von A. Boeckh 2, S. 30. Pelops Körper steht geschlachtet und gesotten den tafelnden Göttern vorgesetzt. Als diese die Täuschung durchschauen und des Knaben Glieder im Sudkessel wieder zusammen fügen wollen, hat Demeter, welche damals wegen Verlustes ihrer Tochter in Kummer versunken war, das ihr vorgelegte rechte Schulterblatt schon so stark benagt, daß sich dasselbe nicht mehr einfügen läßt. Hermes muß ein solches aus Elfenbein machen, Zeus setzt es ein und giebt dem Knaben das Leben wieder, der nun der Stammvater der Pelopiden wird. Daher sind alle Pelopiden von leuchtender Schulter und tragen am rechten Oberarm ein eignes Merkzeichen, das man bald für eine Gorgo, bald für das

Bild einer Speerspitze, bald eines Dreizacks hielt. Letzteres, fügt die Scholie verschönernd bei, zeuge von der besondern Liebe Poseidons zu Pelops. Allein Lanzenpitze und Dreizack führen hier entschieden auf die Gabelzinke zurück, mit der man in den Fleischkessel sticht. In der Medeensage fällt das Gewicht auf den mittels des Kochkessels ausgeübten Sudzauber, daher ist Medeia eine zaubertundige Kolchierin, gleichwie die Hexenkönigin Herodias die am Herensabbath geschlachteten Thiere wieder belebt, oder wie die steinalte Here, in Grimms *RM.* Nr. 15, den Wasserkessel aufhängt und das Feuer anschürt, um Häscl und Grehel zu kochen. In der Pelopidensage dagegen führt die elfenbeinerne Schulter auf den im Bade des Drachensblutes neugestählten Helden Siegfried, dessen Schulter jedoch dabei nicht mit gehärtet wird. Von ihm ist nachher noch besonders die Rede.

In der keltischen Nothe begegnet das Waschbeden der Göttin Ceridwen, die unter ihren drei schönen Kindern den schwarzen Sohn Avagddu hat und ihn gleichfalls schön zu kochen beschließt. Sie läßt dazu einen Kessel fertigen, Jahr und Tag drunter fortchüren und seltsame Kräuter zum Bade der körperlichen Wiedergeburt drinnen abkochen. Auf dieses Druidensymbol hin ist der Kesselorden der heidnisch-wälischen Priesterschaft und der bretonische Ritterorden der Tafelrunde gegründet worden. Gleichwie Ceridwen den Sohn körperlich umgestaltet, so gelangt in den Epen des bretonischen Sagenkreises der an Artus Tafelrunde gezeugte, und der aus der Gralschüssel gespeiste Ritter zur geistigen Wiedergeburt.

Auch im Orient ist die Nothe alleinbeimlich. Auf die arabischen Parallestellen in Tausend und einer Nacht braucht nur für den bestimmten Einzelfall verwiesen zu werden, wie es im Nachfolgenden auch geschieht. Substanzieller dagegen ist eine Tataarische Heldensage, ausgezeichnet von Eschirén in seinen Ethnologischen Vorlesungen über die Altasiatischen Völker, S. 206 und 209; sie erzählt über die Wiedergeburt der Leichen folgendes.

Al-Edan und seine siebenzig Kinder waren getödtet und

die Leichen der letzteren ins Meer geworfen. Dies hatte sein Feind Sabet Mirgän gethan. Als nun dieser sein Mädchen mit zwei Eimern ans Meer schickt, Wasser zu schöpfen, sieht und erkennt sie am Strande die Kinderleichen, und kommt bitterlich weinend zum Hauptmann ihres Vaters gelaufen, es zu melden. Dieser läßt nun verstellter Weise die Leichen zu den Gezelten herbei bringen. Doch nachdem auf dem Berge ein siebenzig Klasten tiefes Grab gemacht ist, werden in dessen Grund sieben Lanzen mit aufgerichteter Spitze gestellt, darüber zwei Schwerter mit aufrecht gerichteter Schneide ins Kreuz gelegt, die Kinderleichen drauf geworfen, mit Erde überdeckt, mit Steinen belastet und Wachen ans Grab gestellt. Dies Alles that der Hauptmann in der Absicht, des Eigenthums von Ag=Chan um so sicherer zu sein. Aber jenes Mädchen des Sabet Mirgän nahm sieben Schläuche Wein, begab sich damit ans Grab, bezechte die Wächter und sang dabei so schön, daß jeder Vogel und alles Wild sich sammelte und lauschte. Darüber verließen zuletzt die trunkenen Wächter den Ort und giengen zu ihren Zelten. Drauf hob sie den Stein, grub siebenzig Klasten tief, kam zu den Leichen, und obschon diese bereits überriechend und in Verwesung übergegangen waren, band sie die Körper in Silzsäcke und trug sie fort. Da meldet ihr auf dem Wege der Greis Ag=at das Mittel, um die Kinder sammt deren Vater wieder ins Leben zu bringen. Er beschreibt ihr die Birke mit Blättern und Rinde von Gold, die jenseits der zwölf Länder steht auf einem hohen Berge. Von der Wurzel bis zum Wipfel ist sie mit weißem Gras bewachsen (in den übrigen Tatarischen Märchen wird wilder Rosmarin dafür genant), und eine Spanne tief unter den Wurzeln liegt das Goldgefäß mit Heilwasser gefüllt. Von beidem bringt sodann das Mädchen herbei. Ag=at nahm sogleich beides, bestreute die Gebeine mit dem Grase und bespritzte sie mit dem Lebenswasser. Als er das erste mal streute und sprengte, sammelten sich die Gebeine nach Mädchen- und Knabenleichen in zwei Haufen und jeder Knochen fügte sich an seine bestimmte Stelle. Das zweite mal bekleideten die Gebeine sich mit Fleisch, nach dem dritten mal

wurden At-Chans siebenzig Kinder alle lebendig. Der Greis verwandelte sich nun in ein Roß und verschwand, um mit dem Grafe und Wasser auch At-Chans fernliegende Leiche zum Leben zu bringen; das Mädchen verwandelte sich in ein Füllen und begann Beeren zu pflücken zum Futter für die Kinder. Des Vaters Erweckung ist vollzogen, sein Feind Sabei Mirgân wird überwunden und sammt seinem Wunderrosse lebend an einen Felsen geschmiedet. — Auf gleiche Weise sammelt (ebendaselbst Seite 239) die Tochter Kubaiso die Häupter ihres gegen den Feind gefallenen Vaters und Bruders, fügt sie an die Leichen und belebt sie mit dem Heilwasser, welches Kudai der Gott zum Lohn der Treue dem Mädchen schenkt.

Aus der persischen Literatur erzählt Verwandtes Ab. Olearius in seiner Pers. Reisebeschreib. 4. Band, Kapitel 29, 483. Der berühmte Koshman war hochbetagt und fühlte sein Lebensende nahe. Er übergab nun seinem Sohne drei festverschloßne Flaschen in Verwahrung mit der Erklärung, sie enthielten das Wasser des Lebens. Bezöffe man einen Leichnam, sagte er, aus der ersten Flasche, so beginne derselbe zu athmen; wenn aus der zweiten, so werde er sich bewegen; und vollends zum Leben werde er erstehen, wenn man ihn noch mit der dritten bezossen habe. Es sei Sünde, fügte der Greis bei, etwas zu thun, was Gott allein zufäme, daher möge der Sohn auch nur in einem einzigen und höchsten Falle und zwar nur zu Ehren des menschlichen Wissenstriches davon Gebrauch machen. Koshman starb; eingedenk seiner letzten Worte wendet der Sohn an ihm das Lebenswasser nicht an, sondern gönnt ihm die verdiente Ruhe. Aber da er einmal selbst erkrankt, übergiebt er seinem Diener die Flaschen mit dem Auftrage, seine Leiche, wenn er würde gänzlich erstarrt sein, in eine Badstube zu bringen und sie da mit jenem dreifachen Wasser abzumachen. Nach Berichtschrift handelt der Diener, hat bereits zwei Flaschen verbraucht und sieht den Todten schon athmen und sich regen. Da er aber an der dritten ist und eine Seele sie zu öffnen braucht, ruft der Halblebende dringlich: bris, bris! d. i. genß, genß! Ueber dieses unerwartete Sprechen erdrückt der Diener

so heftig, daß er das Glas zu Scherben fallen läßt. So mußte Kothman-Sade sich wieder zum Tode niederlegen. Etliche sagen, ein Engel habe dem Diener das Glas aus der Hand geschlagen. — Diese persische Sage ist abgeschwächt übertragen worden auf Theophrast Paracelsus, dessen Leiche, mit dem Lebenspulver bestreut (anstatt: mit der Goldtinctur begossen), auftragsgemäß neun Monate in Verschuß liegen bleiben soll; doch als der neugierige Diener schon nach sieben Monaten nachsieht, zappelt hier ein noch kleines Kind und stirbt beim Zutritt der Luft sogleich. Zingerle, Tirol. Sag. Nr. 592 und ebenso in etwas anderer Wendung bei Müller, Beitr. zur Gesch. des Herenglaubens in Siebenbürgen, 26. Die tatarische Sage dagegen ist zunächst ins russische Volksmärchen übergegangen vom Feuervogel und grauen Wolf, das in Kletke's Märchensaal 2, 97 steht. Dasselbe handelt von den drei Zarenöhnen, die ihren jüngsten Bruder Swan Zarewitsch auf der Reise ermordet und in kleine Stücke zerhauen haben. Schon frißt von seiner Leiche ein Rabe mit den Jungen, als der Grauwolf, der stete Helfershelfer, einen jungen Raben wegfängt und nicht eher wieder losgiebt, als bis der alte das lebendige und das todte Wasser in zweierlei Flaschen herbei zu bringen verspricht. Dies geschieht, der Grauwolf bespritzt das schon in zwei Stücke zerrissene Rabenjunge erst mit dem todten Wasser, da wuchs es zusammen; dann auch mit dem Lebenswasser, und das Thierchen flog davon. Darauf that der Grauwolf dem Swan Zarewitsch ebenso. Nach Bespritzung mit dem ersten Wasser wuchs sein Leib zusammen, und als das zweite wirkte, stand er auf und sprach: Ach, wie lange hab ich geschlafen! Ja, sagte der Grauwolf, du hättest ewig geschlafen, wenn ich nicht wäre. Setz eile heim ins Vaterland, heute will dorten dein Bruder Hochzeit halten mit deiner Braut. Aber damit du geschwind heim kommst, so setz dich lieber auf mich! Und der Grauwolf lief mit ihm in das Zarenreich. — Derselbe Grauwolf erscheint in der nemlichen Rolle wieder im Walachischen Märchen, bei Schott 261. Hier liegt der von seinen Brüdern erschlagene Prinz als ein verbleichendes Gerippe auf dem Felde, nur behütet

von der ausstehenden Geliebten. Da spricht der Wolf sie an: „Gekraust du dich diese Gebeine genau so zu legen, wie sie im Leben waren? Gut, so nimm Laub und Blumen und wirf sie drauf.“ Nachdem das Mädchen dies gethan, blies er (Wasser) über das Gerippe hin und dies war damit in den sanft schlummernden Prinzen verwandelt, den nun die Geliebte aufweckt. Im KM. 3, Nr. 97 trägt ebenso der Nordwind (des Grauwolfs Stellvertreter) den Suchenden in den Schloßkeller zum Lebenswasser, bringt ihn zurück zum alten Fuchs und dieser ihn wieder zum bereit stehenden Reitroß.

Betrachten wir nun noch dieselben Züge im deutschen Kindermärchen.

Im KM. Nr. 81 von Bruder Lustig erbiethet Petrus sich dem Könige, die eben verstorbne Prinzessin wieder lebendig zu machen. Er schneidet alle Glieder der Leiche los, wirft sie in einen Kessel und läßt sie kochen. Und wie das Fleisch von den Knochen gefallen, nimmt er das schöne weiße Gebein heraus, reißt und legt es auf einer Tafel nach seiner natürlichen Ordnung zusammen und läßt die Todte im Namen Gottes erstehen. Im Junggeglühten Männlein, KM. Nr. 147 wird ein alter Bettelmann in der Schmiedesse junggeglüht: nachdem der Heiland damit fertig war, trat er „zum Eßchtrog, zog das Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammenschlug“ und nachdem er's fein gefühlt, gab er ihm seinen Segen. Ebenso fehlt „das große blutige Becken“ nicht in der Kammer des Herrenmeisters (Hitchersrogel, KM. Nr. 46), worin die zerhackten Menschen liegen. Als das Mädchen hier eintritt und die Leichen ihrer zwei verloren gegangnen Schwestern im Becken erkennt, sucht sie die Glieder zusammen, legt sie zurecht und als nichts mehr fehlte, schlossen sich die Glieder aneinander, regten sich, die zwei Schwestern schlugen die Augen auf und wurden wieder lebendig. Der mit Knütteln erst zu Drei geschlagene, dann noch mit Prüedeln gliederweise zerhackene Graß wird das erste mal auf einen Schlag Salum wieder heil, das zweite mal aber wird er wieder in ein Faß gethan und dies ist berichtet. Sollte das die Proportion ebnen, ist er

unversehrt und schöner als je zuvor. Darauf begiebt sich der sprichwörtliche Ausdruck, „er ist aus dem Kessel gesprungen“ — so erklärt der Erzähler Sommer in den Thüring. Sag. S. 128 und 178, und fügt folgende Variante hinzu: In Stücke gehauen und in ein Faß verschlossen wird auch der Zauberer Virgilius. Doch seine Wiedererstehung nach den neun vorausbestimmten Tagen verhinderte der Kaiser, der den mit der Oeffnung des Fasses beauftragten Diener, welcher allein um das Geheimniß wußte, inzwischen hatte hinrichten lassen. In den Niedersächsischen Sagen von Müller-Schambach pag. 254 zerhacken die Gespenster den Prinzen dreimal und nagen selbst noch seine Knochen ab. Aber ein Hirsch mit einem Delfläschlein im Munde sucht die Gebeine zusammen, legt sie in ihre Ordnung und salbt sie mit dem Oele, bis der Todte wieder auflebt. Nach Grimms Altdän. Helten-L. Seite 84 wird der Agrev (d. i. Markgraf) vom eifersüchtigen König in Stücke gehauen. Die mildherzige Königin ließt hierauf die Knochen zusammen und taucht sie in die Quelle Mariboe (auf Saaland). Auf ihren Ruf, Steh auf! erhebt sich der Wiedergeborne. Sogar bis in den scheinbaren Schwanz hinab reicht dieser Zug zum Wasser des Lebens. Der Markgraf Hans zu Schwedt in der Ufermark pflegte, wenn er Fische aß, das Fleisch fein säuberlich von den Gräten zu nagen, so daß das Gerippe unversehrt blieb. Wenn er dieses dann in eine Schüssel warf und Wasser drüber goß, so waren die gegebenen Fische wieder lebendig und schwammen lustig herum. Ruhn, Nordd. Sagen Nr. 38, 2.

Waschbecken, Wasserlufe und Faß, Kochkessel und Fischtrug, wie sie eben einzeln aufgezählt worden sind, führen das Märchen auf die übrigen Bad- und Kochgeschirre über, daher geht dann die Wiederbelebung auch über der Rükleinpfanne, oder beim Kamin, zuletzt beim bloßen Feuer vor sich. Der aus Furchtenternen Ausgezogene übernachtet auf dem Nichtplatze, nimmt hier sieben Geschenke vom Galgen herunter und wärmt sie neben sich am Nachtfener. RM. Nr. 4. In Zingerles gleichnamigem Tirolermärchen Band 2, pag. 283, hat

dieser Fürchtmichnit in dem Gespensterfchlosse, wo er übernachtet, eben ein Küchenfeuer angemacht, als mehrere Menschenkörper Glied um Glied durch den Schornstein auf den Herd herunter fallen. Der Bursche legt Arm und Bein zusammen, wohin sie gehören, thut die Häupter an ihren Ort, alles wächst sogleich zusammen, die Neugeschaffnen springen vom Herd herab und machen den Unerforschroenen zum Besitzer des Schlosses. Der kühne Soldat in Wolfs Ndl. Sag. Nr. 433 übernachtet im Gespensterhause und rührt sich da Küchlein überm Feuer ein. Eine Menge Menschenknochen kommen ihm dabei in die Pfanne hereingefallen, unwirsch wirft er sie an die Küchenwand, worauf sie sich zu einem lebenden Gerippe vereinigen, das ihm alle Schätze des Hauses übergiebt. Aehnliches begegnet dem unerforschroenen Schulmeisterssohne in den Aargau. Sagen Nr. 133. Dem dänischen Edelmann auf der Reise kommen in seinem Schlafzimmer eine Menge Knochen durchs Kamin herunter gefallen, aus denen er sich eine förmliche Dienerschaft zusammensetzt, welche die Tafel deckt, Speisen aufträgt und mit ihm schmaust und zecht. Ein großer, mit herbei getragener Silberbecher verbleibt ihm davon zum Andenken. Grimm, DS. Nr. 176. Zunächst an diese Küchenmärchen reihen sich die klösterlichen Küchenwunder an, jene vorjäßlichen Hyperbeln, mit denen die Mönchswelt einen unbegriffnen Glaubenssatz skeptisch verhöhnt. Es lohnt sich nicht zu wiederholen, wie oft sich da die Knochen des am Fasttage verzehrten Kalbsbratens in der Schürze des Tischdieners in Fischgräten verwandeln; wie das gebratene Rebhuhn, über welches der Heilige vor dem Essen das Kreuzzeichen geschlagen hat, dadurch neu belebt wird und zum Fenster hinaus schnurrt. Bekanntlich übt der Pfaffe Amis solche Wunderthätigkeit, so oft er seiner Gemeinde zu weiterem Schaden leben will. Nur ein Schwank solcher Art sei hier ausgehoben, weil er die Travestie ist der Pelopidenjage und des dorten von Zeus eingesetzten Schulterblattes. Petrus, der dem Herrn auf der Reise ein gebratnes Hähnchen einkaufen muß, hat schon im Herbeibringen ein Schenkelfchen davon weggenascht und auf des Meisters Frage, warum es nur ein einziges Bein habe, deutet

er unverschämt auf die Hühner drücken im Bauernhofe hin, die da schlafend alle auf Einem Bein sitzen. Mit einem Psch! scheucht der Herr sie auf und sie laufen auf zwei Beinen davon. Darauf St. Peter zum Herrn: Hättest du unsern Hühnchen gleichfalls dein Psch! zugerufen, so würde es auch schon zwei Beine bekommen haben. Wolf, DMS. Nr. 32.

Doch wir kehren zum Wasser des Lebens zurück und weisen dieses in den Märchen vom Brunnen nach. „Das Land der Jugend“ liegt nach Grimms Irischen Elfenl. S. XVIII. unter einem See. Im Brunnen der Kölner St. Kuniberts-kirche sitzen die Ungebornen bei der Mutter Maria. Wolf, Ztschr. für Myth. 1, 463. Im Kinderreim von den drei Marien heißt es von der dritten Jungfrau:

Die Dritte geht ans Brunnchen,
Findt ein goldig Kindchen.

Der Ahnherr der Grafen von Regenstein haust im Schloßbrunnen und gewährt seinem Stamme die Nachkommenschaft. Pröhle, Aus dem Harz 1851, S. 93. Im Burgbrunnen zu Nürnberg sitzt Kaiser Karl. Grimm DS. Nr. 22. Als die Königstochter mit ihrer Magd eingekerkert im Thurm sitzt, springt ein Wasserstrahl zum Fenster herein, und da beide davon getrunken, werden sie Mütter zweier Knaben, die man Wasserpaul und Wasserpeter, oder Brunnenhold und Brunnenstark nennt. Der eine findet in einer Kapelle drei gefüllte Becher auf dem Altare und dabei die Schrift: wer diese austrinkt, wird der Stärkste auf Erden. Er thut den Stärketrunk, erlegt sodann den siebenköpfigen Drachen und wird König; als er hernach getödtet ist, erweckt ihn der Bruder mit dem Wasser des Lebens. Grimm, KM. 3, Nr. 60.

Den Mythos von der Schadhastigkeit der Achilleusferse und der Sigfriedsschulter behandeln wir hier zuletzt, weil er die verschiedenartigen Kunstgriffe der Reihe nach angiebt, welche beim magischen Heilverfahren gegolten haben, und zugleich die Lehre vom Ersatzknochen mit wiederholt.

Der Körper wird entweder hartgeglüht oder hartgebadet, beides geschieht an Achilleus und Sigfried. Ehetis taucht, nach

der einen Erzählung, ihr neugebornes Knäblein kopfüber in den Alles feindenden Styx, und jene Fesse, an der sie es hält, bleibt die eine unbenepte und verlegbare Stelle. Oder sie legt es in die feiende Herdflamme, wird durch den Aufschrei des dazu tretenden Vaters Peleus gestört, und des Kindes Fußknöchel geht dabei in der Flamme zu Grunde. Da gräbt Stheiron den Damysos aus, den schnellsten der Giganten, der in Pallene begraben lag, und setzt dessen Knöchel dem Achilleus ein. Die Mythe läßt aber diesen später von Apollo verfolgt werden und ihm dabei den Ersakknöchel wieder entfallen. Ebenso wird Meleager von der Göttin in die Herdflamme gelegt und bleibt an dem Fuße, der nicht mit im Feuer geglüht worden, nachmals dem tödtlichen Hauer des Willebers preisgegeben. Dem indischen Drachentöbter Krischna ist prophezeit, er möge seine Fußsohlen in acht nehmen, dort werde ihn, wenn jemals, ein Unheil erreichen; und an dieser Stelle verwundete ihn, wie er lag, der Jäger Djhura. Rhode, Relig. Bildung der Hindu 2, 175. Cervantes im Donquixote 2, Kapitel 32 erwähnt, Roland habe nirgend als an der linken Fußsohle und zwar nicht mit einer Waffe, sondern nur mit einer Nadelspiße verwundet werden können. In der Schlacht bei Roncesvalles tödtet ihn daher Bernarde del Garpic, indem er ihn in den Armen erdrückte. Der Nibelunge Sigfrid hat im Blute des erlegten Drachen ein Flammen- und Stahlbad genommen und dadurch seine Haut in einen Hornpanzer verwandelt. Nur an der Schulter hat ein sich aufliebiges Lindentblatt das Schlangengut abgehalten, und dies ist die Stelle, wo ihn Hagens Speer erlegt. Die Sage lebt noch und heißt in Carpe's Waldecker Volkstüberlief. S. 29 „der durch die Schlangenhaut starb gewordene Schmied“, welcher mit der Haut einer gekrönten Schlange sich einwickelnd, so stark wird, daß ihn keine Kanonenkugel tödten kann. Der Edelkaut in Hemers Ilias 11, 23 bringt über des Hirs Unverwundbarkeit gleichfalls diesen Zug von der Sigfridschulter bei. Gerhart. heißt es, habe von Juno erliche, den neugeborenen Sohn Achilleus eben so hart an Haut und Knochen werden zu lassen, wie den Nemäischen

Löwen, in dessen Haut er hierauf das nackte Kind einwickelte. So wurde des Aias Leib nur an demjenigen Theile verwundbar, wo die Löwenhaut ein Loch hatte, das an derjenigen Stelle saß, wo Herkules Köcher drüber hing. Nach einem Scholion zu Sophokles Aias 833 ist dies die Achselgrube gewesen, obschon Ovid (Met. 13, 391) dafür die Brust selbst nennt. Hier stehen wir wieder bei Pelops, dessen Glieder zerstückt und gekocht werden und dessen Schulterblatt durch ein elfenbeinernes ersetzt wird. Alle Heroen also sind körperlich umgeborene, in der Flamme des Herdfeuers und des Drachenblutes ausgebacken oder hartgeglüht, im Bade des Höllenflusses und des Götterkessels gestählt, in der frischen Haut des Löwen, Ebers und Drachens ausgezeitigt.

Nun überblicken wir zum Schlusse das durchwanderte Feld. Aus dreierlei Eddischen Kesseln wird die Welt gebaut, die Götterkost erzeugt und der verklärende Unsterblichkeitstrank gewonnen. Damit beginnt für die Welt- und Menschenschöpfer das Geschäft des Gießens, Siedens und Kochens, und der Kessel oder das darin sprudelnde Kochwasser wird das typische Mittel der Schönheit und Weisheit. Alle Wiedergeborenen, wie Zagreus, Orpheus und Osiris, werden daher in ihren menschlich alternden Gliedmaßen zerstückt, um neu aus dem Bade ewiger Jugend hervorgehoben zu werden. Sie sind die Zerrißenen, deren Auferstehung vom Tode von den Zerreißenden, ihren Priestern und Priesterinnen, in bacchischer Begeisterung gefeiert wird. Alle Stammfürsten der Völker übertragen ihren Enkeln ein körperlich sich forterbendes Mahlzeichen von jener mit ihnen leiblich einst vorgenommenen Umwandlung in Unsterbliche: leuchtende Schulter, goldene Zehe, rothstriemigen Hals, schwertartig gekreuzte Striemen auf der Stirne. Alle Völker der Reihe nach erzählen die Mythe vom Kessel mit dem Lebenswasser: Hellenen, Kelten, Araber, Perser, Tataren, Walachen, Russen und Deutsche. Der Kette stiftet dafür den priesterlichen Kesselorden, der Bretonen bildet ebenso daraus den Sagentreis von König Artus mit der Tafelrunde, der Romanese und Deutsche denjenigen von Parzival und der Gralschüssel. In allen soll

der sterbliche Mensch unsterblich und erhöht werden zum Tischgenossen der Götter. Wenn die im Einzelkampfe gefallenen Germanenhelden nach Walhall gehen, so setzen sie hier den Tag über ihr früheres Kampfleben fort und streiten auf der Walstatt, Abends dann werden sie wieder wundenheil, trinken mit den Göttern Ael und verspeisen zusammen den Eber, der morgen abermals neu in demselben Kessel für sie kochen wird. Ihr späteres Abbild, das Geisterheer der Wilden Jagd, ist darum gleichfalls ein kochendes, der Schloßkoch reitet dem Zuge voraus mit dem Kupferkessel, die Kelle steckt ihm im Sigleder, und hinterdrein rasselt der Rüstwagen voll gewaltiger Wellkessel (Margau. Sag. 1, pag. 145. 288. Nr. 84). Allein die finistre Seite dieses Glaubenszuges kann nicht ausbleiben, wenn Priesterinnen werththätig in den Cultus sich mit einmischen. Die kräuter sammelnde Medeia beschwört zuvor den Mond herab, wenn sie das Jungbad rüsten soll; Heren „kochen und kochen das Wetter“; „der Liebste geht verloren, wenn man das Herdfeuer unter dem leeren Kessel fortbrennen läßt“, sagt unser Volksglaube; die Sprache selbst nennt den Sud im Kessel saundh Opfer, und zugleich seidh Zauber. Damit droht der Mythos herab zu sinken bis zum Kanibalismus, die Götter essen am Tische des Tantalus Menschenfleisch, am Herenabbath werden Kinderleichen verzehrt, und auf dem Schlosse Loyz in Pommern wird der Graven berzezeigt, in welchem der Hausgeist Chimmeke den zerhackten Küchenjungen gekocht hat. Grimm, D. S. Nr. 273. Die noch kindische Arzneiwissenschaft des Mittelalters holt Mumien aus den Gräbern Egyphtens und verordnet sie gegen gewisse Krankheiten so nachdrücklich, daß heute noch alles bairische Landvolk zwischen Landsberg und Passau gegen das sogen. Schwinden der Glieder sich in den Apotheken „wildes Menschenfleisch“ (Mumie) und Armesünderfett holt. Bararia I, 461. Da der Pöbmel, der sich zur Militairrekrutirung stellen muß und losgezogen sein will, sucht seinen Körper momentan auslässig zu machen und ist deshalb „Menschenfett“. Grehmann, Aetzel aus Pöbmen, S. 152. Trotz dieser Veräusserungen behält die warme und wahre

Empfindung immer wieder das Uebergewicht, in morgen- und abendländischen Märchen entsteht höchste Gesundheit und Wohlgestalt nicht mittels angewendeten Blutes, sondern durch das Wasser des Paradieses. Ja der gewaltigste Zauberkessel bleibt doch nur eine Verkleinerung gegenüber dem Frauholienteich am Meißner, aus dem die neugeborenen Kinder stammen, oder gegenüber jenem Jungbrunnen, ahd. *quecprunno*, in dessen Sprudel Rauchs ihre Haut ablegt und sich in die schöne Sigeminne wandelt. So wird auch die Sage selbst, sobald man in ihre Tiefen niedersteigt, der Mißgestalt wieder los, die ihr durch das hohe Alter angeflagen war. Die Goldtinktur der Paracelsisten, das magnetisirte Trinkwasser der Damen, die Moor- und Schlammäder der Bornehmen, das *Eau de vie* und der Hoffsche Malzertract — dies waren oder sind die neuen, schwächlichen Ersatzmittel jenes Jungbrunnens, „aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt“.

5. Körperversümmelung der Götter, Einäschierung des Körpers bei der Leichenverbrennung und verstümmelnde Leibes- und Lebensstrafen.

Wenn im germanischen Strafrechte Leibes- und Lebensstrafe bestand und bei der Todtenbestattung die Leichenverbrennung galt, so zertrümmerte die eine, und vernichtete die andere den Körper. Und wenn außerdem sogar der Glaube an körperlich verstümmelte Götter allgemein herrschte, wie konnte man alsdann zugleich hoffen, nach dem Tode das körperliche Knochengestänge zu bewahren und durch dessen Vollständigkeit zum persönlichen Fortleben zu gelangen? Sind dies nicht Thatjächlich-

ketten, durch welche die eben vorgetragne Lehre vom Knochen= cultus wieder aufgehoben wird?

Ich komme diesen Einwürfen zuvor und beginne mit denjenigen Göttern, welchen die Mythe ein Körpergebrechen beilegt.

Der Eddische Tyr heißt der einhändige Gott, weil ihm bei der Fesselung des Weltenwolfs die Hand bis zum Gelenk abgebissen worden; Odhin selbst ist einäugig, da er das andre Auge um einen Trunk aus dem Weisheitsquell zum Pfand gesetzt hat. Beide Verstümmelungen sind redende Sinnbilder. Denn Tyr ist Siegesgott, als solcher kann seine Hand nur einer Partei den Sieg verleihen; und Odhin ist als Sonnengott das große Weltauge, wie ja auch wir nur von einem allsehenden Auge Gottes sprechen. Der Leib der Asengötter ist ganz und ewig. Selbst wenn sie beim Untergange der Welt vom Weltenwolf Fenrir lebendig verschlungen werden, so werden sie doch weder zerrissen, noch zerstückt, sondern gehen in ihrer Ganzheit unter, wie die vom Drachen lebend verschlungenen Helden der Sage lebend und ganz dem Ungeheuer wieder aus dem Leibe gehauen werden. Mone, Heidenth. 1, 460. Die gleiche Vorstellung macht auch den Inhalt jener Sturm- und Kampfsagen aus, die wir freilich nur von ihrer gräßlich lautenden Seite her zu betrachten pflegen, ohne ihr geistiges Ziel mit zu erwägen, wie wir ja auch über der Herbstzeit unsrer siebenmonatlichen Alpenwinter kaum mehr der wirklichen Dauer des Sommers rechtes Vertrauen schenken. Unbarmherzig jagt der Wilde Jäger die grünen Moosweibchen, die weißbusigen Lohjungfern und Holzfräulein; er fängt sie im dichtesten Gebüsch, hält sie vor sich aufs Pferd geschwungen, ihre gelben Haarflechten fliegen, das nackte Bein mit grünem Schuh hängt machtlos übers Ross herab; weithin tönt ihr Geschrei, wenn er sie in den Lüften zerreißt, daß die frischen Glieder auf die Waldbäume niederstürzen. Welch ein sprechendes Bild von der grausamen Uebermacht des Wintersturmes, der die zarte Pflanzenwelt tödtet, die Stämme des Waldes knickt, frisches Schneegewöl aufjagt und wieder zerreißt. „Aber

die Glieder der Moosweibchen — erzählt Schönwerth, Oberpfalz 1, 163 — so oft sie auch zerrissen werden, wachsen immer wieder zusammen.“ Denn Laubwald und Ager ergrünen jeden Frühling wieder, trotz des giftigen Nachtreiß, der wiederholt die jungen Keime tödtet.

In der Leichenverbrennung meint der moderne Mensch eine Gesamtvernichtung des Körpers wahrnehmen zu sollen und sträubt sich dagegen, wie schon den Christen zur Zeit der Antonine die Leichenverbrennung ein Hinderniß der körperlichen Auferstehung schien. Minucius Felix c. 11 und 38. Allein das klassische und das barbarische Alterthum werden beide durch ein ähnliches Dogma ihres Religionsystems darauf geleitet, in der Einäschung des Leichnams das Mittel zu sehen zur Erneuerung und Verschönerung aller leiblichen und geistigen Qualitäten. Wenn nemlich ihrem Glauben zu Folge im Elemente des Feuers diese vorhandene Erdenwelt schließlich untergeht, um einer vollendeten und ewigen Weltschöpfung Raum zu geben, so durfte auch der Menschenkörper den Flammen übergeben werden, um in ihrem Fegefeuer durchläutert und zu ewiger Dauer umgeschaffen zu sein. Durch zweierlei Mythen bekräftigt der Deutsche diesen Zukunftsglauben, die eine nennt er eddisch Ragnarökr, die Götterverdunklung; die andere althochdeutsch Muspilli, Weltbrand. Beim Muspilli verzehrt der Gluthregen Alles, so daß auch der Bäume nicht einer in der Erde stehen bleibt: poum ni kistentit einic in erdu. Beim Ragnarökr verdunkelt Feuer und Rauch alle Himmelsgötter und sie gehen unter. Doch die neue Welt tritt aus den Gluthen zu schönerem geistigem Dasein hervor, Götter und Menschen leben um so herrlicher auf. Nach diesem jüngsten Gerichte geht Gott Vidar, wie es sein Name besagt (witu, Holz), aus dem Baume erneut hervor, auch das Menschenpaar Líf und Lífthrasir (Leib und Leben) hat, im Baum Hoddmimir geborgen und von Thau sich nährend, die Flammen überstanden und wird des neuen Menschengeschlechtes Ursprung. Es ist eine Wehleidigkeit spätgriechischer Ausdichtung, wenn es heißt, Thetis habe sich gesträubt, daß man die Leiche ihres Sohnes auf dem

Scheiterhaufen verbrenne, welchen die Griechen bereits prächtig zugerüstet hatten; sie habe den Achilleus da heimlich entwunden und ihn zu einem rühmlichen Leben fortgetragen auf die Insel Leuke im Pontus Eurinus. (Die Belegstellen hiefür bei Grote, Griech. Myth. übers. von Fischer 1, 273.) Der Germane kennt solche Schwachmüthigkeit nicht; Baldrs, des schönsten Gottes Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, ja im Beovulfsliede wird mit besonderem Nachdrucke von der Zerstörung des Leichnams durch Feuer geredet. Nachdem die Königsleiche auf dem Holzstoße mit Helm, Panzer und Heerschilde umhangen ist, heißt es: da wand sich die Leiche schwarz von den Scheiten, der Windzug hielt an, bis das Feuer das Weinhaus gebrochen hatte, die Brust durchglühend.

Es steht demnach weder die Mythe von körperlich verstümmelten Göttern, noch die Verbrennung der Leichname dem Glauben im Wege, der in der vollständigen Erhaltung des Knochengerüsts ein Mittel zur Unsterblichkeit sieht, und ebenso wenig konnten ihn die im Kriminalrechte bestehenden Leibes- und Lebensstrafen beirren. Die Gründe für letzteres liegen im germanischen Strafrechte selbst. J. Grimm zeigt in den Rechtsalterthümern, daß die Anwendung der Strafe für den freien Mann Ausnahme war. Die Missethat wurde gebüßt durch Genugthuung, Buße war Zurückführung des Schadens auf Geld und Geldeswerth, Wergeld genannt. Erst wenn die Entrichtung der Buße ausblieb, in so ferne sie der Beleidiger nicht leisten konnte oder wollte, tritt Strafe ein, er ist der Rache der Gegner preisgegeben, sein Leib ist ihnen erlaubt. Nur drei Missethaten können nicht mittels des Wergeldes gebüßt werden, Meineid, Meuchelmord und Ehebruch, weil sie Wahrheit, Muth und Treue aufheben, auf diese drei Todsünden ist Todesstrafe gesetzt. Doch als härtestes, selbst über die Todesstrafe hinaus reichendes Strafmaß gilt dem Freien die Verbannung. Daher setzt der altsächsl. Heliand an die Bibelstelle Matth. 5, 27 vom Abhauen des Fußes und Ausreißen des Auges (entgegen dem Einwilligen in Sünde) die Strafe freiwillig übernommener Verbannung als eine noch grausamere Selbstbeschädigung. Denn

mit dem Leben in der Fremde ist das angeborene Recht erloschen und beginnt die Knechtschaft, die eben auch darin besteht, der Todesstrafe unterworfen werden zu können. Hingerichtet wurden also nur die eben bezeichneten Verbrecher, sodann ferner Kriegsgefangene und Sklaven. Hier wird es nun für unsern Zweck von höchstem Belang, die Hinrichtungsweise selbst bestimmt kennen zu lernen, weil sie den von uns gesuchten Erweis giebt, daß man bei der Tödtung von Menschen einen zweifachen Zweck hatte, indem man dem zum Opfer bestimmten einen ehrlichen, dem Verbrecher dagegen einen schimpflichen Tod gab, jenen körperlich ungerissen ließ, diesen aber stückweise vertilgte und vernichtete. Jenem war damit die Fortdauer nach dem Tode gegönnt, diesem war sie abgeschnitten. Dies erweist sich namentlich aus der Vollziehungsweise des Hängens und Enthauptens.

Der Tod am Galgen hatte, weil er den Körper ganz läßt, ursprünglich nichts Entehrendes. Odhins Beiname ist Galgenherr und Gott der Gehängten. Bei heftiganhaltendem Winde pflegen wir zu sagen, Jemand habe sich erhängt. Diese Phrase beruht auf der Voraussetzung von dem Fahren der abgeschiednen Seelen durch die Lüfte. Denn die Luft als allgemeiner Lebensathem geräth durch plötzlichen Hinzutritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getödteten in Aufruhr, der dem Menschen bei der Geburt eingeblasne Geist wird im Sterben ausgehaucht. Im Sturme herbeifahrend mit seiner Helden-schaar, hebt der Gott den ihm Geopferten vom Galgen und fährt mit ihm dem Himmel zu: „Er soll stehenden Fußes nach Walhall einreiten.“ So sagt man auch in Böhmen bei heftigem Windesbrausen, es werde Krieg ausbrechen (Großmann, Bedeut. der Mäuse 31); das heißt, die unter die Schaar der Einheriar neu eingereihte Seele setzt sogleich den Kampfskampf in Walhall fort. Auch auf den erlittenen Schwerttod wird der Sturmwind bezogen, dieser heißt daher der Hauptlose Mann: Nargau. Sag. Nr. 411. Die Umwandlung des ehrlichen Schwerttodes in den unehrlichen bezeichnet die Redensart, einem den Kopf vor die Füße legen, zwei Stücke aus

einem machen. Man legt, heißt es in der niederb. Sazung, einem Selbstmörder beim Begräbnisse das Haupt dahin: dar de christlichen doden de vote hebbben. *RA.* 727. Aber im epischen Gedichte Waltharius naht nach dem Kampfe der siegreiche Walthar den Leichen der von ihm Enthaupteten, fügt jedes Haupt dem Rumpfe an und betet knieend und das Schwert entblößend: Verleih, o gütiger Herr, daß ich alle diese Hauptlosen (*hos truncos*) dereinst in dem himmlichen Sitze wieder schauen möge! *S.* Grimm deutet dies Wort (Latein. Gedichte 385, *Myth.* 1208) und dies Anfügen der Häupter auf die Wiedererstehung der Erlegten zu einem neuen, allen Unsterblichen unentbehrlichen Heldenstreite. Als Kriemhilt enthauptet liegt und von der Walfstatt weg getragen werden soll, fügt Dietrich ihrem Rumpfe noch das Haupt an, *Klage* 399:

Dô man si leit uf den rê,
der fürste het ir houbet ê,
zuo dem libe getragen.

Die Negerklaven auf Kuba find des Glaubens, daß sie nach dem Tode in ganzer Leiblichkeit in ihrer Heimat auferstehen werden, und aus Heimweh und Leid erhängen sie sich um so häufiger. Die erbarmungslosen Sklavenhalter mußten daher auf ein Gegenmittel finnen, und seitdem sie die Leiche seciren lassen, hat der Selbstmord unter den Negern sich vermindert; sie wollen nicht in zerschnittner Gestalt in Afrika zum Vorschein kommen. *Allg. Augsb.* 3tg. 1853, Nr. 232.

Die Strafe des Biertheilens und Räderens ist eine entehrende und trifft daher noch in späterer Zeit die Hochverräther. Die Schwyzer und die Glarner Landessazung sezt auf Landesverrath: Das Herz aus lebendigem Leibe reißen, darauf enthaupten, „darauf in vier Theile zerstückten, und an vier Landstraßen an jede ein Stück (henken), und unter dem Galgen vergraben.“ *Blumer, Rechtsgesch.* 1, 396. Im Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 heißt es *C.* 53: swie der man sin triwe brichet an dem andern mit dem totslage, der ist des mordes schuldic, unde sol man in radebrechen, daz ist reht. Das Rädern, diese griechische Höllenstrafe für

Frion, war wie Gregor von Tours es beschreibt, ursprünglich ein Zerreißen der Glieder unter den Rädern von Lastwagen, worauf man die Stücke Jagdhunden und Falken in die Futtertröge warf. Ein Nachklang dieses Verfahrens gegen Treubruchige lebt in der oberpfälzischen Volksmeinung über das Schicksal der armen Seelen im Fegefeuer: Sie sitzen als Kröten in den Wagengeleisen und leiden viel, wenn eine vorübergehende Fuhre schwer geladen hat, man hebt daher diese Thiere vorher aus dem Wege. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. I, 286. 287. Die Strafe des Biertheilens ist von den Römern auf Westgothen und Burgundionen übergegangen, deren Gesetz durch das römische Recht am frühzeitigsten beeinflusst war. Vier Pferde, zwischen die der Verbrecher mit Armen und Füßen gebunden war, wurden nach allen vier Seiten gleichzeitig angetrieben. So wird Ganelon getödtet, der das Heer der karolingischen Franken an die Heidenenschaft verrathen; nach den Worten des Rolandsliedes:

an dem bûche unt an dem rucke
brâchen si in ze stücke.
so wart di untriwe geschendet.

Meineidige, Ehebrecher, Bruder- und Mordelöcher werden in der Unterwelt mit Zerreißung bestraft: „da saugt im Schlangensaal Nidhöggr an ihren Leichen, da zerreißt sie der Wolf.“ Auf dasselbe Ende hindeutend, hat man im Mittelalter reißende Thiere, Schlange, Hund und Wolf neben die Hingerichteten mit an den Galgen gehängt. Sie sollen im Tode zerrissen und die Seele zur Wiedergeburt ihnen hinweggenommen sein.

Mit Verbreitung des Christenthums unter den Germanen verbreitete sich auch dessen Abscheu gegen Blutvergießen, mehr aber noch die Lehre von der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze. Das heidnische Volksrecht, das den Freien, der die Composition erlegte, von der Todesstrafe entband, dagegen den besiplosen Sklaven schonungslos tödten ließ, mußte zuerst aufgehoben werden. Um dies zu bewerkstelligen, suchten die Missionäre den schimpflich erlittenen Tod des Hingerichteten in einen

ehrlichen zu verwandeln, indem sie sich die Leichname von den Richtstätten zur Beerdigung ausbitten. Sie veranlassen damit, daß man allmählich die Strafweise milderte, was man nachmals Richten nach Gnade nannte. Dies hatte dann die weitere praktische Folge, daß der Verbrecher zuvor beichten durfte, daß sein Leichnam den Verwandten überliefert und in geweihter Erde begraben wurde. Aber vornemlich das barbarische Zerreißen und Zerstücken der Hinzurichtenden erfüllt die Missionäre mit Schauder, und der Reihe nach bieten sie ihre Wunderkraft auf, solche geschändete Körper wieder zu beleben. Während sonst das Abnehmen der Leichen vom Galgen bei schwerer Strafe verboten war, erwirkte Eligius, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts lebte, sich beim Könige die Erlaubniß, alle Geräderten und Gehängten vom Galgen nehmen und begraben zu dürfen; Liudger stellt den gepfählten Pferdehdieb Buddo wieder her und schilt das bei der Hinrichtung zuschauende Volk. *RA.* 688, 691. Corbinian macht einen Gehängten wieder lebendig, und der Straßburger Bischof Arbogast macht den Galgen dadurch ehrlich, daß er befiehlt seine eigne Leiche unter denselben zu begraben. *Reitberg, Kirchengesch.* 2, 733. Bis auf den heutigen Tag hört man Aehnliches den Bürgern der Stadt Luzern nachsagen, von denen es heißt, sie hätten einmal zu Rom sich den Leib eines Heiligen erbeten, aber vom Papst zur Antwort bekommen: Ihr habt daheim heilige Leiber unter dem Galgen, ziehet erst diese zu Ehren. *Lütolf, Zünfent. Sag.* Nr. 410. Die heil. Hildegunde von Reuß wird während der Zeit, daß sie am Galgen hängt, von einem Engel unterstützt und gehalten, wie Cassarius von Heisterbach erzählt, *Dial.* 1, 40. Derselbe Zug findet sich auch in *J. Welfs Portugies. und Catalan. Völkseromanzen* S. 119 im Liede *El romero*, wo es vom Gehängten heißt:

Hielt St. Jakob ihn am Fuß,
An dem Kopfe Sanct Maria,
Und die Engel rings um ihn
Hatten sich ihm beigeellt.

Henricus, der zwölfte Abt des Klosters Admont, kam auf

seiner Ordensreise an einer Nichtstätte vorbei, wo eben ein armer Sünder enthauptet worden war. Da ließ Gott es zu, daß einer das Haupt wieder auf den Leichnam setzte, und also bald erhob sich der Todte und bat den Abt, seine Beichte zu hören. Nachdem dies geschehen und Henricus die Absolution gesprochen hatte, sank der Missethäter wieder todt hin. Wolf, Niederl. Sag. Nr. 325.

Gleichwie unselige Geister hauptlos erscheinen, so müssen sie auch auf nur halben oder dreibeinigen Rossen und mit einer Meute dreibeiniger Hunde im Zug des Wilden Heeres mitreiten. Nach dänischem Volksglauben reitet die Pestgöttin Hel auf einem dreibeinigen Pferde. Myth. 290. 804. Auch das Gespenst des Viehschmelms, dessen Gebrülle als Verkündigung gilt einer kommenden Viehseuche, ist ein Stier, der von Gestalt nur zur vordern Hälfte leibig ist, in der Mitte geht er aus und schlenzt die leere Haut hinten nach. Leoprechting, Lech-rain 75. Mithin ist der Körper des Thieres gleichfalls zerstückt, wenn es ein verwünschtes ist. Die Stimme, welche hinter dem vorbeifahrenden Wagen des Guenisheeres laut wird, ruft mit großer Dringlichkeit: Verbind mirs! Margau. Sagen Nr. 84. Der Sinn dieses Rufes erhellt aus einer Stelle von Trauschens Straßburger Chronik vom Jahre 1516, in Stöbers Elsass. Sag. pag. 434: Zu Freiburg sah ein Weib ihren Mann, der im Kriege umgekommen, also im Haufen des Wütenden Heeres mitlaufen, dem war der Kopf von einander; sie lief zu ihm hin und band ihm den Kopf mit ihrem Schleier zusammen. Dafür erhielt die getreue Frau einen großen Goldbecher geschenkt: „sie solbt drauß trinken.“ Dieser Beisatz deutet auf die heidnische Sitte zurück, zum Angedenken der Verstorbenen aus deren in Metall gefaßten Schädeln den Minnetrunk auszubringen, denn Kopf heißt beides, Haupt und Becher. Nachdem Held Vidrich den Riesen Langbein erlegt hat, stellt er die Leiche an einen Eichstamm und setzt das abgeschlagne Haupt wieder auf den Rumpf; doch in frisch aufwallendem Hohn stößt er mit dem Speerschaft gegen den Körper und das Haupt fällt wieder zu Boden; denn dieser Menschenfresser,

Etgeir wird er genannt, verdient nicht, daß man seine Leiche ehre und muß hauptlos bleiben. Grimm, Altdän. Helden-L. pag. 22. Den Leichen der Vampyre, Nachzehrer und Wiedergänger wird das Haupt mit einem Stechseid abgestoßen, damit sie nicht wieder erstehen können, ein Brauch, der im Preussischen im Jahre 1820 vorkam (Temme-Lettau, Preuss. Sag. 1837, 275) und in Siebenbürgen bis auf diesen Tag andauert. Allgem. Augsb. Ztg. 1850, Nr. 223. Fr. Müller von Schäßburg, Herenglaube in Siebenbürgen 1854, pag. 52. Nachdem die Zwerge den Riesen Gilling in der See ersäuft hatten, war noch sein Weib daheim übrig, das heftig jammerte. Um ihrer los zu werden, rathen ihr die Zwerge, sie solle nach der See hinausblicken, wo Gilling umgekommen, dies werde ihr das Herz erleichtern. Aber so wie sie heraus trat über die Schwelle, ließ man einen Mühlstein über ihren Kopf herab fallen. Dieselbe Todesstrafe trifft im Färöer-Volksliede den Menschenfresser; nachdem ihm die Gliedmaße einzeln abgehauen sind, werden Steine trennend dazwischen gelegt. Der Gott, heißt es in Simrocks Uebersetzung:

hieb ihm ab das andre Bein

Und warf dazwischen Stod und Stein.

Die Stiefmutter im R.M. Nr. 47 hat den Knaben geschlachtet und dem Vater zur Speise vorgesetzt, dafür tödtet sie der Vogel, der über ihrer Hausthüre den Mühlstein herab rollt: „bratsch! smeet eer de Bagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganß tomascht murr.“ Tantalus, der die Götter mit vorgelegtem Menschenfleisch zu versuchen dachte, empfing die gleiche Strafe für seine Ruchlosigkeit; in die Unterwelt geworfen, muß er nicht bloß beständig hungern und dursten, sondern wie Pindar sagt (Olymp. 1, 56. Isthm. 7, 10) schwebt ein Felsstein, beständig herab zu fallen drohend, über seinem Haupte.

In Wolfs Heff. Sag. Nr. 23 und 62 wird ein Mann von den Burggeistern aufgefordert, auf dem Rodenstein und Schnellerts, den Schlössern des Wilden Jägers, zur bestimmten Nachtfunde sich einzufinden und einen Sack nebst Hacke und

Grabscheit mitzubringen. Die Geister setzen ihn an ihre Gasttafel und nehmen ihn mit auf die Jagd. Hier aber muß er ein Loch aufgraben und die Frauenleiche, die drinnen liegt, in den mitgebrachten Sack stecken; alsdann hat er ebenso die Leiche eines Kapuziners, den die Jagdhunde in Stücke zerrissen haben, den Hunden abzujaßen und in den Sack zu thun. Er muß also hier zu zweien Malen die zerstückten Glieder von Leichnamen auffammeln, wie Medeias Vater thut, ja die zerstückt begrabnen in seinen Sack sammeln, damit sie wieder geordnet und zur Ruhe bestattet werden können. Wer aber menschlichen Gesetzen frechen Trotz entgegen setzt, der schließt sich selbst von der Allen gewährten Rücksicht aus und geht darüber auf immer zu Grunde. Ein Pandurenhauptmann, der in frevelnder Absicht die Teufelsküche bei Lichtenberg durchreiten wollte, wurde da sammt seinem Rosse in Fegen zerrissen und in der ganzen Schlucht zerstreut, „kein Weinlein war mehr ganz, alles ein zermalmtter Brei;“ nun spuckt er hier als feuriger Reiter. Leoprechting, Der Lechrain 115.

Ein Mädchen in Ulten war unter die Hexen gegangen, bestand aber in ihrem neuen Amte schlecht und wurde dafür auf der Versammlung in Stücke zerrissen. Eine empor geschlenderte Rippe erhaschte des Mädchens Geliebter, der von einem Baume herab dem Vorgang zusah. Als nun die Hexen zum Heimgang fertig waren, suchten sie die Stücke zusammen und formten daraus den alten Körper; doch da sie die eine Rippe nicht finden konnten, setzten sie eine aus Erlenholz ein, belebten das Mädchen und hießen sie von nun an Erlene Hexe. Einer andern Dirne setzten sie bei einer ähnlichen Gelegenheit statt des fehlenden Beinchen einen Haselzweig ein und sprachen: Nun bist du wieder ganz, bis dich Jemand Haselhexe heißt. Hiebei hatte aber der Viehhube heimlich zugehört, der mit ihr im gleichen Dienste stand, und als er wieder einmal von ihr mißhandelt wurde, schrie er, du bist die Haselhexe! worauf sie augenblicklich in Stücke zerfiel. Zingerle, Tiroler Sagen Nr. 586. 587. Einer Mutter war ihr Kind im See ertrunken und sie rief zu Gott und den Heiligen, ihr nur wenigstens

die Gebeine zu gönnen zum Begräbniſſe. Der nächſte Sturm brachte den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer, und nachdem Alles beiſammen war, faßte die Mutter ſämmtliche Beinlein in ein Tuch und trug ſie zur Kirche. Schon da ſie hier eintrat, wurde das Bündel immer ſchwerer, als ſie's auf die Stufen des Altars legte, ſieng das Kind zu ſchreien an und machte ſich zu Jedermanns Erſtaunen aus dem Tuche los. Nur fehlte ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand; dieſes ſuchte und fand dann noch die ſorgfältige Mutter, es wurde nachher zum Gedächtniſſe in der Kirche unter andern Reliquien aufgehoben. Grimm, D.S. Nr. 62.

Der Reiſende Kohl in ſeinen Erzählungen (Ritſchi-Gami 2, 182) vom Leben der nordamerikanifchen Indianer am Oberen See, theilt die Indianerſage mit von einem Rieſengeſchlechte, das Menſchen fraß und Windigo hieß. Und noch heute glaubt man, durch Zaubermittel ein ſolcher Windigo werden zu können. Mißrathenen Söhnen und Frauen der Indianer von zügelloſem Gemüthe erſcheint ihre Waldwildniß oft noch zu zahm, ſie entzweien ſich mit den Ihrigen, entlaufen und ſtreben zu völliger Verwilderung hinaus. Da durchſtreifen ſie die leeren Wüſten, tragen eine artliche Flechtengattung, die man „Kannibalenkraut“ heißt, von den Felsen und ſellen, wenn der Hunger ſie aufs Aeußerſte treibt, Menſchen anfallen und aufreißten. Sie werden daher auch vom Indianer, wo er ſie betrißt, gleich dem Wilde niedergeſchoſſen; jedoch muß man ſie nicht bloß tödten, ſondern gänzlich zerſtückeln, dann erſt ſind ſie vernichtet. Ein franzöſiſcher Canadier, der beim Fiiſchfange ſaß, ſah plötzlich ſelb ein alterwildertes Weib, uneſſen Windigo, neben ſich ſtehen. Sie nahm die Fiiſche aus ſeinem Reſe heraus und fraß ſie roh. Er grüßte ſie mit ſeiner Hinte und ſchoß ſie über den Haufen. Aber die dabei gelaufenen Weiber riefen ihm zu: Du mußt ſie in Stücke zerhacken, ſonſt lebt ſie wieder auf, dann geht es uns allen ſchlimm!

6. Die Besegnungsformel gegen Gliederverrenkung.

Nachfolgendes Wunder aus der Eligiuslegende ist auf einem altdeutschen Gemälde in der Sammlung der Züricher Wasser-
kirche dargestellt. St. Eligius, der als St. Loy allabendlich im Alpsegen der katholischen Sennen angerufen wird (der Alpsegen steht: Aargau. Sag. 1, 327), war ein Hufschmied, bei dem ein vorüber reitender König sein Pferd mit silbernen Hufeisen beschlagen ließ. Statt die Eisen vor die Schmiede heraus zu bringen, nahm Eligius die Hufe des Rosses mit an die Esse hinein. Sebastian Brant, Leben der Heiligen, erzählt den Vorgang also: *sant Loy schneit dem pferd die füz ab nach den gelidern, und als er es beschlagen hett, da setzt er im die füz wider an on allen gebrechen.* Diese Erzählung kehrt wieder normegisch bei Aßbjörnsen (Norste Folke-Eventyr, Christiania 1866, Nr. 21); belgisch bei Wolf, Ndl. Sagen Nr. 17; und süddeutsch bei Meier, Schwäb. Sagen Nr. 330. Bald ist es da der Schmiedknecht, der dem Meister das vorgenannte Kunststück abgesehen zu haben meint und es falsch nachmacht, bald auch ist es der Schmied selbst, dessen Uebermuth durch den König gemeistert wird als denjenigen, der den abgeschnittnen Pferdefuß allein anzufügen vermag; keine der Erzählungen aber giebt zugleich das Mittel an, durch welches die Sache gelingt. Dieses liegt in der Besegnungsformel, deren Alter und Wortlaut uns hier beschäftigt.

In einem der zwei heidnischen Zauberslieder, die man nach ihrem Fundorte die Merseburger nennt, ist erzählt, wie Götter und Göttinnen zusammen versuchen, den verrenkten Fuß des Fohlens Baldurs zu heilen, wie aber schließlich Wuotan allein das wirkende Wort der Besprechung weiß und die Heilung bewerkstelligt. Diese Segensformel des ältesten deutschen Exorcismus heißt:

ben zi bena, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sose gelimida sin.

Wuotan allein weiß und spricht diesen Spruch; denn er, sagt die Edda, hat erfunden mit Liedern und Zaubersprüchen zu fördern und zu hemmen alles was immer geschieht: Feinde zu fesseln, sich aus Fesseln und Banden zu lösen, Pfeile im Fluge zu hemmen, Waffen zu stumpfen, sich unverwundbar zu machen, den Sieg zu ersingen, Erhängte zu erwecken, Liebe zu gewinnen und zu bewahren. Da nun der Aberglaube der ältesten und der jüngsten Zeit durchschnittlich sich ähnlich ist, wo nicht gar sich gleich bleibt, so haben auch älteste Segensformeln bis auf die Neuzeit sich herüber retten können, und seitdem die wissenschaftliche Aufmerksamkeit hiefür rege geworden ist, entdeckt man dieselben in ihrer echten Gestalt allenthalben wieder. Die eben erwähnte Merseburger Zaubersformel besitzt seit jüngster Zeit bereits ihre eigne kleine Literaturgeschichte und ist bis in die entlegensten Gegenden und Perioden hin nachgewiesen. Ihre Spielarten hat J. Grimm norwegisch, schwedisch, niederländisch, schottisch, mittellateinisch und deutsch mitgetheilt in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1842, 21; und in seiner Mythologie 1181. Mit noch glücklicherem Erfolge hat dann A. Rubin dieselbe Formel schottisch, ebötnisch, lettisch, russisch und altindisch nachgewiesen in v. d. Hagens Germania 7, 425, und in der Ztschr. für Sprachforsch. 1863, S. 51 und 151. Wir selbst waren bei diesen Sammlungen ebenfalls mittheilhaftig, wie die hier nachfolgenden Parallelstellen zeigen, für welche des Fort Zusammenhanges und des Wortverständnisses wegen aus Grimm und Rubin ein paar Wiederholungen gemacht werden müssen.

Hammond ist der erste Gelehrte, der den altschwedischen Zauberspruch aus dem Volksmunde geholt und ihn in der Historischen Mittheilungsgeschichte 1787 als veröffentlicht hat:

Seins ritt zur Heide, da ritt er das Sein seines Lebens entgegen. Seins ritt ab und Seins es. Er ritt auf Markt im Markt. Sein in Sein. Rittich in Rittich. Er lagte drauf ein Platz, das es horten sollte.

In einem unter dem katholischen Sammelrath des Kirchhofs vertheilten Zauberbüchlein: Albertus Magnus Sprüche Ge-

heimnisse, Brabant (Reutlingen) 1840 — findet sich Heft 1, pag. 11 derselbe Spruch wieder, hier statt des Fohlens angewendet auf den Hirschen. Der Text sagt: Wenn einem ein Bein verrückt, es sei Mensch oder Vieh, so sprich:

Es gieng ein Hirsch über die Heide,
 Er gieng nach seiner grünen Weide,
 Da verrückt er sein Bein an einem Stein,
 Da kam der Herr Jesus und schmierts ihm ein,
 Schmierts ihn ein mit Schmalz und Schmer,
 Daß es wieder gieng hin wie her.

Das Hauptsächliche der ersten Formel ist hier schon ver-
 gessen, drum liegt die Heilwirkung auch nicht mehr in dem
 magischen Worte, sondern im Einschmieren der Salbe. Nach
 bairisch-fränkischem Brauch, den die Bavaria 4, Abth. 1, 223
 mittheilt, muß die kranke Stelle dreimal angehaucht und dazu
 gesprochen werden:

St. Peter saß auf einem Stein und hatt' ein böses
 Bein. Fleisch und Fleisch, Blut und Blut: es wird in drei
 Tagen gut.

Ebenso bläst der Lette, wenn ein Kind im Fallen sich weh
 gethan hat, auf die verletzte Stelle und spricht: Knöchlein zu
 Knöchlein, Blutchen zu Blutchen, Fleischchen zu Fleischchen!

Der Ehste bestreicht die schadhafte Stelle dreimal mit
 beiden Daumen; dann macht man in einen rothgefärbten
 Wollenfaden neun Schlingen, zieht sie unter Hersagung der
 Formel in neun Knoten zusammen und umbindet damit die
 verstauchte Stelle. Der Spruch heißt: Haut gegen Haut,
 Blut gegen Blut, Fleisch gegen Fleisch, Adern gegen Adern.

Im finnischen und russischen Sprüche werden die Adern
 besonders genannt. Im finnischen Epos Kalewala, übers. von
 Schiefner, pag. 78, Vers 307 und 380 — hat die Mutter
 ihren ertrunkenen Sohn Lemminkäinen aus dem Wasser gezogen
 und sucht die von den Fischen schon angefreßne Leiche wieder
 zu beleben:

Füget Fleisch dann zu dem Fleische,
 Paßt die Knochen an einander,
 Bindet ein Glied an das andre,
 Drückt die Adern fest zusammen:
 „Wein an Wein und Fleisch zum Fleische,
 Füge Glieder an die Glieder!“

Beim Russen lautet derselbe Spruch in wortgetreuer latein. Uebersetzung: *concrevit corpus cum corpore, os cum osse, vena cum vena; sigillavit ipse Christus in unoquoque homine sigillum.*

Rußwurm in seinem über die Inselfchweden handelnden Werke Sibofolke 2, 401 theilt die schwedische Formel mit, die gegen Verrentung angewendet wird: *Lê i lê, lå i lå, alla lêer et Gås behåg.* Der böhmische Spruch steht in Grohmanns Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren 1, 154:

Maso k masu,
 kost k kosti,
 krev k krevi,
 voda k vode.

Das Fleisch zum Fleische,
 Das Wein zum Weine,
 Das Blut zum Blute,
 Wasser zum Wasser.

In den Mythischen und magischen Bräuchen der Esten, von Kreußwald, pag. 97 heilt Jesus die Fußverrentung des Hesseß:

Geh, Gelenk, an Gelenk hin wieder,
 Gehe, Seh'n', an Sehne wieder,
 Gehe, Sprung, an Sprung hin wieder,
 Gehe, Fleisch, zum Fleisch hin wieder!

Wie im Merseburger Liede Quetan es ist, der oberste Gott, der die Heilung bewerkstelligt, in dem christlich gewendeten Spruche dann Christus die Heilung am Hesse vollzieht, so thut dies auch im altindischen Spruche der Schöpfer und Ordner der Welt. Die nachfolgende Formel gehört dem Atharva-Veda an und ist von Kuhn in seiner Zeitschrift Jahrg. 1863, pag. 58 bekannt gemacht worden:

Mark mit Marke sei vereinigt,
 Haut mit Haut erhebe sich.
 Blut erheb sich dir am Knochen,
 Fleisch erhebe sich am Fleisch.
 Steh auf, geh hin du, eile fort!

Dieselben Körpersubstanzen, jedoch in umgekehrter Reihenfolge, werden aufgezählt, wenn ein Uebel aus dem Körper hinweg gesegnet werden soll; zur Vertreibung unreiner Säfte nimmt der Exorcist einen Stein aus dem Bache auf, den er nachher genau an dieselbe Stelle zurück legt, und spricht:

Unrein,
 geh aus dem Mark in das Bein,
 aus dem Bein in das Fleisch,
 aus dem Fleisch in die Haut,
 aus der Haut in den Stein, in den Rhein,
 dann werden alle meine Säfte rein.

Dieselbe Redefigur der absteigenden Gradation enthält ein Segen gegen die Abzehrung, in Grohmanns Böhm. Aberggl. S. 177. Man mißt die Breite des Patienten nach seinen ausgestreckten Händen, und ebenso seine Höhe vom Kopf bis zur Ferse mit einem Strohhalme. Entspricht die Breite nicht der Länge des Körpers, so ist die Auszehrung aufgefunden und wird mit folgenden Worten verwünscht:

Ich vertreibe die Auszehrung aus dem Körper,
 Aus dem Kopfe in die Schulter.
 Aus den Armen in die Knie,
 Aus den Knien in die Nägel,
 Aus den Nägeln in das Meer:
 Daß sie dort das Wasser übergieße und der Sand überschütte,
 Daß sie die Beine nicht breche und die Adern nicht zerre,
 Das Blut nicht sauge und das Fleisch nicht reiße.

Wie die Knochensubstanz relativ unzerstörbar ist und daher in den Höhlen und Gräbern eines vorgeschichtlichen Menschengeschlechtes und untergegangener Thierrennen bis heute ausgedauert hat; so knüpfte der religiöse Glaube aller alten Völker

die Lehre von der körperlichen Fortdauer nach dem Tode an die Erhaltung der Knochensubstanz, und der darauf gegründete Zauberspruch, mit dem der verletzte Knochen geheilt wird, geht daher gleichfalls durch alle Zeiten und Sprachen.

Zum Schlusse darf auch auf ein paar Auszählprüche in jenen Mährischen Kinderreimen hingewiesen werden, die J. Feifalik in Wolfs Btschr. für Myth. 4, 341 mitgetheilt; sie kommen dem Sinne der voranstehenden Exorcismen sehr nahe.

Der Hase läuft um den Zaun,
Zerriß sich einen alten Stiefel,
Den näht ihm der Fuchs zusammen;
Das Eichhörnchen lächelte.
Was hast du zu lachen,
Da du kein Stückchen Hase hast?

Genug, genug,
Schon ist es der bloße Knochen;
Dieser ist es, dieser da,
Werfen wir ihn hinaus!

* * *

Vater schlachtete einen Widder,
Sandte der Mutter die Lunge.
Sie will die Lunge nicht,
Sie will einen Hasen.
Uebers Brachfeld läuft der Hase,
Zerriß sich das Loch hinten.
Der Fuchs näht' es ihm zusammen,
Eichhörnchen lächelte.
Was hast du zu lachen,
Hast ja nicht ein Stückchen Hosen.
Holer, holer Knochen,
Schon ist's Fleisch genug!

Hier haben wir die wechselnden Gestalten des altheidnischen Zauberspruches, die Geschichte seiner Wirkungen giebt uns die

Edda dazu. In Stalðskaparmál c. 50 wird erzählt, wie die Jungfrau Hildr*) Nachts nach beendigter Schlacht zur Walstatt hingehet und alle, die da todt lagen, durch Zauberei erweckt. Tags darauf kommt es zwischen den beiden Heerfürsten abermals zur Schlacht, und wiederum kämpften vereint unter ihnen alle die, welche gestern gefallen waren, „und so wird dieser Kampf der Hiabhníngin fortbauern bis zum jüngsten Tage.“ Es mangelt dieser Erzählung nur die Angabe der symbolischen Manipulation, ohne welche ein gesprochener Exorcismus unwirksam bleibt. Während also Hildr ihren Heilspruch über die zerfleischten Kriegerleichen sang:

ben zi bena, bluot zi bluoda,

lid zi geliden, sose gelimida sin!

durfte sie nicht vergessen, den besegneten Rümpfen Haupt und Glieder anzufügen. Alsdann erfüllt sich an den Hiabhníngin das Loos der Einheriar in Walhall: Jeden Morgen wappnen sie sich, um täglich den Streit des Lebens zu erneuen, bekämpfen und fällen einander, Abends dann find sie wieder heil und tafeln zusammen.

Zum Schlusse vernehmen wir aus dem Munde der Legende, wie der Heidenzauber sich ins christliche Wunder umstellt von der durch gliederweise Zusammenfügung und unter Anrufung Gottes bewirkten Wiederbelebung zerstückter und zerschmetterter Menschen.

Die von Gall-Morel neu aufgefundenene Lateindichtung der Nikolauslegende gehört in dem Einsidlener-Manuscripte unstreitig dem 12. Jahrhundert an und ist auszugsweise bekannt gemacht im Anzeiger des German. Museums 1859, Nr. 6. Sie erzählt, wie der Heilige drei von ihrem Gastfreund im Schläfe ermordete Mönche wieder belebt. Ihre Leichen waren bereits zerstückt und in eine Salztonne zum Schweinefleisch geworfen, das man auf den Verkauf einpöckelte, da vereinigten sich die

*) Sie ist eines Namens mit jener Pharaildis, welche den verzehrten Ochsen wieder herstellt, indem sie über seiner ausgespannten Haut den Zaubersab schwingt. S. voraus Seite 222.

zerschnittnen Körpertheile auf Nikolaus Gebet, heil sinken ihm die Wiederbelebten zu Füßen. Daher wird Nikolaus mit dem Symbol des Kessels abgebildet, rückweisend auf jenes Salzfaß. In der Lebensbeschreibung des heiligen Emmeram, welche der Freisinger Bischof Aribo im 8. Jahrhundert verfaßte, sammeln die Einwohner die abgeschnittnen Glieder des verstümmelten Heiligen und verbergen sie unter einem Weißdorn;*) denn es herrschte unter ihnen der Glaube, daß der Rumpf ohne ärztliche Hülfe heile, wenn man die zerrissnen Theile unter dem Boden berge. Acta SS. 22. Sept. vita Hemmerami, c. 21. Ich theile hier denselben Legendenzug aus einer von mir entdeckten Perg. Handschrift, Groß 8° mit, welche aus dem 1520 aufgehobnen Dominikanerkloster zu Bern stammt und durch Bruder Dietrich von Appolba, Predigermönch zu Erfurt, verfaßt ist. Der Titel heißt: Ein büch von dem leben, dem vsgange vnd den zeichen sant Dominicus. Das zweite Buch, Kap. 4 handelt von dem erkikenne (Wiederbelebung) eines junglinchs, der Inhalt ist folgender. Der junge Bapuleon zu Rom, ein Nefse des Kardinals Stephan, stürzt auf der Straße mit dem Rosse, und das Jammergeschrei der Begleiter, er sei zerschmettert, dringt in die Sixtina herein, wo der Pabst und die Kardinäle eben mit St. Dominicus in Versammlung sitzen. Dominicus läßt den Zerfallnen ins nächste Haus bringen, fügt die zerschmetterten Glieder an einander und legt die im Todeskampfe verzerrten Züge zurecht: vnd leit ellû sinû gelide ze samen ordenlich vnd sin anlüt, das vngestalt was von dem zerzerren, vnd fügt och andrû sinû gelide an ir stat. Hierauf nach einem dreimal wiederholten Gebete rief er Bapuleon mit Namen und hieß ihn in Christi Namen sich erheben. Vnd ze hande vor allen die da warent, do stunde der junglinch vñ, vnd der in erkiket hate, ze dem sprach er: nun vater gibe mir etwas ze essene.

*) Vgl. voraus Seite 201.

7. Das Weinhaus.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Uralte Knochenanhäufungen haben sich im Boden solcher Plätze vorgefunden, wo nachweisbar heidnische Cultstätten gewesen waren; so auf einem Berge bei Schochwitz im Mansfeldischen (Myth. 492), am Augsburger Perlachberg und im Würzburgischen Kloster Heiligenthal (Panzer, Bairische Sagen 2, 448), auf dem Kniggel bei Halberstadt (Pröhle, Harz. Sag. 1, XXXIV), im Aarauer Jura auf dem Grabacker der Lorenzkapelle und auf demjenigen zu Olberg im Frickthal (Aargau. Sag. 1, 265 und 194). Die beiden Waldplätze im Tann, einer Gemeindewaldung von aargauisch Muheim, welche Alte Gräber und Raibenstatt heißen, sind zugleich Fundorte römischer Alterthümer. Es veranlassen nemlich die zahlreichen Schädel und Knochen besonders von Rössen, die man schichtenweise im Boden solcher Plätze findet, den Volksglauben, jene Gebeine seien in Folge schwerer Viehseuchen hieher gebracht worden, und da man die Seuche, gleich dem crepirten Thiere, Raib und Schelm nennt, so sind diese Orte darnach Schelmenacker, Raibengraben, Raibler u. s. f. genannt. Die seit 1836 zu Schlatt, Kt. Thurgau, aufgefundenen keltischen Gräber liegen in einem Weinberge, Namens Schelmenbühl, und auch hier sind zahlreiche Rostknochen mit zum Vorschein gekommen. Wie man nun einst den deutschen Heiden Rostfresser schalt, so giebt man heute ganzen Dorfgemeinden, die in der Nähe solcher Fluren liegen, den Spottnamen: Schelmen, Raibenschinder, Raibenfresser. Die meisten dieser Plätze haben ihre besondere Local- sage von untergegangenen Schlössern oder Klöstern, und auch aus ihr geht mit hervor, daß hier in vorchristlicher Zeit ein allgemeiner Begräbnisort mit einem besonderen Gebäude für die aufgesammelten Gebeine gewesen sei. Ueber die Beschaffenheit solcher heidnischen Weinhäuser steht uns keine einheimische Nachricht zu Gebote, wir behelfen uns daher mit einer An-

schaunung aus der Fremde. Arnkiel in der Simbrischen Heydenreligion 1691 erwähnt Seite 350 aus einem Reisewerke des Ferd. Pinto, es habe derselbe bei den Tataren in einem Bezirke 164 größere Gebäude beisammen getroffen, alle flasterhoch und bis unter das Dach mit Todtenknochen angeschichtet, so daß es das Aussehen gehabt, als wären diese Häuser mit ihrem Giebel erst aus dem Weinhaufen herausgegraben. Auf einem Hügel nebenan stand ein ehernes Kolossalbild, diese Gottheit, sagte man, werde bei der Auferstehung der Todten jedem hier Begrabenen seine Gebeine wieder zutheilen. Somit ist bei einem asiatischen Volksstamme in der Neuzeit derselbe Brauch wieder gesehen worden, welchen Griechen und Römer bereits von den Indern unter der Beifügung melden, daß man die Leichen den wilden Thieren preisgegeben, und welcher bei den heutigen Persen in Baku der noch immer gültige ist. Man setzt rings um einen außerhalb des Wohnortes gelegnen Thurm die Leichen frei aus und läßt sie von den Raubvögeln bis auf die Gebeine abnagen. Sodann werden diese von einer auf die Höhe des Thurmes führenden Außentreppe in seine Oeffnung hinab geworfen. Ist letztere im Laufe der Jahre angefüllt, so muß ein neuer Thurm errichtet werden. So gewaltig angehäuften Knochenmassen in eigens dafür bestimmten Bezirken versinnlichen uns die Stelle bei Hesekiel c. 37: Des Gebeines lag sehr viel auf dem Felde und war sehr verdorret. Und siehe, es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebeine, und siehe, es wuchsen Adern und Fleisch darauf und er, der Herr, überzog sie mit Haut.

Aus den vorausgehenden Capiteln ist ersichtlich, daß der Germane den Grund der Lebensdauer im Knochenbau suchte, er wird also auch den Gebeinen der Verstorbenen eine besondere Sorgfalt gewidmet haben. Dabin deutet manches in der Sprache. Starcke, herte Knoche hā heiβt dem Berner Oberländer langlebzig sein. In der ersten Partie der Angelsachsen heiβt der Leib selber das *Prindan*, *hānbas*: *bānsār* (*ossium vas*), *bānlōca* (*ossium sepulcrum*), *hānwīsa* (*cubiculum*). Die Plünderung der Leiche ist dem Friesen eine *bedēande* und

macht ehrlos, sie heißt hrairoup, Todtenraub, und nur ein barbarischer Hune, sagt das Hildebrandlied, ist ihrer fähig. Sie ist schon in den bajuvarischen, langobardischen und alamanischen Gesetzen verboten und wird nach westgothischem Gesetz mit dem Feuertode bestraft; denn der Todtenräuber frevelt nicht bloß an der Leiche, sondern stiehlt ihr von ihrem Leben, weil man die Seele des Todten noch bei seiner Leiche gegenwärtig dachte. Auch das bloße Gerippe ist unantastbar, weil an ihm die Wiedererweckung vollzogen wird. Das Siegel der Badi-schen Waldstadt Seddingen zeigt den heiligen Fridolin, der ein Todtengerippe an der Hand führt; es ist dasjenige Urso's, den er aus dem Grabe erstehen läßt und vor das Gericht zu Rantwil stellt als Zeuge für die Gültigkeit der dem Heiligen streitig gemachten Schenkung. Die Acta SS. 1. März in Balthers Leben sind die Quelle dieser Tradition.

Die Nachrichten über Errichtungen von Beinhäusern auf deutschen Kirchhöfen reichen nicht weit zurück; die Synoden von Münster im Jahre 1279, cap. 18, und von Köln ao. 1281, cap. 11 verordnen solche. Marzohl-Schneller, Liturgia 1, 106. Von weit höherem Alter sind jedenfalls die Meinungen und Ueblichkeiten, die' sich an das Beinhaus knüpfen. Hier folgen einige. Jeder Kirchhof hat seine unsichtbare Wache, die von dem hier zuletzt Begrabnen gehalten wird, bis ihn sein Nachfolger ablöst. Sein Geschäft ist, Ruhestörer zu verschrecken, die Gräber mit Weihwasser zu besprengen, das kleine Gebein aufzulesen und es im Beinhaus aufzuschlichten. Trifft die Reihe ein Weib, so heißt sie die Frau Todin und nach dem Rechen, den sie für das kleine Gebein braucht, die Zammrechari. Schönwerth 3, pag. 16. Alpenburg, Tirol. Myth. 1, 347. Das Dorfthier in solothurnisch Erlinsbach, nächst Narau, ist ein in Thiergestalt und zugleich in Priestertracht umgehendes Witterungsgespenst, allein sein Lager hat es auf den Knochen des dortigen uralten Beinhauses, dessen vorzeitliche Schädel bei den Craniologen unter dem Namen der Erlinsbacher eine neue Species bilden. In der innern Schweiz sieht man die Schädel, wie sie aus den wieder geöffneten Gräbern kommen, reihenweise auf-

geschichtet und mit des weiland Eigners Namen beschrieben, in Macugnaga am Monterosa sind die der gewesenen Ortsgeistlichen am Granium in Form eines schwarzen Sammtkappchens übermalt. Dabei brennt ein ewiges Licht. Im Anniversarienbuch des aargau. Frauenlosters Hermettschwil steht „unterm vierten Tag des dritten Herbstmonats“ (Allerseelen) eingeschrieben: frôw Hilgart Bissin, conventfrôw diss gotzhüss, het gën 20 ff haller, vnd das sol gebrücht werden den armen selen zuo einem nachtliecht in dem beinhüss. Um einem Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern, schickt man sieben oder neun Kinder zusammen ins Beinhaus oder, wo ein solches nicht in der Nähe ist, zu einem Feldkrenz und läßt sie da sieben oder neun Vaterunser beten. Dies geschieht in der katholischen Landschaft des Freienamtes. Aber auch der Protestant, dem die Todtenbeine der Gräber nicht weiter zur Schan gestellt werden, widmet ihnen einen stummen Cultus. Es kommt in unsern reformirten Städten vor, daß der Patient einen verlorenen Finger auf den Kirchhof bringen und da eingraben läßt. Im protestantischen Lutlingen wird nach der Einsenkung des Sarges das Lied angestimmt: Ruhet sanft, ihr Todtenbeine! (Birlinger, Schwäb. Sagen) Es ist das äußerste Maß der Verachtung und Schmach, zu sagen: man wird mit deinen Knochen noch die Birnen und Beltschnüße herunter benzeln. Ein Tiroler Viehhirte wirft nach einer widerspenstigen Kuh mit einem Kirchhofsknochen; Nachts darauf sagt der Geist zu ihm:

Bringst du mir morgen nicht mein Bein,
sollst von mir zerrißen sein.

Zingerle, Tirol. Sagen Nr. 351. Als der Beher von Reuskirchen einen Todtenkopf vom Freithof mit heim nimmt, um ihn unters Kopfkissen zu legen und sich damit Glücksummern träumen zu lassen, erscheint der Geist und fordert den Kopf zurück. Schönwerth, Oberrißal; 3, 152. Der Sag, wer Nachts einen Knochen vom Kirchhof holt, dem brechen die Geister den Hals, reicht durch die gesammte deutsche Welt, neuerlich noch hat ihn R. Maurer aus dem Munde einer Frau auf Island

aufgezeichnet. Dorten wettet die Magd Gudrun gegen den Werth einer Tabakdose, sie werde jenen Sack, in welchem hinter der Kirchenthüre die Gebeine aufgehängt werden, ins Haus herüber bringen. Sie thut's, wird aber hierauf unablässig von einer Erscheinung verfolgt, welche spricht: Uebel bist du, Gudrun, mit meinen Knochen verfahren, das sollst du wieder gut machen! Isländische Sagen der Gegenwart, Seite 64 und 134.

Besucht man die Todtenkapellen auf einigen Alpenhospizen, so sieht man dorten vollständige Skelette in den Mauer-Nischen aufrecht stehen, einige sogar in eine schwarze Mönchskutte gekleidet. Dieser phantastische Todtenkultus soll durch ganz Italien bemerkbar sein und wird im Sinne des kirchlichen Memento mori ausgedeutet. Berühmt sind dadurch namentlich zwei Kirchen zu Rom. Die Todtenkapelle alla Morte an der Brücke Sisto hat eine Unterkirche, deren Wände und Decken ganz und gar mit lauter Menschengewebein überkleidet sind. Ganze Gerippe stehen in den Nischen, ein Theil der Wand ist mit Kinderköpfen, ein anderer mit lauter Gelenkknöchlein arabischenartig geschmückt, die Kandelaber sind aus Knochen zusammengefügt, die Rosetten, Sterne und Kreuze der Decke sind lauter Menschenknochen. In der Todtenkapelle auf der piazza Barberini stehen Gerippe in Kapuzinerkutteln herum, an der Decke hängen zwei Kindergerippe in Gestalt schwebender Engel, es waren einst zwei Prinzessinnen des Hauses Barberini.

Diese welsche Sitte erscheint uns grausig, aber noch erschrecklicher wird es dem Italiener zu hören sein, daß man bei uns zum Andenken an die Todten das Brod in Knochenform backt und unter dem Namen Todtenbeine feil hält. Unter den Feinbäckereien der Stadt Aschaffenburg stehen die sogen. Buben-schenkel und die safrangefärbten Dürrbönerchen obenan. Doch hiervon wird im folgenden Abschnitt vom Seelenbrod besonders die Rede sein.

In W. Wadernagels Basler Gymnas. Programm v. 1835 zu Bürgers Gedicht Lenore finden sich S. 7 zwei Volkslieder, die des Brauches gedenken, Heldenleichen in aufrechter Stel-

lung zu begraben. Ein Klephtenlied aus Fauriels Neugriech. Sammlung 1, 56 legt dem todtten Armatolenführer das Wort in den Mund:

Die Grabesstätte hauet mir aus,
macht eine breite und hohe,
Damit ich aufrecht streiten kann
und in die Quere laden.

Ueberaus ergreifend ist dies in einem deutschen Soldatenliede veranschaulicht aus des Knaben Wunderhorn 1, 72; eine Kriegerschaar rückt aus dem Städtlein fort, wo sie Nachtquartier gehabt, stößt auf den Feind und wird insgesammt erschlagen. Da erhebt sich der Trommelschläger, auf den beim heutigen Auszug noch sein Liebchen vom Fenster herabgeblickt hatte, und trommelt die Leichen der Kameraden auf. Sie schlagen den von panischem Schreck ergriffnen Feind und rücken dann vor der Liebsten Haus:

Da stehen Morgens die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine,
Die Trommel steht voran,
Daß Sie ihn sehen kann.

Aus diesen Angaben zusammen wird nun hervorgehen, daß das richtige Abbild des Todes wirklich unser Knochler und Knochenmann ist, daß er aber als solcher ursprünglich ein Gedanke zu leben, und nicht ein Gedanke zu sterben, gewesen war. Hiemit erleidet auch das Ziel von Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ eine Abänderung nicht zwar des künstlerischen Ergebnisses, wohl aber der culturgeschichtlichen Prämissen. Das Abbild auch des griechischen Todesgottes muß irgend einmal in früherer Zeit dem unsrigen gleich gewesen sein. Auch in Griechenland war das Grabalter dem Brennalter vorausgegangen. Verbrannt werden bei Homer die Pestleichen, um das Heer vor Ansteckung zu sichern; verbrannt wird Patroklos Leiche, weil man während des zehnjährigen Krieges nicht hoffen konnte, die Leiche in die Heimat zurück

bringen zu können. Jene antiken Grabdenkmäler, welche eiserne Gerippe darstellen und deren Geltung und Echtheit Lessing so sehr bestritt, hatten also dennoch ihre antike Geltung typisch gehabt, bis sie später dem Genius mit umgestürzter Fackel wichen. Die sprechendste Beweisstelle hiefür giebt Lessing selbst an (Lachmanns Ausgabe, Band 8, Seite 254), es ist jene von Petronius geschilderte Tafelszene, da der Sklave das silberne Modell eines beweglichen Menschengerippes bei den Gästen umherträgt und diese ausrufen: *sic erimus cuncti, ergo vivamus!*

Das Allerseelenbrod.

Aus der Geschichte des deutschen Grabcultus.

I. Das Kornopfer.

Die Keimkraft des Getreidekornes erscheint als etwas nahezu Unvergänglichliches; ackerbautreibende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den ewigen Schläfern zur immerdauernden Speise; Culturvölker haben es zum Sinnbild einer über das Grab hinaus reichenden Fortdauer erhoben. Herkömmlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weihwasserbecken neben dem Grabkreuze einen aus Kornähren geflochtenen Sprengwedel liegen; er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorne in die Erde gesenkten Lebens, das durch den Thau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. So galt es schon vor Jahrtausenden; aus Korn und Brod bestanden die frühesten Todtenopfer, so beweist es der Gräberbefund, so drücken es die Sprachen aus. Den Thraziern und Hellenen waren die Namen für Getreidehaufen, für Korn- und Todtenbehälter sprachlich synonym, den Etruskern und Römern galt die Pforte der Unterwelt für einen Kornbehälter, wie die ägyptischen Pyramiden sowohl Königsgräber als auch Kornkammern hießen. Bei der Deffnung antiker Gräber im oberägyptischen Theben, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverletzt geruht hatte, fand man Todtenbrode mit in die Leichenbinden eingewickelt, Weizenkörner in den Händen der Mumien. Als von solcher Frucht der Franzose Guérin Mineville im Jahre 1849 fünf Weizenkörner ausgesäet hatte, erhielt er mit einem 1200fachen Ertrage ein der heutigen ägyptischen Weizenfrucht völlig gleiches Product. Nicht bloß Decandolle's Ansehen verbürgt die Thatsächlichkeit dieser

naturhistorischen Angabe, es haben die seither mit dem Mumienweizen weiter fortgesetzten Versuche in der Landwirthschaft Frankreichs einen entschieden ernsten Charakter angenommen. Doch der Brauch selbst des Korn- und Brodopfers bei Leichenbegängnissen findet sich, wie im alten Nil-Lande, ebenso durch das Morgen- und Abendland verbreitet, bei dem einen Volke bald öffentlich und rituell fortdauernd, bei einem andern nur heimlich geübt oder stillschweigend von Oben her geduldet, und gerade die Art und das Alter seines außerchristlichen Vorkommens wird öfters im Stande sein, ein aufklärendes Licht auf unsere eigene Christensitte zu werfen. Man vergönne uns, zu diesem Zwecke sogleich ein paar Beispiele anzuführen.

Bei arabischen Beerdigungen zu Kairo, wie solchen i. J. 1860 Dr. Frankl aus Wien (Aus Egypten, S. 33) als Zuschauer beiwohnte, eröffnen den Zug zwei Kamele, das eine Brod in Körben tragend, das andere in Schläuchen Wasser, hinter ihnen ein Ochse, der am Grabe geschlachtet und stückweise sammt den Broden unter die Anwesenden vertheilt wird. Der Alt-türke füttert gefangene Vögel und läßt sie am Feste der Gräber fliegen; er zerbröckelt viele Laib Brode und wirft sie am gleichen Tage den Fischen ins Wasser; er legt süße Kuchen in die müßigen Flammen und schüttet ganze Megen Korn in die Ameisenhaufen; er beköstiget und nährt mithin an diesem Tage alle vier Elemente, in denen die Abgeschiedenen ihre Wohnstatt nehmen könnten. Wie müssen wir aber wohl staunen, wenn eben dieses Verfahren und zu demselben Zwecke in den religiösen Bräuchen unserer oberdeutschen Bauernschaft wiederkehrt, wie es in der nachfolgenden Beschreibung des Allerseelenfestes noch weiter mitzutheilen sein wird. Und wer wird dabei voreilig an eine Entlehnung denken dürfen! Denn diese dem Islam jetzt ausnahmslos gebotene Todtenspende war vor dessen geschichtlichem Auftreten schon altarabische Sitte gewesen, wie „das Fest der Todten“, eine besondere Erzählung in Fr. Rüdert's Morgenländischen Sagen, 2, 309 unwiderleglich darthut; sie verräth sich aber ebenso ursprünglich in jenen Theilen des Orientes, in welche der Islam niemals vorgeedrungen ist. Als Wilhelm Heine mit der

nordamerikanischen Expedition Japan besuchte (Japan und seine Bewohner 1860, 306), war er dorten Augenzeuge des Todtenfestes, das der Japanese am fünfzehnten Tag seines siebenten Monats begeht. Man pflegt da die Speisen, die man über Tag auf die Gräber gestellt hat, Abends auf kleinen, kerzen-erhellten Booten, mit Papiersegeln versehen, in die Gewässer zu setzen, so daß am Festabende tausende solcher Fahrzeuge auf den Wellen sich schaukeln. Zu Aehnlichem verpflichtet Menu's Gesetzbuch den Inder. Dieser hat alljährlich zehn Tage hindurch zur Beruhigung der Jüngstverstorbenen Reiskuchen zu opfern, Pinda genannt; er hat Grabfeuer anzuzünden für Groß- und Aeltervater, und für sämtliche Ahnen Wasserspenden auszugießen; erst nach dieser Verrichtung kann der Ueberlebende den rechtlichen Besitz des ihm von dem Verstorbenen zugefallenen Erbes antreten, so daß somit Familienverband, Vermögensbesitz und Todtenopfer als eine unzertrennliche Einheit erscheinen. Gans, Erbrecht 1, 80. Damit wird das Todtenopfer zu einer Sagung gestempelt, die unabänderlich über aller Willkür des Lebenden und über dem bloßen Wunsch und Willen des Verstorbenen steht. Die Legende läßt es auch nicht an beweisführenden Beispielen solcher Art mangeln. Sie berichtet im indischen Epos Mahabharata von dem edelmüthigen Wettstreit, welcher zwischen Tajati, einem nach seinem Tode wieder zur Erde gekommenen Könige, und dessen vier Enkeln entsteht. Tajati trifft jene am Altare, da sie eben das Opfer für die Ahnen entzünden, und weigert sich großmüthig, die Frucht und das Verdienst ihrer frommen Handlung diesmal auf seine eigene Person übertragen zu lassen. Doch die Götter erwidern ihm: Allein an den Menschen liegt die Schuld, wenn die Verstorbenen nicht im Himmel zu bleiben vermögen; wenn du durch uns den Himmel verlierst, so ist ja deiner Nachkommen Loos gleichfalls die Hölle. — So tief verwachsen mit dem Organismus des religiösen Gesetzes und des bürgerlichen Sachenrechtes, erweist hier der indische Brauch sich um ein Bedeutendes ursprünglicher, also auch weit folgenreicher, als jene althebräische Sagung, Tobia 4: Stelle dein Brod

und deinen Wein auf das Grab des Gerechten. Denn in dieser Stelle raisonnirt eine bereits nach willkürlichen Ausnahmen sich selbst beschränkende Sitte, dorten spricht ein ausnahmsloses Gesetz. Um so überraschender für uns wird es sein, dasselbe Rechtsverhältniß auch im altdeutschen Todtenmahl mitbegründet zu finden. Denn auch nach diesem durfte der Ueberlebende so lange nicht sich in den Besitz der Erbschaft setzen, bis nicht Erbmahl und Erbtrunk (altnordisch Arföl, das Erb-Me) feierlich abgehalten und damit des Verstorbenen Gedächtniß (minne) getrunken war. Der Brauch des Leichtrunkes besteht in diesem rechtsgiltigen Sinne des Erbbieres jetzt noch. Der Schleswig-Holsteiner umschreibt den Namen Grabhüter mit der Phrase den Doden sin Hüt vertèren; denn eben die Haut und Bedeckung (Hut und Hütte), aus welcher der Todte gefahren ist, verbleibt nun seinen Erben. Im Margauer Neuß- und Bünzthale, deren Bevölkerung ungemischt katholisch ist, wird zum Gedächtnisse des Verstorbenen ein dreimaliger Seelgottesdienst abgehalten, am Tage der sogen. Begräbde, am Siebenten darnach, schließlich am Dreißigsten. Eben so oft findet auch im Trauerhause ein Trauermahl statt, das herkömmlich mit Rothrüben-Salat und Rothwein schließt. Bei der dritten Mahlzeit am Dreißigsten werden die Kleider des Verstorbenen verschenkt und zugleich geht hier die Ausscheidung des Erbes vor sich. Ist Letzteres geschehen, so legt die männliche Verwandtschaft den am Lande noch üblichen Leidmantel für immer ab; man hat darin dem Freund nach Vorschrift das Geleite gegeben „zu Kirche, zu Straße und übers Grab“, und somit ist seinem Andenken kirchlich und weltlich Genüge gethan.

Der Leser, welcher die innere Uebereinstimmung dieser so verschiedenartigen Völkern angehörenden Leichenbräuche zuzugeben geneigt ist, wird das höhere Alter derselben beim Germanenvolke doch wohl beanstanden, in so ferne er das Todtenopfer auch hier grundsätzlich als eine Kornspende auffassen soll und sich erinnert, daß Cäsar und Tacitus dem Germanen den Ackerbau nahezu absprechen. Dieses ehemalige Bedenken ist aber durch eine richtige Interpretation jener Schriftsteller.

ohne dies bereits verringert und durch den neuerlich gemachten Gräberfund vollends zum Schweigen gebracht. Die ostdeutschen Leichenfelder und Opferstätten zwischen Elbe und Weichsel, also in jenen Landstrichen, wo die früheren Wohnsitze des Vandalenstammes gewesen waren, haben bisher nicht bloß beträchtliche Massen gerösteten Weizens ergeben, sondern auch kugelförmige Klumpen, laibleinartig aus gestoßenem Korn und aus Thonerde zusammengebacken und von der Flamme des Leichenbrandes mitcalciniert, die man mit allem Grunde für Opferbrode anzusehen hat. Solcherlei aus Gräbern erhobene Brodkugeln, in ihrer Gestalt den nachher noch zu beschreibenden Seellaiblein gleich, finden sich aufbewahrt in der Preussers'schen Alterthumsammlung zu Großenhain. Außerdem aber haben die seitdem erst entdeckten Pfahlbauten, die mit der germanischen Urzeit an Alter jedenfalls sich messen, eine immer noch sich mehrende Ausbeute an Weizen, Körnerbrei und Brodkuchen geliefert. Im Bodensee zu Wangen allein hat man an Weizen und Gerste ein zu hundert Sester ansteigendes Quantum aus der Tiefe des dortigen Seedorfes erhoben. Es bewährt sich damit, daß das Korn eine urzeitliche Pflanze, ein Gemeingut der frühesten Menschheit gewesen ist, und in diesem Sinne haben es auch die ältesten Mythen aufgefaßt. Nicht bloß Abraham vermag dem sammt den Engeln zu Besuch kommenden Herrn mit frischgebackenen Weizenkuchen zu bewirthen. Durchwandert einmal der Germanengott Njör ebenso die Welt, um das Menschengeschlecht in Stände zu ordnen, so findet er dasselbe überall schon mit dem Ackerbau beschäftigt und erhält zur Einkehr in dem einen Hause grobes Gerstenbrod, in dem andern feine Weizenkuchen vorgesetzt. So erzählt das Eddaische Lied Rigveda. Das altnordische Alvismål ist zwar ein um Vieles jüngeres Gedicht, enthält aber sammt einer poetischen Umschreibung der mehrfachen Namen der Gerste zugleich den sprechenden Beweis, daß die germanischen Todtenpenden eben in Korn bestanden haben. Bei den Menschen, erzählt dies Gedicht, heißt das Korn (der Gerste) Bygg, das Gebaute; bei den Göttern heißt es Bar, der Ertrag; bei den halbgöttlichen

Banen Bort, das Granige; bei dem Volke der Riesen Aeti, das Essen; bei dem Geschlechte der Zwerge Lagastaf, der Maßstab des Gesetzes; aber in dem Todtenreiche der unterirdischen Göttin Hel wird es Snipinn genannt. Letzterer Name bezeichnet das wallende, Alles zudeckende Saatsfeld, ein Bild von gleich plastischer Trefflichkeit, wie ehemals des Dendichters Ramler „blonde Ceres, die ganz verhüllt in Aehren geht“. Und wie nun der Getreidebau älter ist als unser geschichtliches und naturgeschichtliches Wissen; wie die Sprache mit dem Namen Gottesgabe, dänisch Gudsgave, das Korn als eines jener Geheimnisse bezeichnet, deren Anfang wir nicht ergründen, sondern nur Gott allein überlassen können; so muß es auch mit in den ursprünglichsten Ideen der Menschheit liegen, wenn man um den Grund fragt, warum die in Korn bestehende Todtenspende in altindischen und altdeutschen Sagen unter denselben Rechtsfolgen erscheint. Daraus ergiebt sich zugleich der sprechende Beweis, daß ein solcher Brauch sammt seiner Übungsart nicht aus diesem oder jenem Religionsystem abentlehnt, nicht gleich einer Mode mechanisch auf weitere Völker übertragen worden sein kann, daß er vielmehr aus der überall sich gleichenden Menschenempfindung unmittelbar entsprungen ist und in dem Unentbehrlichsten, dem täglichen Brode, gleichmäßig sich verkörpert hat. Gerade unter solchen Völkern oder Volksstämten wird er daher noch am deutlichsten erkennbar sein, deren ursprüngliches Sittengesetz und Rechtsleben am wenigsten von äußerlicher Gewalt hat beeinflusst werden können.

Ferner ist zu erwägen, daß das Todtenopfer ein von der Treue der Blutsverwandtschaft eingegebener Liebesdienst, ein Sühn- und Dankopfer ist, in Speise und Trank dazu bestimmt, von der gemeinsamen Verehrung dargebracht und in gemeinsamer Stimmung aufgezehrt, consumirt zu werden; denn nur so betrachtet, wird sich jener sittliche Widerwille ermäßigen, mit dem heute ein verfeinertes Urtheil die oft zu greifbare Naturwüchsigkeit manches alten Volksbrauches beanstanden möchte. Nach der Hülle und Fülle, das heißt wörtlich, nach Kruste und Krume aller zu einer Todtenspende aufgebrauchten Brode,

veranschlagt jezt noch unser oberdeutscher Landmann die seinem Verstorbenen nachgetragene Achtung, wie dauerhaft sein Angedenken, sein Nachruhm in der Gemeinde verbleiben werde und, da dem Abgeschiedenen eine umfassende Erinnerung hievon zugetraut wird, wie ihn ein diesem irdischen Angedenken entsprechendes Maß von Befriedigung und Seligkeit im Jenseits erfüllen werde. Denn wie sollte er des Anblickes nicht herzlich froh sein, wenn die versammelte Sippenschaft, statt in stummer, alle Nahrung abwehrender Trauer zu verharren, seinen Namen nennt, einmüthigen Stolzes die Becher erhebt und mit neugeschöpfter Zuversicht die zaghaften Gedanken und Sorgen niedertrinkt. Eben weil dies so das Naturgemäße war, so mußte ihm das früheste Christenthum auf seinem Wege zu allen Völkern auch allenthalben begegnen. Aber es ergieng dabei den Glaubensboten wie uns noch; ein solcher Gedankensprung schien ihnen zu vermessen, ein solcher Stimmungswechsel zu unvermittelt, zu erfrecht und roh. Speise und Trank auf die Gräber zu tragen, dorten zu genießen und mit den Armen zu theilen, war zu den Zeiten des heil. Augustin so sehr allgemeiner Brauch, daß dieser Kirchenvater in seinen Confessionen erzählt, wie er noch seine eigene fromme Mutter Monica von dieser Unsitte der Mailänder Christen habe abhalten müssen. Der Abt Augustin Calmet zu Senon meldet in seiner Abhandlung von den Vampyren: Wir haben in der Maritatenkammer unseres Klosters irdene Gefäße und Teller, auf denen noch Knochen von Ferkeln und Hühnern zu sehen sind; sie sind tief unter der Erde der Klosterkirche des heil. Mansuetus zu Toul aufgefunden worden und beweisen, daß man hier einst den Leichen Speise und Trank beigesetzt hat. In der Sammlung Karolingischer Kirchenstatute von Regino ist jedem Bischof aufgetragen, bei der jährlich zur Synode versammelten Diöcesangeistlichkeit Umfrage darüber zu halten: Ob Jemand zur Nachtzeit über einen Todten singe, esse oder trinke und sich gleichsam über dessen Tod freue. Doch die Kirche lenkte nachmals selbst ein, allgemein Menschliches tolerierend, oder es nach Möglichkeit in eine spirituelle Beziehung umkleidend. Sie setzte

den Todtensonntag mit dem Sonntag Lätare auf einen und denselben Festtag zusammen, die Heidenfreude zu gleicher Zeit mittels der Christentrauer ermäßigend; und so konnten schon die Quedlinburger Mönche wiederum die gräßliche Heidenfölgung lehren, je mehr man bei Todesfällen schmause, um so mehr würden die Verstorbenen gelabt: plenius inde recreantur mortui. Flögel, Groteskfomisches 192. Und da Glauben und Aberglauben keinem Zeitlauf unterthan sind, so ist es denkbar, daß sich dieselbe Behauptung auch jetzt noch unter dem Volke vernehmen lassen kann. Der bairische Oberpfälzer nennt das Abhalten des Leichenmahls das Eindächteln des Todten, ableitend von gothisch dauhts, das Mahl; „Je mehr dabei getrunken wird, sagt er, desto besser ist's, es kommt dem Todten zu gut.“ Dies ist kein beiläufiger Scherz, sondern wird uns durch die Autorität Schönwerths verbürgt, des landeseingebornen Ethnographen der Oberpfalz. Selbst wenn von dem kirchlichen Todtensonntag behauptet wird, daß für diese Frist gebackene Brod ergebe in einer Unze mehr Sättigung als an andern Tagen zwei Pfund, so liegt auch unter diesem abergläubischen Worte eine herbe thatsächliche Erfahrung verborgen, die nemlich, daß ein schmerzlichfrisches Andenken am raschesten und wohlfeilsten zu ersättigen ist. Erst der systematische Aberglaube macht den Satz absurd, indem er aus dieser natürlichen Erfahrung einen Lehrsatz von der magischen Wirkung des Seelbrodes heraus folgert. Doch daß wir uns deshalb nur nicht voreilig gegen ihn ereifern und dann doch thun, wie er! daß wir jene magische Wirkung nicht dem Zweckbrode absprechen und sie doch hinter unsern zahlreichen Zweckessen wieder finden wollen! denn hier wie dorten läuft doch Alles auf die Vorstellung hinaus, die der Essende mitbringt. Bei einem Zweckessen wird von den Meinungsgenossen in der erklärten Absicht gemeinsam getafelt, hier im voraus schon an jenem Frohgefühle sich ersättigen zu wollen, welches durch eine erst noch zu verwirklichende Idee später einmal der bleibende Besitz dieser Genossenschaft werden soll. Wie viel oder wie wenig dabei consumiert wird, dies hängt ganz allein von der

Stimmungsfähigkeit der Versammelten ab; auf der Spitze des Enthusiasmus und in der Tiefe des Schmerzes pausiert der Appetit gleichmäßig, nur ganz moderne Gefühlsdilettanten und Zweckesser fechten sich zwischen Beiden arglos mit Messer und Gabel hindurch. Sogar das Substantielle der Nahrung und des Geschirres darf aus dem Alltäglichsten bestehen, wenn beides nur die ideellen Beziehungen zuläßt, die einem geweihten Symbol zukommen. Den griechischen Göttern diente das bloße Füllhorn, den germanischen der Kessel als Mittel schmausender Seligkeit; den frommen Aethiopen mußte der Sonnentisch, den Rittern der Tafelrunde der heil. Ural in jeder Nacht frische Paradieseskost spenden, und im Kindermärchen thut's das Wort Eischchen deck dich! So kann auch der Todtentag bald als ein von der natürlichen Trauer gebotener Fasttag, bald als ein von dem Nationalstolze überlaut begangenes Banket gefeiert werden und bei beiden sinnbildlich oder wirklich der Schmerz sich selbst verzehren wollen; auf jeder Stufe der Entwicklung wird der Volksgeist das hiefür ausreichende Mittel, den zu dieser Anschauung verwendbaren Gegenstand ausfindig machen, er braucht nur das Allergewöhnlichste, die tägliche Nahrung zu symbolisieren und ihr eine religiöse Bedeutsamkeit beizulegen. Das deutsche und das griechische Nationalepos, beide der Spiegel unverstellter Menschenart, haben daher von dieser doppelten widerspruchsvollen Gemüthsstimmung zu erzählen und wie sich dieselbe beiderseits ausgleicht. Wenn der erschlagene Nibelungenheld begraben ist, so finden sich manche seiner Freundschaft, die dreier Tage lang vor großem Kummer weder essen noch trinken; doch wahrheitsgetreu setzt das Lied sogleich hinzu: si nerten sich nâch sorgen, sie fiengen in ihrem Leid doch wieder an, Nahrung zu nehmen. Wenn Vater Priamos die Stadt verläßt und im Feindeslager die Leiche des Sohnes beim Mörder Achilleus sich erbitten muß, erhält er sie zwar, zugleich aber soll der Gebeugte mit Achilleus im Zelte zu Nacht speisen. Hier ist es, wo die Ilias unserer Mißstimmung über einen in seinem Herzeleid essenden Vater eine merkwürdige Belehrung giebt: das Brod ist kummer=

stillend; oder wie Schiller im Siegesfeste jenes homerische Wort übersetzt:

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.

Dies ist die erwähnte Nährkraft, die vor jedem andern Brode dem Todtenbrode beigelegt wird. Dasselbe drückt der Spruch in Zend-Avesta aus (übersetzt von Spiegel 1, 85): Niemand, wenn er nicht ißt, vermag etwas; und zustimmend steht Psalm 104, 15, daß das Brod des Menschen Herz erfreue. Es ist aber vom Heilsamen nur ein kleiner Schritt zum Heilkräftigen, daher rühren die tausendfachen Wundercuren, die das einfache Brod verrichten muß. Wer über Land geschickt werden soll, der schneidet sich vom Hauslaib in der Tischlade erst ein Stück ab; in der Tasche mitgetragen, bewahrt es Jung und Alt vor plötzlichem Heimweh, vor Bezauberung, vor dem Anfall der Hunde. Dem armen Soldaten in der Fremde begegnet das Graumännchen und schenkt ihm ein Krüstchen Brod: Hier riechst du dran, dann hast du keinen Hunger, und denkst du dran, dann hast du keinen Durst! Curge, Waldecker Volksüberlieferungen 56.

Wenn nun im Nachfolgenden einige geschichtlich verbürgte Züge aus den Leichenbräuchen unserer heidnischen Vorzeit mitgetheilt werden, so sind sie zu dem besondern Zwecke ausgewählt, zugleich ein erklärendes Licht auf jene Grabspenden, Seelfeste und Seelbrode voraus zu werfen, mit deren genauerer Schilderung sodann vorliegender Bericht abschließt.

Die jetzt noch geltende Benennung Seelgeräthe, Fahrzeit, Anniversarium begreift alles in sich, was ein Verstorbener nach katholischem Ritus kirchlich vergabt und zu seinem oder der Seinigen Gedächtnisse alljährlich am Stiftungs- oder Sterbtag zu Wohlthätigkeitszwecken ausbieten läßt. Man liest Seelmessen, man vertheilt alle Gattungen von Lebensmitteln, man bietet Seelbäder aus, wie jetzt noch in München geschieht, einstens aber gleichmäßig in ganz Süd- und Norddeutschland

geschah, man speist die Armen in Genossenhäusern, die im ältern Nürnberg einst gleichfalls Seelhäuser hießen, und bestiftet die dienstthuende Geistlichkeit an einer reichbesetzten Tafel. Als sich daraus clericale Schmausereien entwickelten und man das Anstößige heraus zu fühlen begann, suchte man nach schönigernden Erklärungsgründen und leitete den Brauch von den Liebesmahlen der ersten Christen her. Allein von dieser entlegenen Beziehung läßt sich in der deutschen Kirchengeschichte auch nicht ein leiser Schimmer erkennen. Eben so wenig reicht das kirchliche Allerseelenfest allein hin, die Entstehung und Uebungsweise des Volksbrauches zu erklären. Bevor Abt Odilo von Clugny zu Ende des elften Jahrhunderts an dieses Kirchenfest gedacht und dann Papst Johannes XVI. dasselbe auf den zweiten November festgesetzt hatte, feierten die Heiden um eben diese Zeit Novembers das Fest zugleich des scheidenden Sommers und der mit demselben hingeschiedenen Seelen. Da zog alsdann das große Heer der Todten um, wurde von dem zum Opfer versammelten Volke begrüßt und mit frisch aufgestellten Speisen zur Weiterreise gestärkt; oder es wurden auch statt der Todten, die keine Wegzehrung mehr begehrten, ihre Stellvertreter, die Armen und Sicken, mit Trank und Speise erquickt. Bedingungsweise wurden solcherlei heidnische Opfer von den Bekehrern zugestanden, von der Kirche alsdann gemildert und umgebildet und eben dadurch für unser geschichtliches Wissen gerettet; denn auch jetzt noch behauptet das Todtenopfer wenigstens in Form des Almosens seine kirchliche Berechtigung. Der Priester Goffine, welcher 1719 starb, fragt in seinen neuerdings stark verbreiteten „Evangelien und Episteln“ (Augsburg 1826. 2, 293): Wie ist den im Fegfeuer leidenden Seelen zu helfen? und antwortet darauf: durch Almosen; denn es steht geschrieben: Beraube den Todten der Gnade nicht. — Sehen wir nun aus den uns erreichbar gewesenen Quellen, wie unsere deutsche Vorzeit diese Pflicht aufsaßte und erfüllte.

Beim Feste der Goldenen Messe zu Hildesheim, die zum Schlusse der sogen. Gemeinwoche 14 Tage nach Michaelis

(29. September) begangen wurde, hatte das Hilbesheimer Stift alle herbei gekommenen Gäste und Fremden nach altbestimmter Norm zu begasten. Aber das dabei Allen gleichmäßig Zukommende war ein obligates großes Zweckbrod. Als der Klosterreformer Bruschius eben zur Zeit dieses Festes das Stift besuchte, erhielt er neben den übrigen satzungsmäßigen Gerichten, dem bestimmten Quantum Tafelwein und den vorschristlichen vier Schillingen Zehrgeld, ein weißes Weckenbrod von solchem Umfange vorgelegt, daß nach seiner Versicherung alle damaligen Tischgenossen zusammen daran genug gehabt hätten. Eben dieses Fest der altsächsischen Gemeinwoche, die *hillige mênweke*, welches in dreitägiger Dauer auf Ende Septembers fiel und das Erntejahr mit Höhenfeuern, Opfern, Volksversammlung und Tänzen schloß, ist uns durch Widukinds von Corvey Annalen als ein vorchristliches bestätigt. Jetzt noch fallen unsere Erntefeste vielfach auf Michaeli (29. September), also ziemlich auf die unserer altdeutschen Jahreseinteilung entsprechende gleiche Zeitscheide, und sind begleitet von landschaftlichen Kinderumzügen, städtischen Festspielen und Ortsbräuchen, in denen sich der Wettkampf des Sommers und Winters scenisch ausdrückt. Denn mit der Bergung des Pfluges begann der altdeutsche Winters- und Neujahrsanfang. Seit nun nach Julianischem Kalender der Winterbeginn auf Martini, 11. November, gerückt wurde, sind auf diesen Termin auch unsere Schnitter- und Drescherschmäuse, Herbstgerichte und Zinstage mit hinausgerückt, und Martini schließt nun das Pacht- und Ackerjahr ab. Eben deshalb wiederholt jetzt dieser neuere Wintertermin das in dem früheren bereits vorhanden gewesene Erinnerungsfest für die im Laufe des landwirthschaftlichen Jahres Verstorbenen, nemlich das Opfer am Allerseelenfeste, welches nun am 2. November kirchlich begangen wird. Und seitdem das Sonnenjahr nun bei allen deutschen Volksstämmen gleicher Maßen in Geltung ist, gelten nach ihrem übereinstimmenden Volksaberglauben die jetzige Neujahrsnacht, die Zeit der Zwölften sammt der skandinavischen Julnacht gleichermaßen wieder als die ehemaligen Fahrtnächte der Geister und Gespenster.

Als eine gleiche in Oberdeutschland bestandene Uebung dieses alten Ernte- und Todtenopfers ist die berühmte Wurmlinger Mahlzeit in Schwaben anzusehen. Sie hat ehemals am Dienstag nach Allerseelen stattgefunden und wird jetzt im October am Dienstag nach der Großen Kirchweih daselbst gefeiert. Keiner dieser beiden Termine hat eine kirchliche Weihe für sich; ja auch von der jetzigen Großen Kirchweih behauptet man zu Wurmlingen im Orte selbst, sie sei kein kirchliches, sondern ein ursprünglich heidnisches Fest. Die Stiftung der Mahlzeit schreiben die schwäbischen Chronisten dem Grafen Anselm von Calw bei, der schon im Jahre 938 gelebt haben soll. Aber ein weit besserer Gradmesser des Alters dieser Stiftung liegt in der ursprünglichen Aufzeichnung ihrer Statuten. Die Stiftung soll nemlich zufolge des Schlußstatuts wieder an das Calwer Grafengeschlecht zurückfallen, wenn sie nicht in Allem treu beobachtet werden würde. Nun ist aber der Calwer Grafenstamm im Jahre 1219 ausgestorben, und somit gehört die ältere Aufzeichnung der Wurmlinger Satzung bestimmt dem 13. Jahrhundert an. Auch die Sage von der Wurmlinger Bergcapelle deutet auf ein sehr hohes Alter, sie wird nemlich unter die sogenannten Wandelskirchen gezählt; denn so oft man sie auf einem andern Plage hat aufführen wollen, namentlich als die Schweden sie niedergebrannt hatten, kehrte sie immer auf ihre alte Standstelle am Remigiussberge zurück. Sie hatte bis zur Reformation ein eigenes Landcapitel in Schwaben gebildet, in welches alle Priesterschaft der Städte Tübingen und Rothenburg sammt den Curaten der umliegenden Flecken gehörte. Jetzt noch steht sie unter ihrem eigenen Dekan und Kammerer. Alle diese Priester, jeder sammt seinem Sigrift und Pfarrschüler, hatten mit beim jährlichen Todtenmahl droben auf dem Berge zu erscheinen. Jeder Pfarrer kam beritten, sein Roß und Knecht, auch jeder des Tages ihm begegnende Fremde war droben zehrungsfrei und erhielt seinen Antheil an dem vorgeschriebenen Mahl. Zur Mahlzeit aber gehörten unabänderlich folgende Einzelheiten: ein heute geschlachteter Stier, dreierlei Mastschweine, ein- bis dreijährig, dreierlei Bier oder dreierlei

Wein, dreierlei Brod nach jeder Einzeltracht, Fische (wohl auch dreierlei: gesotten, gesulzt und gebacken), eine haselbraune Gans für je zwei Gäste, „in der gebratenen Gans soll stecken ein gebraten Huhn, und in diesem, damit aller guten Dinge drei sind, eine gebratene Wurst“. Sobald sodann oben am Berge der Stier ausgeschlachtet ist, so wird seine Haut ins Dorf Sulgen am Fuße des Berges hinabgetragen und auf dem dortigen Kirchhof ausgespannt. Hier nehmen ringsum die Sonderfischen Platz und erhalten jede droben von der Chorherrentafel der Reihe nach abgehobene Speise sammt jeglichem Reste des mit abgeräumten Brodes und Weines. Besonders gekocht ist für sie der saure Pfeffer der Haselgänse nebst den drei gerösteten Schweinsköpfen. Denn gar nichts von Allem soll heute ungenügt und ungenossen bleiben. Selbst der nicht aufgefütterte Haber, jeder einzelne Tränkkübel, jede Rosshalter, neu wie man dies Alles heute droben empfangen hat, verbleibt den betreffenden Reitknechten; und so erhalten auch die Sieden statt der Brodkrumen, die man ihnen von der Herrentafel doch nicht alle zu Thal bringen könnte, das eigene Ersatzbrod des Hüllwecken. Dies ist ein vorher ausgehöhlter Brodkopf, in den gleichwie in einen Opferstock jeder Herr und Gast der Tafel seinen Pfennig einlegt, der den Armen drunten Mann für Mann alsbald vertheilt werden muß. Und sollte dereinst, besagt die Urkunde, eine einzige dieser vorgeschriebenen Ueblichkeiten nicht mehr gehalten werden, dann würde die gesammte Stiftung wiederum dem Ältesten der Calwer Grafen zufallen; dieser aber habe dann, auf seinem Rosse im Stegreif stehend, einen Goldgulden über den Thurm der Wurminger Capelle zu Thal zu werfen und damit Zeugniß abzulegen, daß er und seine Nachkommen die Stiftung voll auszurichten abermals verpflichtet seien.

Seit der Kirchenreformation hatten auch die protestantischen Pfarrer der Umgegend an dieser Mahlzeit theilgenommen, weil sich die eine und unzertrennbare Stiftung nicht nach beider Confessionen Eigenthum ausscheiden ließ, blieben aber in Folge des überall ausgebrochenen Dogmengezänkes schließlich

weg. Nunmehr beziehen die nächstgelegenen Pfarreien statt des Mittagmahles je sechs Gulden, und haben dafür das Seelenamt und die Vesper stiftungsgemäß auf dem Berge zu begeben, mit dem Unterschiede, daß dies nicht mehr wie ursprünglich am Dienstag nach Allerseelen, sondern am Dienstag nach der Großen Octoberkirchweihe geschieht. Den alten und neuen Hergang dabei hat Otmar Schönhuth (Burgen Württemberg 1, 418) nach den darüber vorhandenen Urkunden beschrieben.

Nach demselben heil. Remigius, an dessen Capelle das Calwer Todtenmahl geknüpft ist, hat sich das Stiftscapitel zu Herford Ramey (Remig) zubenannt und eine nach Alter und Ausgedehntheit eben so merkwürdige Todtenspende abgehalten. Die Herforder Capitelmitglieder mußten sich am 1. October, als am Tage des Heiligen, sammt allen ihren Behörigen auf dem Nordhofe bei Enger versammeln, um das Angedenken des hier begrabenen Sachsenherzogs Wittufind mittels der Bekingspende zu feiern. Die benachbarten Höfe und Dörfer steuerten nach ihrer besonderen Pflichtigkeit bei, das ganze Kirchspiel schmauste mit. Dreimann in Dreiern hatte das Gestühle für die Volksmasse aufzuschlagen, Kiepe in Westenger gab das Weißbrod, Nordmeier das zur Spende Nöthige. Bei der späteren Verlegung des Festes auf Dreikönige schrumpfte dasselbe bereits zusammen; die Schüler erhielten noch die Timpen-Semmeln ausgetheilt, ein Zweckbrod, die Armen Brod und Wurst, nur für Geistlichkeit, Lehrerschaft und Bürgermeisteramt bestand noch eine Mahlzeit. Seit einigen Jahren unterbleibt auch dieses, wie Heusinger, Sachsenländ. Sagen 38 mittheilt. Bis zu welchem Betrag die jährlich wiederkehrende Vertheilung solcher localen Spenden zuweilen anstieg, darüber geben oft zufällige Bemerkungen der Chronisten überraschenden Aufschluß, z. B. Bruschius in Buchoviano Parthenone. Das schwäbische Kloster Buchau bei Vöhrach war von der Gräfin Adelindis, aus dem Stamme der bairischen Grafen von Andechs, zum Seelenheil ihrer Verwandten gestiftet worden, die in einer Schlacht gegen die Hunnen gefallen waren. Hier war

Bruschius Augenzeuge, wie man am 28. August 1548 allen aus der ganzen Landschaft herzu gekommenen Leuten das Weizenbrod der heiligen Adelindis vertheilte und damals 4000 Menschen dasselbe empfingen. Die Gestalt dieser Buchauer Spendbrode, welche der Kupferstecher Sadler in Raders Bavaria Sancta 2, 123 (München 1624) abgebildet hat, kommt ganz derjenigen unserer oberdeutschen Seellaibchen gleich. Eine noch größere Zahl dieser Spendbrode hatte das Aargauer Kloster Königseben jährlich am Todestage des hier bestatteten Kaisers Albrecht auszuthemen, nemlich 4550. Die Urkunde steht zu lesen in den Eidgenössischen Bünden von Kopp 4, Abth. 2, 272. Häufiger ist es, daß man statt der Urkunden nur Legenden über das Entstehen solcher Stiftungen besitzt, aber trotz ihres Ungeschicks, das sie gewöhnlich in der Zeitrechnung verrathen, sind sie doch schon durch die naive Sicherheit belehrend und orientierend, mit welcher sie ihre Erzählung herkömmlich an die heidnische Vorzeit anzuknüpfen pflegen. Die Bekingspende stützt sich auf die erste Befehung der Nordachsen unter Karl dem Großen, die Adelindispende auf die Hunneneinfälle unter Otto dem Großen, und bei der Wurmlinger Mahlzeit müssen dieselben Thiere, Stier, Schwein und Gans, nicht minder vorschriftsgemäß geschlachtet und vertheilt werden, wie sie vorher nach heidnischem Ritus und wohl auf derselben Stelle einst dem Gotte Frö und Wuotan geopfert worden waren.

So weit nun auch diese einzelnen Züge in die Geschichte unserer Vorzeit zurückblicken lassen, so sind sie doch noch nicht die älteste erkennbare Form, unter der das Todtenopfer aufgesucht werden muß. Dem Brodopfer muß das einfachere Kornopfer vorausgegangen sein. Noch bleibt beim Kornschnitt in Baiern und Hessen ein letzter Rest der Frucht auf dem Halme stehen und man nennt dies Erntepfer den Alswald, den Vogelzehnten, das Glückskorn, den Halmbod. Wie die Korngarbe allgemeines Erntesymbol ist, so war die Naturalleistung die ursprüngliche Form aller Abgabe und Steuer. Noch beziehen Pfarrer, Förster und Gemeindebeamten den Hauptbetrag ihres Gehaltes hie und da in Haber und Gerste. In den Grund-

steinen unserer Pfarrkirchen findet sich Weizen, die Größe des Thurmknopfes hört man mit der Redensart bezeichnen, er halte so und so viel Malter Korn. Alterthümlich sagt der Däne von einem nach schwerer Krankheit wieder Genesenen, er hat dem Tod einen Scheffel Haber gegeben; wie wir vom unabwendbaren Tod eines Hinsiehenden: dem ist sein letztes Brod gegeben. Gott Donar selbst, der mit seinen Gewittern das Saatkorn aus den Keimen lockt, antwortet auf die Frage, was er auf seinem heutigen Wege zu Nacht gegessen habe: Haberbrei; denn der nordische Bauer hat ihm von der täglichen Abendkost vorgesetzt. Ueberall also ist das Korn, diese materielle Grundlage der Cultur, an den Namen der Götter, an die menschliche Lebensdauer und an das örtliche Gesetz zunächst hingerückt.

Wenn nach altnordischem Rechte bestimmt wird, wie weit der Königs- und Gottesfrieden gehalten werden soll, so heißt die Formel hiefür in Abhelstans Gesetzbuch: Er soll sich von dem Burghore, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Aderbreiten, drei Furchenlängen und neun Gerstenkörner weit. Den größeren Fernen und Maßen sind hier immer kleinere hinzugefügt, so daß offenbar das letzte, das Gerstenkorn, aller Landmessung zu Grunde liegt; ein echtes Zeugniß der Heiligung, in welcher die Gerste stand. J. Grimm, Berlin. Jahrbuch. 1842, 795. Neun Gerstenkörner in einem Glase frischen Wassers getrunken, heilen eine Krankheit, besagt der französische Aberglaube; und nach Berner Landesbrauch muß die Mutter drei Gerstenkörner dem Täufling in die Windeln, und drei Weizenkörner in die drei Tausscheine einbinden, die ihm seine drei Paten ausstellen. Vorzugsweise in Gerste, deren Anbau im Hochnorden bis zum 70. Breitengrade geht und deren Reife, von der Aussaat an gerechnet, nur zwei Monate Zeit braucht, muß der Germane seine Opfer dargebracht haben. Noch gilt im jetzigen Kanton Thurgau der Gerstentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landschaft gemeindeweise begangenes Jugendfest. Er heißt eben so allgemein auch der Eßtag, denn an ihm wird jedes Schulkind des

Landes auf Gemeindekosten ausgespeist. Im Städtchen Bischofszell nennt man ihn Hohlestein=Tag und begeht ihn folgendermaßen: Die Jugend versammelt sich am Osterdienstage im Schulhause und hält hier nach Vorschrift eine Zwedrede zum Fenster hinaus. Darauf zieht sie mit der Ortsgeistlichkeit processionsweise singend auf den Grubenplatz in der Vorstadt, wo man zum Gedächtnisse ausgestandener örtlicher Kriegsleiden ein Gebet spricht, alsdann weiter ins Nachbardörflein Hohlestein und in die umliegenden Höfe. Hier in der Nähe der Nagelfluhhöhle, die dem Dörflein den Namen gegeben hat, entzünden die Bauernjungen das Osterfeuer, schlagen die Feuerscheiben und verzehren dabei die auf diesen Tag gebackenen Schmalzküchlein. Dies soll, sagt man, zur Erinnerung an alte Kriegsläufe geschehen, bei denen Bischofszell verbrannt und die Bürgerschaft genöthigt worden sei, in dieser Höhle Zuflucht und Nahrung zu suchen. Daß diese geschichtliche Erklärung bei der Bevölkerung selbst nicht ausreichend ist, geht aus einer zweiten sogleich folgenden hervor; selbstredend aber bleibt hier besonders der Name des Festplatzes Hohlestein. Der Frauen Holl Stein zeigt sich urkundlich in Wertheimer Gerichts=Protokollen (Wolf, Hess. Sag. Nr. 12), ebenso sitzt im Walde bei Andreasberg Frau Holle weinend auf den drei Brodsteinen. Pröhle, Harzjagen, S. 135. Diese ihrem entschwundenen Gemahl untröstlich nachweinende Holle ist symbolisirt als die in der Sonne wohnende Götterfrau Huld, im Bann des Wintersolstitiums gehalten und getrennt vom Geliebten, bis dieser, wenn die Sommer Sonne um Johanni den Solstitialpunkt wieder gewonnen hat, die Waberlohe durchreitet und mit einem heißen Kusse die Verzauberte aus ihrem Schlaf erweckt. Dann hält die Erlöste in Goldschuhen ihren Hochzeitstanz, wirft den zu Gaste geladenen Menschen die Hochzeitstuchen aus, man entzündet die verkündenden Osterfeuer und schleudert die brennenden Feuerräder und Holzscheiben an Schleuderstäben zu Thal. Daher heißt dieses Fest rings am Bodenseegelände auch der Funzentag. Der Thurgauer Eßtag ist früher nicht zu Ostern, sondern auf Jakobi, 25. Juli, begangen worden; und damals

suchte man seinen Ursprung in der angeblichen Stiftung einer Mutter Bilgeri von Bischofszell, die zum Andenken ihrer beiden in der Thur ertrunkenen Söhnlein seit 1430 alljährlich am zweiten Sonntag nach Jakobi jedem Bedürftigen ein Maß Gerste hatte austheilen lassen. Mag nun diese Stiftung geschichtlich richtig sein, so ist doch auch sie gleichfalls nicht der Grund jenes allgemeinen Gerstentages. Denn am gleichen Tage wird im angrenzenden Appenzeller Lande im Dorfe Gonten ein seit unbekannter Zeit gestifteter Tanz- und Schmaustag unter kirchlicher Vorfeier abgehalten, welcher nach einem sogen. Hersche, dem angeblichen Ahnherrn eines gleichfalls angeblichen Appenzeller Landammanns, die Herschenjahrzeit genannt wird. Es begiebt sich da am Jakobitage die gesammte Sippenschaft erst in Trauerkleidern zu einem Seelgottesdienst in die Kirche des Dorfes Gonten, darnach aber zieht man in rasch gewechselter Stimmung von der Kirche aus ins Weißbad, um hier bei Hackbrett und Geige zu tanzen und zu schmausen. Alles dabei ist traditionelle Vorschrift und kann ohne gesetzliche Ahndung nicht geändert werden. Als man vor etwa 86 Jahren das Gastmahl einmal vom Weißbad nach Gonten selbst verlegte, trat die Obrigkeit dazwischen und büßte den Gontner Gastwirth um 60 Thaler, weil er ohne Befugniß hatte tanzen lassen. Und so steht denn der weitere Verlauf dieses Rechtsfalles in der Gesetzesammlung der Appenzellischen Monatsblätter 1827 mit amtlicher Beglaubigung zu lesen. Bei Todesstrafe hatte Karl der Große einst den Deutschen verboten gehabt, auf den Gräbern ihrer Vorfahren zu tanzen, zu singen und zu schmausen; hier aber ist dieser heidnische Todtentanz noch immer in Uebung und sogar obrigkeitlich garantirt. Und wie vieles Aehnliche mag noch anderwärts am Leben sein, das gleichfalls eine harmlosere Form annahm und dadurch unverfolgt, aber auch unbeachtet geblieben ist. Der Bauer im bairischen Lechrain konnte endlich polizeilich gezwungen werden, seine Kirchweih auf den Sonntag zu verlegen und den Kirmestumult durch die gebotene Sonntagsheiligung etwas zu ermäßigen. Doch dafür entschädigt ihn der darauf folgende Montag mit

der Nachkirchweih, und diesen verbringt er gerade so wie die Appenzeller Herschenzunft im Weißbad. Des Morgens läßt er ein Seelenamt sammt Vigil, Requiem und Libera für alle verstorbenen Gemeindeglieder abhalten und opfert dabei das Kirchtrachtbrod oder den üblichen Altarlaib; die übrige Zeit und die Nacht dazu wird in der Dorfschenke verschmaust, verspielt und vertanzt. Was hier das Todtenopfer des Altarlaibs genannt ist, so besteht dies hier sowohl als auch in verschiedenen andern Gegenden Baierns und Tirols in einem Quantum Mehl oder Korn. Wollte ehemals der Erbe seines verstorbenen Freundes Sünden büßen, so überschüttete er dessen Grab mit einem Haufen Kornes, bis Grabhügel oder Grabstein davon ausgeebnet oder überdeckt war, und gab diesen Kornberg öffentlich preis; etwas hievon ist katholische Bauernsitte geblieben. In der Charwoche überschüttet der Bauer im Innthal mit Mais, der Bauer in Altbaiern mit Korn das im Kirchenschiff zur Verehrung ausgelegte Crucifix. Ganz so, wie vormals die heidnische Mordbusse in so viel Gold bestand, als die Leiche des Ermordeten schwer war, sucht hier der Bauer das Maß seiner Sünden, für welche der Heiland gekreuziget worden, durch ein der Größe des Kirchencrucifixes gleichkommendes Kornquantum aufzuwägen, und in gleichem Sachzusammenhange überträgt er auch am Allerseelenfeste das Gewicht des von ihm kirchlich geopferten Kornes auf das Seelenheil seiner Verstorbenen. Die bei solchen Gelegenheiten im Kirchenschiffe aufgeschüttete Fruchtmasse verbleibt entweder der Kirchenstiftung oder wird zur Pfarrer- und Küsterbesoldung geschlagen. Wo der Kornbau weniger vorherrscht, überbringt man auch andere Frucht; so stellen z. B. die Deutschtiroler in Balzunga am Allerseelentag gekochte Bohnen in Holznapfen auf die Gräber. In den bairisch-schwäbischen Kornebenen äußert sich der Luxus der Kornbauern namentlich am Allerseelentage. Die Todtenburg oder Trauertumba, die man alsdann unter dem Hochaltare aufschlägt, wird zum Gedächtnisse und Heil der Verstorbenen etagenweise mit allen möglichen Victualien beladen und garniert. Man nennt dies Opfer den Aufsatz. Er

besteht aus mancherlei Körben, Schüsseln und Säcklein. Die Schüsseln enthalten Mehl, Musbohnen und Kernenfrucht; dies ist der sogenannte Seelnapf, der dem Schulmeister für die Versorgung des Weihbrunnens gehört, mit dem man heute frisch die Gräber besprengt. In dem einen Korbe liegt eine schwarze Henne mit gebundenen Füßen, in dem andern ihr Schoß Eier; daneben in Tücher eingeschlagen ist das Rauchfleisch, die Butterballe, der gewundene Wachsstock, dieser in allen Farben und Formen wechselnd, halb nur faustgroß, halb von der völligen Größe eines Scheffels. Je zwischen zwei Seelköpfe, das sind Weizenwedden im vorgeschriebenen Werth von 16 Kreuzern, wird ein Laib Roggenbrod gelegt, drunter im Kornsäcklein steht der Mehen Roggen. So ist es in der Augsburger Diöcese üblich. Groß ist der Wetteifer der Lebenden, nicht minder groß die Zahl der Gehrenden; denn außer der Unzahl der armen Seelen sind da heute die wirklich Armen und Kranken zu speisen, die Witwen und Waisen der Gemeinde, die Schulkinder, endlich die Kirche mit ihren Dienern und Chorknaben, die alle zusammen in diese Spenden sich zu theilen haben, alle unter derselben Verpflichtung, der armen Seelen dafür im Gebet besonders gedenken zu wollen. Auch der mit einer Krankheit Behaftete opfert heute, damit der Almosenempfänger ihm das Uebel wegbeten helfe, denn das zur Seligkeit dienliche Korn muß auch zur Gesundheit in Beziehung stehen, Seligwerden und Genesen hieß einst in unserer Kirchensprache ebendasselbe; und abermals meint man nach den Quantitäten des Geopferten um so zuverlässiger die begehrte Heilung voraussetzen zu dürfen. Man opfert in den Gegenden der Eifel Korn für solche Kinder, die nicht zunehmen wollen; in der Capelle zu Allscheid so viel, als das Kinderhäubchen faßt (denn man sucht dabei den Sitz der Krankheit im Haupte), in derjenigen zu Zinten zweimal so viel als das Kind wiegt. Der eine Theil gehört der Kirche, der andere den Armen. Schmitz, Eifersagen 1, 65. Gegen chronische Kopfleiden läßt man im Bairischen Walde, namentlich um Bodenmais am Arber, rohe Menschenhäupter in natürlicher Größe aus Thon brennen, füllt

ihr Inneres mit Gerste und hängt sie bei Capellen und an Wallfahrtsbäumen auf. Bavaria I, 1001.

Hier sehen wir den Einwurf voraus, den die Feinsühligkeit eines denkenden Lesers gegen uns in Bereitschaft halten wird. Darf man denn, fragt er, diese zuletzt erwähnten Bräuche schon um deswillen mit zur ursprünglichen Volksitte, ja noch mehr, mit zu unsern religiösen Alterthümern zählen, weil sie so ganz ungewöhnlich derb sind; kann denn das Grobsinnliche nicht noch am neuesten Tage Brauch werden, wie in den untersten Schichten die Rohheit sich überall versteht und methodischen Zusammenhang gewinnt? Letzteres allerdings! Aber dennoch benimmt dieser Einwurf den geschilderten Bräuchen nichts an ihrer Echtheit, Ursprünglichkeit und Berechtigung; denn der Gedanke, den sie ausdrücken, wenn auch bis zum Exceß unbeholfen und bis zum Lächerlichen naiv, ist ja zugleich der von der Naturwissenschaft anerkannte Satz von der Metamorphose der Dinge, wornach nichts in der Welt verloren geht und aus dem Tode sich immer das höhere Leben entwickelt. So wird hier die Fäulniß des Leichnams hineingebettet in die Keimkraft des zugleich mitversenkten Fruchtkorns und aus der Zersetzung des einen wird die Wiederbefruchtung des andern oder gar beider poetisch gefolgert. Ueberdies stammt das ganze Gleichniß und die poetische Lizenz, in welcher es der Bauer anwendet, nicht direct von ihm her, sondern ist nur bei ihm liegen geblieben, wie so manche andere alte Mode in Sprache, Brauch oder Tracht. Dieser jespige Bauernbrauch war im Jahre Tausend noch Fürstenbrauch gewesen und hatte so viel Geltung, daß er auch in den weit entwickelteren Culturformen des dreizehnten Jahrhunderts die Gestalt unseres berühmtesten Minnesängers mit einem mythischen, bis heute andauernden Lichtschimmer zu umfränzen vermochte. Dies aufzuzeigen, reichen zwei hervorstechende Beispiele hin.

Graf Richard, Herzog von der Normandie (allbekannt durch Uhlands gleichnamiges Gedicht), starb 996. Er läßt bei Lebzeiten die Abtei Fécamp erbauen und unter ihrer Dachrinne seinen steinernen Sarkophag errichten. Dieser wird

dann, so lange der Herzog noch lebt, alle Freitage mit Weizen angefüllt für die Armen, wobei ihrer jeder eben so oft fünf Rouenser Sous an Geld mitempfängt. Der Autor, welcher diese Stiftung verbürgt, ist Robert Wace, ein normännischer Dichter des 12. Jahrhunderts, dessen Reimchronik uns in der Uebersetzung von Franz von Gaudy (1835, 142) mit dem eben erwähnten Umstande vorliegt.

Hält man mit diesem Berichte die Würzburger Sage vom Tod und Begräbniß unseres Dichters Walther von der Vogelweide zusammen, so wird dieselbe in dieser Verbindung nicht nur weniger empfindsam lauten als bisher, sondern auch nicht mehr als bloße Namenssage gelten. Die von Oberthür in den „Minne- und Meistersängern Frankens (1818)“ aus einer handschriftlichen Lateinchronik mitgetheilte Stelle besagt nemlich, es habe sich Walther seinen Sängernamen von der Vogelweide (*pascua avium*) damit befestigt, daß nach seiner letztwilligen Verfügung in die vier Nischen seines Grabsteins, welcher unter der Linde im Lufamgärten des Lorenzostiftes zu Würzburg lag, täglich frischer Weizen gestreut werden mußte, damit bei ihm die Vögelein noch ihren Azungsherd und ihre Weide fänden. Das Capitel aber im Neumünster habe darauf diesen Opferweizen zu Semmeln verbacken und sie den Kanonikern an des Dichters Jahrzeit austheilen lassen. Man braucht diese Sage in keiner Weise erst umzudeuten, und selbst ihr Schlußsatz, der jetzt einem bloßen Hiebe gegen mönchische Genußsucht gleichsieht, hat als echt und vollberechtigt mit zu gelten. Wiederholen sich doch die gleichen Zeugnisse anderwärts und schon früher, z. B. von Kaiser Heinrich dem Vogelsteller. Nach seinem Tode schickte die Kaiserin Mathilde um seiner Seelenruhe willen stets einen Diener in den Wald, um an derjenigen Stelle auf dem Rothenberge die Vögel zu füttern, wo ihr Gemahl einst seinen Vogelherd gehabt hatte. Pröhle, Harzagen 1, 292. Walthers Beiname von der Vogelweide ist kein dichterischer, sondern ein weidmännischer und bezeichnet das Geschäft des Falkoniers; aber er wurde einseitig umgedeutet, da man auch Walthers Stiftung einseitig auffaßte.

Diese letztere sollte freilich den über dem Dichtergrabe fortsingenden Vögeln mit zu gut kommen, aber um so weniger die Ueberlebenden vom Mitgenuß ausschließen. Denn wie hätte dies gerade der Dichter zu bestimmen vermocht, dessen höchster Liebespreis die Milde, die Freigebigkeit, die selbst an dem saracenischen Saladin von ihm so hochgeschätzte menschenfreundliche Großmuth ist. Auf daß diese Milde ihn auch im Tode noch schmücke, soll sein Grabstein täglich frisch mit Korn überschüttet werden, damit die Armen ihre Weizensemel und die Vögel ihr Weizenkörnlein hier finden. Aber haben wir denn diesen Zug der ritterlichen Sage nicht bereits im Vorausgegangenen in seiner bäuerischen Anwendung reichlich genug aufgezeigt? Mehl und Frucht stellt der Landmann beim Seelgottesdienste auf die Trauertumba, die Zweckbrode des Seellaibchens, der Zöpflein und Spizwecken verschenkt er an die Begehrenden, Altar und Kirchencruzifix überschüttet er reichlich mit jeder von ihm gewonnenen Körnerfrucht — Alles, um im Namen der Verstorbenen die Armen zu speisen; bis etwa auf die armen Vögelein. Doch auch sie bleiben bei ihm nicht vergessen. Ihnen stellt er um Weihnachten eine ungedroschene Korngarbe auf die Stange vor's Haus, damit auch sie das ihrige mit am Weihnachtschmause haben. Und indeß wir denken, dieß möchte zwar irgendwo, aber doch nur als eine gutherzige Ausnahme geschehen, wird es uns von der Allgem. Ausgb. Ztg. (1858, Nr. 7) als ein stehender Bauernbrauch aus Schweden gemeldet, während man durch Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben 2, 8) genugsam wissen könnte, daß es bei unserem eigenen Landvolke gleichfalls noch niemals vergessen worden ist.

Dies sind die für den Ruhm und Frieden der Abgeschiedenen gestifteten und den Ueberlebenden gewidmeten Kornspenden. Nun von dem allgemeinen Todtenopfer zum besondern übergehend, berichten wir im Folgenden noch von der vielfachen Art und Form unserer landschaftlichen Seelbrode.

II. Das Kuchenopfer.

Die Sorge katholischer Landleute für das Seelenheil ihrer Abgeschiedenen bleibt das ganze Jahr über eine stillgeübte Pflicht, die sich mit stummen Zügen allen gedenkbaren Hausgeschäften einprägt. Wenn man die Brosamen des Eßtisches eine Woche hindurch in der Tischtruhe gesammelt hat, schüttet man sie Samstags Nachts ins Herdfeuer; denn so dienen sie für den kommenden Feiertag den Armenseelen zur Abfättigung. Was beim Heraus schöpfen aus der Suppenschüssel auf den Tisch abfällt, jene Milchstraße von der Schüssel bis zum Kindsteller hin, darf nicht wieder in den Teller herein genommen werden, sondern verbleibt den Armenseelen. Macht die Frau den Brodteig an, so wirft sie eine Hand voll Mehl hinter sich, ein Stückchen Teig in den Backofen, beim Küchleinbacken erst etwas Schmalz aus der Pfanne, dann auch das erste Küchlein ins Feuer. Sogar die Holzhauer im Walde legen ihr zu hart gewordenes Brodstückchen auf die Baumstämme hin: Alles für die Armenseelen. Wenn die Hofbäuerin am Samstag ihr frisches Kleinbrod zu backen hat, wie man es für jeden Feiertag begehrt, so werden aus den Teigresten der Backmulde klossförmige Bröbchen geknetet, Mutschen, Spend- und Almosenbröblein genannt. Man verschenkt sie an vorüberziehende Fremde und Arme.

Es ist dies ein hier an die Armuth, dorten an das Feuer-element hingegebener, geopferter Theil, damit dadurch dem übrigen Hausbrode die gesegnete Nährkraft verbleibe; zugleich aber geht der Empfänger die stillschweigende Verpflichtung ein, seine vorgeschriebene Anzahl Vaterunser für die Armenseelen abzubeten. Der Brauch ist eben so alt als landschaftlich weitreichend, er findet sich im Süden und Norden. So muß der schwäbische Lebensbauer auf Schloß Hohenträhen im Namen des dortigen Burggeistes, so oft man backt, jedem vorbei kommenden Bettler einen Laib Brod schenken (Meier, Schwäb. Sag. Nr. 85), und der norddeutsche Edelherr, von welchem

Ab. Ruhn erzählt (in v. d. Hagens Germania 9, 94) hat testamentarisch verfügt, daß jedem Armen, der sein Landgut betritt während man da backt, ein Brod verabreicht werde.

Noch viel lebhafter drückt sich dieselbe Sorgfalt für die Abgeschiedenen aus, wenn die Zeit des Allerseelenfestes naht. Dann brennt die Nächte durch ein Licht in jedem Hause, die Lampe ist nicht mehr mit Del, sondern nun mit Schmalz gefüllt, die Bohnstube wird vor Schlafengehen gefehrt, die innere Thüre, oder mindestens ein Fensterschalter bleibt geöffnet, das Feuer am Herde ungelöscht, das Tischtuch unabgenommen, das Nachtesßen unabgetragen, ja man setzt noch Milch und Krapfen frisch hinzu, oder Wein und Fleisch, anderwärts sogar neunerlei vorgeschriebene Speisen, man geht frühzeitiger zu Bette, Alles um die lieben Engelein ungestört einkehren zu lassen. Denn heute soll ihnen alles im Hause zu Gute kommen. Am Herdfeuer sollen sie, diese Weitgewanderten, sich erwärmen, mit dem Weihwasser neben der Stubenthüre, mit dem Schmalz in der Hauslampe sollen sie sich die Brandwunden des Jegeseuers fühlen, mit dem Nachtlichtlein sich die müden Augen des Graues erhellen; und obschon sie keine der neunerlei Speisen berühren, so werden diese doch aufgetischt und Tags darauf mit neuem Korn, mit neuem Obst und frischem Most dieses Jahrganges den Armen und fremden Kindern vertheilt, welche für die Armenseelen um so mehr beten werden. So ist es Bauernbrauch in den Landschaften Tirols, Altbaierns, der Oberpfalz und Deutschböhmens, über welche die sittengeschichtlichen Sammelwerke von S. B. Zingerle, Jos. Lentner, Schönwerth und Grohmann vorliegen. Jedoch Aehnliches hat ehemals überall gegolten, es war neben und außer dem Christenbrauche beim deutschen und beim welschen Bauern vorhanden, und so giebt es sich durch weite Länderstrecken noch in fühlbarer Uebereinstimmung zu erkennen. Ove Thomsen berichtet, daß der nordische Bauer in den Julnächten, in denen die Himmlischen ihren Umzug halten, die Speisen am Tische stehen läßt und eine Dose Bier dazu setzt für die einkehrenden Alsen; sogar der Schöpfbrunnen wird zugedeckt, damit Nachts kein Unter-

irdischer hinein falle. Der Ehste, über dessen Bräuche Voecler-Kreuzwald im Jahre 1854 besonders geschrieben hat, heizt am Allerseelentag die Badstube, richtet drinnen eine Mahlzeit an und ruft seine Verstorbenen alle dazu mit Namen herbei. Die Speisekammer und die Hausthüre bleibt ungeschlossen, jeder vorüberreisende Unbekannte wird gastlich aufgenommen, in seiner Gestalt könnte sich ja der Abgeschiedene verbergen, und heute soll der unsichtbare und der wirkliche Gast an nichts Mangel haben. Noch heut zu Tage legen die Ruthenen und Polen in Galizien Getreidekörner, ja auch Bratwürste den Verstorbenen in den Sarg. Die Serben legen am Montag nach dem Weißen Sonntag rothgefärbte Eier auf die Gräber. Am Allerseelentage bacft der Böhme das Gebäck *dušičky*, im Laborer Kreise schenkt man es Kindern und Bettlern, damit sie für die Verstorbenen beten. Grohmann, Aberglauben aus Böhmen und Mähren 1, pag. 190. In der heutigen Bretagne dauern jene uralten Todtenbräuche noch immer an, die einst der heil. Germanus daselbst vorfand und als heidnische vertilgt zu haben meinte. Als da der Heilige seinen welschen Gastfreund, bei dem er Herberge genommen hatte, nach beendigter Abendmahlzeit abermals den Tisch decken sah und um sein Vorhaben befragte, erhielt er die Antwort: den guten fräwlin, die *dō des nachtes varen*, denen bereit man zu essen. So lautet die betreffende Lateinstelle der *Legenda aurea*, übersetzt in der Aulendorfer Incunabel-Legende, die beide in Grimms Mythologie 1011 und im German. Anzeig. 1864, 248 zu diesem gleichen sittengeschichtlichen Zwecke angeführt stehen. Es sei hierauf, berichtet die Legende weiter, ein Schwarm von Nachtfahrern wirklich zu Tische erschienen und von den Anwesenden für lauter Nachbarnleute angesehen worden, bis Germanus ihnen sie als Teufelspuk entlarvte. Dies waren aber dieselben Armenseelen, für welche bis heute in der ganzen Bretagne die Festnacht hindurch alle Glocken geläutet, alle Gräber bei Fackelschein frisch geweiht, alle Höhlungen der Grabsteine mit Milch gefüllt werden. Während dann, berichtet Villemarqué weiter in den Bretonischen Volksliedern, die Mutter Gottes zur Labung der

Begrabenen einen Tropfen Muttermilch mit auf die Grabsteine gießt, deckt man zu Hause neuerdings den Tisch mit frischen Speisen; Bettler ziehen an den Thüren umher und singen im Namen der Todten ein Lied mit dem Refrain:

Ihr schlafet süß und weich zumal:
 Die armen Seelen sind in Dual.
 Ihr ruhet aus in sanftem Schlummer;
 Die armen Seelen sind in Kummer.

So verwandelt sich dieses Tages die ganze Bevölkerung in Gebende und Gehrende, beiderseits zum Heil der Verstorbenen Gaben heischend oder vertheilend. Nicht anders ist in den katholischen Landschaften Oberdeutschlands der Allerseelentag ein allgemeiner Spendtag. Der Bauer beschenkt seine Dienstboten, der Pathe seine Pathenkinder, der Liebende den Schatz, die Gemeinde ihren Pfarrer. Arm und Reich, Alt und Jung empfängt oder giebt das Zweckbrod des Seelzopfes und Spizweckleins. Nach diesem letzteren heißt in der Oberpfalz der Tag der Spizelntag. Aus weit entfernten Gegenden kommen die Armen schaarenweis herbeigezogen, um unter dem Spruche: Gelobt sei Jesus Christus um e Spiz'l! das frische Weizenwecklein in Empfang zu nehmen. Niemand verweigert das herkömmliche Geschenk, das längst das Wahrzeichen der geschichtlichen Helden und Landesheiligen dieser Gegenden geworden ist. Drei solche Weißwecken führt der Schwabenherzog Hiltibrant im Schilde. Seine Tochter, die heil. Hiltegardis, die Erbauerin des zerstörten Klosters Hillemont in Kempten, wird abgebildet, in einer Hand das Modell des Stiftes tragend, in der andern das Rispbrod des Spizwecken, und Rader in der Bavaria sancta (München 1624. 2, 110) meldet, daß noch zu seiner Zeit im Kemptner Stifte jeden Montag und Freitag an 200 Menschen solche Wecken ausgetheilt erhielten. So trägt auch die heil. Notburga, ferner der Abt August von Einsiedeln und der Wettinger Abt Bernhardus auf Altarbildern und Glasgemälden einen solchen rautenförmigen, der Länge nach geschlitzten Risp in der Hand. So vertheilt man in Tirol

auf Allerseelentag die Seelstücl, Süßbrode, die für Knaben in Form eines Rößleins oder Hasen, für Mädchen in der einer Henne gebacken werden; in Altbaiern und Württemberg machen die Bäcker das Mürbbrod der Seelzöpfe und der süßen Zuckerseelen auf den Verkauf. Die Zieltjenkoeken und Zielenbroodjens, Seelbröddchen, sind in Antwerpen kreuzverzierte Weißbröddchen, welche gesafrant sind, um die Flamme des Hefefeuers anzudeuten. In Flandern glaubt man so viele Seelen aus der Pein erlösen zu können, als man solcher Brode dieses Tages ißt. Daher stellen sich ärmere Kinder in Ypern vor den Thüren auf mit Marienbildchen und brennenden Kerzchen und betteln um einige Sous „zum Kuchen für die Armenseelen.“ Im Limburgischen wird das Seel- und Kreuzchenbrod in der Frühmesse geweiht und beim Frühstück zum Gedächtnisse der Todten verspeist. In Welschtirol und der romanischen Schweiz sind noch die sogenannten Todtenbeinchen, und in niederdeutschen Landstrichen die Stutenbrode altherkömmliche, für dieselbe Festzeit bestimmt gewesene Spendbrode.

Eine nachfolgende kurze Beschreibung dieser Brode beginnt mit dem kleinsten und nun seltensten, um mit dem größten und am meisten verbreiteten abzuschließen.

Man pflegt in Engadin ein Mandelbrod kippförmig zu backen und in Dessertschnitten zum Nachtsische zu verspeisen. Diese Schnitten nennt man „Todtenbeinbli“. Ein anderes länglich geformtes Süßbrod, das in Samaden in Graubünden beliebt ist, trägt zwar nicht mehr jenen widerwärtigen Namen, dagegen noch vollkommen die Gestalt eines förmlichen Röhrknochens. Es gleicht dem Mürbbrode der sogenannten Bubenstengel, wie sie in Hessen üblich sind und namentlich an der Bergstraße auf den Verkauf gebacken werden. Auch in der westfälischen Mark, wie aus einer brieflichen Mittheilung von Dr. Woeste in Iserlohn zu entnehmen ist, namentlich in Breckersfeld, ist gleichfalls ein ähnliches Brodgebäcke üblich, das wegen seiner auffallenden Gestalt Quertreiber, twäers-triwer, genannt wird. Diese Todtenbrode erinnern zunächst an die Beinhäuser, die auf katholischen Dorffkirchhöfen zur Aufschichtung der ausge-

grabenen Todtenschädel und Röhrenknochen errichtet sind. Es steht außer Zweifel, daß diese Beinhäuser auf deutschem Boden ursprünglich heidnischer Abkunft sind, denn der germanische Knochencultus ist nachweisbar in unseren Landschaften älter als der christliche Grabcultus. An die Erhaltung der Knochensubstanz knüpfte der Germane die Fortdauer überhaupt und gab daher seinen Leichen Ersassknochen und Ersassschädel, sogar hölzerne, mit ins Grab. Es ist bereits jener Thonschädel im Vorausgehenden gedacht, welche der Verwundete mit Korn füllt und zu Opfer- und Heilzwecken an Kapellenbäume aufhängt. Man erinnere sich dazu jenes Kindermärchens vom Nachandelböm; das von der Stiefmutter ermordete und verscharrte Kind verwandelt sich alsbald in einen geflügelten Engel, sowie seine Knochen wieder aufgelesen sind. Und daher stammt ja das Volkslied im Goethe'schen Faust:

Mein Schwesterlein klein
 Hub auf die Bein,
 Da ward ich ein schönes Waldbögelein.

Diese Voraussetzungen sind durch den Gräberbefund bereits bewahrheitet. In dem Alemannischen Grabfelde am Lupfen, im Würtemberger Oberamte Tuttlingen, hat man solcherlei hölzerne Ersassfüße in nicht geringer Anzahl erhoben; anderwärts findet man zwei Schädel zu einem einzigen Gerippe im Heidengrab, und eben dahin wird es zu rechnen sein, wenn irgendwo einmal ein kirchlich verehrtes Heiligengerippe, ausgestellt in seinem Glaskasten auf dem Altar, zwei linke Arme oder zwei rechte Beine zu sehen giebt. In der Pfarrkirche zu Hiltisrieden, Kanton Luzern, liegt ein heiliger Leib ausgesetzt, welcher zwei linke Beine hat. Ob schon es hierüber manche Nachbarspottereien giebt, entfernt man dieses eine unpassende Bein doch keineswegs. Ob nicht etwa die Errichtung der Beinhäuser auf Christenkirchhöfen erst erfolgt sei, um dadurch dem heidnischen Mißbrauch zu steuern, der in Form des Knochencultus ausnehmend weit um sich gegriffen hatte, läßt sich zwar noch nicht mit Bestimmtheit angeben; Thatsache indessen ist, daß für

Deutschland erst die späten Synoden von Münster i. J. 1279 und von Köln v. J. 1281 die Errichtung von Beinhäusern auf Kirchhöfen verordnen. Der ins Bessere umgeänderte und kirchlich geweihte Brauch führte zwar zu abermaligem Mißbrauch, nahm aber diesmal den Verlauf, daß es die Laienschaft war, welche einer zu weit ausgesponnenen Priesterlehre schließlich ein Ziel setzte. Noch vor dem Beginn der deutschen Kirchenreform begann der sittenreformierende öffentliche Geist gegen die gehäuften Spenden zu eifern, die man dem Clerus für die Ruhe der Verstorbenen gewidmet hatte und widmete, und namentlich die Todtenbeine sind es, die in den hierüber gewechselten Flug- und Streitschriften eine stehende Rolle spielen. Damals schrieb der erste deutsche Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts, der Basler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach, ein jemerliche clag vber die Todtenfresser; er legt darin einer Nonne, d. h. der bei Begräbnissen bezahlten Leidfrau, die Worte in den Mund:

die todten bain schmecken uns wol,
dobei wir tag und nacht sind vol.

Gengenbachs Landsmann und Nachfolger in der Schauspiel-dichtung ist der Berner Nikolaus Manuel. Von ihm berichtet der Berner Chronist Valer. Anshelm zum Jahre 1522: „Es sind ouch diß Jahrs hie zu Bern zwey in wite Land usgespreite Spil durch den Maler Niklausen Manuel gedichtet und öffentlich an der Krüpgassen gespilet worden; eins, namlich der Todtenfräßer, berührend alle Mißbrüch des ganzen Papstthumbs, uff der Pfaffen Fastnacht“. Damals begann man die Beinhäuser auszuleeren, die Knochen zu beerdigen, die Obrigkeit untersagte den Luxus der gehäuften Todtenopfer, Seelmessen und Leichenschmäuse. Wollte eine Landschaft nicht alsbald die hergebrachten rituellen Schwelgereien unterlassen, so zog sie sich den Scheltnamen Todtenfresser zu, wie er deshalb bis heute der Bevölkerung des Zürcherlandes verblieben ist; vergl. Meyer-Knonau, Beschreib. des St. Zürich 2, 154.

Das Stutenbrod, niederländisch stuite, das jezt noch bei

ostfriesischen Leichenbegängnissen vertheilt wird, gehört seiner Namensbildung nach dem niederdeutschen Sprachkreise an und hat daher seine Verbreitung von Holland und Schleswig an bis Köln und Halle gehabt. Es ist ursprünglich ein großes schenkelförmiges Weißbrod, das an seinen dicken Enden abgerundet, wie der Bäcker ausdruck sagt, gestoßen ist und also gar nichts mit dem Thiernamen Stute, niederdeutsch stoot, gemein hat, ob schon man Tiroler Todtenbrode auch in Form von Rößlein backt. Eine ganze Last solcher Stuten wird beim Begräbnisse der reichen Frau Richmond in Köln an die Stadttarmen ausgeheilt. Firmenich 1, 449. Das Staudenbrod zu Halle ist ein geflocht stehendes Rundbrod und hat also seine ursprüngliche Form verloren; wogegen in Appenzell-Innerrhoden die alte Brodform, jedoch ohne Eigennamen, sich erhalten hat. Bei dem Begräbnisse einer Bäuerin im Hochthale des Sentis i. J. 1863 schritt die Nachbarsfrau dem Sarge voran mit einem kolossalen Wachstod, dann folgte der Verstorbenen Ehemann, der ein eben so kolossales Langbrod auf einer Schüssel nachtrug. Riefstahl hat die Scene in einem hübschen Delgemälde dargestellt.

Das im deutschen Süden am weitesten verbreitete Weih- und Festbrod ist der sogenannte Züpfen, ein Eierwecken in Form einer spitz auslaufenden Haarflechte. In Handlänge halten es die Weißbäcker das ganze Jahr über feil, in Ellenlänge aber backt es die Haushaltung auf Weihnachten und Neujahr, und der Katholik auf Allerseelen. Alsdann wird es in fast unglaublichen Quantitäten verbraucht. Im Jahre 1860 berichteten die Berner Localblätter, daß am damaligen Neujahrstage einer der Stadtbäcker zu Bern bis zu 1300 Frsch. Züpfenwecken verkaufte. Der Lauf- oder Firmpathe beschenkt sein Pathenkind damit und steckt ihm heimlich ein neues Frankenstück hinein, ebenso der Bäcker seine Kunden, der Wirth seine Stammgäste, der Herr sein Gesinde. Gänd üs au ne Wegge mit sibezeich Zöpfe! betteln da die Kinder selbst guter Familien vor fremden Fenstern herum. Keinem wird die Gabe abgeschlagen, dem Dürftigen auch noch ein Geldstück, ein Kleidungsstück dazu verabreicht. Im Berner Randerthale nennt

man dies Brod geradezu den Ziebel (Zipfel), in Baiern Seelzopf, Seelwecken und Seelzelten, die Schwaben zuckern es und nennen es Zuckerseelen; mit Bierhefe angemacht nennt man sie Hefenseelen, mit Eiweiß bestrichen und als mürbe Ringlein gebacken, sind es die nackenden Seelen. Freilich bedeutet das Wort Seele hierbei auch die überschüssige oder nicht richtig ausgebackene Brodfülle, woher denn auch die Bäckerzählung stammt: Brezen sollen keine Seele (Teigfülle) haben; allein Name und Bestimmung des Gebäckes bleibt dadurch unangefochten, es ist ein Todtenbrod, dessen Verwendungs- und Benennungsweise besonders nach Südosten so weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus sich erstreckt, als dorten deutsche Niederlassungen bleibende gewesen sind. Bei Ungarn und Serben sogar ist es einheimisch, nur ist es dorten einen Tag nach dem Allerseelenfeste auf Allerheiligen verlegt und trägt davon den Namen Allerheiligen-Strizeln. Eine Südslavin, die Tochter eines ungarischen Geistlichen in Szobh, hat ihren deutschen Verwandten in der Schweiz eine briefliche Beschreibung der Vorgänge gemacht, unter denen man in Ungarn dies Festbrod backt. Am Vorabend von Allerheiligen pflegen die Bäckermeister sämtliche junge Leute ihrer Nachbarschaft zu sich ins Haus zu laden. Hier hat der Meister mit den Gesellen den Kolatschenteig bereits ausgeknetet, zu gleichen Theilen abgewogen, in lange Teigstriemen geschnitten und geordnet auf die blankte Tafel gelegt. An dieser bittet er die erschienenen Jungfrauen und ihre Galane Platz zu nehmen und aus je vier solcher Teigstriemen einen Zopf zu flechten. Man legt je ihrer zwei übers Kreuz, flicht davon vierfache Zöpflein und drückt sie an ihrem Ende in eine gerundete Schleife zusammen. Die kleinen einfachen kosten ein paar Kreuzer und entsprechen unserm oberdeutschen Marktbrod von ähnlicher Form; die mehrzöpfigen und größeren unserm ellenlangen Züpfenbrod. Während das Fräulein flicht, hat ihr der beigeordnete Galan den Hof zu machen; er nimmt ihr die fertigen Strizeln ab, füllt damit das Einschußbrett und überbringt es dem Bäckergesellen, der es in den Ofen schießt. Dies dauert bis Mitternacht. Schlag zwölf

Uhr trägt die Bedenfrau den Kaffee und die ersten frischen Strigeln auf, ein paar Stunden wird getafelt und gescherzt, dann geht es an den zweiten Theil der Arbeit. Den Mädchen werden nun längere und breitere Leigstriemen vorgelegt, aus denen fünfstheilig gezöpfte Rosinentuchen geflochten werden. Man nimmt an, dieser Brauch, der in den reformirten Gegenden Ungarns herrscht, stamme aus sehr alter Zeit. Ehedem, heißt es, da man hier zu Lande noch reicher und freigebiger war, hat man solche Strigeln in jedem Hause die ganze Festnacht hindurch gebacken und sie Tags darauf an die Kinder und Armen verschenkt. Heute noch ist es daher dorten Kinderglauben, die lieben Heiligen brächten dies Süßbrod auf ihren eigenen Namenstag mit vom Himmel herab.

Auch dieses besondere Gebäck der Strigeln vermöchte hier seine eigene Geschichte zu erzählen, zieht sich doch sein Schmalzgeruch halb unangemessen bis in den Anbeginn der klassischen Periode unserer deutschen Litteratur herein. Da ist es Lessing, der Leipziger Student, der mittellos und bei harter Winterkälte von den Eltern nach Camenz heimberufen wird, um sich darüber zu verantworten, daß er die ihm von der Mutter überschickten Weihnachtsstrigeln mit den gottlosen Schauspielern der Neuber'schen Bande verzehrt hatte. Diese Anekdote lehrt mindestens, daß unsere Klassik, so häufig sie auch von den griechischen Göttern redete und mit Nektar und Ambrosia sehr verschwenderisch umgieng, in bürgerlicher Einsicht und Entbehrung aufwuchs und eben daher den verloren gewesenen Ton der Naturtreue und Wirklichkeit wieder anzustimmen vermochte. Doch anstatt hier noch weiter abzuweichen, ist es Zeit, das geschilderte Zweckbrod des Seelzopfes zu seiner noch ausstehenden Erklärung zu bringen und damit diesen Bericht abzuschließen.

Die Form der Haarflechte und des Frauenzopfes verräth sich außer an den eben geschilderten Seelzöpfen, als einem Opferbrode zum Andenken an die Verstorbenen, auch noch beim Erntepfer. Wenn man einen Kornacker bis auf ein paar letzte Aehrenbüschel, ein Flachsfeld bis auf wenige Stengel abgeschnitten hat, so läßt

der bairische Bauer die noch übrigen Halme durch seine Schnitterinnen in einen Zopf zusammenflechten und sie bekränzen; dafür lohnt er dann die Mädchen mit Jungfernmilch und Jungfernschmarren, d. h. er setzt ihnen außer dem Schnittermahl auch noch Milch mit Schmalzbrod vor. Jener geflochtene Aehrenbüschel wird der Aswald genannt, man umtanzt ihn singend, weicht ihm die letzten Krumen des Brodkorbes und eine Libation des Restes vom Schnitterbier; jener Flachsbüschel wird ausdrücklich zu Ehren der Flurgöttinnen und Waldfrauen geflochten, der Spruch dazu lautet in Panzers Baier. Sag. 2, 161:

Holzfräule, da flecht i dir ein Zöpfle,
So lang als wie Weiden,
So klar als wie Seiden.

Verwandte Volksvorstellungen in verschiedenen deutschen Landstrichen zeigen, daß man das besondere Merkmal eines Segensgeistes oder eines Kobolds je nach der Pflege oder Verwilderung seines Haupthaars bemas. Dieses wallt bei guten Geistern lang und zart hinab, bei verwünschten ist es struppig und verworren. Schweizerischer Volksglaube ist es, daß die guten Hauszwerge den Rossen im Stalle Mähne und Schwanz höchst kunstvoll flechten, während der Hauskobold selbst den Kühen das Haar verfilzet. Der hübsch in einen Haarfranz gerundete Frauenzopf heißt nach Aargauer Benennung Aehrizopf, Kornzopf; das ungeordnete Haar dagegen Heuel und Holle. Dieselbe Anschauung herrscht in Thüringen, wo man den Wichtel- und Weichselzopf Saellocke nennt; auch in Bremen, wo er Sellensteert, Seelentost heißt und auf Sterz, Schwanz und Locke der verwünschten Geister bezogen wird; in Sachsen und der Mark heißt er Hollenzopf, in Schlesien Alpschwanz. Unter Aufsicht der Göttin Holle wird wohl das Haupthaar der Kinder und Mütter gestanden haben, so gut wie der Flachsbüschel, welcher in Oberdeutschland gleichfalls Haar heißt. Wer daher um Neujahr den Roden nicht abgesponnen, das Haar nicht sauber geschlichtet hat, dem wird Beides von der durch den Ort ziehenden Göttin in einen Hollenzopf verzaust. Das am Aller-

seelentag in Zopfform gebadene Brod verstunbildlicht daher nur die Fortsetzung jenes Liebesdienstes, unter welchem man einst den Verstorbenen ins Grab gelegt hatte. Die Edda schreibt vor: „Ein Hügel soll dem Heimgegangenen erhoben, gewaschen und gekämmt soll er bestattet werden.“ Kämme und Scheermesser aus Bronze, in Heidengräbern aufgefunden, verzeichnet Weinholds Schrift, Heidnische Todtenbestattung 1, 89. Eiserne Haarscheeren sind in den Alemannengräbern zu bairisch Nordendorf und in der Gegend des mittleren Kochers in Württemberg erhoben worden. Es ist noch Aargauer Bauernbrauch, dem Todten seinen Kamm mit in den Sarg zu geben; wer sich sonst damit kämmen würde, verlöre die Haare. Nur der eingefleischten Lieblosigkeit soll diese Pflicht der Pietät nicht gewidmet sein, der Hartherzige soll mit seiner Münze bezahlt werden; daher behauptet die Volksrede: Käufliche Richter und schlimme Waisenvögte werden einst von den Läusen gefressen. Aus solchem Grunde ist es schon bei Homer höchster Beweis liebender Hingebung, wenn Achilleus in Trauer um seinen geliebten Patroklos sich das Haupthaar abschneidet und es dem Grabe des Freundes weihet. Nicht bloß des eigenen Hauptes Sinn und Gedanke sendet man damit dem Verstorbenen zu den Schatten nach, sondern dieser soll unter ihnen erscheinen wie sonst im Leben, nach dem Ausdrücke der Hellenen als ein hauptumlockter Achäer, nach christlicher Anschauungsweise als ein goldbloßiger Engel. Die griechische Mutter weihte vor der Niederkunft und für die Gesundheit des Neugeborenen ihren Haarschnitt der Gesundheitsgöttin Hygieia; und so eifrig, versichert Pausanias, war die mütterliche Liebe bei solchem Opfer, daß manche Bildsäulen dieser Göttin vor der Fülle umgebundener Haare kaum zu erkennen waren. Der sich noch selbst überlassene deutsche Leichenbrauch weiht zwar den Todten nun keine Locke mehr, er schneidet sie ihnen wohl eher ab und bewahrt sie zum Angedenken; aber er überdeckt einmal des Jahres ihr Grab mit Opferbroden, in deren Form, Größe und Anzahl noch immer der Wunsch sich ausdrückt, wie vollkommen und stattlich das geliebte Haupt unter den Seelen erscheinen möge.

in der Lothenfülle seiner Jugend oder Männlichkeit. So lebt die Sitte und Urtheilsweise der Ahnen, wenn die Geschichtsquellen nicht einmal ein nur lärgliches Zeugniß darüber ablegen, oft noch fort in dem unverstandenen Volksbrauche der Gegenwart. Diesen Brauch immer mehr verstehen und ihn in seinen humanen Gründen an die unsere Zeit bewegenden Gefühle anschließen zu lernen, ist deshalb ein gedeihliches Unternehmen, weil darüber nicht bloß unsere Heimatskunde, unsere Kunde aus der Vorzeit wächst, sondern zugleich auch deren bestes Kind, dieses patriotische Bedürfniß unserer Tage, unser deutsches Gesamtvaterland.

W. B. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallstraße 47.

Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidnischen Vorzeit

von

Prof. C. L. Nothholz.

Zweiter Band.
Altdeutsches Bürgerleben.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Gohmann.)

1887

Altdeutsches Bürgerleben

von

Prof. C. L. Kochholz.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Gohmann.)

1867.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die deutschen Wochentage. Geschildert nach dem Grund ihrer wechselnden Namen und Zeitbräuche.	1
Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen	3
Ursprung des Namens und der Weihe jedes der sieben Wochentage.	9
Sonntag	9
Montag	14
Dienstag	19
Mittwoch	25
Donnerstag	28
Freitag	50
Samstag	55
An welche Wochentage war der Rittgang gebunden?	59
Der allwöchentliche Küchenzettel	61
Das Alemannische Haus	65
1. Haus und Kleib	67
2. Wagen, Schiff und Geschirr	71
3. Die Holzbauten und das Heidenhaus	82
4. Die Aufrichte	90
5. Dach und Fach. Die Schenne	102
6. Küche, Keller und Wohnstube	110
7. Das Stöcklein und der Hausgarten	123
8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden	130
9. Die Hausmarke	174
Roth und Blau, die deutschen Leibfarben	189
Einleitung	191
Roth, die Hausfarbe der Germanen	194
Der rothe Faden	204
Schild- und Bannerfarbe	212
Rothhaar	218

	Seite
Götter-, Priester- und Zauberfarbe	225
Der Rothhut	233
Die Parteifarbe	237
Brennende Liebe	241
Roth in der Landestracht	248
Das Braun- und Fleckvieh	261
Roths Gebäude und Getränke	267
Blau	273
Blau und roth, Grün und roth	278
Deutsche Frauen vor dem Feinde	287
Erster Abschnitt. Das Germanenweib als Walfüre, Gefolgsgeist, Feldpriesterin und Schildjungfrau. — Die Fahrenden Frauen im Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dithmarschen und Tirol	289
Zweiter Abschnitt. Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts . .	298
Dritter Abschnitt. Züge des Frauenmuthes aus der oberdeutschen Provinzialgeschichte von 1298 — 1799	310
Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298	310
Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal. Vierzehntes Jahr- hundert	314
Die Bündnerinnen zu Lugnez, 1355	315
Die Hühnersuppe vom 27. December 1375	316
Die Appenzellerinnen von Gais 1405	320
Die Zieglerin von Zürich 1443	320
Die Schwyzerinnen 1444	321
Die Frauen Winterthurs 1460	322
Lupa von Schleins 1499	323
Das Frauenpanner im Obersimmenthal. Sechzehntes Jahr- hundert	324
Anna Zuvalta von Zug 1618	325
Salomea Lienardi von Schiers. 24. April 1622	326
Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Frau- brunnen am 2. bis 5. März 1798	327
Barbara Widmer von Baar, im Kampf am Rothem Thurm, 3. Mai 1798	331
Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798	333
Anna Maria Bähler von Ems. 2. Mai 1799	335

Die deutschen Wochentage.

Geschildert nach dem Grund ihrer wechselnden Namen
und Zeitbräuche.

„Etwas Neues an dem Alten
entdecken, ist wenigstens eben so
rühmlich, als das Alte durch etwas
Neues bestätigen.“ Lessing 8. 212.

Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen.

Welch ein unermesslicher Aufwand von Staatserlassen, Kirchengeboten und Polizeimandaten würde heut zu Tage dazu gehören, das jetzt geltende Kalenderjahr staatlich abzuschaffen und ein nach allen Einzelheiten neues und anderes an dessen Stelle zu setzen. Versinnlichen wir uns einen Augenblick die Folgen einer solchen unmöglich gewordenen Maßnahme. Unser ganzes öffentliches und häusliches Leben, unsre bürgerliche Ordnung und Denkweise sogar, nun schon seit vierzehnhundert Jahren nach dem alten Jahrescyclus geordnet und continental uniformirt, auch die Ausübung des Cultus und Rechtes, Glaube, Sitte und Brauch des ganzen Volkes, seine Staats- und seine Landwirthschaft — Alles, was nach der bisherigen Ordnungsfolge bis in die Selbstverwaltung der geringsten Ortsgemeinde hinein gegliedert und vorbestimmt ist, wäre zugleich gehemmt, in Frage gestellt, indirekt mit aufgehoben. In jedem Dörflein bräche ein Kalenderkrieg los, um vieles zäher und verbissener, als jener über den Gregorianischen zwischen Katholiken und Protestanten einst geführte, gewesen ist. Während nun aber durch die verfeinerte, Alle mitbetheiligende Organisation unseres Staats- und Gemeindegewesens ein solcher Vorgang in das Reich der Absurditäten verwiesen bleibt, so ist derselbe in barbarischen Staaten, die außer Mönchen und Soldaten keine weitere Glie-

derung der Stände kennen, doch irgend einmal möglich gewesen, und so konnte es geschehen, daß die babylonische siebentägige Woche, nachdem sie seit dem zweiten Jahrhundert ihren Weg aus Aegypten ins römische Reich gefunden hatte, im vierten Jahrhundert auch bei den heidnischen Franken Eingang fand. Von der Gewaltthat, die dazu gehörte, eine vom Nil stammende Jahreseintheilung bis unter die Volksstämme an der Ost- und Nordsee zu verpflanzen, liegen uns zwar keine gleichzeitigen und ausdrücklichen Zeugnisse mehr vor; allein die Rohheit des Staatsstreiches spiegelt sich noch immer in dem Umstande ab, daß seitdem sogar die kalendarische Reihenfolge der Wochentage in eine nicht mehr zu bessernde Unordnung gerathen ist. Und auch das ist keine geringe Ironie gegen alle Volksbevormundung überhaupt, daß trotz der zahllosen Edikte, die seit dem siebenten bis zum achtzehnten Jahrhundert von geistlicher und weltlicher Hand der alterthümlichen Wochenordnung entgegen gesetzt worden sind, dennoch die gleiche Ueblichkeit von Nordschweden an bis nach Westfrankreich fortbauert, neben dem christlichen Sonntag den heidnischen Donnerstag zu feiern. Alle übrigen Confusionen, die im Gefolge jener Umänderung gewesen waren, lassen sich aus der Grundverschiedenheit des heidnischen Kalenders gegenüber dem sogenannten christlichen von selbst entnehmen. Die Dauer und Eintheilung des landwirthschaftlich geordneten Jahres wich dem kirchlichen, die Zahl der Jahreszeiten und Monate bestimmte sich nach gewissen Kapiteln der Evangelien; aber selbst die Zeitdauer der Woche, die Reihenfolge und Namen der Tage, ihre legale und religiöse Bestimmung, ihre vorausgesetzte Schicksalsträchtigkeit in Krieg und Frieden, in Heil und Unheil — alles zusammen wurde plötzlich gemindert, gemehrt oder ganz aberkannt. Ehedem hatte ein Mondjahr mit dreizehn Monaten bestanden, nun galt das Sonnenjahr; man hatte nach Festnächten gezählt, nun nach den Festtagen der Heiligen; statt der siebentägigen Woche hatten Zeitabschnitte von achtundzwanzig Tagen mit je sieben- und vierzehntägigen Gerichtsfristen gegolten. Für die weltlichen Termine des heidnischen Weihnachts-, Neujahrs- und Osterfestes wurden neu-

testamentlich berechnete angelegt. Die Namen deutscher Gerichtstage wurden in die von Kalenderheiligen verwandelt. Aus dem dreimal des Jahres sich wiederholenden Allding, dem allgemeinen Versammlungstage der hundert Centenen, wo je 10,000 Mann freier Grundbesitzer zum Landtage zusammentraten, bildete sich der Zehntausend Märtyrertag, der auf den 18. März fällt; der Zehntausend Rittertag am 22. Juni, und der Zehntausend Maidtag am 21. Oktober, also gerade auf die drei Zeiten fallend (*triplacita*), wo sonst das Allding gehegt worden war. Das Naturgesetz, wie Geburt und Tod, das bürgerliche Recht, wie Ehevertrag und Wehrbarmachung, galt nicht mehr an sich, sondern mußte in Form kirchlicher Gnadenmittel oder Sakramente erst legalisirt werden. Bis auf die Geschlechterliebe herab, ja noch weiter, sogar bis auf die Tischordnung und den täglichen Küchenzettel jeder Familie hinab erstreckte sich die gebotene Umänderung. Hier aber mußte der zu weit gespannte Bogen brechen. Während daher jene gehäuften Mandate Pergament geblieben sind, lebt der angebliche Mißbrauch, den sie austilgen sollten, als unsre berechnete Volkssitte zum guten Theil bis heute fort und bietet ein noch uner schöpft Material für die Culturgeschichte. Sogar von den sieben deutschen Götternamen, die den sieben Wochentagen den Namen gegeben hatten, sind noch fünf in unsrer Benennungsweise am Leben. Eben damit ist der zur nachfolgenden Untersuchung der deutschen Wochentage und ihrer wechselnden Zeitbräuche einzuschlagende Weg deutlich vorgezeichnet. Die Götter selbst ordnen die Zeit, indem sie die den Jahreslauf regelnden Gestirne erschaffen. Mithin ist aus dem Namen und Wesen der Einzelgottheit der ihr geweiht gewesene einzelne Wochentag und der Grund aller ihm anhaftenden Ueblichkeiten zu erklären, so daß also auch hier mit Gott zu beginnen ist, *a Jove principium*.

Man vermag in die Götterlehre der Germanen gerade weit genug zurück zu blicken, um mit Bestimmtheit das allmähliche Werden und Wachsen ihrer Gottheiten, besonders derjenigen zu erkennen, die nachmals in das Odhinishche Religionsystem vereinigt gewesen und zuletzt von dem Christenthum entthront

worden sind. Es stellt sich der germanische Cultus für unsere Betrachtung sogar noch in einem Theile seiner eignen Genesis dar. Den ersten geschichtlichen Anhalt hierüber empfängt unser Urtheil durch Cäsar. Er meldet von den Germanen zur Zeit des Ariovist, daß sie zur Zahl der Götter nur diejenigen rechnen, welche sie sehen und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert werden: die Sonne (sol), den Mond (luna) und den Feuergott (Vulcanus); von den übrigen Gottheiten, schließt er, haben sie nicht einmal durch Hörensagen vernommen. Sie weihen also ihre Verehrung dem Sonnengotte, der Mondgottheit und dem Gotte des Blitz- und Herdfeuers (Thunar), also lauter Wesen des Lichtes, in denen sie dies Element selber anbeteten. Erst 150 Jahre nach Cäsar, um das Jahr 90 nach Chr. macht Tacitus Erwähnung von den übrigen Germanengottheiten. Der Fortschritt, den das deutsche Göttersystem während dieses Zeitraumes gemacht hatte, ist allerdings ein sehr bedeutender; gleichwohl muß man sich wohl hüten, auf die früheren Glaubensverhältnisse unter Ariovist als auf grob materialistische und so abschätzig zurück zu blicken, wie dies Cäsars eben angeführte Aeußerung zu thun scheint. Die von ihm gemeldete Thatsache ist unzweifelhaft wahr, denn sie wiederholt sich noch im Mittelalter bei den Bewohnern des äußersten Nordens, von denen Olaus Magnus Ep. Plant. 30 berichtet, daß sie die Sonne, den Mond und ein Stück rothes, an einen Spieß gehängtes Fellen anbeten. Aber in diesen beiderseitigen Angaben liegt schon jene Trilogie mit vor, in die sich die Hauptgötter aller heidnischen Religionen gruppieren. Neben den zwei Astralgottheiten besteht dorten wie hier der Gewittergott, der sich aber hier durch das rothe Fuch und durch den Speer als der die Blitzspeere schleudernde Kriegsgott kenntlich macht. Die gleiche Gottheits-trilogie wiederholt sich in der Ordnungsfolge der Wochentage, wenn man nicht außer Acht läßt, daß dieselben eben nach einem zweifachen Glaubens-System der Cäsarischen und der Taciteischen Periode gemischt und in einander geschoben worden sind. Dem Odhin gehört der Tag in der Mitte der Woche, der ahd. Wuotanestac; zu seiner Linken steht der Schwertgott Ero ==

Zu mit dem Dienstag, jetzt Zerstig und Ertig genannt; zu seiner Rechten der hammerbewehrte Donar. Es entsprechen sich also in den Sprachen und Mythologien:

nach Cäsar:	Sol	Luna	Vulcanus
althochd.:	Zio	Wuotan	Thunar
altnord.:	Tyr	Odhinn	Thórr
latein.:	Mars	Mercurius	Jupiter
celtisch:	Hesus	Teutates	Taranis
slav.:	Svyatovit	Potrimpos	Perkunas

In dieser dreifachen Namensreihe liegt ausgedrückt 1) die erdgerische, 2) die schöpferische und 3) die erdbefruchtende, gewalttätige Gewalt. Am Anfange dieser Dreigötter stehen die beiden siderischen Altgötter Sonne und Mond, Sunna und Máno; am Schluß der Reihe die beiden Schönheits- und Lebensgöttinnen Freyja und, wie es scheint, Hulda. Nach dieser Gliederung ist nun im Folgenden jedem einzelnen Tage ein besonderer Abschnitt zu widmen. Am deutlichsten werden dabei die den Dreigöttern geweiht gewesenen Tage heraustreten, ihre Heiligung hat sich am längsten zu behaupten vermocht und dauert, wie wir sehen werden, im Einzelnen örtlich noch fort. Schon Pico von Mirandola hat die Bemerkung gemacht, daß bei Gebirgsvölkern die Feier des Sonntags, Montags und Donnerstags noch strenge eingehalten wird, in so fern man an ihnen sich aller häuslichen Arbeiten enthält und deshalb sogar das Küchengeschirr in voraus reinigt*). Wenn nun die nachfolgende Untersuchung ergibt, daß auch alle übrigen Wochentage einen Schein feiertägiger Heiligung an sich tragen, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, als sollte die altdeutsche Woche aus lauter Feiertagen bestanden haben, sondern nur die Thatsache verbleibt, daß man bei jedem Wochentage noch die Nähe jener Gottheit, die ihm vorstand, empfand und nach ihrem Ge-

*) In Martin Weinrichs Anleitung zu Jo. Pici Mirandulensis strix, pag. 28: Monendum est, montanos homines illud stricte observare, ut ab omnibus operibus domesticis abstineant singulis septimanis tribus diebus, nimirum Lunae, Jovis et Solis, imprimis autem, ne vasa et utensilia mudent. Wolfs Wobana 2, 11.

bote handelte. Es konnte jedem Gau, ja jeder Gemeinde überlassen sein, auf welchen Einzeltag sie ein besonderes religiöses Gewicht legen mochte; die Nachbarn beirrte dies nicht. Fallen doch auch im Kirchenkalender oft mehrere Heilige auf Einen Tag und auf den ersten Januar allein ihrer mehr als dreißig; aber deren Namen und Andenken wird alsdann gleichfalls nur örtlich und im Einzelnen gefeiert, während alle übrige Christenheit einen bloßen Werktag begeht. Dasselbe Verhältniß gilt auch für das deutsche Heidenthum, das neben seiner Staatsreligion seine einzelnen Confectionen und in diesen wieder seine besondern Gau- und Hausgottheiten besaß. Gleichwie jedoch unsre Christlichen Confectionen sich einigten zu einer gleichzeitigen Begehung der allgemeinen Hauptfeste des Kirchenjahres, so war auch den Heiden schon Weihnachten und Ostern eine Alle gleichmäßig verpflichtende Feierzeit (hohgezit), von welcher sich weder der Donarbefenner in Nordachsen, noch der Frödienner in Scandinavien, noch der Zingläubige in Schwaben ausschließen konnte.

Ursprung des Namens und der Weihe jedes der sieben Wochentage.

S o n n t a g.

Mit dem Montag hätte die germanische Woche zu beginnen, deren Schilderung hier unsere Aufgabe ist; doch wir fügen uns der heute üblichen Reihenfolge und stellen den Sonntag voraus.

Sonnendag ist der Tag der Sunna. Diese Göttin, die zusammen mit den Göttern Wödan, Walder und Wol allgegenwärtig die Welt durchwandert, um nebst ihrer Schwester Sinthgunt die Heilkunst auszuüben, wird vom zweiten der Merseburger Zaubersprüche angerufen. Ihr Name und Beruf steht also für die deutsche Mythologie fest; und so reicht auch der Glaube an ihre hilfreiche Göttlichkeit bis in die Neuzeit herein. Man begrüßt sie des Morgens und Abends durch Hauptentblößung, eine nun katholischer Seits auf das gleichzeitige Gebetläuten übertragene Sitte; man spricht in der Gebetsformel des Haus- und Wettersegens: „Frau Sonne und Herr Mond!“ Im Alemannischen Kinderlied (no. 961) heißt sie Himmelsherrin, Altmutter, Liebe Frau und Jungfrau, wie sie auch im Ostfriesländischen Kinderspruch (Frommanns Mundarten 3, 513) an die Stelle der heiligen Maria tritt:

da drunt'n af der grünen Eb'n
gêat die Morg'nsunne auf,
sitzt a wunderschöne Jungfrau
und s' liebe Kindlein drauf.

In traulicher Rede heißt sie Spinnmütterlein, weil sie zu Folge

des Alemann. Kinderliedes no. 273 mit den drei Marceien (den drei Schicksals-Nornen) zusammen im Sonnenhaus sitzt und am Geschick der Sterblichen spinnt. Wenn dann beim Sonnenuntergange ihr Gemahl, der Giebelkönig, in goldner Kutsche vom Gebirge in sein Land hinabfährt, sieht man auf der Spitze des Berges Giebel ein glänzendes Rad von gebiegem Gold sich umdrehen, das ist seiner Frau Sonne goldner Garnwendel. So erzählt die Lokalsage des aargauer Dorfes Entfelden von dem dortigen Waldberge Giebel. Der Göttin Attribute sind also Rad und Spindel, auf denen sie den goldenen Flachs, das Symbol der Strahlen weiset, und darum erscheint sie auch als schönes Weib, das lange Goldhaar aufbindend und strahlend, und wird traulich das Strahl-Anneli genannt. Strahl, Haar und Flachs sind in unserer Sprache synonym. Nach den Isländischen Sagen der Gegenwart zeigt die Sonne das Gesicht der Eva; denn Eva spann.

Wer ist nun ihr Gemahl, ihr Adam gewesen? Hier ist ein frühzeitiges Schwanken sowohl des Mythos als auch der Sprache eingetreten. Die weibliche Sonne, sagt der folgernde Germane, ist Odhinn's allsehendes Auge, er paarte also die Sonne mit einem männlichen Wesen. Tag und Nacht stehen in einem Liebes- und Eheverhältnisse und erzeugen die übrigen Gestirne, Zeiten und Wochentage. Darum correspondiren in der Sprache gleichzeitig die Nacht und der Tag, die Nacht und der Mond, die Sonne und der Tag, wie beim Griechen dem Helios und Hyperion eine weibliche Eos zur Seite steht. Jedoch sprachlich war dies nicht allzeit so, denn das goth. Sanna, ahd. sunnô, mhd. der sunne haben alle männliches Geschlecht; und dies wird wohl auch das ursprüngliche gewesen sein. Denn ein so wehrhaftes Geschlecht wie das der Germanen beginnt weder die Göttergenealogie, noch die Zeitrechnung und Staatsordnung mit der primitiven Herrschaft des Weibes. Allein je nachdem sich nun die Begriffe über Zeit und Zeitwechsel mehr dem männlichen Tage oder der weiblichen Nacht, mehr dem Gotte oder der Göttin anbequemten, um so eher mußte man schwanken, ob man nach Roudphafen

oder Sonnenständen, nach Nächten oder nach Tagen rechnen und anberaumen wolle, und schon hieraus entspringt jene bunte, widerspruchsvolle Reihe von Volksbräuchen, Glaubenssätzen und Regeln, die über Heil und Unheil der einzelnen Zeitfristen und gleichzeitigen Unternehmungen im Schwange sind, und die man begreift unter dem Namen der an den verschiedenen Ziel- und Festtagen vom Aberglauben festgehaltenen Tagewählerei.

Als Fürst Bojocal für die vertriebenen Amsivaren bei den Römern Land verlangte, blickte er in seiner Rede zur Sonne empor und fragte, ob sie nicht mit Widerwillen auf unbebaute Strecken niederschaue. Als Thorbiörn seinen neuen Grundbesitz antritt, reitet er auf eine frische Brandstätte, nimmt ein noch glühendes Holzstück auf und hält es zur Sonne empor, zum Zeichen, daß er dieses Gebiet, das kein Eigenthum mehr sei, für das seinige erkläre. Im Harnisch ritt der Herr von Werberg, da er von seiner Adelsheerrschaft Besitz ergreift, gegen der Sonne Aufgang und hieb mit bloßem Schwerte einen Kreuzhieb in der Sonne Strahlen. Sachs, Deutsches Rechtsleben 425. Der Germane leitet sein ältestes Land- und Besitzrecht auf die Sonne zurück, die ihn in seine Güter eingesetzt hat, und solch ludeignes Besitzthum, das man keinem andern Oberherrn als Gott und der Sonne zu danken hat, nannte er Sonnenlehen. Der Besizergreifende nimmt daher die Sonne zum Zeugen; eine Sitte, die in ältester Zeit auch den Hellenen eigen gewesen sein muß. Als der aus Argos flüchtig zum Macedonierkönig gekommene Perdikkas dorten des Königs Hirte geworden und schließlich den verdienten Hirtenlohn verlangt, wird er, statt denselben zu erhalten, höhnisch auf den Sonnenschein verwiesen, der gerade ins Haus fällt. Perdikkas nimmt diese Gabe an, indem er mit dem Taschmesser den Sonnenfleck im Estrich umzeichnet und dreimal davon in seinen Busen schöpft. Nachmals aber erwarb er den macedonischen Thron. Herodot 8, 137. Schenkt die Sonne dem Volke das Land, so schenkt sie ihm auch Korn und Brod dazu, das im Alterthum die Kraft der Männer genannt wird. Hat ihm Sonne und Mond bei Tag und Nacht Korn wachsen und reifen lassen, so bedarf er noch

des heiligen Herdfeuers dazu, um sich sein Brod daraus zu backen; daher die Sprichwörter: Morgenstund hat Gold im Mund, Morgenstund hat Brod im Mund, Abendroth bringt Morgenbrod. Simrock, Sprichwörter no. 19. Damit erst hört Cäsars Bericht über die Germanen*) auf, so wegwerfend zu lauten, wie man ihn bisher aufgefaßt hat, indem man nichts als Rohheit und Begriffsarmuth des ältesten Cultus darin voraussetzen zu müssen meint.

Wie zu Athen Gericht und Gerichtsstätte Sonnenhof hieß, Heliaia, so wurden auch die deutschen Gaugerichte unter freiem Himmel abgehalten und der Richter schaute nach dem Stand der Sonne; er soll, heißt die Zeitbestimmung in der Gerichtsordnung des aargauischen Freienamtes, das Gericht hannen „Mittags, so es Eins ist.“ Bei der Sonne wurden Eide abgelegt; denn ihr, diesem Auge Gottes, kann sich nichts verhehlen: Die Sonne bringt es an den Tag. Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Auf die am Sonntag Gebornen geht die Gabe des Scharfsinns, der Weissagung, des Heilvermögens über. Sonnentkind, Glückskind. Sonntagskinder und Fronfastenkinder können Geister sehen und erlösen. Bist du ein Sonntagskind, so gestell den Wind, sagt man im Luzernischen; denn sobald ein solches im dreifaltigen Namen seinen Spruch spricht, so bleibt der Wind gestellt. Das englische Glückskind kommt schon mit dem Silberlöffel im Munde auf die Welt: he is born with a silver spoon in his mouth; das französische kommt frisiert zur Welt: être né coiffé. Dies heißt im Deutschen, im Helm geboren sein, mit dem Glückshäubchen auf die Welt kommen, nemlich mit dem amnium. Wer dies ist, dessen bloße Berührung vermag Krankheiten zu heilen und Anmale zu vertilgen. Kranke Kinder glaubt man besonders durch die Sonne heilen zu können. „Wenn ein mutter ein kind hat, das den Edtillen hat (ist eine

*) Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt. B. G. VI, 21.

außdeerende oder fämwende krankheit), oder das sonst ein färw-
ling ist vnd nicht drühen (zunehmen) wil, da muß des kints mutter
es drey sonntag nach ein andren vnd an jedem sonntag drü=
mal außert das haus tragen vnder den freyen himmel, wenn
der tag anbricht vnd die sonn aufgehen wil, vnd alsdann ge=
wüße abgottische wort sprächen: Komm, du heiliger Sonntag!“
Rud. Gwerb, Von Bych- vnd Leutbesägnen. Zürich, 1646,
139. 302. Nun lautet derselbe Glaube modificirt: Magere
Säuglinge darf man in die Sonne tragen, sie haben den Son=
nenstich nicht zu befürchten; aber fette Kinder und namentlich
noch ungetaufte „frist die Sonne.“ Alle Täuflinge werden
daher nur tief verhängt und verschleiert zur Kirche getragen,
doch im reformirten Argau zu keiner anderen Zeit als am
Sonntag Nachmittag. Auch die Sonne im Volksrättsel,
ob schon sie die Frau Mundlos heißt, „frist den Vogel Fe=
derlos,“ nemlich den Winterschnee. Vom Heu, das über
Sonntag zum trocknen auf der Matte liegen bleibt, heißt es,
es ergebe zwar ein schwachhaftes Futter, aber ein um so ge=
ringeres Quantum, einen guten Theil davon fresse die Sonn=
tagssonne weg.

Da an dem geheiligten Schicksalstage manches Geschäft
als Unglück bringend unterlassen werden muß, das an andern
Tagen mit Glück vollzogen werden kann, so ist die Sonntags=
Entheiligung ganz besonders mit grausam lautenden bösen Fol=
gen bedroht. So dürfen — im Zusammenhange mit sehr alten
germanischen Auffassungen — am Sonntage nicht einmal die
Fingernägel beschnitten werden. Wuttke, Volksaberglaube 10.
Ein über Sonntag offen bleibendes Grab zieht bald einen
zweiten Todesfall nach sich. Wenn man am Sonntag schwer
erkrankt, so stirbt man. Einem lang im Todeskampfe Liegenden
muß man das Hemd abziehen; denn es könnte ein solches
sein, an welchem Sonntags gesponnen oder genäht worden
ist. Dies wäre ein sogenanntes Nothhemd, das, weil es
gegen den Schlachtentod schützt, hier auch den Todeskampf
verlängern müßte. Hat ein Mädchen ein solches Gewand
genäht und fährt selbiges Jahr damit über Wasser, so wird

sie da ein Sturm überfallen und nicht eher landen lassen, bis sie das Kleid in das Wasser wirft. Späne, am Fester- tag gehauen, werden einem im Segener auf den Händen ver- brannt.

Montag.

Der Montag ist der Führer und Flügelmann der Woche, weil der Mond sprachlich, wie lat. Lunus, ein deutsches Masculin ist: bei Ulphilas *mēna*, ahd. *māno*, in Gefners *Mithridates* 28: *der her māne*; und weil er in den langen Winternächten des Nordens das herrschende Gestirn ist. Die Götter, sagt die Edda, haben ihn mit Neumond und Mondabnahme (*ny ok nidh*) für die Menschen geschaffen zur Berechnung des Jahres; dem Sinder heißt er ausdrücklich der Jahres-Messer. Der Tag gebärt sich aus der Nacht, das Jahr aus den Monaten, der Neujahrs- beginn aus der Mitternachtsstunde. Weihnachten, Fasnacht, Walpurgisnacht heißen unsre ältesten Feste. Die Zeit der Zwölf- ten, welche von Weihnachten bis Dreikönig fällt und die Fest- dauer des heidnischen Neujahres ausmacht, nennt man in Baiern die Rauchnächte nach dem Küchen dampfe der Festspeisen; in Franken die Löselnächte, weil man nach ihrer Bitterung die- jenige der folgenden 12 Monate erforscht; bei den heidnischen Angelsachsen, sagt Beda † 738, hieß man sie die Mitternächte, *Modranecht*, sie gebaren das Jahr. Das Mondjahr bestand aus 13 Monaten je zu 28 Tagen, innerhalb des Monats bil- deten Neumond und Vollmond die Theilung zu je 14 Tagen. Ein solcher Zeitraum führte den Namen Woche, goth. *vikō*, altnord. *vika*, ahd. *wēcha*; das Wort steht, wie lat. *vices*, zu Wechsel und bezeichnet die regelmäßige Wiederkehr einer fixen Reihe, kann also ursprünglich eben sowohl eine Zeitfrist von 14 Jahren wie von 14 Tagen betreffen. Synonym mit sieben- jähriger Frist verwendet es Luther 1 Mos. 29, 27: Halte mit dieser (Lea) die Woche aus, so will ich dir auch diese (die

Nahel) geben um den Dienst, den du bei mir noch andere sieben Jahre dienen sollst. Ebenso hat das Wort Jean Paul gebraucht in dem Titel seiner Schrift „Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche;“ das besagt: während der sieben Jahre Napoleonischer Unterdrückung von 1806 bis 1813 (Bilg in der Berltn. Gymnas. Ztschr. 1864, 654). Die Wochentage im habsburg-österreichischen Urbar (edd. Franz Pfeiffer) und im Sedtnger Urbar (Glerner Jahrb. des histor. Vereines 1, 94) heißen der unter den Alpenossen der Reihe nach jährlich wechselnde Betrieb der Alp- und Zinsgüter. Eine 14tägige Woche wird durch die noch heute geltende Meinung über Neumond und Vollmond bestätigt, sowie durch die zählenden, zu 14 Nächten gezählten Gerichtsfristen. Die Pfründordnung des Klosters Geisenfeld, aus dem 13. Jahrhundert, bestimmt, man solle den dortigen Nonnen: ie über vierzehn naht ein bad machen. Quellen und Erörterungen zur bair. Gesch. 1. 438. Das englische Recht zählt die beiden Hauptfristen der Gerichtstermine nach fortnight (14 Nächte) und nach seven nights (7 Nächte). In der ältesten Rechtsquelle der Salfranken wird die siebennächtige Frist allein genannt: et sic in septem noctes placitum facere debet. Lex Salica XL, 4. Letztere wird hierauf auch von den Alemannen angenommen und hat sich in den oberdeutschen Satzungen bis auf die neuere Zeit forterhalten. Das Brugger Stadtrecht v. J. 1620 schreibt: „Welchem gebotten wird, seine schuldner in sieben nächten zu bezalen und er dem nicht nachgat, deß straf ist 15 Schilling.“ Die Öffnung des Dorfes Berton im Freiamte setzt zu jedem der drei ordentlichen Jahresgedinge ein Nachgedinge an: „und sol man zu iedlichem tag (=fahrt) nachgedinge geben sibenechtiges. ein herre sol pfand, das er einem nach urteil giebt, sibenecht in dem gericht lassen ligen.“ Margau. Beitr. 103. 104.

Das eben Gesagte ist nicht dahin zu verstehen, als ob die Deutschen ihre öffentlichen Berathungen und Gerichte bei Nacht abgehalten hätten, sondern es geschah an Tagen, deren Nächte günstiges Mondlicht hatten. Im Neumond lieferte Ariovist dem Cäsar die Schlacht; im Neumond baut man

Häuser und schließt Ehen; weil man das Wachsen und Steigen des Sieges, die Vergrößerung des neuen Hauswesens und die Zunahme der Familie an den zunehmenden Mond anknüpft. Allein der starke Wechsel der Mondphasen, das Ribsch- und Obfsch-gehen, der gute und der böse Wädel ist Ursache, daß die Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit des Gestirnes in ein Mißtrauen gegen dasselbe umschlagen konnte; sprachlich entstand aus lat. Luna mhd. lüne, die Laune; aus mhd. mâne entstand mæne, mundartlich moenig, mondsüchtig. Und als dann mit Einführung des Christenthums die Sonntagsheiligung ausschließlich festgesetzt war, konnte die ehemals dem Montag gewidmet gewesene Bevorzugung noch mehr in eine abergläubische Scheu gegen ihn umschlagen. Noch immer glaubt man von einer am Montag vorgenommenen Aussaat keine gute Ernte zu bekommen. Es folgen hier etliche Beispielsätze dieser Art, in denen sich zugleich die Uebereinstimmung des nord- und süddeutschen Aberglaubens bewährt. Ein altdeutscher Spruch (W. Bader-nagel, Leseb. 1, 215) untersagt am Montag eine mehrtägige Reise anzutreten, weil sie für die ganze Woche Ungemach zur Folge habe:

Sver an dem mæntage dar gat,
da er din fuz lat,
deme iz alle die wocun
dezst ungemacher.

Tritt ein Diensthote Montags ein, so wird er wieder aus dem Dienst entlaufen (Ruhn, Nordd. Sag. 457.); Mägde, Montags in Dienst tretend, zerbrechen viel; nicht einmal Leichen soll man Montags begraben. (Wolf, Beitr. 1, no. 202. 498.). Montagswerke werden nicht wochenalt. (Woeste, Westfäl. Volksüberlief. 59.) Daher darf an diesem Tage keine Wäsche angestellt, keine Hochzeit gehalten werden; man soll nichts ausleihen, weil man sonst das Wochenglück mit fortgiebt; man darf beim Kauf nichts schuldig bleiben, man darf nicht umziehen. (Myth. no. 821. 771.) Wenn Montags ein Fremder halb die Stubenthür öffnet und nur hereinschauend wieder davon geht, der macht, daß der Mann sein Weib schlägt. Buch

vom Aberglauben, 1792. Kinder, am Montag geboren, haben einen jähen Tod zu besorgen. Man muß am Montag kein Kind zum erstenmale in die Schule schicken. Panzer, Bair. Sag. 2, 294. Nur den Dieben ist der Montag günstig, weil er ihnen erleichtert, Fremdes zu nehmen, denn der Mond heißt Dießsonne. (Aargau.)

Das Gegentheil dieser Meinungen ist im Volksglauben besonders dann zu hören, wenn der Montag landschaftlich noch als Hochzeitstag gilt, denn dann können auch andere Geschäfte mit Vortheil an ihm begonnen werden. Ausschließlich an ihm hält man im katholischen Freiamte und Luzernerlande, ebenso im reformirten Zürcherlande die Hochzeiten ab. Bei Friesen und Schweden stellt der Haupt- und Halschmuck der Braut eine dem ersten Mondviertel gleichende Mondscheibe vor und man ruft der Verlobten zu: Wachse, o Mond! Dieser Schmuck spielt unter dem Namen Manegold, Mangold, schon in der deutschen Mythologie seine Rolle. Hält man die Zeit des Neumonds und Vollmonds, wie Tacitus es von den Germanen sagt, für den segensreichsten Anfang zu Geschäften, so ergeben sich für den Montag folgende Glaubenssäge. Der Montag ist des Sonntags Bruder (Roeste, Westf. Volksüberlief. 34), ebendasselbe heißt anderwärts: Sonne und Mond sind Eheleute (Naturmythen 238). Mancher gienge lieber nackend, als daß er sein frisches Hemd am Sonntag anzöge, er thut's am Montag (Myth. no. 939). Am Montag die Nägel beschneiden giebt keine Hautschlissen oder schwärende Nagelwurzeln. Der Landwirth bevorzugt den Montag, um Gemüse zu pflanzen, Kartoffel zu stecken, Haber und Klee anzusäen, die Wiesen zu düngen; denn der Mond übt besondern Einfluß auf Kraut und Gras. Seinen besten Namen trägt der Montag in der Appenzeller Mundart, er heißt Guonti, Guenti, Gwöntig d. i. Gutentag, nemlich der gute Nachsonntag. Schon in einem alten Passions-Wochengebete heißt er schwäbisch Quontag. Birlinger, Schwäb. Wörth. 208. Ehemals pflegte man nemlich jeden Wochentag, auf den stabil ein lokales Heiligenfest fiel, mit dem Beinamen des Guten auszuzeichnen; auf den

Montag aber findet sich bei uns eine ziemlich Anzahl alter unfirchlicher Feste verlegt. Der Gügismontag im Freienamte ist der Faschnachtsmontag; der Hirsmontag ist der gleichfalls landschaftlich gefeierte Montag nach Aschermittwoch. Die Nachkirchweih (Kilbe) fällt vielerwärts auf den ersten Nachmontag. Oster- und Pfingstmontag dienen uns zum öffentlichen Vergnügen des Eierlesens, des Wasservogels, der Brunnenbefruchtung, des Pfingsttrittes, zur Errichtung der Pfingsthütten u. s. w. Der Blaue Montag ist der in feiertägiger Ruhe begangene Nachsonntag; einen Tag blau machen, heißt ihn arbeitslos hinbringen. Warum er der Blaue heißt? Man giebt vor, ursprünglich sei der vor Aschermittwoch fallende Faschnachtsmontag so benannt gewesen, weil man da in den Kirchen die blauen Altardecken aufgelegt habe, mit deren Farbe die beginnende Trauerzeit der Buße und Fasten angekündigt wird. Allein im Mecklenburgischen heißen Palmsonntag und Osterdienstag gleichfalls der Blaue, wie schon Schmidt angiebt: Fastelabendbräuche, Rostock 1753, 37; dies sind aber gerade die Schlusstage jener kirchlichen Trauerzeit. Name und Sache sind hier viel älter; Blau ist Farbe der Herrschaft und der Standeswürde. Die Priesterschaft der griechischen Kirche trägt sich in Rock, Ueberkleid und Kalpak blau; das brittische Ministerium nennt die Sammlung seiner diplomatischen Correspondenzen das Blaubuch. Wenn der chinesische Kaiser die rituellen Jahresopfer bringt, mit denen er die Ordnungsfolge des Zeitlaufes und der Ernten erbittet, so hat er einen der Aetherfarbe gleichen blauen Mantel um. Schon im altchinesischen Lieberbuche Schifing ist dies Vorschrift. Blau ist Wuotans Leibfarbe, denn sein alle Seelen einhüllender Leibmantel ist der Aether, eben das Kleid, das so weit reicht, als der Himmel blau ist. Auch die Indianer Nordamerikas führen die Farbe des stillen Himmels in ihren Reden als ein Bild des Friedens an, und wenn sie daher gegen einen Nachbarstamm friedliche Gefinnungen anzeigen wollen, so färben sie sich und ihren Gürtel blau. Loskiel, Evangel. Brüdermission, Barby 1789, 63.

Blau ist die Wunderblume, die dem Glückskind den Zugang

zu verzauberten Schätzen öffnet; blau das Vergißmeinnicht, das den Liebenden den Weg zum Herzen bahnt; blau ist sogar das bairische Brautbette angestrichen auf der Hochzeitsfuhr. Diese Farbe ist das Symbol des klaren Himmels und der von ihm ausgehenden Fruchtbarkeit der Länder und der Ehen. Somit giebt auch der Name Blauer Montag die dem Montag selbst zugekommene religiöse Feier zu erkennen.

D i e n s t a g .

Die drei männlichen Gottheiten Mars, Mercurius und Jupiter, altnord. Tyr, Odhin und Thór, althochd. Ziu, Wuotan und Donar, folgen in ihren drei Wochentagen unmittelbar auf einander, sie bilden die Mitte der Woche; ein Beweis von dem hohen Alter dieser Götterreihe, ihrer Eigennamen und der diese Namen tragenden Wochentage. Der Wortstamm Dienstag geht daher durch alle indogermanischen Sprachen. Gothisch Tius bedeutet leuchten und glänzen; ihm entspricht sanskrit diw Himmelsglanz, djaus Himmelsgewölbe; griech. Zeus, im Genitiv dios; latein. dius pater, im Genitiv diuovis. Die nordischen und niederdeutschen Dialekte sprechen den Namen mit der gothisch anlautenden Tenuis: angelsächsl. Tivesdæg, englisch Tuesday, friesisch Tysdai. Sogar ins Finnische ist ein Tästai übergegangen (Kruze, Ehistn. Urgesch. 34. 229). Im alemannisch-schwäbischen Dialekt wandelt sich die anlautende Tenuis des Namens in die Aspirata, Tius wird Ziu. Ein ahd. Wessobrunner Codex setzt zum Volksnamen Cywari, der dorten zugleich dem Volksnamen Baiwari entgegen gestellt ist, die übersetzende Glosse: Suapa. Die Schwaben also waren Ziuverehrer. Der ahd. Ziuwestac, contrahirt Ziestac, mundartlich Züstig, kommt schon in alemannischen Urkunden des elften Jahrhunderts als Ciesdac vor. Der Name Ziu hat also ursprünglich nichts anderes als den im Himmel wohnenden Lichtgott bezeichnet, der den Sonnenstrahl verschöß, um

damit die harte Erde und das egoistisch verschlossene Menschenherz zu öffnen. Wir werden ihm sogleich als Liebesgott begegnen. Als später ein besonderer Gott für die Kriegskunst nothwendig wurde, ward Ziu zum Gott des blitzschnellen und blitzhellen Schwertes individualisirt. Und da der Krieg als der nur durch ein Gottesurtheil zu entscheidende Prozeß gedacht wurde, so scheint in Ziuss Schutz nachmals auch das öffentliche Recht gestellt gewesen zu sein, da wenigstens auf seinen Wochentag die Gerichtstage anberaumt waren. Diese Wandlungen der Gottheit verrathen sich an einer Reihe von Dienstagsgebräuchen, die wir nun durchgehen wollen.

Der Name Ziuſtig unterſcheidet den ſchwäbiſch-alemanniſchen Volksſtamm vom althairiſchen. So weit nemlich die althairiſche Mundart geographiſch reicht, nemlich vom Böhmerwald an bis Weſſchtirol, und vom Lech bis zur ungarischen Rab (Quitzmann, Baiwaren 71), wird der Dienſtag Ertag und Irtag genannt. Dieß iſt der im Runenalphabet überlieferte Name des Gottes Eor oder Eru. Die angelsächſiſche Rune , einen Pfeil mit Schärſen und Hals darſtellend, führt den Doppelnamen Tir und Ear; die althochdeuſche Rune , denſelben Pfeil darſtellend, nur mit zwei Widerhaken an den Schärſen, heißt Zio und Eor. Dieſe Runen und ihre beiden Namen zeigen beiderſeits auf eine und dieſelbe Gottheit; Eor iſt wie Ziu, der aus einem anfänglichen Liebesgotte potenzierte Kriegsgott. Der Liebespfeil, die Siegesrunen und das Brautſchwert, die er zu dritt führt, weiſen ihm ſeine urſprüngliche erotiſche Rolle an. Beim Beilager fürſtlicher Verlobter war Vorſchrift, ein baares Schwert zwiſchen das Brautpaar zu legen. Die mit ihrem Geliebten Sigurd ſterbende Brynhild verordnet, daß man zwiſchen ihre beiden Leichen dieſes Brautſchwert lege in derſelben Weiſe:

Wie da wir Beiden Ein Bette bestiegen

Und man uns nannte mit ehlichem Namen.

Bei altbairischen Hochzeiten, die stets am Dienstag stattfinden, als an dem vor allem bösen Einfluß gesicherten Tage, tragen Brautführer und Hochzeitslader im Zuge einen rothbehänderten

Reitersäbel geschultert voran. (Bavaria 1, Abtheil. 1, 395.) Ueber dem Brauttiſche ſtößt man die beiden Säbel kreuzweiſe in die Diele (Schönwerth, Oberpfalz 1, 95). Schwäbiſche Bräute, die ihr Kränzlein ſchon verloren haben, halten Montags oder Mittwochs Hochzeit, Jungfrauen am Dienſtag (Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 388). Im Luzernerlande war nach älterer Sitte der Hochzeitstag gleichfalls ein Dienſtag (Lütolf, Zünfort. Sag. 559.). Im Zuſammenhange damit ſteht, daß der Dienſtag in Faſtnacht und Oſtern noch als der Weibertag gilt. In Schwaben und der Schweiz hatten die Frauen am Weiberdienſtag in der Faſtnacht das Vorrecht, eine Tanne aus dem Gemeindewalde auf die Almende bringen und verſteigern zu laſſen, den Erlös aber auf dem Plage zu verſchmauſen und vertanzen. Der Brauch iſt ſchon ſo alt, daß man ihm aller Orten eine hiſtoriſche Urſache zu unterlegen pflegt, gewöhnlich eine heroische That, von den Frauen dieſer Ortschaft während eines Ueberfalls vollführt. Reich ſind beſonders noch die Niederlande an ſolcherlei Traditionen, die ſammt ihrer feſtlichen Begehung beſchrieben ſtehen in Wolfs Niederl. Sagen. In der weſtfälischen Weiberfaſtnacht iſt es Spielbrauch, daß am Montag die Frauensleute von den Mannsleuten in die Behen gebiſſen werden, am Dienſtag geht es umgekehrt und die Frauen ſind die Aggreſſiven. In England gehört der Oſterdienſtag den Frauen und Mädchen und man muß ſich bei ihnen mittelſt eines Geſchenktes auslöſen; wer die Gabe verweigert, dem nimmt man den Schuh mit Gewalt und entläuft. (Kuhn, Weſtf. Sag. 2, 128.)

Betrachten wir den Dienſtag nun als den Gerichtstag. Er iſt als ſolcher noch bei ſchweizeriſchen Bauern theils geſürchtet, theils bevorzugt. Es giebt im aargau. Freienamte betagte Männer, die nur am Dienſtag vor dem Friedensrichter erſcheinen wollen und die Annahme einer Vorladung auf einen andern Termin hartnäckig verweigern. Mein Vater, ſagen ſie, hat es ebenfalls ſo gemacht und iſt gerichtlich dabei immer gut gefahren. Andere halten aus gleichem Grunde den Tag für gefährlich; wer da, ſagen ſie, mit ſeinem Nachbarn über ein

geringes Ding streitig wird, muß mit ihm vors Gericht gehen. Hierbei schwebt ihnen noch in Erinnerung, daß in der ehemaligen Amtssprache sowohl die Streitsache als auch das Gericht selbst das Ding hieß. Der niederländische Dienstag heißt auch wirklich Dingstag, dies judicii. Ein daher rührendes Wortspiel betrifft das Verdingen der Dienstboten. In der Volkssprache hält man nemlich das Grundwort in Dienstbote und Dienst-tag für synonym und sagt sprichwörtlich: Diensten ziehen gern am Dienstag um; und die Mägde in Schwaben meinen, am Dienstag, und nicht am Mittwoch, müsse man in Dienst treten, wenn man glücklich sein wolle. Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 91. Die nachfolgenden rechtsgeschichtlichen Stellen beweisen, daß nach alemannischer und burgundischer Sagung der Dienstag allerdings der übliche Gerichtstag für die Dinggerichte gewesen ist. Das Recht der friedthälischen Landschaft Möhlibach von 1594, abgedruckt in der Argovia 4, 352 schreibt vor: „Es ist gemeiner Möhlibacher alter löblicher Landsbrauch g'sin, daß man alle Jahr 9 Dinggericht und alleweg auf 3 Zinstag nach einander hat gehalten; die 3 ersten auf die nächsten Zinstag auf einander nach dem Tag (Lücke der Handschrift), die andern 3 auf den ersten, andern und dritten Zinstag im Meien, und die letzten 3 auf die drei nächsten Zinstag nach Martini einander nach. Wenn die Dinggericht angehen, sollen die Wochengerichte stillstehen, sobald aber Dinggericht fürüber, so sollen die Wochengerichte angehen.“ Im Freienamte, so lange dasselbe eine Gemeine Herrschaft, d. h. von mehreren Kantonen gemeinsam regierte war, wurde auch das Wochengericht jeden Dienstag vom Untervogt der betreffenden Ortschaften abgehalten. In diesem Sinne schreibt das Brauchbuch des Fleckens Radelburg v. J. 1671 (Argovia 4, 139) gleichfalls vor, daß liegende Pfänder sechs Wochen drei Tage hinter dem Richter deponirt bleiben, worauf der Gläubiger dem insolventen Schuldner „am Zinstag bey gueter tagzeit verklünden vnd am mitwochen verganten läßt.“ Nach einer Luzerner Rathsverordnung v. 1600 hatte die Berrufung eines entflohenen Missethäters durch den Stadtweibel je an einem Dienstag zu

geschehen auf den acht vornehmsten Plätzen der Stadt; und noch jezt ist es im Rt. Freiburg Uebung, daß der zum Tod Verurtheilte an keinem andern Wochentage als am Dienstag hingerichtet wird. Sogar der Kräuteraberglaube trifft hier mit der Rechtsfagung zusammen. Bekanntlich entspricht jedem die einzelnen Wochentage leitenden Gotte eine an seinem Tage zu gewinnende Heilpflanze. Solsequium muß Sonntags gebrochen werden, Lunaria Montags, Mercurialis Mittwochs, barba Jovis Donnerstags, capillus Veneris Freitags, am Dienstag das vielgenannte Eisenkraut, die geheiligte Verbena. Es ist dies aber die altrömische herba pura, die der kriegsanfündigende Feldherr trug (qua coronabantur bellum indicturi. Plinius), und ferner die im Salischen Geseze wieder genannte chrene cruda, das reinigende Kraut, das man zum Zeugniß der Wahrheit zu Gericht mitbrachte oder, dem Gerichtsspruche gehorsamend, vor den Schranken pflückte, jene im Althochdeutschen isarna und isanina, mhd. isenhart genannte Pflanze.

Zum Schlusse dieses Einzelabschnittes beglaubigen wir den Gott des Rechts- und Kriegsstreites, dem das Eisenschwert und die darauf geprägte Siegsrunne geweiht war, mit einer Zunftfage der Waffenschmiede, die bei der 1858 erfolgten Aufhebung aller aargauischen Handwerksinnungen aus der Zunftlade der Aarauer Messerschmiede handschriftlich an uns abgegeben worden ist.

Gregorius Springinklee, oder der Messerschmiede Freiheit und Wappen.

Der deutsche Kaiser Sigismund war in seinen Feldzügen gegen die Türken einst von der feindlichen Uebermacht unversehens überrascht worden; ein Theil seines Heeres wurde umgangen und gefangen, ein anderer wendete sich zur Flucht. Da entschloß sich ein gemeiner Mann, der hier sein Leben mit verschäpft jah, noch zu einem letzten Widerstandsversuch, Gregorius Springinklee, seines Handwerks ein Messerschmied. Er tunkte sein Hemde in der Entleibten Blut, steckte solches auf einen Spieß und that mit Rufen und Zeichen, als läge hier noch eine starke Nachhut zur Hilfe bereit. Dies er-

muthigte viele der Flüchtigen, sie stellten sich neuerdings zu den kaiserlichen Knechten und drangen mit dem streitbaren Mann vor. Es gelang ihm, die Mehrzahl der Gefangenen zu erledigen, der nicht mehr geordnete Feind wurde geworfen und auf's Haupt geschlagen. Dies geschah mit Gottes Beistand im Jahre 1437. Nach der Schlacht begehrte der Kaiser den tapfern Kriegermann kennen zu lernen; dieser erschien, wurde zum Ritter geschlagen, mit Schild und Wappen begabt und sollte seines Herzens höchsten Wunsch sagen, damit man ihm diesen sofort erfülle. Darauf erwiderte er: „Ich bin meines Zeichens nur ein Messerschmiedsgeselle, habe die Fechtschulen besucht und bin zum Meister des langen Schwertes gemacht worden. Und weil ich Lust bekam, mich in den Krieg zu begeben, so habe ich mein Schwert in die siebenzehn Jahre geführt, bin in manchem Sturm gestanden und allzeit heil daraus gekommen. So bin ich nun alt und habe keine Leibeserben, auf die mein Name und Wappen übergeht; ich bitte daher nur um die eine Gunst, Kaiserliche Majestät wolle zulassen, daß einst mein Wappen auf die ehrbare Zunft übergehe, in der ich aufgeschworen bin.“ Sigismund genehmigte dies. Seitdem steht im Wappen der Messerschmiedszunft die Krone, durch welche drei Schwerter gehen, mit zwei Greifhen als Schildhaltern, oben drauf der Ritterhelm. Springinklee, der seine Tage am kaiserlichen Hofe beschloß, liegt begraben zu Prag in der Thomaskirche auf der Kleinseite im Kreuzgang, wo noch heutigen Tages die Messerschmiede ihr Begräbniß haben. Dieses weist ein Säulenkapital an der dortigen Kirchenwand aus, an welchem ihr Wappen eingehauen steht.

Diese Sage vermag ihre Einzelzüge schon mit geschichtlichen Nachweisen zu dokumentiren. Ein Nürnberger Messerschmied Gregorj Springinklee, der zu Prag begraben liegt, wird von Procurator Jakob Myrer genannt in der Geschichte der Stadt Bamberg, welcher eine Beschreibung des zu Nürnberg am 3. Februar 1600 abgehaltenen Schwerttanzes beigefügt ist (Gödeke, Grundriß pag. 1166). Dies führt auf die Frage nach dem Alter der Fechtervereine des städtischen Handwerks-

standes zurück. Sie sind durch Kaiser Friedrich III. 1487 privilegiert worden und erhielten durch Kaiser Rudolf II. i. J. 1607 ein Wappen, das ursprünglich dem Verein der Meister vom Langen Schwert zu Prag ertheilt worden und mit dem in unsrer Sage beschriebenen übereinstimmend ist. Das kaiserl. Diplom hierüber steht abgedruckt im German. Anzeiger 1865, no. 12. Soweit also findet die Sage ihre geschichtliche Beglaubigung; ihren besondern Werth aber erhält sie erst durch die Handwerksmarke, welche die Schwertfeger und Messerschmiede auf ihre Waare prägen; denn diese Marke besteht in dem schon voraus angegebenen, einem Pfeile gleichenden Runenzeichen Namens Tir und Ear. Alte Säbel- und Messerlingen, die diese Marken auf der rechten Klingenseite haben, hält das Volk für zauberkräftig, man giebt sie um keinen Preis weg, sie heißen gewöhnlich Dreikreuzmesser. Ihre Verfertigungsweise schreibt ein handschriftl. Zauberbüchlein also vor: Die Degenlinge muß in der Martistunde, d. i. in derjenigen vor Sonnenaufgang, gekauft werden, ohne um den Preis zu dingen. Parierstange und Bügel müssen an einem Dienstag geschmiedet werden. Das Holz zum Heft soll von einem Stüd sein, in das der Blitz geschlagen hat, oder in Ermangelung dessen, von einem Hinrichtungsrade. Zusammengesetzt wird dies Alles in der Martistunde an einem Dienstag, und das darauf geprägte Schwertzeichen muß sein A. H.

M i t t w o c h.

Im Hochdeutschen ist der echte Name des alten dies Martis längst verloren; er heißt althochdeutsch Wuotanes tac, angelsächsisch Vōdenes dæg, langobardisch Godanes tac. Aber in den Mundarten brechen noch richtige Namensformen durch; er heißt bei den Inselischweden nach dem nordischen Odin Ötsdag (Rufwurm, Eibosölke 2, 182); holländisch Goens- und Woensdach (Junius, Nomenclator 392. 394); westfälisch Gaunsdag (Vibra, Journal v. u. f. Deutschl. 1788. 1, 467); auf der

Insel Sylt Winjsday, englisch Wednesday. Gott Wuotan war ein Wunscherfüller, denn er trug den Beinamen Wunse und Oski, der ihm geweihte Tag muß also ein Glückstag sein. Doch als allwaltende schöpferische Kraft wurde der Gott verkörpert gedacht in dem alldurchdringenden Element der Luft und des Windes, deren günstiges Wehen in den Schluchten des Hochgebirges oft schönklingend vernehmbar ist und vom Aelter die Bergmusik genannt wird. Schwillt dieser Wind zum verheerenden Sturm an, so kommt Wuotan an der Spitze des wilden Heeres einhergebraust, und da dessen Umzug auf die Quatember-Mittwoche verlegt wird, so wird der Mittwoch damit zum Unglückstag. Daher nun nachfolgende Annahmen. Der Mittwoch ist ein verworfener Tag. Er gehört zu den dreißig verrufenen Schwendtagen, an denen der Vortheil alles Frischbegonnenen schwindet; Prozesse gehen verloren, Neugeborne mißrathen, Kuren mißlingen. Am Mittwoch soll man nicht mit Vieh handeln, kein Saugkalb neu an den Baren binden, man läßt keine Ehe einsegnen, kein Kind taufen, schickt auch keins zum erstenmale in die Schule, denn es würde den Lerneifer verlieren. Aber die jungen Schweine treibt man zum erstenmale in die Bucheckern, damit sie das voreilige Heimlaufen vergessen. Man hütet sich kein zu säen, der wegen seiner blauen Farbe Wodans spinnender Gemahlin geweiht gewesen sein wird, und daraus läßt sich die Besorgniß deuten, daß das Pferd des Gottes, der an diesem Tage Umzug hält, dies Saatsfeld zerstampfe. Dagegen ist der Mittwoch namentlich den Körnerfrüchten günstig, und wenn man Mittwochs unterm Mittagsläuten Hirse einsäet, so geht kein Vogel drein. Dies gilt gleichmäßig in Graubünden, im Bernerlande und im Aargau; aber sogar aus Norddeutschland meldet es Eisch in den Mecklenburg. Jahrbüchern Bd. 20, 158. Hierin liegt ein weiterer Beweis, daß die Hülsenfrüchte in des Donnergottes Pflege standen und dazu also an dem ihm geweihten Donnerstage bereits in den Boden gesäet sein sollten. Weil am Mittwochabend die Heren ausfahren, so ist da die Begegnung fremder Thiere gefährlich; ein Sprichwort sagt: Mittwochskafen, Teufelskafen.

Am Mittwoch hat Judas Ischarioth den Heiland verrathen, lehrt man in der kathol. Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgia sacra 4, 313). An der „Chrumbe Mittwoch“, dem Mittwoch der Charwoche, geschieht es nach katholischer Sitte, daß Pilatus unter dem Getöse aller Kirchgänger aus der Messe hinausgejagt wird. Keine Reise wird am Mittwoch angetreten. „Amme Mittwoch schlüft se Näs in es anders Loch. — S' isch Mittwoch: steck di Nase in d' Tischtruche“, d. h. bleib daheim! Auf die Frage des Volksrathsels, wie viel Tage in der Woche seien, folgt die Antwort: Sechs, denn der Mittwoch ist gar kein Tag. Soll ich zum Buhlen kommen weder bei Tag noch bei Nacht, so will ich kommen am Mittwoch, das ist mitten in der Wochen. Alte Volksrathsels, mitgetheilt von Reinh. Köhler in den Weimar. Jahrbüchern, Bd. 5.

Als man den Wodansdienst abthat, mußte auch sein Wochentag dahin fallen, und so wichtig als sonst dessen Feier gewesen war, in dem Maße sollte nun der Tag selbst verdächtig gemacht werden. Man suchte vorerst seinen heidnischen Namen auszutilgen. Bischof Jon auf Island († 1121) suchte ihn damit in Vergessenheit zu bringen, daß er befahl, die Wochentage nach ihrer Folgezahl zu benennen. Lachmann, Sagaenbiblioth. 1816, 250. Diese Methode ist dann in der römischen Kirchensprache durchgedrungen, in der vom Sonntag an als dem ersten Wochentage gezählt wird, so daß der Samstag die feria septima ist. Sie hat sich jedoch sprachlich nicht behaupten können und verräth sich höchstens bei solchen Volksstämmen wie dem bairischen, unter dem seit Karl d. Gr. das Zwangschristenthum mit Feuer und Schwert ausgebreitet worden ist. Der altbair. Dialekt giebt nun wirklich dem Donners-tag den kirchlichen Numeralnamen Pfingstag (der Fünfte) und benennt auch den Mittwoch nur appellativ mit dem Ersahnamen Mikka, wie derselbe auch norwegisch Mykedag heißt. Dies leitet ab von goth. mikils, groß, und bezeichnet ihn also noch als den Großtag. Trotz dieses Ehrennamens hält ihn der Altbairer für einen Unglückstag. Um schwäbisch Gemünd heißt er Gutentag (Schmid, Schwäb. Wörtl.). In der Klin-

genberger Öffnung v. J. 1449 sind die drei auf einander folgenden Mittwoche als die dreifachen gerichtlichen Vorladungstermine Gutentag genannt. Argovia 4, 284. Die Abtissin vom Frauenmünster in Zürich stellt am 30. Hornung 1300 eine Urkunde aus und nennt diesen Tag „an dem guoten tag nach sant Valentins mess.“ Dies war ein Mittwoch. Dieses „gut“ bezieht sich jedoch nicht etwa auf den Gottesnamen Gwodan, sondern es wird vor den Namen der Heiligen und ihrer Festtage vom alten Kirchenkalender als Ehrenpräbikat gesetzt. Daher heißt der Neujahrstag in der Schweiz durchweg das Gutjahr.

Donnerstag.

Da der Cultus des Donnergottes nothwendig auf einem allerfrühesten Elementarcultus beruht, so muß er aus diesem Grunde unter der Urbevölkerung Europas der verbreitetste gewesen sein; er findet sich daher auch bei Kelten, Germanen, Slaven, Finnen, Esten und Lappen in solcher Uebereinstimmung vor, daß er noch bis in die heutigen Bräuche dieser sonst so verschiedenartigen Volksrassen erkennbar hineinreicht. Der von allen Seiten zuströmende Stoff bedarf hier einer vorsichtig erwogenen Gliederung. Die nachfolgende Beschreibung zeigt die Namen des Donnerstags auf, dann seine festtägige Feier und rituelle Speisenordnung, hierauf seine Verwendung als Gerichts- und Hochzeitstag, als Markt- und Kirchweihstag, als Gesellschafts- und Schulerferentag.

Die Germanen hatten dem Göttervater Wuotan den Mittwoch geheiligt, folglich mußte dem Gottsohn Donar der unmittelbar folgende Tag geweiht sein. Dieses Verhältniß zwischen Vater und Sohn war schon den Römern ersichtlich geworden, denn Donar ist bei Tacitus, Germ. 9, dem Jupiter gleichgestellt, und fortan bleibt in allen germanischen Sprachen der dies Jovis nach Thörr und Donar zubenannt. Seine deutsch-

heidnische Feier ist durch die Stelle in Beda's angelsächf. Pönitentialbuch (Ausgabe v. Kuntmann 167) erwiesen: in honore Jovis. Seine Namen heißen: althochd. Toniris- (donares) tac, altnord. Thôrsdagr, dän. Torsdag, angelsächf. Thunoresdæg, engl. Thursday, altfries. Thunresdei, Tornsdei; neufries. Tongersdey, nordfries. Tûrsdei, niederl. Donderdag. Im Schwedischen heißt der Donnerstag Thorstag, der Januar Thorsmonat, das Himmelfahrtsfest der heil. Thorsdag, und ein jedes dröhnende Gewitter Thordön, gleich wie es engl. thunderklap, Donnersklapf heißt. Selbst in der finnisch-karelischen Sprache gilt ein Torstai (Donnerstag) und verweist auf den Einfluß des skandinavischen Grenznachbarn. In den Wortzusammensetzungen verstärkt der Name Donner den Begriff und dient daher in der Trivialrede zur geläufigen Betheurungs- und Schwurformel: Donnersdonner, Donnershagel, Donnersleger, Donnerschelm, Donnersfrau entsprechen den andern ebenmäßigen: Strahlshelm, Strahlhagel u. s. w. Man nennt diese das Maß überschreitende Beschimpfungs- oder Betheurungsformel „heidnisch Fluchen“ und erkennt mithin selbst noch ihre heidnische Abkunft. Man mildert sie euphemistisch durch Wortentstellungen: Poß Donstig vor'm Fritig! (Aargau). Daß dich der Donnerstag! (Whilander von Sittenwald 1650. 2, 680.) Ein Donstigbub bezeichnet scherzhaft einen Wettermäßigen, einen Blikferl; sowie feminin Blißg ein Blißmädel, und in Tirol Dundergitsch (Donnerskröte) schmeichelnd ein Teufelsmädel, eine kleine Wetterhexe ist. Du Donstighbube=Narr, sagt man zum verliebten Mädchen; du Glücksdonner, du Donstiglappi, gilt vom Glückspilz und vom Dümmling. Denn der erste Donnerstag je im dritten Monat (also im März, Juni, Septb. und December) wird für heilig gehalten, der an diesem Tage Geborne ist ein Wunderkind. Der in einer auf Donnerstag fallenden Weihnachten Geborne sieht „die Umgehenden“, ist geisterichtig. Dasselbe auch in Kuhns Märktischen Sagen 378: Wer am Sonntag geboren und Donnerstags getauft wird, ist herenstichtig. In Müllenhoffs Schleswig-Hölstinischen Sagen 578 heißt ein Unterirdischer Hans Donnerstag; denn am

Donnerstag gehen die Zwerge aus ihren Höhlen auf Besuch, „sie feiern.“

Die oberdeutsche Namensform Donstig ist nicht etwa eine bloße Verkürzung, sondern findet sich als *tunstac* schon im *Vocabularius Optimus*, edd. B. Wadernagel pag. 57. Diese Form weist auf mhd. *dunen*, bairisch *donen*, schweiz. *tonen*, lat. *tonare*. Der deutsche Stamm dazu ist *dēnen*, *tendere*, sinnlich dasselbe voraus bezeichnend, was physikalisch die elektrische Spannung und Entladung ist. Ebenso ist die andere Namensform Dornstag eine in oberdeutschen Urkunden frühe und oft begegnende Lautumstellung, man vergl. *Argovia* 1, 141; 2, 165; 4, 87; sie gab zu manchen gelehrten Mißdeutungen Anlaß. Schon Hottingers *Helvet. Kirchengesch.* 1, 15 behauptete: „den fünften Wochentag nannten die Helvetier noch unlängst den Dornstag nach dem Namen des gallischen Abgottes Taran, der ein Jupiter *altitonans* war.“ Allerdings ist dieser gallische Taranis durch Lucan 1, 440 überliefert; doch obgleich er und Donar wort- und sinnverwandt sind, so bleibt doch jene Ableitung aus dem Keltischen überflüssig, Schillers einziges „Donner und Doria“ erweist schon das fortdauernde Vermögen unserer deutschen Sprache, ihre Wortstämme zur Bildung neuer Formen glücklich anreizen zu können. Der bair. Ort Dornstein bei Cham heißt urkundlich *Donerstein* (Quitzmann, *Baiwaren* 53), das alte Hochgericht der Stadt Bern ebenso seit 1298 *Donnersbühl* und *Dornbühl*, der Belemnit heißt mundartlich *Donnerstein*, *Dornstein* und *Dornstrahl*, der tirol. Donnerstag *Dorstig*. Unser am Donnerstag geborener Glückspilz, der *Donnstiglappi*, war im deutschen Marionettenspiel des vorigen Jahrhunderts der in seinen Glücksfällen vom Teufel geholte Prinz *Dorenstrauch*. Buch vom Aberglauben 1794. 3, 15.

Es ist bereits im vorigen Abschnitt gezeigt worden, daß die Kirche, zur Vermeidung heidnischer Erinnerungen, an die Stelle der altdeutschen Wochentagsnamen deren bloße Zahlenfolge setzte, und der Franziskanermönch Berthold erwähnt in seinen im 13. Jahrhundert gehaltenen Predigten (Ausgabe von

Kling, 466) man nenne den Donnerstag „hie in dem lande ze Bayern pfinztag.“ Dieser Name leitet ab vom griech. Zahlwort pente, fünf, wie der Name Pfingsten von pentekoste, und heißt im Kirchenkalender feria quinta. Wirklich ist dieser Name in Altbaiern, Oberösterreich und Tirol durchgedrungen und besteht fort. Kälber sogar, die am Donnerstag zur Welt gekommen sind und die man deshalb im oberbayer. Gebirge für besonders kräftig hält, werden mit belobender Betonung Pfinztelein genannt. Leoprechtings Lechrain 152. Ueber diesen Pfinztag und seine vormalige Speisenordnung wird am Schlusse dieser Arbeit im „Allwöchentlichen Küchenzettel“ ein historisches Dokument aus dem 13. Jahrhundert beigebracht werden.

Dies über die wechselnden Namensformen des Donnerstags, dessen festtägige Feier nunmehr zu betrachten ist.

Im südlichen Schweden wird Donnerstags (Thörsdag) keine Christenleiche begraben, kein Brautpaar eingesegnet, kein Kind getauft, weil man seit Einführung des Christenthums diesen Tag vorzugsweise als den heidnischen betrachtete, der einer christlichen Handlung keinen Segen bringe. Allein er gilt zugleich als der geeignetste für Zaubereien; man beschwört an ihm alle dem Einflusse der Elben zugeschriebnen Krankheiten, man legt Opfergaben in den Topf, der für diese „Unterirdischen“ auf den Herd gestellt wird, man besucht Heilquellen namentlich an diesem Tage, und wenn die weise Frau (sie heißt Horgabrant, von haruc, der Hain; also die Waldfrau) einen Kranken am ersten Donnerstag besprochen hat, so muß sie wiederholt am nächstfolgenden bei Sonnenauf- oder Niedergang die Elbe „schmieren und nieder schlagen“. Afzelius, Schwedische Sag. 1, 40. 2, 213. 287. In andern Ländern geschieht aus gleichem Grunde gerade das Entgegengesetzte, und wie man einst Christenkirchen auf heidnischen Opferstätten erbaute, so hat man nun auch auf diesen Heidentag alle Wochenpredigten, Copulationen, Ortsfeste u. s. w. verlegt. Ueber diese in den noch vorhandnen Ueberresten des Thörcultus so oft begegnende Doppelsinnigkeit haben bezüglich des Nordens bereits gehandelt

G. Kirchner in Mecklenburg: Thörs Donnerkeil 1853; und Nilsson in Lund: Ureinwohner Scandinaviens 1866. Das hier Nachfolgende ist eine aus verschiedenen Landschaften erhobne weitere Vervollständigung.

Daß am Donnerstag Feld- und Hausarbeit ruhen mußte, besagt das Sprichwort: Am Donnerstag trägt kein Vogel zu Nester; denn am Donnerstag, so erklärt sich einseitig der Schlesiener, hat Gott die Vögel geschaffen. Die Weiber der Inselfchweden auf Runö dürfen am Donnerstag nicht spinnen und haspeln, sondern nur stricken, und auch dieses nicht in den Häusern am Nordende des Dorfes, weil der Gott als vom Norden her aus dem Kampfe mit den Winterriesen kommend gedacht wird; jene Strickerinnen heißen daher thörgubbar, Greisinnen des Thör. Rußwurm, Cibosfolke 2, 101. Wer außerdem an dem Tage gleichwohl spinnen läßt, dessen Netze bleiben beim Fischefang leer und seine Schafe werden drehkrank. Die Ehstern behaupten, dieser Tag sei allein einmal unserm Herrgott zu Hilfe gekommen, weshalb man ihm höhere Heiligkeit als dem Sonntag beilegen müsse. In der Dorpater Wochenschrift Inland 1856, no. 39 berichtet ein ehstnischer Pfarrer, daß man Donnerstags durchaus keine Spanndienste that, weil sonst die Rosse schadhast geworden wären; „seitdem ich meine Lehrkinder über diese Dummheit lachen lasse, erfahre ich nicht mehr, ob man noch darauf halte.“ Die Litthauer nennen Donnerstagsabend Laumesabend, weil sich da die Laumes, verwünschte Frauen, umtreiben, Menschenkinder gegen Wechselbälge austauschen und Alles mitfortnehmen, was die Weiber diesen Abend waschen und spinnen. Schleicher, Litthau. Märch. 97. Auch Rumäne und Wallache lassen Donnerstags nicht spinnen: Verblich, Land und Leute der Moldau und Wallachei 1859, 163. Der Mecklenburger Herzog Gustav Adolf erließ 1684 ein Dekret an alle Beamte „zur Ausrottung des Aberglaubens, daß man Donnerstags nicht spinnen dürfe.“ Eisch, Mecklenb. Jahrb. 20, 189. Man darf dann nur bis zum Abend spinnen, sonst frißt der Wolf die Heerde. Temme-Tettau, Preuß. Sag. 286. In der westfälischen Mark wird

dann weder gedroschen noch gesponnen (Boeste, Volksüberlief. 23), bei den preussischen Wenden darf dann kein Stall gemistet (Kuhn, Märk. Sag. 336), beim bair. Oberpfälzer kein Kall entwöhnt werden (Schönwerth, Oberpf. Sag. 1, 339). Im Obern Freienamte heisst es: Am Donnerstag darf nicht gesponnen, nicht geschnitten, nicht gedroschen, kein Mist ausgetragen werden. Die Dawiderhandelnden erschlägt der Donner. Das örtliche Alter dieser Annahme verbürgt Bartholomäus Anhorn, der als Pfarrer zu Elsau 87 Jahre alt gestorben ist und aus seiner schweizerischen Pastoralpraxis meldet: „Man soll den Abend am Donnerstag feiern und soll kein Stall gemistet werden — diese abgöttische Weise ist in dem Jahr 1626 in dieser Landschaft an vielen Orten und in vielen Häusern noch sehr üblich gewesen.“ Philonis Magiologia, Augustae Rauracorum (Kaiser-Augst) 1675. Den Juden schreibt der Talmud vor, den Donnerstag auf zehnerlei Weise zu feiern, wie solches der Prophet Esra während der babylonischen Gefangenschaft angeordnet habe. Unter diese Punkte gehört 1) am Sabbath, am Montag und Donnerstag sollen in der Synagoge besondere Lektionen unter besonderen Ceremonien öffentlich abgelesen werden, 2) soll öffentlich Gericht gehalten, 3) im Hause alles gewaschen, gesegnet und gesäubert werden, 4) die Männer sollen Knoblauch essen, 5) die Weiber Brod backen, züchtig eine Schürze umbinden und wohl gestrählt und gescheitelt sein, 6) Kaufleute sollen feil haben Salbe und Schmuck, daß die Frauen sich zieren ihren Männern zum Wohlgefallen, 7) man soll baden. Buxtorf, Judenschul. Basel 1643, 298.

In der Angabe der Gründe, warum die katholische Kirche mehrere ihrer höheren Kirchenfeste auf den Donnerstag verlegt habe, herrscht theologischer Seits keine Uebereinstimmung. Die gewöhnliche Meinung ist, Christus habe an einem Donnerstag das Abendmahl eingesetzt und sei an einem solchen um 12 Uhr Mittags in den Himmel gefahren, und daraus habe man das Fest des Gründonnerstags und der Auffahrt angesetzt; Marzohl-Schneller, Liturgia sacra 4, 524. Jedoch wird ebenda;

5, 911 unter Anführung historischer Beweisstellen geltend gemacht, dieses Auffahrtsfest, jetzt Hoher Donnerstag geheißen, sei nur ein Ueberrest aus einem Brauche der ersten Christenzeit, an jedem Donnerstag der Woche eine Kirchenprozession abzuhalten, die dann erst von Papst Agapitus je auf den Sonntag verlegt worden. Merkwürdig hierbei ist ferner jedenfalls, daß auch der Donnerstag nach dem ersten Pfingstsonntag für die Feier des Fronleichnamsfestes ums Jahr 1240 angesetzt worden und so noch heute dafür verwendet wird. Wird dabei durch die Witterung eine Prozession im Freien vereitelt, so darf deswegen doch das Fest nicht auf einen andern Tag verlegt oder nachgehalten werden. Bleibt uns die kirchl. Liturgie den verlangten Aufschluß bis jetzt schuldig, so wird ihn die Kulturgeschichte liefern müssen. Es ist mit Grund anzunehmen, daß die Feier des altrömischen dies Jovis auf den neuromischen Kirchenbrauch nicht ohne Einfluß geblieben war, und die Ueblichkeiten in der gallisch-fränkischen Kirche zeigen es. Der *Indiculus superstitionum* verzeichnet neben den übrigen verbotnen Heidenbräuchen die Nummer XX: *De feriis, quae faciunt Jovi vel Mercurio*. Doch dieses gallofränkische Verbot der Donnerstagsfeier war damals nicht durchgreifend gewesen, daher wiederholt es sich in der Dekretensammlung, die Burkard von Worms † 1024, angelegt hat; hier wird in Form eines Beichtspiegels dem Beichtkinde unter Anderem auch die Frage zu jeder österlichen Zeit gestellt: *quintam feriam in honorem Jovis honorasti?* — *Jacobus a Voragine* erklärt in seiner *Legenda aurea*: *in vulgari proverbium est, ut diei dominicae dicatur cognata dies Jovis; antiquitus enim erat aequae solennis*. Ein Spott gegen diesen gallischen Brauch liegt in dem französischen Sprichwort, das den Donnerstag als unsern St. Nimmermehrstag behandelt: *Quand on parle d'une chose impossible, on dit, qu'elle se fera la semaine de trois Jeudis, trois jours après jamais*. Auch bei den Reformirten dient der Donnerstag zur wöchentlichen Kirchenandacht und zur Begehung der höchsten Confessionsfeste. In der Stadt Aarau und den übrigen altaargauer

Städten, die sich nach dem Mandat der Berner Regierung kirchlich reformirten, wird jeden Donnerstag Wochengottesdienst und Kinderlehre abgehalten. An allen Wochentagen ertönt hier um 6 Uhr Morgens das gewöhnliche Frühgelaute; am Donnerstag dagegen wird wie zu einem Sonntagsgottesdienst mit allen Kirchenglocken zusammen geschlagen. Man sagt, darum, weil die Stadt einst an einem Donnerstag aus Feindeshand errettet worden sei. Es gilt jedoch dieselbe Ueblichkeit in der übrigen reformirten Schweiz und ist auch in andern südbentischen Landstrichen frühzeitig nachweisbar. Wenn die Tübinger die große Glocke ihres Stiftes nicht jeden Donnerstag um 1 Uhr läuten, so haben die Rotenburger das Recht, die Glocke ohne Kaufgeld in ihre eigne Stadt abzuholen. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 229. Man sieht hieraus, wie in der Volksmeinung das protestantische Tübingen durch das katholische Rotenburg unter Drohungen gemahnt ist, den Donnerstag altkirchlich einzuläuten. In den aargau. kathol. Gemeinden Bremgarten, Zurzach u. a. wird vom Mai bis Oktober jeden Donnerstag ein Hochamt abgehalten, um das Gedeihen der Feldfrüchte zu erflehen. Das Glarner Fahrtfest, die Jahresfeier des bei Näfels erfochtenen Sieges, ist schon seit 1425 auf den ersten Donnerstag des Aprils verlegt. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 2, 454. Nachdem die Schweizer-Reformirten aller Cantone ihren Buß- und Betttag seit d. J. 1640 stets auf einen Sonntag anberaumt hatten, „hat man seit 1652 am besten befunden, ihn fürhin jederzeit uff einen Donstag zu halten.“ Hbf. Urkundensammlung in der Bibliothek des Aargau. Histor. Vereins, Bd. 31, 461. Dies hat zwar für die neuere Schweiz wieder aufgehört; allein noch jetzt ist in andern protestantischen Städten, z. B. in Bremen, der zweite Donnerstag im November der allgemeine Bußtag. Die Heimsuchung und Strafe, die man sich durch Entweihung der Festzeit zuzieht, wird daher an einem Donnerstag hereinbrechen. Als in Zürich 1650 ein Erdbeben sich rührte und zugleich der städtische Pulverthum in die Luft flog, erschien die Geistlichkeit vor Rath und verlangte unter Hinweis auf „den fatalischen Donnerstag, an welchem die Straßen der Stadt

verschüttet worden", die Abschaffung des sonntäglichen Scheibenschießens.

Wir betrachten nun den Donnerstag als den auserwählten Gesellschafts- und Vereinstag.

Seine alterthümlichste Qualification hiezu liegt darin, daß an ihm der Umzug des wilden Heeres und der Heren-Sabbath statt hat; die alten Götter, die an der Spitze des Seelenheeres stehen, sowie die alten Priesterinnen und Weisen Frauen, nun zu Heren erniedrigt, weihen ihn durch ihre gemeinsame Gegenwart. Der Beweisjäge hiefür giebt es so mancherlei, daß hier nur etliche ausgewählte genügen können. Ueber das Wilde Heer meldet Brätorius, Blochesberg Leipzig 1668, 27: „Ich habe von Joh. Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld gehört, seines Alters über 80 Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wütende Heer vorüber gezogen sei alle Jahr auf den Faschnachtdonnerstag, und die Leute sind zugelaufen und haben darauf gewartet nicht anders, als sollte ein großer mächtiger Kaiser oder König vorüber ziehen.“ Ein armer Mann setzt Donnerstags Abends seinen Napf unter den Schornstein, Morgens darauf hat ihm der Drache schon zwei Goldklumpen hinein gespieen. Osnaabrügger Glaube in Evra's Plattb. Briefen 1847, 137. Ebenso in Kuhn's Westfäl. Sag. 1, 58. Aus Böhmen, wo man noch Hausgötter unter dem Namen Lar annimmt, erzählt Grohmann, Böhm. Sagenb. 1, 194: „Ich erinnere mich selbst aus meiner Kindheit, daß unsre Magd immer von der Donnerstags-Mahlzeit etwas am Tische stehen ließ und den Tisch selbst mit Mehl bestreute. War dann Morgens die Fußspur der Hauskaze drauf zu sehen, so behauptete die Magd, das sei der Lar gewesen.“ Das Ausfahren der Heren am Samstag ist vom Sabbath überhaupt entnommen und gilt nur im Flachlande; im Gebirge besteht dafür der Donnerstagabend. Leoprechting, der Lechrain 17. Am gleichen Tag tanzen die tiroler Heren am Solstein bei Zirl (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 158), und auf den Meraner und Marlinger Wiesen. Siehst du, heißt es, heut tanzen die Luder wieder, weil's Pfinztag ist. Zingerle, Tirol. Sag. no. 523 bis 528.

Das Gleiche aus der Gegend von Trier: Wolf, Deutsche Märch. u. Sag. no. 343. Die gewitterkündende Heerschnepe (*Scolopax galinago*) hat die wechselnden Namen Donnerziege, Donnerbock, Donnerstagspferd (Grimm, Myth. 168. 1208), Springende Geiß, Habergeiß, Himmelsziege; ihr Name ist ein offenkundiges Ueberbleibsel der beiden Böcke, die Donars Gewitterwagen zogen und nachher Anlaß gaben zum Wappenthier des Teufels. Unverkennbar zeigt dies nachfolgender Brauch. Wenn nemlich Donnerstags vor Weihnachten im Luzerner- und Schwyzerlande das Fest der Posterlijagd abgehalten wird, wobei oft die gesammte Thalschaft ver mummt auszieht, so wird eine Geiß im besondern Schlitten mitgeführt, die Posterligeiß, bald als Maske, bald wirklich. Der Umzug selbst ist ein Nachspiel des alten Götterumzugs, dem man die Jahresfruchtbarkeit verdankt, und die Geiß dabei angeblich ebenso unentbehrlich, wie der Ziegenbock, den man in Kuh- und Roßställen hält, damit die Milchthiere zunehmen und vor Zauber bewahrt bleiben. Auch das Sprichwort, der Geißbock ist des Schneiders Sonntagsroß, verliert dabei seinen heutigen wegwerfenden Sinn. Denn diese ver mummtten Schaaren muß der Gewandschneider neu und feiertäglich kleiden, und eben daher sagt man von einer Frau, die in rauschender Seide, in girrend gesteifter Leinwand gekleidet erscheint, sie komme donnersmäßig, donnersnett einher, sie sei aufgedonnert.

So mußte dieser ursprünglich religiös gefeierte Tag nothwendig auch ein Gesellschaftstag, nachmals und zum Theil bis heute ein Schulfertentag werden.

In der Stadt Winterthur ist derselbe, sagt Troll, Gesch. v. Winterth. 4, 41 — nicht bloß durch den Wochenmarkt ausgezeichnet, er ist unser stereotyper Gesellschaftstag geblieben, an welchem auf den Stundenschlag Schaaren von Freunden und Freundinnen zu gegenseitigem Besuche aufbrechen. In der Stadt Zürich war er der Haupttag für geschlossene Gesellschaften und gleichbedeutend mit Blauem Montag; dies erhellt aus Bachofens Musikalischem Halleluja (Zürich 1786), unter dessen Wochentagsliedern dasjenige auf Donnerstag pag. 105 heißt:

Ach, wie viel sind, die Donstag machen,
Und denken nicht an Donners Tag.

Donnerstag Abends gehen die tiroler Bauernstöchter auf Besuch. Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 258. Die Oberwalliser nennen beehrend ihn Freitag (dies dominicus), derselbe Name, der bei Rottler dem Sonntag allein zukommt. Lustig und Pelizei wickten dem Brauche mit dem fürchterlichen Mittel der Hexeninquisition entgegen; unter den verschiedenen Merkmalen, wodurch ein der Hexerei angeklagtes Weib zu überführen sei, führt nemlich Dr. Eberhard Godel (Vom Reichthum und Bergbauern 1717, 15) auch dieses an, wenn dieselbe den Donners-tag vor andern Tagen feire. Jedoch dieselbe Seite bemächtigte endlich sich auch der Hürtenhüte, und sie beginnt jetzt Goethes Lied „Die Lustigen von Weimar“ die Woche mit dem alten Freientage:

Donnerstag nach Belvedere.

Freitag gehst nach dem Fest,

Denn das ist bei meiner Ehre

Doch ein ältlicher Herr, u. i. m.

Ein frühzeitig eintretende Feiertag ist der dies academikus, der schon in der mittelalterlichen Schule auf den Donnerstag fiel. Selbst in der Stadt Rom ist noch die heutige Schließung des Donnerstags üblich. Im alten rheinischen Universitäts-Reichthum steht das Winter-Semester vom 1. October bis zum Donnerstag vor Michaelis, das Sommer-Semester vom Donnerstag nach Petrus bis Ende Juli. Hg. Augsburg. Jg. 1555. no. 333. Das Winter-Schuljahr, gleichzeitig mit der Kirchenreformations-Arbeit. Wende vor: Von den Feiertagen und Vacanten. Alle zum jebe Donnerstag in der Schulen nach der Zeit nach Michaelis bei der Schulen ein Feiertag gehalten werden, und an dem Michaelis zur Petrus bei Schulen werden wie an einem Freitag. Hg. Augsburg. Jg. 1. Platz 342b. Am Donnerstag, sagt unser Landwörter-Buch, darf man Kinder nicht zum erstenmale in die Schule schicken; auch dürfen am Donnerstage keine aufgetriebenen, gegen ihre Kinder. Was hat in der vorerwähnten

Schweiz dieser Tag hie und da einen Schulgottesdienst am Morgen, und für die Zünfte oder Bürgervereine eine Abendzusammenkunft, das sogen. Bott.

Betrachten wir ihn auch als Gerichtstag.

In der Edda heißt es ausdrücklich, Thörr komme zu Gericht gegangen, und sein Tag ist noch im deutschen Kaiserrechte (edd. Freyberg, Samml. Bd. 4, Heft 3) cap. 260 unter die Friedtage gesetzt: Es findt vier tag in der wochen heiliger denn die andern, daz ist der Pfinztag, Freitag, Sambstag, Sunntag. Des Pfinztags weicht man den Chresen (Christma), desselben tages fuer Gott ze Himel u. s. w. Diese vier sind Allen gesetzt zu frid Tagen. — Für die Schweiz besagt dasselbe Konrad von Ammenhausen, Leutpriester zu Stein (Thurgau), der i. J. 1335 sein Gedicht über das Schachspiel schrieb, das handschriftl. auf der Zofinger Stadtbibliothek liegt; darin bezieht er sich auf den seit 1027 entstandenen und nachher allgemein eingeführten Gottesfrieden, Treuga, wornach vom Donnerstag Morgens bis Montag Morgens die Waffen gänzlich ruhen mußten:

vnd sicht mans an dem rechtsbuoch stan,
das menglich solte fried han
von der mitwochen, so der sunne nidergat.
vntz den mentag, so man hat
fruo den sunnen aber gesehen.

Die Züricher Rathsordnung und Stadttagung (ernewert 1675) befiehlt: daß man vff den Dornstag allein sol richten vmb fräffel vnd huezzen. vnd ob der Dornstag käme vff ein Fryrtag, so sol man drum richten vff den nächsten Dornstag darnach. Hdsf. Urfund. Samml. Bd. 3, 63 in der Bibl. des aargau. Histor. Vereins. Die Dintikonser Dorfossnung, abgedruckt im Wettinger-Archiv 146, bestimmt: betreffend die Gericht ist dieselere Ordnung gemacht, daz in jedem Dorf sollen jährlichen 4 Gericht gehalten werden als am Donnerstag in der Fasten. — In der Waatländer Vogtei Schallens versammelte sich das Gericht für die ganze Landschaft jeden Donnerstag. Käsi, Helvet. Erdbeschreib. 3, 505. Dasselbe seit dem

Jahre 1560 vom Stadtgericht zu Solothurn meldet Hassner, Soloth. Schanplatz 2, 243. Das Landgericht der geschwornen Siebener im St. Schwyz versammelte sich des Jahres neunmal auf einen Donnerstag. Häßi 2, 243. In der alten Republik Bern fiel die Besetzung der Staatsbeamtungen jährlich auf den Hohen Donnerstag, und der Kleine Rath, genannt der Tägliche, versammelte sich zur Erntezeit nur an Mond- und Donnerstagen. Häßi 1, 568.

Eine Folge dieser gesetzlichen Termine mußte es sein, daß die Hochzeiten und Ehegerichtstage gleichfalls auf Donnerstag fielen. Das Ehegericht in Arrenzell Außerrhoden versammelte sich jährlich nur einmal, am ersten Donnerstag nach Ostern. Häßi, *ibid.* 3, 113; Dasjenige der Stadt Zürich wurde seit 1539 „an den Mond- und Donstagen gehalten“. Holzhalb, *Ehegerichtsord.* 1698. Die Eheveredung zwischen Churfürst Johann von Brandenburg mit Herzogin Margareth von Sachsen fand statt 1467 auf Donnerstag nach Sonntag quasi modo geniti (28. April). Lefsius, *Al. Schrift.* 1, 158. Die Hochzeit des Grafen Hans Georg von Hohenzellern, die von J. Grijshlin 1598 bedichtet und von Birlinger 1860 edirt worden ist, begann am Sonntag mit Einholung der Brant, dauerte bis folgenden Donnerstag, wo die adligen Gäste Ringelstechen und Maskenball abhielten, und schloß mit deren Abreise am Freitag. In den Bretonischen Volksliedern Billemarqués, *übers.* v. Hartman-Pfau, lautet pag. 412 des Mädchens Antwort an den unbegehrten Werber: Am Donnerstag ist mein Hochzeitstag, Ihr kommt zu spät mit eurer Trag. Um die schönste aller Jungfrauen, die Elbin, zum Weibe zu gewinnen, rath die Mutter ihrem Sohne, am Donnerstag nach Sonnenuntergang zum See zu gehen. Hier gewinnt er die Brant, indem er ihr das verzauberte Schwanehemde wegzunehmen weiß, verliert sie aber nach sieben Jahren wieder an einem Donnerstag. Afzelius 2, 302. Mit derselben List hat der Graf von Gamburg das Wasserweib aus der Lanter zum Weib bekommen, doch unter der Bedingung, daß sie jederzeit von Donnerstag Abend bis Sonnabend früh in die Lanter

zurückkehren dürfe. A. Kaufmann, Quellenangaben zu den Rhein- und Mainsagen 1862, 220. Vom thüringischen Hochzeitstage erzählt Bechstein, Mythen u. (1854) 1, 154: Sonntag war das Hirselesen zum Hochzeitssbrot, Montag war Feiertag, Dienstag bis Donnerstag dauerte das Hochzeitssgelage, der Freitag war der Trolltag, wo die Gäste die Trollsuppe bekamen und sich mit ihrem Kuchensacke wieder heim schoben. In ganz Süddeutschland heißt es: Donnerstagsheirat, Glücksheirat! Schon die Einladung zur schwäbischen Hochzeit geschieht eine Woche voraus am Donnerstag (Meier, Schwäb. Sag. 483); die holsteinische beginnt am Donnerstag und währt bis Sonntag, wie das auch in Hessen hin und wieder Sitte ist (Wolf, Beitr. 1, 81. 211); die böhmische beginnt Dienstags und dauert bis Donnerstag (Schmalzfuß, Die Deutschböhmen 1851, 94). Im Aargau, katholischen Landestheiles, freiet der Bursche gewöhnlich nur an Donnerstagen ein Mädchen, entweder als Riltgänger oder als förmlicher Brautwerber. Auch die Anstellung der Liebesorakel fällt auf denselben Tag, wie folgende Mädchensitte aus schwäbisch Verchenheim zeigt. Am Donnerstag nach dem Christfeste schläfert man ein schwarzes Huhn ein und legt es auf den Stubenboden. Jenes Mädchen von den im Kreise Herumsitzenden, auf welches das Huhn zugeht, wird in diesem Jahre heiraten. Schindler, der Aberglaube 1858, 260.

Serbe und Wende hält den Donnerstag für einen zur Trauung ganz unglücklichen Tag, sowie auch dieser Volksstämme Hochzeitssfarbe nicht unsre rothe ist, sondern die grüne. Ihre Ehen werden am Dienstag und Freitag geschlossen. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, 249. In Folge slavischer Grenz-nachbarschaft hört man im östlichen Norddeutschland den Satz: Wenn man Donnerstags freiet, donnerts in der Ehe. Ruhn, Nordd. Sag. 434.

Bevor hier unser Hochzeitstag verlassen wird, bietet er Gelegenheit zu der Frage über einen höchst widerspruchsvollen Ausdruck. Warum nennt man in der Burschensprache ein hübsches mannbares Mädchen einen flotten Besen, und in der

Bauernsprache sogar einen Donnersbesen? Das Studentenwort in Goethes Faust reicht nicht hin zur Erklärung:

Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,

Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Denn damit ist bloß die dienstthuende Hausmagd gemeint, der verächtlich sogenannte Knallbesen, unser Tropus aber versteht ausschließlich das würdige, begehrenswerthe Mädchen. Dies aber ist die das Haus züchtig hütende Jungfrau, in deren Schutz dasselbe zugleich gegeben ist. Ihren Namen hat sie vom Besenfraut (*Sarothamnus* und *Sysimbrium sophia*), das zum Donnergott in mehrfacher Beziehung gestanden hat. Es wurde mit jungem Laub und frischem Gras auf Walpurgis, 1. Mai, zum grünen Hausbesen gebunden und sein frischer Gebrauch diente als Mittel zu erneuertem Milchgewinn und frischer Butterbereitung. Noch bindet man namentlich katholischer Seits aus geweihten Frühlingskräutern die sogen. Osterpalmen und steckt sie an beienlanger, glattgeschälter Stange vor dem Bohnpflanze auf zum Schutze gegen Elischlag und bösen Zauber; die abderrenden vertreibt man hernach im Feuer: sobald ein Gewitter heraufzieht, so nehmen die Elise ihren Weg am Hause vorbei. Paravia 1, 371. Solcher Besen bedienten sich die im Dicke Dorats lebenden Priesterinnen, eine Pagedisken und Gürtchen genannt (Gürtchen), was verhilft in den Namen geben. Sie mit sogen. roten Besen führen gut, so möglich man der Besen in der Priesterinnen Hand einer anderen lebende Pflanze, Dorat neigendem Sonnenstrahl. Dorat heißt es Donnerstein; der der Himmel liegende Stein ist ein Stein, ein Stein. Sander's Myth. 1, 118. Auch der einseitige Name bezeichnet immer noch die zum Festen lebende Walpurgis und Walpurgis, der ein ein Stein und Walpurgis verweisen ist. Ein jeder hat das Haus zu führen, denn es mit dem Stein und einem Stein der Stein grüner Stein. So wie die in Stein, Stein, Stein, 2. 16. hundert eine tausende Stein angeht. Die eine einer natürlichen Sandstein durch das Stein der Stein ganz, auch es nur einen Stein

Mädchen mit den Worten angerufen: Man, sit so guet un stiaket mi düen bessam vüär de düär! Er mußte dem Kinde, welches allein im Hause war, aber im Begriff stand, auszugehen, den dargereichten Besen in den Thüring stecken. Niemand, wollte das Mädchen damit sagen, ist jetzt im Hause, aber es steht so unter Gottes (Thunars) Schuß.

Zur Unterstützung des eben Gesagten dienen nachfolgende Pflanzennamen, in deren mehrfacher Anwendung stets eine deutliche Beziehung auf Donar liegt.

Donner- und Herenbesen nennt man die verfilzten Aeste alter Baldtannen, auf denen angeblich die Hexe bei ihren Luftfahrten rastet, und das daran hängende langfadige Moos heißt Donnerbart. Aargau. Sag. 2, 202. Man wagt nicht, solche krankhafte Auswüchse des Baumes oder das daraus geschreinerte Holz zu verbrennen. Frommann, Mundarten 5, 473. Die Donnerwurz (*semper vivum tectorum*) schützt als Hauswurz bekanntlich gegen den Blitzschlag. Die Donnerrebe (*glecoma hederacea*), sonst Erdbeyen und Gundermann genannt, wird in einen Kranz geflochten, durch den man die Kühe beim ersten Austreiben melkt. Die Donnernessel (*urtica dioica*) wird beim Gewitter zum frischen Biere gelegt, damit es nicht umstehe; und hat am Grünen Donnerstag das vorgeschriebene Mittagsgemüse zu liefern.

Am grünen Donnerstag im Mei
kocht eine bewrin ihren brei
von neunerlei kohlkreuterlein,
solt wider alle krankheit sein.

Rollenhagen im Froschmeuseler. Grimm, Wörtl. 2, 1253. Die Donnernelle (*dianthus Carthusianorum*) ist die wilde Nelke, von welcher alle unsre oberdeutschen Dorffkirchhöfe überwuchert sind, die Grabblume der zu Donar gegangenen Seelen. Wer die Donnerrose (Alpenrose) beim Gewitter trägt, läuft Gefahr vom Blitz erschlagen zu werden.

Wie die heutigen Jahrmärkte und großen Städtemesen aus Kirchenmessen und christlichen Stiftsfeften entsprungen sind, so konnten auch die heidnischen Opferfeste nicht ohne ihren

Vorrath schaffenden Jahrmarkt bestanden haben. Dies erweitert sich mehrfach durch die Tage, auf welche Kirchweihen, Kirchmessen und Jahrmärkte angelegt sind. Norddeutsche Kirchmessen dauern mancherwärts den Sonntag und Montag; Dienstag und Mittwoch wird gearbeitet, am Donnerstag aber beginnt das Fest von neuem, um Abends geschlossen zu werden. Colshorn in der Geschichtsbibliothek. 1853 1, 176. So weit die Nachrichten über das Raumburger Kirchensfest reichen, das auf Jakobi fällt, so war den Knaben dazu der Montag, den Mädchen der darauf folgende Donnerstag anberaumt. Lepsius, *Alt. Schrift.* 1, 209. In der Umgegend von Dingelstedt am Hux dauern Pfingstgelage und Pfingsttanz von Dienstag bis Donnerstag. Kuhn, *Nordd. Sag.* 389. So werden auch von Alters her die Jahr- und Viehmärkte in der deutschen und welschen Schweiz so herkömmlich am Donnerstag abgehalten, daß unter sämmtlichen des Landes alljährlich 245 auf diesen Tag fallen. Man findet dies im Kalender des Schweiz. Volksboten, Basel 1860; die heute dabei vorkommenden Ausnahmen sind noch nicht erschöpfend. Der Berner Rath hatte schon seit 1481 die Gerichte und Wochenmärkte zusammen auf den Donnerstag angelegt (Zillier, *Geschichte Berns* 2, 495); der Rath von Augsburg gestattete 1501 das Feilhalten dorthin am Perlachberge allein an Donnerstagen (Stetten, *Augsb. Gesch.* 255), und König Rudolf von Habsburg verleiht 1282 der Stadt Metzburg a. d. Sauber eine Jahresmesse, deren Beginn er auf Donnerstag nach der Pfingstoctave versetzt. *Schwabenst.*, *Habsb. Gesch.* I, Urkunden no. 721. Für die Ulmer Messer galt noch 1770 der Donnerstag als gesetzter Schlußtag. *Verkerich*, *Uebersicht der Gewerbe* 3. 43. Das Wort der Landese in dem Sinne gebräuchlich, wie man von Landwein und Landstreck als dem kräftigsten und schmackhaftesten trank, war er auch nicht der vernünftige nächste Besorgungsgegenstand der des gemeinsamen Hirtens. dessen Menge nicht Platz findet in des Hirtens Hirtenschimmel, sondern nur in demselben weichen Hirtensaug, so muß an diesem Festtage auch Alles aufgenommen werden, was zur Deckung der Thiere dient und deren Gesundheit erhält.

Eine Besegnungsformel, handschriftlich v. J. 1361 in Hoffmanns Schles. Monatschr. 1829, 764 verordnet, das kranke Roß der Donnerstagssonne entgegen zu führen: welch ros den pirczil hot, zo vuren is keyn der sunnen an eyne dunrstage vrü. Genauerer hierüber weiß Barthol. Garrichter, der 1551 sein zu Straßburg 1614 erschienenes Werk schrieb: Von gründlicher Heilung der Zauberschaden. Er sagt pag. 30: Wenn das Vieh bezaubert ist, so nimm an einem Donnerstag Nachmittag beim Austreiben einen Laib Brod, schneid einen Bissen, streu Salz darauf, giebs ihm zu essen, hernach zu Feld getrieben, es hilft.

Gaben die Donnerstagsmessen den ersten Anlaß zur Gründung der Briefposten und Zeitungsblätter, so kann sich auch in letzteren noch ein gleicher Ursprungstag erkennen lassen. Das älteste Züricher Wochenblatt, das i. J. 1730 seinen Anfang nahm und wegen seiner langen Dauer eine für die Schweiz. Culturgeschichte belangreiche Quelle geworden ist, führt den Namen Donnerstags-Nachrichten. Die Folge gesteigerter Betriebsamkeit ist ein mit der Journalistik sich steigerndes Lesebedürfniß; es trifft nun mit dem Gesagten mehr als bloß zufällig zusammen, daß die St. Galler Bibliothek jeden ersten Donnerstag eines Monats den Bürgern geöffnet war. Fäsi, Erdbeschreib. 3, 701. Dagegen dauert bei denjenigen Gewerfen, die von einem feineren Bildungsbedürfnisse nur langsam berührt werden, der derbere Brauch und Glaube bezüglich dieses Rüst- und Lebetages fort, und die Bauern-Practica (edd. Gräße 1859, 191) besagt: der Donnerstag ist ein Glückstag für Schmiede und Schlosser, für Wagner und Müller. Materiell genommen, allerdings; doch nicht zu übersehen ist bei diesem Spruche, daß Donar selbst auf dem Donnerwagen einherfährt, den Donnerhammer in der Hand schwingend, durch Frühlingsgewitter die Mühlenbäche aufeiset und mit dem Blitz die erste Ackerfurche pflügt. Vom Frühlingsgewitter heißt es: früher Donner, später Hunger. Eine Aargauer Bauernregel sagt: Am Donnerstag geht unser Herrgott am meisten über Land; und wenn ein Wetter entsteht, pflügt man an der untern

Nare um Lütgern zu sagen, der Herrgott geht auf Reisen. Melbet sich das Gewitter recht krachend an, so hört man im Tone der Beruhigung sprechen: der Donner macht mir mein Gras wachsen.

Ein paar verwandte Wirthschaftsregeln finden hier noch ihre Stelle. Fällt der erste Mai auf Donnerstag, so bringt dies einen gedeihlichen Fruchtmonat. Fällt der dritte Tag Neumonds auf Donnerstag, so ist dies die günstigste Zeit, Haare und Nägel zu schneiden, ohne Folge von Husten und Schnuppen. Am Donnerstag treten die Mägde ihren Dienst an (Curpe, Waldecker Volksüberlief. 395). Bollenzwiebel, Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen dürfen nur am Donnerstag gesteckt werden, am Donnerstag säet der Bauer am liebsten die Körnerfrucht an (Freienamt). Alljährlich an einem Donnerstag findet der amtliche Waldgang statt, den die Stadt Zofingen mit Trommel und Fahne durch den Bonwald abhält. Ebenso halten die Dorfgemeinden alljährlich am Donnerstag des Auffahrtstages ihren Flurumgang, wobei die Reformirten die Grenzgemarkungen besichtigen, die Katholiken den kirchlichen Segen über die Saatzelgen sprechen.

Die Woche hat ihre stehende Speiseordnung, der einzelne Festtag seine specielle Zweckspeise, der Donnerstag sein Erbsenmus mit Speck; aller Orten ist er unter den Wochentagen ein sog. Fleischtag. Wie althergebracht diese Sitte ist, erweist sich aus des Chronisten Thietmar von Merseburg IV., 30. Angabe: Kaiser Otto III., der in seinem Gewissen über gar manche Missethat zu zittern hatte, fastete deshalb oft die ganze Woche, den Donnerstag ausgenommen. Ist schon aus dem bisher Gesagten augenfällig gemacht, daß der Landmann gerade an diesem Tage die Kälber entwöhnt, die Stallthiere austreibt, die Viehmärkte besucht und mit dem Metzger handelt; daß er ferner an diesem Tage die ersten Hülsenfrüchte steckt und das Korn einsät, weil solches vormals ebenfalls so geschah im Schutze des Flur- und Heerdengottes; so giebt nun sogar die Donnerstagsspeise, Erbsen und Speck, die weite Verbreitung des Donar-cultus und seiner Befenner nachhaltigen, ausdauernden Glauben noch einmal wie in einem Unschheinbarsten zu erkennen. Wie

merkwürdig, daß der Berliner und der Aargauer, der Niederdeutsche und der Schwabe, sonst in allem Andern von einander verschieden, gerade in diesem unbeachtet fortgeübten Brauche die Gleichen sind, daß sie an demselben Tage überall dieselbe Speise kochen und unter solchen rituellen Vorschriften genießen, die gleichfalls wieder übereinstimmen. Selbst im aufgeklärten Berlin ist das stetige Donnerstagsgericht Erbsen mit Speck, und man sagt dorten dasselbe darüber, was man auch in Schwaben behauptet: man dürfe Erbsen nicht an andern Wochentagen essen, sie brächten sonst Schwären. Ruhn, Norddeutsche Sag. 445. Meier, Schwäb. Sag. 388. Nicht einmal am Charfreitag darf man Erbsen essen, der doch der strengst gebotene Festtag ist, denn auch dann bekäme man Geschwüre; so deutlich erkennt man die heidnische Zweckspeise und schließt sie von dem specifisch christlichen Charfreitag aus. Aus einer Fülle von Ueberlieferungen geht hervor, sagt Mannhardt, Götterwelt 190, daß die hartgetrocknete, gelbfarbige Erbse einst als Symbol der im Gewitter niederfahrenden Donnerschoße und Hagelkörner galt und daß sie eben nur deshalb stets als die Lieblingspeise der Gewitterzwerge geschildert wird: Aargau. Sag. 2, 227. In Donars Schuß wurden die Zeichen gegeben, weil sie zu ihm fahren: darum setzt man den Leuten, welche die Todtenwacht bei einer Leiche halten, das herkömmliche Erbsenmus vor. *) In Donars Schuß steht der Braut- und der Ehestand: Wer Erbsen verleert, wird entweder sterben, oder sich verlieben. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 979. Unter Donars Gedeihen, des Heerden- und Herdgottes, wächst Fleisch und Korn: darum wird Donnerstags Schweinefleisch, und statt des trockenen Brodes das Erbsenzugemüse aufgetischt. Unsterbliche und Sterbliche beobachten diesen Feiertag und sein Speisagebot. Man entnehme dies aus folgenden zwei Sagen, die genau übereinstimmen, obgleich die eine nach Stockholm und die andere nach Swinemünde gehört. Sie erläutern den uns nun schon bekannten Satz: Weil die Weihe des Festtages,

*) Man vergleiche: Oberdeutsche Zeichenbräuche.

an welchem Götter und Menschen feiern und schmausen, es verlangt, daß man alle Tagarbeiten schon den Abend voran gethan habe, so ist es verboten, am Donnerstag einen Stall zu wischen, ja nur ein Kind zu kämmen.

Eine schwedische Sage in Orbeds Runa (Stockholm 1845) berichtet von einem Bauern, dem in jeder Julnacht (Weihnachten) eine Speise vom Tische und eine Kuh aus dem Stalle weglommt. Als er in einer solchen Nacht dem Diebe aufslauert, tritt ein freundlicher Mann bei ihm ein, heißt ihn mitkommen, führt ihn in eine prächtige Stube und setzt ihn zu einer Gesellschaft an die gedeckte Tafel. So wie sie aber hier den Sulbrei verzehren wollen, fällt Kuhmist in die Schüssel. Da sagt der freundliche Mann zum Bauern: Sieh, welche Ungelegenheit! Beriefe doch deinen Stall wo anders hin, ich werde dir dabei behülflich sein. Der Bauer that's und verlor seitdem kein Stüd Vieh mehr. (Weinhold, Weihnachtsspiele 15.)

Zwei Mädchen finden unter dem Herd in ihrer Küche eine Oeffnung, steigen hinunter, gelangen zu den Erdmännchen, die hier unterirdisch wohnen, und werden von ihnen mit Speise und Trant köstlich bewirthet. Zum Schluß kommt noch eine verdeckte Schüssel, die, als sie den Deckel abheben, zu ihrem größten Abscheu voll Läuse ist. Sehet, sprach ein Unterirdischer zu den Kindern, das sind die Läuse, die ihr Donnerstags aus euern Haaren kämmt, die fallen uns hier unten alle in die Schüsseln. Drum möchten wir euch freundlich bitten, thuet das fernerhin nicht und wirkt dafür, daß auch die Andern es nicht thun. Kuhn, Nordd. Sag. 321. So sitzen also am Donnerstag sogar die Unterirdischen gleichzeitig mit uns um ihre Festtagschüssel versammelt.

Wo der um sich greifende Nothstand statt Fleisch und Brod die alleinige Kartoffel mit dem etwaigen Eichorienkaffe auf den Mittagstisch setzt, da ist der alttückliche Küchensettel freilich längst vergessen, und jeder Tag dem andern gleich. Gleichwohl spürt sich auch dann noch der Donnerstag durch, nur ist er verlegt auf ein paar landschaftliche oder kirchliche Fehrtage. Von ihnen ist zum Schluß hier noch die Rede.

Mit dem Donnerstag beginnt die sog. Kleine Fastnacht. Er ist der letzte Tag vor Fasten, an dem getanzet, oder in Bor-rath gebacken und geschlachtet wird. Er heißt in Köln Wie-
werfastelabend, in der Eifel Weiberdonnerstag, in Tirol der
gumpige (tanzende), der unsinnige Dorstig, der weiße (wegen
des Backwerks), in vlämisch Belgien vetten dondertag, in der
Schweiz der Schmutzige und Feiste. Diesen leptern Namen
hat er von den auf ihn treffenden fetten Speisen. Dieser
Schmutzigen Donnerstage hat man in der Schweiz drei, die
drei letzten der Fastenwochen. Jede Haushaltung auf dem
Lande ißt da Mittags Erbsen und Schweinefleisch; am dritten
giebt's Schmalzküchlein. Schmaußend durchziehen an etlichen
Orten die Bursche die Dorfgassen, um ein öffentliches Beispiel
der Ehlust zu geben; Bekannte suchen sich gegenseitig das Rauch-
fleisch aus dem Kamin zu stehlen. Nach dem Mittagessen schickt
man die Kinder, maskirt als „Heumütterli“, gegen die nächste
Eichen- oder Buchenwaldung hinaus; hier müssen sie in den
Wald hinein „zähnen“, die Zähne blecken und Gesichter schnei-
den. Je mehr sie's thun, um so mehr werden dies Jahr Eichen
und Buchedern gerathen, eine um so größere Schweinemastung
wird man bekommen. „Man muß mit fettem Maul in den
Wald schauen, dann giebt's viel Buchnüsse;“ man muß recht
toben, lärmen und mit dem Geschirr „kesseln, damit es in Al-
lem recht donnermächtig hergeht.“ Man muß Hirsebrei essen, es
bringt Münze.

Der andere Erfasttag ist der Gründonnerstag. Man soll
ihn durch keinerlei Hausarbeit entweihen. Wenn man am Grün-
donnerstag feiert, hat man das ganze Jahr kein Fieber (Aargau).
Wenn man am Gründonnerstag badt, so regnet's das ganze
Jahr nicht mehr. Ruhn, Märk. Sag. 387. Jedoch vorgebacken
muß um so reichlicher sein, denn: Gründonnerstagbrod schimmelt
nicht. Gründonnerstag-Eier ergeben lauter Hähne; wer sie ißt,
wird stark, bekommt beim Heben von Lasten keinen Leibscha-
den. Wer eine Flasche Rothwein, seit vorigem Jahr in einem Amei-
senhaufen vergraben liegend, heute austrinkt, bekommt die Drei-
männerstärke. Lepteres deutet sichtbar hin auf das Wetteffen,

das Betttrinken und die übrigen Stärkeproben, worin Thörr gegen den Winterriesen Utgardlofi Sieger bleibt.

So ist seit dem ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, da die von Cäsar geschilderten Germanen noch keine andern Götter zu verehren wußten als bloß das Augenfälligste: Gestirn und Feuer, allmählich aus dieſem Elementarfeuer die reichgegliederte, vielbewegte und allgegläubte Göttergestalt Donars großgewachsen und hat sich dem Thun und Denken seiner Bekenner dermaßen ins Herz gerrägt, daß sogar die bloße Beschreibung des ihm geweihten Wochentages hier auf Kosten aller übrigen Wochentage sich breit macht.

Freitag.

Nach der Schönheits- und Liebesgöttin Freya, der höchsten weiblichen Gottheit, ist der abd. Friatac und altnord. Freyjudagr (dies Veneris) benannt; frijón bedeutet lieben, gleichsam sich aneignen, freia ist beiraten. Im Alterthum gieng das ledige Mädchen unberingt und in fliegenden Haaren, zum Zeichen, sie sei noch ungehoben und frei. Grimm Märk. 4, 95. Dieser Liebesgöttin steht der männliche Fruchtbarkeitsgott zur Seite, welcher altnord. Freyr, goth. Frauja, abd. Fró hieß; das eine Himmelswesen war, wie lat. Lunus und Luna, und wie goth. Sunna und Sunno, in zwei Geschlechtern getheilt. Daher hat die altsächsische Fria dem Gotte Fró gegenüber ihren Namen appellativ in Frouwa umgewandelt, er der Herr, sie die Gehieterin, und dieser letztere Name ist ihr in den oberdeutschen Mundarten ausschließlich verblieben. Man bezeichnet in Sage und Lied Oberdeutschlands durchweg die Oberherrin der Geisterwelt, sie wird, da sie zur Zeit der Freisfentage erscheint, sogar zu einer Freisfent und begabt die unter ihrem Einflusse gehobnen „Freisfent-Kinder“ mit heilsäugendem und Geistererlösendem Vermögen. Ein einziger Sad ist uns bisher bekannt, wo diese Göttin in unsrer Mundart noch unter dem älteren Ei-

genannten auftritt; in Schönwerths Oberpfälz. Sag. 2, 313 erscheint ein himmlisches Herscherpaar, dem alle Elemente dienen, er eingehüllt in seinen Königsmantel, sie in die Fülle ihres reichen Haupthaars, er Woud (Wuotan) geheissen, sie Freid. Lepteres bezeichnet beides, die Freitägige und die Gefreite. Nicht der echten Volkstradition, sondern nur der Gelahrtheit entsprungen ist dagegen folgende Stelle in dem Musikalischen Halleluja von Bachofen (Zürich 1786), die dorten in das Wochentagslied auf Freitag gehört:

Weg Freya! weg du schöne Geile,
Du hast an mir kein Loos, noch Theile,
Mein Jesus ist allein mein Mann,
Der mich gefreit, u.

Dieser Himmelsfrau sind besondere Heilkräuter und Liebesblumen nachbenannt, die nun zum Theil auf die christliche Himmelsfrau Maria übertragen worden. Die Frauendistel, *carduus Marianus*, auch Mergen- (Marien-) Distel, wird beim Volke als Decoct gegen Seitenstechen angewendet; auf ihre milchweißen Blätter, sagt der Katholike, ist ein Tropfen von Mariens Muttermilch gefallen. Ein in den Walliser Hochalpen häufiges *Sedum* nennt der dortige Senne Frowentrübl, das Träublein der Frau; zum Frauenschuh, *cypripedium*, bemerkt ein handschriftliches Recepterbüchlein aus der Stadt Brugg: Findest du es in seiner vollen Blüthe, so weist es auf große Schönheit deines nachmaligen Weibes. Frauenthänen nennt man mehrere Orchisarten, ein Name, der sich wiederholt in den Deutungen über das Frauenmänteli, *alchemilla vulgaris*. Diese ist nach ihren mantelartig zusammengefalteten Blättern benannt und der Jungfrau Maria geheiligt, welche mit einem Mantel dargestellt wird, der alle zu ihren Füßen Betende mit einhüllt. Dieselbe Pflanze heißt ferner Sonnentau und Sinnau (mhd. *sintowe*, Immerfeucht) wegen ihrer stets mit Thautropfen gefüllten feldartigen Blätter. Daran knüpft sich die eddaische Sage von Freyja, welche ihrem zu fernen Völkern gezogenen Gemahl Odhr goldene Thränen nachweint und darum die Thränenschöne genannt wird. So weinen im mhd. Epos *Flos* und *Blankflos*

die beiden Liebenden, von einander getrennt, sich Thränen nach,
die zu lauter Blumen und Perlen werden.

Betrachten wir nun die Freitagswerke als die der Göttin der Frühlings Schönheit und ersten Liebe geweihten. Der Freitag ist den Eheverhältnissen am günstigsten, an ihm muß man küssen und freien. Alle Hochzeiten des reformirten Kargaus werden durchweg an ihm abgehalten. Bezieht die junge Frau nicht an ihm das Haus ihres Gemahls, so wird in der Ehe viel gestritten werden. Hat sie einen bösen Ehemann zu zähmen, so kocht sie ihm eine Suppe mit dem Wasser, das im Freitagregen gekommen ist. Da die Haus- und Herdgöttin mit einem Kaugespinn zu fahren pflegt, den Thieren der Häuslichkeit, so sagt man von einer ehelos Verstorbenen oder übel Verheirateten, sie habe einst die Kage nicht recht gefüttert. Regnet es der Brant in den Kranz, so hat sie sich vormals an ihrer Hauslage versündigt. In dem Hause, wo in der Freitagsnacht die Kagen sich raufen, wird auch der eheliche Unfrieden nicht lange ausbleiben. Legt sich die Hauslage aufs Ohr, so giebt's Sonnenschein; schleckt und mußt sie sich von einem Ohre zum andern, so kommt „gefreneter Besuch“ ins Haus. Bekanntlich nennt man die ersten Weidenblüthen Palmlätzchen; man trägt sie am Palmstage büschelweise zur Einsegnung in die Kirche, verschluckt die Blüthen einzeln gegen Halsweh und steckt den Strauß gegen Feuergefahr unters Dach. Mit dieser vorzugsweise katholischen Sitte steht aber die andere des Kagenbrennens in größtem Widerspruche. Man hat nemlich im obern Elsaß und in der angrenzenden Basellandschaft beim Oster- und Charfreitagfeuer Kagen lebendig mit verbrannt und begeht diese Grausamkeit in Lothringen noch. Es ist eine Rache der Kirche, ausgeübt an dem Wagen- und Wappenthier der Heidengöttin. Sonntag und Freitag sind allen Anfängen am günstigsten; was man am Freitag träumt, wird an einem Sonntag wahr. Durch die Freitagswitterung bestimmt sich die bis zum Sonntag voraus.

Ist das Wetter die ganze Woche wunderbarlich,

So ist's am Freitag ganz absunderlich.

Die Hexen dürfen am Freitag keine Butter austrühren.

Den Segensspruch, womit man dem Stallvieh die Raude vertreibt, muß man am Freitagsmorgen sprechen. Der Hase, der am ersten Märzfreitag geschossen wird, ist für manches Körperübel gut, insbesondere sein Auge wird getrocknet und gegen Erblindung umgehängt. Nur an einem Freitag schlägt die Erlösungstunde verwünschter Geister. Die am Freitag Verstorbenen müssen nicht erst den Umweg durchs Fegfeuer nehmen, sondern gehen, wenn sie es verdienen, sogleich in den Himmel ein. Ein am Charfreitag gelegtes Ei ist von so starker Schale, daß man damit beim Wettspiele des Eierpickens die Spieleier aller Gegner zerschlägt.

Diese Säge gehören meistens reformirten Landschaften an; ganz entgegengesetzt aber lauten sie im Munde einer unvermischt katholischen Bevölkerung. Dorten sieht man in der heidnischen Tradition kaum etwas Gefährliches mehr; hier wird sie noch mit kirchlicher Eifersucht verfolgt und verdächtigt. Der heilige Abt Pirminius sagt in seiner Schrift *de singulis libris canonicis scaraphus* (in Mabillons *Analekten* 69): beim Heiraten den Freitag beobachten, dieß ist alles nichts als Teufelsdienst. Dies wiederholt sich bis heute. Im katholischen Freienamte heißt es: Die am Freitag geschlossene Ehe bleibt kinderlos; und noch plumper in der katholischen Oberpfalz: Am Freitag heiraten die Lausigen. Bavarica 2, Erste Hälfte 279. Hier wird nemlich die Hochzeit beinahe ausschließlich nur am Dienstag gehalten, der Freitag verbleibt hierzu den „lausigen“ d. h. eigenthums- und rechtlosen Knechten. Der Freitag ist daher gleichmäßig verrufen in den katholischen Landstrichen von Baiern, Schlesien, Oesterreich und des deutschen Alpengebietes. Kein katholischer Senne wagt am Freitag etwas mit seinem Vieh neu zu beginnen; keine Hausfrau unternimmt ein neu andauerndes Geschäft. In Kärnthen darf man Freitags keine Wäsche im Bache schwemmen, sonst kommt Ueberschwemmung ins Land; Freitagswäsche bringt kein Glück, heißt's auch beim Heissigen Katholiken (Wolf, Beitr. 1, Anhang). Unser bürgerliches Freienamt und die Großstadt Wien stimmen hier völlig überein: dorten bezieht man Freitags keine neue Wohnung, sonst würde man

unglücklich, hier will am Freitag Niemand die Miethe wechseln oder neue Dienstboten eintreten lassen. Allg. Augsb. Ztg. 1857, Beilage no. 305. Freitagskinder haben im Leben viel zu leiden (Tirol); ein Kind, das zwei Freitage ungetauft liegt, wird gespensterförmig (Aargau). Holländischer Schifferglaube verbietet am Freitag in See zu gehen; denn am Freitag, wo auf Erden der Heiland gekreuzigt worden, fordert auch der Meeresherr ein Menschenopfer.

Nicht minder widersprechend lauten die Meinungen der beiden Confessionen bezüglich der Körperpflege, die diesem der Schönheitsgöttin gewidmeten Tage gebührt. Rudolf Gwerb, ein Zwinglianer, sagt in seinem Buch „Vom Leuth- und Vych-besägnen“ Zürich 1646, 10: man sol alle wuchen am Freytag ein sauber newgewaschen hämmb anlegen, seye ein gewüsse prob gegen grimmen; vnd die nägel an händ vnd füßen abschneiden, seye gegen zahnweh.“ Dagegen wurden vormals in der Stadt Luzern am Freitag allein keine Badstube geheizt (E. Kopp, Geschichtsblätter 1, 322), und der Freienämter sagt: wer am Charfreitag die Haare schneiden läßt, bekommt Päuse. Bei den Protestanten gilt: Freitag sich die Nägel schneiden, macht reich, sich die Nägel rückwärts schaben, bewahrt gegen Umlauf im Finger. Gegen Zahnweh vergräbt man Nägel- und Haarschnitzel Freitags vor Sonnenaufgang, das Weib unter einem Birnbaum, der Mann unter dem Apfelbaum. Sogar im aufgeklärten Berlin schneidet man gegen das Zahnweh die Nägel am Stillen Freitag. Kuhn, Nordd. Sag. 461. Zu verwundern ist, daß gerade der neuerungsfüchtige Protestantismus diesen Einzelzug in sich erhalten hat, dessen hohes Alter von einer altwaldischen Sage bezeugt wird. Elphins Geliebte ist von einem Verführer bedroht, weiß ihm aber durch folgende List zu entgehen. Sie kleidet in der vorbestimmten Nacht eine Kammer-Magd in ihr Fürstengewand und steckt ihr den eignen Mahlring an die Hand. Der Magd nun wird der Finger im Schlafe abgeschnitten und dem Elphin zum Wahrzeichen von seiner Frauen Untreue vorgelegt. Den Ring erkannte Elphin an; der Finger aber, sprach er, ist nimmer der meiner Frau; denn der Na-

gel dieses Fingers ist seit einem Monat nicht geschnitten; meine Frau säumt keinen Freitag dies zu thun. Altd. Wälder 1, 71.

J. Grimm bemerkt in den Rechtsalterthümern 820, daß ihm kein einziges Beispiel vom Freitag als einem Gerichtstage bekannt sei. Hier folgt ein schweizerisches. Das Stadtbuch von Baden v. J. 1384, bestimmt Paragraph 129 vom Pfandrechte, daß Pfänder vom Gläubiger am Dienstag auf die öffentliche Gant gebracht werden und folgenden Mittwoch und Donnerstag dorten verbleiben müssen; haben sie in diesen drei Tagen dem Gläubiger den Betrag seines Darlehns nicht eingebracht: so mag er morndes an dem fritag an dem gericht erfahren, wie er mit den pfanden wandlen söll, vnd was denn urtel gibt, dem sol vnd mag er denn navchkumen. Argovia 1, 62.

Samstag.

Das hebräische Sabthai (Levit. 23 und Exod. 21) heißt ruhend und bezeichnete sowohl den Tag der Ruhe, als auch den angeblich unbewegten Planeten Saturnus. Aus diesem biblischen Sabbathsnamen ist der ital. sabbato, franz. samedi und nhd. Samstag entstanden. Seinen nordischen Namen Laugdagr hat er von lukan, schließen, weil er der Endiger der Woche ist.

Zeigen wir kurz den ländlichen Hergang an einem oberdeutschen Sonnabend.

Von Nachmittag drei Uhr an, wenn die Vespersglocke zum erstenmal geläutet hat, wird die Arbeit auf dem Felde eingestellt und man geht ins Dorf zurück. Die Egge im Acker wird mit den Eggennägeln nach innen gefehrt und abgestellt, damit der Ewige Jude, der keinen Sonntag hat, im Vorbeigehen drauf ausruhen kann. Pflug und Wagen wird unter Dach gebracht; kein Werkzeug soll draußen bleiben. Knecht und Magd sparen den Besen nicht, der ganze Aeren um Haus und Stall muß

sauber gekehrt sein. Das Weibervolk geht hinter das Milch- und Küchengeschirr her, dann werden Stube, Tisch und Band gesetzt, schließlich auch noch die hölzernen Stubenwände abgewaschen. Zuletzt erst kommen die Leute dran. Bei der Abendlampe salbt der Knecht sämtliches Schuhwerk für den morgigen Kirchgang. Die Mutter flücht ihrem Mädchen den Zopf voraus ein, denn die Kinder schickt man morgen in die Frühmesse, während die Erwachsenen in die Predigt gehen, die erst um neun Uhr beginnt. Den Schluß von Allem macht ein gemeinsames Gebet, das bei den Katholiken den Verstorbenen und den Armen Seelen gilt. Man geht früher als sonst zu Bette. Den Kindern giebt man zum Einschlafen einen Löffel Zwetschenlatwerge mit Wurmsamen, weil bei ihnen in dieser Nacht „das Wurmhaus offen ist“. Erniedert sich das Jüngste noch in den Federn, so kommt eine glückliche Woche ins Haus. Kein Bursche verläßt das Lager vor Morgen wieder, um etwa einen Rittgang zu machen. Wer dagegen handelt, den trifft der grobe Schimpfnamen Waschplex, einen Dreiviertelsmann bezeichnend, mit dem man die Weiberkammer aufwischt. Samstag Nachts ist die Luft voll Geister, heißt es, wer in ihr ausgeht, dem wird der Athem benommen; halb deshalb, weil es die Hexenfreinacht ist; halb, weil die W. Jagd, das Nachtgejagde, umfährt; bald auch, weil sie einem verworfenen, einem Unglückstag angehört, denn Mittwoch und Samstag gelten mancher Orten nicht für ganze Tage, sondern nur für Uebergänge. In einigen Gegenden Mitteldeutschlands heißt der Samstag noch Holsentag, Frauen-Hullentag, und dieser Name überweist ihn unzweifelhaft an die Göttin Hulda oder Holda, welche einerlei Person mit der oberdeutschen Spinnerkönigin Berchta ist. Dies ergibt sich aus dem allgemeinen Volksglauben, an den Vorabenden bestimmter heidnischer Festzeiten, sowie an Sonnabenden müsse jede Spinnerin ihre Kunkel leer gesponnen haben. Rad und Rodeu werden zugedeckt in die Ecke gestellt, Samstags werden keine Spinnstuben besucht. Die Magd, die in der Samstagnacht fortspinnt, erhält daraus ein Linnenzeug, dessen Fäden sich ungleich bleichen; was am Samstag gesponnen wird, stiehlt

der Weber. Wer über Feierabend spinnst, vergeht sich gegen Sonne und Mond, denn die Sonne des morgigen Tages ist die allsehende, und das Bild im Monde zeigt ja das Gesicht und den Rothenstiel jener verwünschten Frau, die am Sonnabend spann. Wer nach Vesperläuten noch die Matten wässert, muß dorten auch nach dem Tode fortwässern. Bekanntlich sind manche Züge aus dem Berchta- und Hulda-Mythus in die Martenlegende übergegangen; daher ist nach altbairischem Volksglauben der Samstag heilig (Bavaria 1, 409) und im Luzernischen heißt es, am Samstag ist die Mutter Gottes geboren. Lütolf, Hünfort. Sag. 560. Diese über der Feier des Sonnabends streng wachende Göttin wird noch um vieles deutlicher, wenn man sich erst der mancherlei weiblichen Ortsgeister erinnert, die nur zu dem bekannten Zwecke zu erscheinen pflegen, die Befolgung der alten Sitte zu belohnen, oder deren Bruch augenblicklich zu ahnden. Hierüber berichtet man uns aus dem Zürcherischen Bergdörflein Brütten nachfolgende Sage unter dem Titel: Sonnabend fordert rechtzeitigen Feierabend.

Der Vater unseres Armenpflegers, ein braver Schuster, war an einem Samstag im Nachbardorfe Dättmäu auf der Stör (auf Taglohn im Kundenhause) und arbeitete hier, um vollständig fertig zu sein, bis Mitternacht fort. Als er auf seinem Heimwege aus dem Walde kam, durch den der übliche Fußweg von Dättmäu nach Brütten führt, hörte er hinter sich Schritte und bemerkte im Umblicken ein Weiblein, das eine Zeine auf dem Kopfe tragend, die Hemdärmel bis zum Ellenbogen zurückgelegt hatte und durchaus sommerlich gekleidet war. Dies schien ihm unbegreiflich, denn es wehte ein scharfer Wind. Nun kam es auch noch so nah an ihm vorüber, daß er es hätte berühren können, und er rief: Warum so hitzig in kalter Nacht? Doch statt zu antworten, schwenkte das Weib in die Wiese ab und kehrte in den Wald zurück. Jetzt fiel es ihm plötzlich ein, dies sei das „Wingartenfräueli“, das die Trauben in den Weinbergen hütet, sonst aber hier allen Denjenigen erscheint, die des Tages, wo sie dieses Weges kommen, sich eine Ungebühr erlaubt haben. Hat nun Jemand absichtlich gegen den Landesbrauch gefrevelt,

dem sitzt sie auf den Rücken und reitet ihn bis zum Dorfe, daß er vor Müdigkeit umsinkt; will er sich des Plagegeistes erwehren, so hat er des andern Tages sicher ein geschwollenes Gesicht.

Nach dem alten Zunftbrauch der Grobschmiede wird kein Feierabend gemacht, ohne nicht drei kalte Streiche auf den Ambos gethan zu haben, eine vom asiatischen Rußland bis zu uns reichende Sitte, von welcher die *Revue de deux mondes* 1852, Avril 254; Erman, im Archiv für Kunde Rußlands 15, 146; Hahn in den Albanesischen Studien 1, 165; Panzers Bair. Sag. 2, 56; Zingerles Tirol. Sitt. no. 516 der Reihe nach übereinstimmend berichten. Folgende Erzählung ist mir vor einigen dreißig Jahren in Familienhandschriften zu Gesicht gekommen, welche aus der Stadt Brugg stammen und dem vorigen Jahrhundert angehören.

Mein Großvater wohnte in seinen Knabenjahren zu Brugg neben einem Schmied und brachte in dessen Hause, da man sonst auf gut nachbarlichem Fuß stand, oft halbe Tage zu. Während ich einmal, erzählte er, beim Meister wieder in der Werkstatt war, trat auch der Herr Stadtpfarrer herein, that mit ein paar Worten das Geschäft ab, das ihn herführte, und schaute dann mit mir der Arbeit zu. Aber saget, Meister, begann er nach einer Weile, was hats doch für ein Bewenden, daß ihr beim fünften, sechsten Hieb den Hammer, statt aufs Schmiedeisen, immer auf den Ambos fallen lasset? Wir nennen das den kalten Schlag, antwortete der Meister, und um figürlich zu reden, wirds ungefähr das Gleiche bedeuten, wie wenn der Herr Stadtpfarrer in seiner Predigt von Zeit zu Zeit „Meine anhänglichen Zuhörer“ wiederholt. Der Pfarrer lächelte herablassend, sah dann wie beeilt auf seine Uhr und empfahl sich plötzlich. Als er fort war, sagte der Alte in halb gutmüthigem, halb mürrischem Ton: Da schau einmal wieder, Kleiner, was es hilft, wenn einer sein Handwerk bloß aus Büchern gelernt hat; der grundgelehrte Herr! Sagt er euch in der Kinderlehre nicht selber das einmal, der Teufel liege in der Hölle an eisernen Ketten; und das andremal, er gehe umher wie ein brüllender Leu, die Leute zu verschlingen. Nun, wie wird der Teufel denn loskom-

men und uns armen Menschen nachlaufen können, wenn er seine Kette nicht vorher durchseilt? Aber sie wird ihm wieder zugeworfen mit jedem kalten Streich, den der Schmied am Feierabend auf den Amboss thut.

An welche Wochentage war der Kiltgang gebunden?

Die Einzelnächte der Woche, wie sie in den verschiedenen Landschaften zum Besuche des Mädchens vom Herkommen gestattet sind, schwanken zwar unter konfessionellen Einflüssen und örtlichen Meinungen, haben aber im Ganzen betrachtet doch etwas Uebereinstimmendes. Als solche vom Landesbrauch erlaubte Freinächte treten in katholischen und in reformirten Gegenden Donnerstag, Samstag und Sonntag am häufigsten auf.

An Dienstagen und Donnerstagen haben die Nachtbuben in Tirol ihren Abendausgang und heißen von ihrem sie ankündenden Todeln die Toler. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 627. Der Tag des Ziu und des Donar bezieht sich also auf die Ehe. — An Donnerstagen und Sonntagen geht der Entlebucher zu Kilt. Raf. Pfyffer, A. Luzern 1, 332. Doch in dem reformirten Theile des Aargaus ist der Freitag, an welchem hier alle reformirten Copulationen stattfinden, nur dem erklärten Bräutigam zu Nachtbesuchen erlaubt (im Hallwiler-Seethal und Kulmerthal). Dagegen findet Freitag im bair. Fichtelgebirge der dorten sog. Schnurrang statt, fränkisch schnurren heißt umherschweifen. Der Samstagsabend ist nach den Begriffen des Berner-Zürcherlandes und ihrer ehemals confessionell zugewandten Landschaften die zu Liebesbesuchen ehrbarste Zeit. Eine Reihe von Kiltgesprächen erwähnt diesen Wochentag ausdrücklich. Ein sich brüstender Bursche z. B. singt:

Alli Vögeli singet gern
 bis am Samstig z' Obed;
 Alli Meidli hem-mi gern:
 O, wi bin i plöget! —
 Der Gugger uf em düre-n- Ast,
 er guget alli Samstig z' Nacht;
 er guget dene Buebne,
 si sollit chô gö luege. —
 Am Samstig chömmet Buebe
 zum Liseli i d' Kilt,
 gar Mänge' i d' Stube,
 nummen Eine', der gilt.

Der Katholike im Freienamte findet aber, es sei dies nur eine Entweihung des Sonntagsabends, er geht daher am Sonntag zur Kilt. Das erwartende Mädchen tröstet sich:

Lustig und munter,
 Sunntig Nachts chunt er,
 und wenn er nit chunt,
 se-n-is er nit gsund.

Wer im reform. Kargau am Dienstag kiltet, der gilt für einen ausgearteten schlechten Menschen; wer im kathol. Solothurner-Gäu am Mittwoch kiltet, „der gehört unter die Rändigen“. Solchen, welche überhaupt zur Unzeit „zu Licht“ gehen, droht ein ganz gewöhnliches Mißgeschick. Sie werden auf ihrem Wege von einem Reiter eingeholt und ziehen unter freundlichem Gespräche mit ihm weiter. Allein nach langem Marsche bemerken sie zuletzt, daß der Reiter sie, anstatt zur Liebsten, unversehens wieder nach Hause zurückgeführt hat. Dies thut der sogenannte Schimmelreiter. Liebesglück kann nur zu einer den Göttern selbst erwünschten Zeit erworben werden; der ihr Gesetz befolgende Mensch trägt die altdentschen Eigennamen Regintac, im Biterolf Regentag, : einer, der im Schutze wohlberathender Götter seine Tage fortführt; Riedag : der Langlebige, dem reiche Tage blühen; Sigitac, Adaltac, Hruodtac bezeichnen Männer, deren Leben mit Sieg, Adel und Ruhm gesegnet ist.

Der allwöchentliche Küchenzettel.

Auch im unscheinbarsten Brauche, wenn er stetig, altherkömmlich und verbreitet gewesen ist, muß ein Sinn gelegen haben. Wer sich mit persönlicher Erinnerung in die bürgerliche Hausordnung vor fünfzig Jahren zurück versetzen kann, der weiß wohl, wie damals noch zu Stadt und Land in jedem Hause eine bestimmte Speisenordnung galt, wornach für jeden Tag der Woche die auf ihn treffenden Speisen in stets gleicher Folge und Wiederkehr durchs ganze Jahr voraus festgesetzt waren. Je über den andern Tag aß man Fleisch, an den Zwischentagen Mus. Die männlichen Aethergötter hatten den Sonntag, Dienstag und Donnerstag beherrscht; dies sind die drei correspondirenden Fleischtage. Dagegen lenkten die weiblichen Nachtgötter den Montag, Freitag und Samstag, und diese drei Tage sind die Mustage. Das Fleisch hieß die rothe Speise; Milch und Mehl, Butter und Käse war die weiße. Milch- und Buttergewinn dachte man als unter dem Einflusse des Mondes und unter Berchtas und Holdas Schutze stehend, daher fallen die Milch- und Mehlspeisen auf die drei letztgenannten Tage. Obst und Brod, diese Zuspeise an jeglichem Tage, heißen das grüne und das schwarze Essen, sie wurden beide dem Gotte Donar zugeschrieben. Der Mittwoch allein blieb in dieser Tages- und Speisenfolge schwankend; seitdem er aber aufgehört hatte, Wodans Tag zu sein, wurde er gleichfalls unter die Mustage und von der Kirche zu den katholischen Quatembertagen gezählt, an denen die Fastenspeisen kirchlich geboten sind.

Für diese Angaben stehen historische Zeugnisse zu Gebote, die um so mehr Gewicht haben, als sie zugleich auf dem kirch-

lichen Brauche des deutschen Mittelalters beruhen. Darunter gehört nachfolgende Stelle aus der Pfründeordnung des altbairischen Nonnen-Klosters Geisenfeld. Es ist eine Handschrift aus dem 13ten Jahrhundert, nun veröffentlicht in den „Quellen und Erörterungen zur Bair. Geschichte“, Erster Theil. Vorten S. 419 wird bestimmt, daß der Couvent je dreimal in der Woche Fleisch zu essen bekomme; doch welcherlei Tage darunter gehört haben, dies erfährt man erst S. 428 indirekt aus des Klosters Dienstbotenordnung. So oft nemlich der Klosterbrauer, heißt es, zum Sud anfeuert am Montag, Mittwoch oder Samstag, so hat ihn dieser Tage des Klosters Speisemeisterin zu beköstigen mit einem Schwaigkäse und zehen Broden. Feuert er aber am Dienstag und Donnerstag an, so giebt man ihm dann je dreierlei Fleisch und die vorige Zahl von je zehen Broden *). In der Spende- und Mahlzeitenordnung des Murgauer Klosters Muri erhalten die Näherinnen auch während der österlichen Fastenzeit alle Sonn-, Dienst- und Donnerstage zum Mittagstische ihren Becher Wein; „zue andern ziten und tügen giebt man jnen kein trunf.“ Argovia 2, 101. Als die Reichsstadt Rheinfelden im Frickthal ihre Neue Spitalordnung für das Jahr 1511 festsetzte, welche in Schröters handschriftl. Chronik Rheinfeldens enthalten ist, wurde der Wochentisch folgendermaßen geregelt.

Sonntagssimbiz: Suppe, Fleisch und Kraut. Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Dienstagssimbiz: Suppe, Fleisch und Kraut. Nachts: Suppe und Fleisch.

Donnerstagssimbiz: Suppe, Fleisch, Rüben oder Kraut; Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Gegenüber diesen 3 Fleischtagen gabs am Mittwoch: Gersten, Erbjen und Weißmus; Nachts: Mus und Eier.

*) So der prew vnderchünt an dem montag oder an mitichen oder an dem samzetag, so sol im div chelnærinn gebn ein swaic chæs vnd dazv sol man im gebn zehn brot. Chvntt er aber des eritags vnd des pinztags in, so git man im driv vleisch vnd alsam davor brotes.

Am Freitag: Erbsen, Hirse oder Fische; Nachts: Mus oder Rüben, oder einen Haring auf ihrer Zwei.

Samstag: Gerste und Milch; Nachts: Suppe und Habermus.

Was von diesen Bräuchen in der deutschen Schweiz jetzt noch übrig ist, vertheilt sich auf die Wochentage für den Tisch des Landvolkes folgender Weise.

Sonntag bringt Sauerkraut, Kartoffeln, Rauchspeck und zum Getränke Obstmost. Zum Frühstück hat der Hofbauer hie und da noch seine altgewohnte Mehlsuppe, der Kleinbauer (Tauner) schon den alltäglichen Kaffee.

Montag ist der sogenannte Schnitztag, d. h. es giebt Dürrobst und Mehlbrei, oder Apfelschnitze und Kartoffelbrei. Die Montags- und Freitagsgerichte correspondiren aller Orten und bei allen ConfeSSIONen.

Dienstag giebt es Speck, begleitet von weißen Böhnlein oder Dürrobst. Dienstags- und Donnerstagspeise correspondiren abermals in allen Landschaften und Bekenntnissen, zudem haben beide Tage Nachmittags Schulferien.

Mittwoch tischt ein unentschiedenes Compositum auf von Fleisch- und Mehlspeise, und so verzehrt der Altbaier Mittwoch seine Speckknödel, Freitag seine Fastenknödel.

Donnerstag ist allgemeiner Fleischtag; er bringt Specksuppe, Kraut und Rauchfleisch, Abends Kraut- oder Speckfladen.

Freitag bringt Milch- oder Käsuppe, Wasserspäglein (Knöpflein) mit Obstmus; Brodschnitten in Buttermilch gebacken, Dellschnitten und Most. Abends Käsladen. Dem unzufriednen Kinde sagt der Vater über Tische: Finis: Am Fröhlich ist me kein Schweinisch!

Samstag. Das Fleischessen am Samstag bedarf bei Katholiken noch der kirchlichen Dispense. Die Mittagskost besteht in Wassersuppe, Wasserspäglein und Dürrobst; eine Schüssel kalter Milch schließt. Abends wird das Hausbrod gebacken für die kommende Woche; das kleine Kind erhält dabei sein besonderes Mutzlein, der vorüberkommende Bettler sein Spend- oder Armenlaiblein.

Das Alemannische Haus.



1. Haus und Kleid.

Einerlei Tracht haben und Eintracht halten, macht das Wesen einer Genossenschaft aus, unter deren Gliedern noch kein greller Standesunterschied, noch keine Ungleichheit des Rechtes und Besitzes gilt. Auf diese Uebereinstimmung Aller unter einander nach Innen und Aussen gründet sich die Nationaltracht, das altergebrachte Uebereinkommen, sich gleich zu tragen in Zeug und Wehrzeug, in Schnitt von Haar und Bart. Sie fühlt sich durch Fremdes beeinträchtigt, sie will nur auf die Erträgnisse ihres eignen Bodens und Fleisches angewiesen bleiben:

Selbstgesponnen, Selbstgemacht:

Ist die schönste Bauerntracht.

Woher nun die Tracht kam, daher mußte auch die Bauart stammen, und so galten Beide von jeher als die besonderen Kennzeichen der Racenhaftigkeit eines Volkes. Beide müssen originell sein, denn sie haben durch ihr Aeußeres das Innere anzukündigen; Beide müssen stereotyp sein, sonst wären sie kein Mittel individueller Entwicklung und zwangloser Uebung der physischen und moralischen Kräfte. So lange daher Alle unter den gleichen Bedingungen eines herrschenden Bedürfnisses leben und weben, so lange Alle wissentlich und williglich von gleichem Schlage sind, so lange macht auch nur dieses heimatlliche Kleid den Mann, denn es ist das sinnbildliche Haus seines Leibes; eben so lange ist nur dieser Bau sein zärtlich geliebtes Heim, denn es ist das passendste, schmiegsamste und schützendste Kleid seiner Familie. Eintracht geht in gleichem

Zeug, haust unter Einem Dache, baut denselben Grund und ist aus Einer Schüssel.

Um die Begriffe von Haus und Kleid auszudrücken, bedient sich die Sprache der gleichen Wortstämme und sagt damit, daß Beides ihr ebenfalls als eines und dasselbe gegolten hat. Das Wort Heim, schweiz. Ham, die Wohnstätte, stammt aus altdentschem hamo, der Mantel, und führt auf Hemde. Das Haus führt auf Häs, Gehäs (Kleidung) und auf Hose; gleichwie die Casacke und Husegge aus romanisch casa (Sennhaus) stammen, jene die Mannsjacke, diese das Weiber-Leibchen bezeichnend. Ebenso stehen Kammer und Kamerad zu camisa, chemise und Kamisol. Nicht anders verhält sich Wand zu Gewand, Dach zu Decke, Hütte zu Hut und Haut. Die älteste Benennung für Haus ist in den indogermanischen Sprachen gart, vedisch garta, es bedeutet Wagen und Haus, weil der Nomade auf dem Fuhrwagen wohnt. Jünger ist schon der ahd. Namen garto, nordisch gardr, auf Garten und Gurt führend und ein zum Schuß umzäuntes Stück Land bezeichnend, gleichwie angelsächsisch feald beides ist, sowohl Falte, ein Streifen Gewand, als auch Feld, ein Streifen Landes. Die Sprache also läßt uns ebenfalls ersehen, daß der nationale, eigenartige Mensch sich sein Kleid und sein Haus auf den Leib gemacht hat. Denn das Wohnen ist ein vertraut und gewohnt werden mit seines Gleichen und unter gleichen Gewohnheiten, d. h. Rechts-satzungen; ein Behagen, mit ihm innerhalb des gleichen Geheges in Frieden zu verbleiben; ein Wunsch und eine Wonne, mit ihm auf gleicher Wunn und Weid Ernten zu gewinnen und Kinder zu erzeugen. Aus diesem altnachbarlichen Beisammenwohnen Aller entspringt ihre Beiwohnung, nemlich die Sipp-schaft und Verwandtschaft Aller unter einander, welche zum Gau und Zehnten gehören. Hagen und hecken, heißt sich fortpflanzen; denn der Bauer pflegt nicht weit über den Zaun hinaus zu heiraten, keine Fremde zu nehmen; was er nicht fassen und nicht erklären kann, das, sagt er, kann er überhaupt nicht heimweisen, nicht heimrichten. Deshalb geht auch hier in der Benennung der Verwandtschaftsgrade die Sprache wieder vom

Namen des Hauses aus und kehrt zu demselben zurück. Altnordisch *hiä*, das Haus, führt zu altdeutsch *hiurät*, Ehe, und zu *hiwiske*, Sippschaft, Familie. In unsern deutschen Alpen heißt gehen jetzt noch heiraten. Gothisch *gabaur*s heißt Beiwohnung und Beilager, es führt zum Worte Nachgebauer (altb. *nahkipūro*), denn nur mit dem Nachbargeschlechte hat man zusammengeheiratet. Das Wort Gemach (angelsächsisch *maca*) bedeutet, gleich sein von Alter und Beruf, zusammenpassend, daher heißt althochdeutsch *gamahha* die Gattin, und adverbial *gamahho* bequem, *ungamah* die Beschwerde und das Gefängniß.

Wer ehemals eine von seines Gleichen verschiedene Tracht annahm, that damit etwas Niederträchtiges, weil er damit eine unberechtigte Ausnahme unter Allen machte und hochtrabend und anmaßlich den falschen Schein nicht scheute, als ein Anderer und Bevorrechtigter gelten zu wollen. Ganz denselben Verstoß begieng der, welcher mitten in seinem Friedkreise nach fremder Art baute und hauste. Auch ihn traf der Vorwurf der Selbstüberhebung, man strafte ihn anfänglich mit gerichtlicher Buße, später mit Schimpf und Hohn. Daher kommt es, daß noch so mancher Wandspruch an steinernen Bauernhäusern den Vorübergehenden Trost bietet und die ganze Gemeinde herausfordert. Der ursprüngliche Eigenthümer rächt sich damit gegen die Stichelreden der Nachbarschaft. Solcherlei ist noch hie und da in abgelegnen Dörfern zu lesen, so z. B. Folgendes in den Fritthaler Dörfern Wegenstetten und Hottwil, sowie in Döttingen an der untern Aare:

Wer thut bauen an die Straßen,
Muß die Leute reden
Und die Kühe tragen lassen.

Ich Aff steh und gaff;
Und derweil ich muß stehn,
Könnt' ich weiter gehn.

Ich achte meine Hasser
Gleichwie das Brunnenwasser,

Das eilends fliehet vorbei;
 Sie müßens doch erleiden,
 Und könnens nicht verneiden,
 Daß Gott mein Helfer sei.

Der uns voraus eilende Leser wird sich inzwischen schon das Modell zu einem solchen Hause, das wir das Allemannische benennen, ausgesonnen haben und uns nun verwundert fragen wollen, ist es dieses? Ist es diese mit ihrem Strohdache in den Erdboden hinein kriechende Bretterhütte? Oder ist es gar jenes mit dem Schermesser zugeschnittne nackte Steinhäuschen von der Größe einer Grillenschachtel, dort drüben auf dem kahlen Hügel? Keines von Beiden. Der Bettelmann hat keine eigne Tracht, der Nothbau keinerlei Form. Diese über dem Erdbloch dachförmig zusammen geworfenen Strohschober sind sich überall gleich, weil der Nothstand, der sie errichtet, in aller Welt derselbe ist. In seinem phantasielosen, lichtleeren Raume schützt dieser strohgedeckte Maulwurfshaufen den Bewohner des Hochnordens und den Hirten der römischen Campagna vor dem Ungemach der Witterung, bis der Winter vorüber und abermals Futter gewachsen ist für Tisch und Trog. Nie hat dieser grösste Zweck weder im Norden noch im Süden einen Baustil, eine nationale Form, erzeugt. Auch diese blanken, schneeweiß getünchten Steinhäuschen eines Neudorfes, keines über das Rekrutenmaß hinausgehend, am Straßensaum hingereiht wie Eier, die ein Huhn verlegt hat; oder wie die farbigen Bausteine, die unser Kind aus der Nürnberger Spielschachtel auf den Stubenboden ausleert — was sind sie anders als der uniforme, monotone Accordbau, der aus der Stadt bereits aufs Land gezogen ist, und wer anders hat drinnen Platz als der gewesene Kasernen soldat oder der Fabrikspinner? Was sollte am Kasernen- und Fabrikbau naturwüchsige Architektur sein? Doch nicht der schwankende Mischmasch von entlehntem Beiwerk, diesem spätesten und letzten Resultat bürgerlicher Baukunst? Weder vom Nothbau, noch auch vom Kunstbau soll also hier die Rede sein, sondern ausschließlich von jenem Bauernhause, das in seinem

Außern das Innere ankündigt, seinen Bewohner: den eigenherrlichen, naturfönnigen, kriegstüchtigen, freihheitsliebenden Alemannen. Sehen wir nun, mit welchen Anschauungen und Bedürfnissen, zugleich mit welchen Werkzeugen und Fertigkeiten er hier zu Lande erschienen ist und seine Niederlassungen gegründet hat. Raum irgendwo wird uns dabei die geschichtliche Erfahrung den poetischen Reiz des Ursprünglichen vermissen lassen.

2. Wagen, Schiff und Geschirr.

Die Zustände einer Nation sind in erster Instanz nicht Folgen äußerer Einflüsse, sondern das innere Wesen des Volkes selbst. Allerdings ist es im Prinzip richtig, daß der Nationalcharakter, der sich jetzt erblich in den Generationen überträgt, ursprünglich eine Wirkung war des nachhaltigen Einflusses von Boden, Klima, Nahrung u. s. w., in welchem sich die Nationalität zuerst bildete. Sind wir Menschen ja doch selber ein Theil der Natur. Gleichwohl würde es aber sehr irrig sein, den Nationalcharakter aus dem Charakter der Länder erklären zu wollen, welche eben jetzt die einzelnen Racen einnehmen. Die Spanne Zeit, welche die heutigen europäischen Völker in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen zugebracht haben, ist lange nicht groß genug, um den ursprünglichen Volkscharakter zu verändern. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Völker auf ihren Wanderungen gerade denjenigen Boden in Besitz nahmen, der ihrer Organisation am meisten entsprach. Dieser Ansicht war bereits Göthe gewesen (Oktavausg. 33, 108), wenn er sich die Frage stellt, was Grund und Boden zur Vaterlandsiebe beitrage, welchen Einfluß darauf Ebene, Gebirg oder Steppe haben möge. Wir halten's, sagt er, noch immer mit Themistokles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volkes, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nationen. — Höhlen und Baumstämme bewohnende Indianer wühlen sich in thierischer Zufälligkeit in

die Erde hinein, an ihnen erfüllt sich das Wort der Genesiß nur zu buchstäblich, Gott schuf den Menschen aus Erde. Der kunstsinige Grieche arbeitet sich aus der Erde heraus, dann vermählt er sich mit ihr in erfindungsreicher Liebe. Seine Deukalionsfage befiehlt ihm, die Gebeine der Mutter Erde hinter sich zu schleudern. Er thut's, indem er den Boden klärt und das spröde Gestein zum Zweckgemähesten verwendet. So aus der Noth eine Tugend machend, bringt er es zur Wohnung als Kunstwerk, zur Stadt mit ihren Heldendenkmälern und Göttertempeln. So sind bei ihm die großen, auch unsere Gegenwart tief beschäftigenden Fragen von Arbeit, Erwerb und Eigenthum, von Reinlichkeit und Behagen, von Erziehung und Sittlichkeit aufs engste mit Wohnung und Aufenthalt verknüpft, sie sind davon abhängig gemacht. Sein Bauen und Wohnen ist nicht mehr bloß materiell durch das Land bedingt, sondern geistig durch den Charakter der von ihm geschaffenen ganzen Zeitepoche. Für eine gleiche Culturstufe ist der Charakter des Nemannen nicht angelegt gewesen, er begnügte sich auf der Mittelstufe stehen zu bleiben, die seinem Gang zur Jagd, Fischerei, Viehzucht und Feldbau bequem war, er veränderte an dieser Lebensweise selbst dann nichts, wenn sie unter den Einfluß von direct entgegen stehenden Bedingungen gerieth. Die Physiognomie des von ihm bezogenen Landes, das dorten zugängliche Material wirken auf seine mitgebrachte Bau- und Wohnweise nicht vorherrschend ein. Es mögen seine Flußthäler wiederkehrenden Ueberschwemmungen preisgegeben sein, gleichwohl meistert er sich nicht in die Molasse der Gebirgswand ein, wie einst der Aegypter im Niltale. Der feste Steinbau ist dem fahrenden, wanderlustigen Mann ein Kerker; Schiff und Geschirr, Wagen und Gezelt sind sein Lösungswort, auf diesen lustigen Wohnstätten erreicht er seine jetzige Heimat, zimmert sich hier sein Waldhaus und ist bis zur Stunde in diesem traulichen Holzbau sesshaft geblieben. Mit dem Ausdruck „Schiff und Geschirr“ umfaßt unsere Sprache nicht bloß das ausgerüstete Fahrzeug und Fuhrwerk, sondern die gesammte Fahrhabe eines bäuerlichen Gemeinwesens überhaupt. Die Lebensweise des

reitenden und steuernden Weidmannes, des Jägers, Fischers und Hirten, schimmert noch wie ein Lichtstrahl durch die Rigen dieses ir und dunkel gewordenen Ausdrucks. Die Sprache entlehnt hier noch vom Nomaden, aus dem dann der Reihe nach ein Weidmann, ein Senne und ein Ackerbauer geworden ist.

Aber wir müssen zuvor zum ersten Werkzeug zurück, dessen sich die Sprache der Nomadenvölker in Asien und Europa erinnert, zum Wagen. Sein ältester Name, der schon in den indischen Veden vorkommt, ist garta und bezeichnet sowohl Wagen als auch Haus. Denn der Nomade ist ein Wagenbewohner, gart heißt das Gegürtete, der Küstwagen. Zu Wagen und Roß tritt der Germane seine Wanderung an, daher steht Wagen (althochd. wakan) zu Weg, wie lateinisch via zu vehi und vehiculum gehört, fahren und Fuhrwerk. Leichtes Fuhrwerk war nöthig auf schlechten Thalmwegen oder in ganz pfadlosen Gegenden; daraus und aus der Nothwendigkeit, mit Weib und Kind in den Krieg zu ziehen, ist die Menge von Karren erklärlich, welche nach Cäsars und Tacitus Beschreibung ein deutsches Heer begleiteten. Rings ums Lager gestellt, bildeten sie dann die Wagenburg und hielten den Ueberfall ab. Die Götter des wandernden Volkes wohnen mit auf dem Wagen. Also wird auf einem mit Teppichen überhangenen das Götterbild der Nerthus priesterlich durch's Land gezogen (Tacitus, Germania cap. 40); oder der Gothenkönig Athanarich, der im vierten Jahrhundert regiert, läßt des Gottes Bildsäule auf einem Wagen an den Wohnhäusern umherführen (Sozomenus, Kirchengesch. 6, 37); oder das Fuhrwerk wird an den Himmel versetzt zum Dienste der Götter und ihrer Gestirne. Das Sternbild des Großen Bären heißt Wagen und Wuotanswagen; statt Wöden spricht der Niederdeutsche Frä Waogen, d. i. des Herren Wagen, und der Name der Milchstraße lautet auf Baltrum Waogenpat, d. i. Wagenteleise. Nach dem altnord. Sigdrifumal stehen Runenzeichen eingegraben „auf dem Rade, das da rollt unter Odhinn's Wagen“ Simrods Edda 170, Strophe 15. Noch knüpft sich die Appenzeller Bauernregel an dieses Gestirn: Steht der Herrawaga nieder, so

giebt's wohlfeil Brod, wenn hoch, so wird's theuer. Tobler, Sprachschatz 264a. Ebenso malt man in England das Siebengestirn auf den Wirthshauschild, zum Zeichen billiger Beche. Nicht anders läßt der Speise und Trank nach Herzenswunsch bescherende Gral in einem Carroccio oder silbernen Fahnenwagen an der Tafel der Gralsritter sich umherfahren, jedem Gaste darbietend, wonach dieser die Hand ausstrecken will. Es ist ein Satz des lebenden Aberglaubens, daß um Mitternacht der Himmelswagen sich mit großem Geräusche umdrehe, gleichwie die Schweizerjagen aus dem Aargau 1, no. 84 von dem eisernen Heerwagen des Guenisheeres erzählen, der nächtlicher Weile einher gerasselt kommt. Und wie dieser Alles zermalmen würde, was ihm nicht ehrerbietig auswiche, so wurden einst die Todeswürdigen wirklich unter die Räder des Götterwagens geworfen, ein Zeugniß, wie alt die Todesstrafe des Räderns und auf's Radflechtens ist. Das deutsche Mittelalter predigte ernstlich von einem Wagen der Verdammniß und man kann ihn abgebildet sehen in Geilers von Reisersberg Predigten: die Ameise, Straßburg bei Grüninger 1517. In dem Ehepiegel des Cyriacus Spangenberg, Straßburg 1578, S. 13 heißt es hierüber: „Undankbarkeit stoffet in abgrund der Hellen, vnd wer alsdann hie im Karren gangen hat, muß dort gar im Wagen ziehen“. Einen solchen zog man in Zurzach herkömmlich zur Fasnacht durch die Straße. Er war verhüllt und hieß Bachofen, weil in ihm die noch unausgebackenen bösen Jungen fertig gebacken werden sollten. Sein Inneres hieß der Kollhafen, d. i. Höllengrund. Die darin versteckten Bursche waren die Hegel, d. i. Teufel. Sie ließen sich einen aus der nachziehenden Bubenchaar vornen in den Wagen hereinschieben, innen durch unsichtbare Hände unsauber tractieren und warfen ihn, übermäßig mit Ruß geschwärzt, schließlich zum Hinterloche wieder hinaus, um hierauf einen andern ebenso abzufangen. Dieser Brauch ist erst seit neuester Zeit erloschen. Im Fricththal dagegen werden zum Fasnachtsschluß alle ledigen Mädchen, die über vier und zwanzig Jahre alt sind, von ihren Burschen auf mehrere Fuhrwagen geladen, unter großer Bespannung auf die

Almende hinausgefahren und dorten beim ersten Graben sachte umgeworfen. Dies heißt ins Girschenmoos fahren und die alten Jungfern begraben. Aehnlich erzählen unsere Ortsagen von schwarzen, rappenbespannten Geisterkutschen, und die vulgäre Redensart behauptet von einem Vermworfenen, er sei dem Teufel vom Karren gefallen. Der Glückswunsch aber für den gütigen und wohlwollenden Bauern, der die singenden Kinder bei ihrem Frühlingsumgange mit Röchlein beschenkt, lautet:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen,
Damit soll er ins Himmelreich fahren.

Noch bestehen für Wagen zwei andere eigenthümliche Namen: Reite und Benne. Auch sie dienen unserm vorliegenden Zwecke. Beide Benennungen waren den Römern bereits bekannt, aber sie galten ihnen als eine *vox gallica*, das heißt, Sache und Namen war ihnen ursprünglich fremd, wie wir sagen würden, welsch. Die Benne, angelsächsl. binne, engl. bin, gehört wie die Banse (Karch und Krippe) zu binden und bezeichnet den aus Ruthen geflochtenen und auf das Wagengestell gefestigten Korbwagen. Er ist der bekannte Zeiselwagen unsrer letzten Landfahrer und Stromer, jener auf ihrem Wagen nomadisch wirthschaftenden Geschirrhändler, Seiltänzer und Mordthatenlänger. In der Diebs- und Gaunersprache heißt daher Benne Einkehr und Unterschlauf, bennen sich einquartieren. Anton, Wörterb. der Gaunerspr. 1843, pag. 19. Unser Landwirth kennt nur die brettearne Benne und unterscheidet sie in Grienbenne und Gneppbenne. Sie besteht aus fünferlei Hauptbrettern, den zwei Seitenwänden, der Bodendielle und zwei Stärzbrettern, die hinten und vorn die Wanddielen auseinander halten und die bewegliche Ladung von flüssigem Dünger, Mörtel oder Kiesel nicht verrinnen lassen. Vor der Hinterachse ist auf den Bretten eine Brosse, und auf der Vorderachse ein Schemel, dessen Arme über die Dielen hinausreichen, durch Querhölzer mit einander verbunden. Schemel und Brosse halten so die Benne in ihrer gehörigen Lage.

Die Reite, ein dritter Name für Heerwagen, hieß beim wortentlehnenden Römer *rheda*, der Wagen zur Fortführung

des Kriegsgepäcks, und hat der altschwyzerischen Familie Reding von Biberegg den Namen gegeben. Diesen Eigennamen übersetzen unsere altdeutschen Glossen mit carrucarius, Rärchner; es weist ihn Mone (Anzeiger 1835, 262) schon im 7. und 9. Jahrhundert als Geschlechtsnamen nach.

Auch dieser Kriegswagen wurde mit seinem Namen unter die Gestirne versetzt, da er ja gleichfalls ein Göttersitz war, wenn der wandernde Germane seine Götterbilder mit in die Fremde nahm. Daher wird in J. Grimms lateinisch-deutschen Kirchenhymnen 2, 3 dem Morgenstern der Reitwagen beigelegt, und ebenso heißt in altb. Glossen (Graff, Diutisca 3, 245) der Abendstern Stelbaum, also gerade so, wie man den Reitel-, Wies- und Bindbaum auf dem geladenen Heu- und Erntewagen nennt. Der waffen- und trophäengeschmückte Götterwagen wird so eine den Frieden und die Ernten behütende feste Burg. Das Wort ist im oberdeutschen Idiom in der umfassendsten Anwendung vorhanden, denn man reitet da nicht bloß zu Roß, sondern zu Schiff, zu Schlitten und Wagen, die Kinderchaukel ist ein Rittseil, und selbst des neugewählten Pfarrers Einzug in seine Gemeinde ist sein Aufritt. Dies ist noch ein Theil der Sprache und Anschauung, die der viehzüchtende Alemanne mit nach Oberdeutschland gebracht hat, jenes vermeintlich rohen Scythen „dessen Häuser der Wagen unstät hiehin und dorthin trägt“ Horaz 3, 24. Wenn er da vom Wagen springt oder im Schiffe anlandet, dieser wandernde Fuhr- und Weidmann, der daher im Altdeutschen reit-rihtil, auriga heißt, so nennt er sogar die Tenne, auf der er sein erstgewonnenes Korn drischt, die Reite (bereiten, zu ritan, vehi), wie auch jetzt noch die Obertenne bald Oberdiele, bald Reite, das Garbenloch in der oberen Scheune das Raitiloch, und alles Haus- und Ackergeräthe zusammen Schiff und Geschirr heißt.

Wer aber soll uns nun erzählen können, wie seine ersten Hütten und Häuser gebaut gewesen sind, die doch seit mehr als einem Jahrtausend schon, von der Flamme zerstört oder von der Fäulniß verzehrt, alle spurlos zu Grunde gegangen sind? Die

Vergleichung wird hier unsere Erzählerin werden. Vergleichung ist die Mutter der Beobachtung, sie hilft die eine Erscheinung durch die andere, das Vergangene durch das noch Bestehende aufhellen und aufklären. Man betrachte Land und Leute in einem historisch gemessenen Umkreis und suche sie bis in ihre innern Gewohnheiten und bis in ihre niedersten Schichten zu erforschen; man scheue dabei selbst das sogenannte Gemeine und Rohe des Volkes nicht. Selbst der gemeine Pöbel, pflegte der Sprachforscher Fulda zu sagen, ist ein Archiv des Alterthums. Wer nun für unsern Zweck derjenigen geographischen Linie nachgeht, welche von den Walliser und Berner Gebirgen an über Schwyz, Zürich und Schaffhausen hin nach Oberschwaben hineinläuft, der wird finden, daß hier auch ein gleicher Menschenschlag, die Züchtung desselben Rinderschlages, eine verwandte Volkstracht und ein übereinstimmender Baustil vorherrscht. Und selbst dann einmal, wenn im Flachlande auch diese Gleichheit von Tracht und Bauart durch die Mode schon gänzlich uniformirt sein wird, dann wird man um Gotthard, Grimel und Monterosa jene Hütten noch erblicken, die das letzte Zeugniß ablegen, daß hier unsre alemannischen Ahnen in ihrer nomadischen Lebensweise gewohnt haben. Das Gerippe dieser Holzbauten ist hier allenthalben dasselbe. A. Schott hat es folgendermaßen glücklich skizzirt: das untere Stockwerk ruht mit seinen vier Pfählen auf einem gemauerten Grunde, aber es steht uneingewandert und leer. Denn es hat bei plötzlich entstehenden Stürmen dem Weidenvieh zum Obdach zu dienen und wird den Winter über mit Brennholz und Futterheu gefüllt. Erst der obere Stock macht die wirkliche Wohnung aus, und ein Brettergang, die Laube, führt außenher herum. Gleichfalls von außen in der Flucht der Hauswand geht zur Laube die Haustreppe empor. Sie ist sichtbar die Nachfolgerin jener bloßen Leiter, auf welcher der Alemanne in den bedeckten Wagen stieg, wie heute jeder Senne auf ihr in sein Heuhaus zum Schlafen steigt. Wo damals zwischen den Wagenrädern das Vieh gelagert war, dient jetzt das hohle Erdgeschloß zum Rothstall für das Vieh;

und wie einst unter der beweglichen Leiter, so lagert jetzt der Haushund unter der festen Treppe im hohlen Raum der untersten Treppenstaffel.

Dieser Baustil mag nun nach Form und Material örtlich sich ändern, aber die Gründe der Abänderung sind dann locale, die sich rasch erkennen lassen. Denn daß man hier die Wände aus Holz herstellt, dorten einmal aus Lehm und Stroh, geht theils aus der localen Häufigkeit dieser Materialien, theils aus dem Klima und der Lage der Thalschaften hervor. Der Aelpler baut kein Stroh, darum kennt er nur das niedrige Holzdach, das er gegen den Sturmwind mit stumpfem Giebel zimmern und mit Felsblöcken belegen muß. Ueberall springt es weit vor über die Hauswand und reicht mit der Wetterseite tief gegen den Boden hinab. Dies hat seinen natürlichen Grund in der sehr hohen Regenmenge. Altersgebräunte, reichgezierte Holzhäuser mit vielen lustigen Galerien hat das Berner Oberland; im Berner Vorland nehmen sie zu an Höhe und Dachraum. Nach Solothurn und Aarau hin verkriechen sich die schönen Giebel unter einer allseitigen breiten Strohhäube, denn man steht hier im Bezirke der Kornbauern. Dagegen gesellt sich in Appenzell zu dem Giebel ein besonderes Erkerthürmchen an den Galerien, während leptere wieder am Vierwaldstätter See und überhaupt im Luzerner Vorlande durch vielfache Dachansätze verdrängt werden, durch welche die Breite der Hauswände von ferne wie liniirt erscheint. Sie dienen zum Schnelltrocknen, denn man steht hier im Lande der Heubauern.

Doch der Zweifel ist des Glaubens liebstes Kind, heißt es; man glaubt zwar gerne die von der Sprache dargebotenen Beweismittel, aber man will einen thatsächlich verbürgten Beweis, ja man verlangt zu erfahren, aus welcher Quelle diese Thatsächlichkeiten geschöpft sind. Woher also weiß man, daß das Wohnhaus des Germanen diese hier geschilderte Gestalt gehabt habe?

„Aus der Gestalt der Germanengräber und aus der Form der in ihnen gefundenen Graburnen.“

Unser Leser kennt bereits die Ausdrucksweise der Alter-

thumswissenschaft, wonach man auf die Steinzeit mit ihren Hünengräbern die Bronzezeit mit ihren Regelgräbern und auf diese schließlich die Eisenzeit mit den Plattengräbern folgen läßt. So pflegt man die Urzeit nach drei Perioden einzutheilen und bis zum Anbeginn der historischen Zeit herauf zu führen. Die der Steinzeit angehörnden Hünengräber, älter als die Periode der Einwanderung der Germanen nach Europa, haben eine längliche Form, welche bedingt ist durch die längliche oder viereckige Steinfiste im Innern, über welche die Erde des Hügels hergehäuft ist. Da die Grabstätten der Urvölker zugleich ein Abbild ihrer Wohnstätten sind, so wird in der Steinperiode wohl auch die Wohnung viereckig gewesen sein wie das Grab. Hierauf folgt die Bronzezeit mit den Regelgräbern, welche vertreten ist durch das Volk der Kelten und Germanen. Daß diese Völker in Rundhäusern wohnten, ergibt sich aus der Rundgestalt ihrer Gräber und besonders der darin erhobenen Urnen. Diese letzteren sind eben ihrer sprechenden Form wegen unter dem Namen Hausurnen eine Zierde unsrer Alterthums-sammlungen, und fünferlei unter ihnen besonders namhafte mögen hier eine kurze Beschreibung erhalten. Die erste Gattung ist in drei Exemplaren vertreten. Eine bei Burg-Chemnitz in Thüringen aufgefundenene ist abgebildet in Klemms Handbuch der Alterthumskunde Taf. 14, no. 13; eine andere von der Insel Bornholm stammende ebenso im Leitfaden der Nordischen Alterthümer, Kopenhagen 1837, p. 40; die dritte dieser Gattung stammt von Klos bei Halberstadt, ihre Gestalt giebt Weinhold, Heidnische Todtenbestattung, Taf. 3, Fig. 40. Alle drei, wie auch die hier nachfolgenden, sind in Regelgräbern neben Bronze-geräthe vorgefunden worden und geben damit ein Zeugniß ihres durchaus zwar vorgeschichtlichen, aber antiquarisch bestimmten Zeitalters. Es sind völlig geschloßne Rundgeschirre, in ihrer oberen Höhe mit einer Seitenöffnung versehen. Diese einzige Oeffnung schließt ein Irdendeckel, durch dessen Seitenöhren ein durchlaufender Bronzedraht geschoben wird. Die Gefäße sind also rund wie ein Zelt und haben die Thüre im Kuppeldache. Erinnert man sich, wie der runde Wagenkorb des Nomaden als

zeltartiges Haus überspannt und dieses auf einer beweglichen Leiter bestiegen wird, so hat man in diesen drei Gefhirren eine deutliche Nachbildung der ältesten Hausform. Zum Schutz gegen wilde Thiere und ansiehende Feinde liegt der Eingang hoch; um in das Innere zu gelangen, muß man eine Leiter ansetzen, die man hinter sich hinaufzieht. Die zweite Gattung dieser heidnischen Hausurnen ist vertreten durch diejenige von Kiefindemarf, welche bei Parchim in Mecklenburg gleichfalls einem Bronzegrabe enthoben und nun in Eisch Mecklenburger Jahrbüchern Bd. 21, 243 beschrieben und abgebildet ist. Sie hat eine kreisrunde Wandung, oben mit einem Wulst umsäumt und mit einem kuppelförmigen Zeltdache schließend. An der Seite hat sie eine etwas höher in der Wand angebrachte viereckige Oeffnung, die Thüre; diese liegt in einem doppelten Vorgelass und wird mit einem Riegel zugeschoben, für welchen zwei besondere Schublöcher offen stehen. Die älteste Hausform liegt also in den drei erstgenannten Urnen ausgedrückt; auf sie folgt die Urne von Kiefindemarf, welche ebenfalls noch rund ist, aber die Thüre schon in der Seitenwand hat. Die Jüngste ist die Urne von Aschersleben. Sie ist in einem mit unbehauenen Granitsteinen ausgelegten Grabhügel gefunden, besteht aus grobem, mit zerstampftem Granit durchkneteten Thon und wird in der Berliner Alterthümersammlung aufbewahrt. Ihr unterer Theil ist viereckig, ihre kurzen Wände schließt oben ein ins Geviert laufender Wulst, auf welchem ein sehr hohes Dach steht, dessen gerad herablaufende eingerippte Linien ein Rohr- oder Strohdach andeuten. An der Vorderwand hat sie eine viereckige Thüröffnung, die durch eine Schiebplatte zugestellt wird, an der ein Knopf hervorsteht.

Daß diese in den Graburnen dargestellte Form diejenige der alten Wohnung wirklich nachahmt, ergibt sich durch fernere antiquarische Funde, welche auf einen weiten geographischen Umkreis sich vertheilen. Mehrere Urnen aus dem Albanergebirge, der vorrömischen Zeit angehörend und neben Menschengebein auch Bronze enthaltend, sind durchaus conform der Urne von Kiefindemarf. Sie sind in der Umgegend von Castell

Gandolfo und bei Ramino über dem Rande des Albaner Sees i. J. 1817 aufgefunden und stehen im Museum Gregorianum des Vatikans. Da sie unter der Schicht von hartem Peperin (vulkanischer Asche) gelegen waren, so hat man hierin ein Zeugniß für die Existenz menschlicher Bevölkerung Latiums in einer Epoche, in welcher die gewaltigen Krater des Albaner Gebirges noch thätig waren. Später glaubte man zwar dies bestreiten zu können und nahm an, daß diese Gräber vielmehr unter den schon vorhanden gewesenen vulkanischen Tuffschichten ausgehöhlt worden seien. Im Jahre 1866 haben jedoch der römische Geologe Ponzi und der Katakomben-Erforscher Michele de Rossi diese Gegend abermals durchsucht. Sie haben namentlich oberhalb Tivoli Gräber mit Steinwaffen und eine umfassende Nekropole entdeckt zugleich mit den sichern geologischen Beweisen, daß diese Grabstätten allerdings vor den letzten Ausbrüchen der Vulkane des jetzigen Albanergebirges angelegt sind.

Die altetruskischen steinernen Grabkisten sind gleichfalls stabil in der Form eines Langhauses gehauen; das Fragment eines solchen Marmorsarges im Louvre zu Paris zeigt nahe dem Dache die mit einem Laden verschließbare Luke.

Durch die alten und neuen Sprachen geht dieselbe Sinnbildlichkeit. Bei den Hebräern ist der Menschenkörper ein Topf, den sein Töpfer wieder zerbricht; beim Römer ist der Leib das Wohnhaus der Seele, so nennt ihn Cicero.

Nach diesen Vorerklärungen sind wir genugsam in den Geist der Vorzeit eingeweiht und können daher mit um so richtigerem Verständnisse den alterthümlichen Bräuchen mit zuschauen, unter denen im Nachfolgenden der Neubau aufgeführt wird.

3. Die Holzbauten und das Heidenhaus.

Wir pflegen unser Haus unsre vier Pfähle zu nennen. Es sind damit die vier Stützen und Wandpfosten eines sog. gestrickten Hauses gemeint. Sie sind mit ihren in einander gefügten Stämmen versetzbar. Schiebt man sie vom Platze, füllt das Kellerloch wieder zu und ebnet die Herdstelle aus, so wird man schon im nächstfolgenden Sommer die Stelle nicht genau mehr erkennen, wo solch ein Haus gestanden hat. Ohne daß man es nieder zu brechen brauchte, ist es so aus einer abgeweideten Gegend in die nächste hinüber geschoben worden, wie dies gegenwärtig noch im Appenzellerlande vorkommen kann. Das alemannische Haus wird daher zum fahrenden Gut gerechnet, denn es ist durchaus hölzern. Was die Fackel verzehrt, ist Fahrniß, sagt das Rechtspruchwort (bei Hillebrand, no. 54.) Nach dem Amtsrechte der Lucerner Ämter Weggis und Rothenburg, wie nach dem Hofrechte von Greppen und Malteris bleiben Häuser, Scheunen und Speicher fahrendes Gut, und nur diejenigen Gebäude zählt das Willisauer Amtsrecht zum Liegenden, „die eines Gemaches hoch in vier Mauern stehen“. Segeffer, Rechtsgesch. 2, 451. 4, 41. In der Öffnung von Meilen am Zürchersee, noch vor dem Jahre 1346 aufgezeichnet, genügt die Frist einer Woche, um ein solches Haus von der Dorfalmende hinweg auf einen andern Standplatz zu bringen: „Über ist ein hus gelegen an dem veld, daz schädlich möcht sin oder werden den dorflüten zu Meilan: wenn sich des erkennet wirt, daz es schädlich ist vnd man dem, des es ist, gebütet, daz er es dannen züch, daz sol er tuon inrent acht tagen nach dem gebott vnd mag das hus ziehen oder fuoren, war er wil.“ Bluntschli, Zürich. Rechtsgesch. 1, 261. Nach der Dorfoffnung des bei Narau gelegenen Dorfes Suhr hat jedes Haus, das man zum Verkauf aus dem Dorfe wegfährt, dem Zwingherrn von Iffenthal zehn Schilling zu entrichten, jeder Speicher und jede Stube ebenso fünf Schilling. Argovia 4, 262. Daraus erklären sich etliche Angaben in der Landes=

geschichte, die man ohne genaue Kenntniß leicht zu den Märchen der Chronisten rechnen würde. Das Toggenburger Städtlein Wyl war unter Kaiser Albrecht verbrannt worden und die Einwohner hatten sich in Schwarzenbach angebaut. Nach einigen Jahren befahl ihnen der Abt von St. Gallen, ihre Häuser wieder nach Wyl zu führen, „und wer sein Haus nicht wegführen will, dem soll man's verbrennen.“ M. Schuler, Eidgenossen, 1, 190. Als die Luzerner i. J. 1385 das Städtchen Rothenburg belagerten und die Burg brachen, legten sie auch mehrere hölzerne Häuser auseinander und trugen sie mit nach Luzern. Da standen sie von der Barfüßerkirche bis zum Oberthor und vom Münzgäßlein bis zum Kriensbach und wurden erst in Mitte des 18. Jahrhunderts in steinerne umgebaut. Raf. Wyss, Lucern. Gesch. 1, 90. Spottend wurde vom Nachbarwize die Stadt Luzern selbst das hölzerne Storchennestlein genannt, wegen der zahlreichen Storchennester auf den Häusern aus Holz. Ebenda 163. Eine durchaus hölzerne Festung war einst die Tellenburg im Berner Simmenthal, der Sitz der Edeln von Weissenburg, jetzt der Sitz der Amtsschreiberei. Wyß, Reise ins Bern. Oberland. Auch die Stadt Bern muß hölzern erbaut worden sein; denn der Reim, den man beim Ausroden des Bauplazes sprach, weist darauf hin:

Holz, laß dich hauen gern,

Diese Stadt soll heißen Bern.

Der Holzbau ist in der deutschen Vorzeit dermaßen vorherrschend, daß der Steinbau in der Reihe der urkundlichen Ortsnamen nur die Besonderheit ausmacht, jener aber allgemein namensgebend ist. Ortsnamen wie Steingaden, Steinporz, ndl. Stennenkammer treten, wo sie nicht eine Burg bezeichnen, in unserm Alterthum nur selten hervor, um so häufiger aber Namen wie Neckarzimmern in Schwaben (mit dem Grafengeschlechte von Zimmern) Kirchzimmern, Sennhof am Solothurner Hauenstein. Frauenzimmer bezeichnet uns das einzelne Wohngemäch und zugleich dessen Bewohnerin; in ähnlicher Weise gehören Zimmermann und Schmied zu den geläufigsten Geschlechternamen, weil sie die zwei einzigen Handwerke ausdrücken, die

es in Deutschland ursprünglich gab, jenes für den Hausbau, dieses für Waffen und Ackergeräthe. Die Ausdrücke Mannsbild, Weibsbild führen auf gezimmerte, aus einem Baumstamm geschnitzte Menschen. Selbst die Kirchen großer Städte sind ursprünglich hölzern. Eine solche „aus Brettern gebaut“ kennt Gregorius von Tours in Rouen, eine andere „nur mit Nägeln zusammengeschlagen“ bei Tours. (Fränk. Gesch. 5. Buch, Kap. 2 und 4.) Und wie es heute nicht die Noth und die Kunstlosigkeit ist, die dem im Gebirge Wohnenden den Holzbau statt des Steinbaues empfiehlt, ebenso läßt es sich nicht auf die technische Erfahrunglosigkeit der früheren Zeit allein schieben, wenn man den Fremdnachbar Steine brechen und Kalk brennen ließ und fortfuhr, ausschließlich hinter Holzwänden zu wohnen. Mehr als alles andere war hier der andauernde Haincultus und die Baumverehrung ein bindendes Motiv. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namensreihe schwäbischer alter Lehenshöfe (in Birlingers Schwäb. Sag. 2, p. 184) zugleich die Namen sämtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält? Aus unsern Hain- und Waldtempeln wurden die Wallfahrten zu Kirchlinden, zu Weißenlinden, Gnadenwalde, Heiligenbuch und Maria Waldrast. Oder auch gehört nicht Alles, was unsere Sprache über Volk, Abkunft, Geschlecht und Zeugung besonders auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abstammung Volksstamm, Fortpflanzung, Zweig betrifft den Baum und das Menschengeschlecht zugleich. „Leute“ heißen zu deutsch die Gewachsenen, gleich dem aus der Erde entsprossenen Waldbaum. Erle und Esche (altnord. Ask) sind die Namen der beiden erstgeschaffenen Menschen, denen, wie der Pflanze das Wasser und die Lebenskraft, so das Blut und die Seele von der Gottheit gegeben wird. Kleine Kinder, sagt man in Tirol, kommen aus dem hohlen Eschenbaume, der bei der Schießstätte zu Bruneck steht. Zingerle, Tirol. Sitten 1857, p. 2. Es ist noch in unsern Schweizerorten Sitte, daß wir bei der Geburt unsrer Kinder Bäume pflanzen; die Namen unsrer einheimischen Bäume sind weiblichen Geschlechtes; die Tanne und Fichte, die Eiche und Linde sind als fruchtbare Weiber und

Mütter aufgefaßt. Männer wie Bäume gilt von einem kräftigen Volksstamme. Das Feigenblatt der Scham, das dem Menschenpaare im Paradiese statt der Kleidung beigegeben wird, ist das letzte Stammblatt ihrer Abkunft aus dem Baume. Alle diese hier gegebenen Andeutungen sind unserer Volksanschauung dergestalt geläufig, daß selbst unsre Kinder beim Spiele davon singen. Im Alemann. Kinderlied aus der Schweiz 1857, S. 249 ist das Räthsel über die Menschengestalt gänzlich dem Aussehen eines im Walde stehenden Holzhauses entnommen:

Es sind zwo Aspe (Esche, Espe),
 sind beed glüch g'wachse,
 ob dene Aspen e Rölle (Mund),
 ob der Rölle zueü Riechtle (Nachtlöcher),
 ob dene Riechtlene der Wald (Haar),
 dinne gumpet Jung und Alt.

Der Waldbaum hat dem Neubau eine religiösgedachte Grundstütze zu geben, gleichwie der Deutsche die göttlich verehrte Irmenensäule als einen den Himmel stützenden Weltbaum ansah; und wenn alsbald im Nachfolgenden von der Heiligung der Hauschwelle, der Stube und des Firstbaumes gehandelt wird, soll sich erweisen, daß diese eben mitgetheilten Einzelzüge aus dem Baumcultus hier keineswegs als eine bloß gelegentliche Zuthat zu betrachten sind.

Keines der Häuser alter Art ist dauerhaft genug gewesen, um uns ein lebendes Zeugniß von der Bau- und Wohnart unserer Vorzeit abzulegen. Aber die Stetigkeit der Naturbedingungen und die Macht der Gewohnheit erlaubt Rückschlüsse zu machen aus der späteren Zeit auf die frühere, und so zeigt man in Oberdeutschland und den Alpen jetzt noch Heidenhäuser, „deren Balken an Ort und Stelle gewachsen sind.“ Ihre Erhaltung bis heute schreibt das Volk selber einem Wunder zu. Ein Zwerglein oder Erdmännchen hat sie einst bewohnt und gefeiet; Heiden und Zigeuner haben mit ihren Zauberkünsten dieses Gebälke unverwesbar gemacht; dem Kriegsrath oder der größten Heerkraft hat man das Haupt abgeschlagen und es unter die Thüre oder den Giebel gehängt, da wehrt es bis heute

die Flammen ab. Die steinernen Frö-Bilder an der Belsener Kirche in Schwaben sind von drei solchen Stierhäuptern umgeben. Drei getrocknete Ochsenköpfe hängen unter einem Hausgiebel zu Baternbronn im Murgthale, und durch dieses Haus nimmt zugleich das Wilde Heer seinen Durchweg. Meier, Schwäb. Sag. 151. Wenn zwei Armeen auf der gleichen Stelle sich bekämpfen, wenn Franzosen und Oesterreicher den Flußübergang beim Dorfe Döttingen an der Aare 1799 sich streitig machen, daß darüber ihr Geschütz den ganzen Ort in Brand geschossen hat, so bleibt ein alter Holzbau mit seinem Strohdache daselbst, den man das Heidenhaus nennt, mitten unter den niedergebrannten Firsten unverfehrt und steht heute noch aufrecht. Ebenso ist das Heidenhüßli zu Dosenbach am Rhein (benachbart dem Friedthaler Dorfe Möhlin) allein den Flammen entgangen, die vor wenig Jahren das ganze Dorf verzehrt haben. Aargau. Sag. no. 223, 427. Diese wetter- und rauchgeschwärzten Heidenhäuser, aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, sind also feuerfest, und selbst den Blitzschlag hält irgend ein Feuersegen ab, der in ihrer Grundlage vergraben liegt. Noch haben manche deutsche Kantone solche älteste Bauernhäuser aufzuweisen. Heidenhäuslein, Heidenhütten nennt der Glarner uralte, verlassene, an den Felsen flebende Hüttlein, auf unbewohnten Alpen gelegen, die daher selber Heidenstäffeli heißen, alle in weiter Entfernung von den Wohnungen der heutigen Menschen. Das Volk sagt, die fabelhaften Wesen der Geyßer (Waldmenschen) und Waldbrüder hätten hier gehaust; der Gelehrte nimmt an, Alemannen, vor den Hunnen fliehend, hätten sich darinnen schon vor 900 Jahren geborgen (M. Schuler, Gesch. v. Glarus, 34). Das Appenzellische „Hadahus“ ist ein niedriger Holzbau ohne Eisen an Thüre und Gelaß, das flache Dach nach Süden und Norden tief über die Fensterwand vorgestreckt. Das Heidenhaus im Berner Dörflein Hüllistall stand noch vor wenig Jahren; es hatte drei über einander liegende ausgelaufene Eichenböden. Ein gleichnamiges hinter dem Dorfe König ist durch Zahn (der Kanton Bern antiquarisch, 246) folgendermaßen beschrieben: Es ist von außerordentlicher Größe und

von ganz ungewöhnlicher Bauart. Grundmauer, Keller und Gewölbe sind aus großen Feldsteinen, meist aus Granit und Gneus aufgeführt und tragen den Charakter des höchsten Alterthums. Der Ueberbau ist Lannen- und Eichengebälke. Ob schon er innen und an der Außenseite der Thüre durch gothiſches Schnitzwerk und Wappen verziert ist und die über der Thüre angebrachte Jahreszahl 1198 schon in ihren Schriftzeichen einen jüngeren Charakter verräth, so reicht doch der Unterbau ohne Zweifel über das Mittelalter hinaus und rechtfertigt den Namen als eines schon im Heidenthum bewohnt gewesenen Hauses. Unter dem Giebel des Dachgebälkes hängt ein mit Haut, Knochen und Gehörn getrockneter Rindskopf. Zu den in den Aargau. Sagen no. 249 und 427 bereits verzeichneten Heidenhäusern mit dem getrockneten Stierkopfe unterm Dache lassen sich noch folgende anreihen, über welche uns erst seither Kunde zugegangen ist. Ein Wohnhaus im Fritthaler Dorfe Sisselen, nahe am Rhein, besteht in seinem Erdgeschoß aus zwei massiven ins Geviert gebauten Steinkammern, mit je zwei viereckigen Fenstern, die sich schnurgerade gegenüber stehen, so daß man von Nord nach Süd durch das ganze Haus hindurchblicken kann. Eine dieser beiden Kammern ist bewohnt, die andere dagegen, in einem alterthümlichen Zustande, ist unbewohnt und heißt Heidenkammer. Man zeigt sie jedoch fremden Leuten nicht. Im Keller findet sich ein tiefer ausgemauerter Eodbrunnen; er bleibt unbenutzt, denn vor dem Hause sprudelt bereits ein laufender Brunnen. Ueber dem Haupteingang, der aus der Scheune in das Steinhaus führt, ist in dem Thürbogen der Umriss eines Rostkopfes eingemeißelt, links davon drei, rechts vier verschiedene ganz ungewöhnliche Hausmarken oder Steinmezzeichen. Sie sind nun durch eine hier angebrachte Stiege verdeckt. Unter der Scheunenfirſt hängt an der sog. Hochstube an einer Kette ein in grobem Zeug eingewickelter Pferdeſchädel, den man hier so lange nicht hinwegnimmt, bis das letzte Glied dieser Familie einst gestorben sein wird. Schon wiederholt ist das Dach umgedeckt worden, der Rostschädel aber blieb an seiner Stelle, selbst der Uebermuth der Buben wagt

sich nicht an ihn. Als einst, erzählt man, dem Bauern die schönsten Rosse an einer Seuche fielen, entschloß er sich die noch übrigen dadurch zu retten, daß er sein Lieblingspferd opferte. Seitdem der Schädel desselben unter der Firn hängt, ist auch das liebe Vieh im Stalle hier beständig frisch und gesund geblieben. Anderwärts kennt man auch noch die Ueberreste, oder wenigstens die Standstelle von eingegangenen Heidenhäusern. Eine Wiese zwischen dem aargauer Dorfe Muehen und dem dortigen Hardwalde heißt der Kolpen und ist seit dem Jahre 1605, da ein Jakob Lüscher urkundlich als Untervogt zu Muehen vorkommt, bis heute im Besitze des dortigen Geschlechtes der Lüscher gewesen. Vor etlichen Jahren, da man dies Mattland umpflügte, stieß man auf Mauergerstein, Eisengeräth und auf eine Grube mit gelöschtem Kalk, nebenan auf den zugeschütteten Sodbrunnen. An dieser Stelle soll zu jener Heidenzeit, da Muehen eine große Stadt gewesen, das Gerichtshaus gestanden haben und allein übrig geblieben sein, als die Stadt durch Feuer zu Grunde gieng. Nachdem es dann gleichfalls zerfallen war, sah man immer noch einen hohen Mann oben auf den Trümmern der Terrasse spazieren oder mit einem Dugend Jagdhunde hinaus in den Hardwald ziehen; er trug einen Degen und war grau von Haar und Bart. Weil er eine lange Kielfeder hinter das Ohr gesteckt hatte, hielt man ihn für einen meineidig gewordenen Vorsitzer des Gerichtes. Als nun einst ein Bursche unter seines Gleichen sich groß machen wollte und höhrend in das zerfallene Fenster hineinrief: Komm einmal heraus, alter Präsident! fuhr ihm eine Brut von Eulen entgegen und zerhackte ihm das Gesicht. — Ein ähnliches Haus und ebenfalls in der Umgegend von Muehen war das Sennhaus auf Bärlachen. Letzterer Name bezeichnet ein bei zwanzig Suchart haltendes Ackerland, auf dem Walbhügel Rüti in der Nähe des Wannenhofes gelegen. Von fünferlei Dörfern her führen kleine Straßen in diese Waldung und sollen noch zu Anfang unseres Jahrhunderts alle auf Bärlachen gemündet haben. Denn damals stand hier noch ein Sennhaus, welches der ganzen Umgegend als eine Art Kurhaus diente. Nun ist von Wegen,

Gästen und Haus hier keine Spur mehr übrig; allein an heitern Sommerabenden läßt sich hier eine unsichtbar bleibende Musik vernehmen. Der Lauscher mag sich stellen, wie er will, so wird er sie hier hören, ohne doch sagen zu können, wo sie wirklich spiele. Schließlich hört man sie in der Richtung gegen das Dorf Gränichen hin lustig abziehen. Dies kommt jedoch nur im Sommer und bei heitrem Wetter vor, im Winter spielt sie gar nicht. Ähnliches wird auch von dem Hoden-Schüerli erzählt, der höchsten Stelle der Waldberge beim Dorfe Leerau, und von dem gegenüberliegenden Hügelkopf, welcher Burg heißt. Von Scheune und Burg findet sich hier nichts mehr, aber alte verlassene Bergwege führen empor, auf denen jetzt die Geisterfutsche durch die Hochwaldung fährt. So erzählt man ferner im Friedthale von der rothrockigen Barakenfrau, die im Seckenberger Wald haust und ein Kindlein im Waldgraben liegen hat, das, wenn man's aufnehmen will, immer schwerer wird. (Aargau. Sag. no. 50.)

Während Niemand mehr ihr Haus weiß, deutet doch dessen Fremddname mitten in deutscher Landschaft auf ein ganz ungewöhnliches Alter. Das Wort Bareca ist rätolateinisch und begegnet im Testament des Thurer Bischofs Tello, der i. J. 766 stirbt; es bezeichnet in der Mundart von Montavun, Davos und Domleschg das Heuhaß. Hier im Friedthale tritt es neben noch andern Orts- und Localnamen auf, deren urkundliche Namensform auf die Periode hinweist, in welcher die rätische Sprache bis in die Vorlande der Schweiz ihre Ausläufer hatte, wie dies in der Zeitschrift Argovia 1861, 94 bereits an urkundlichen Beispielen nachgewiesen ist. In eine so weite Vergangenheit läßt also die Tradition von den Heidenhäusern zurückblicken.

4. Die Aufrichte.

Betrachten wir nun das nackte Haus in seinem entstehenden Gerüste und zwar nach dem Muster solcher alten Holzbauten, wie sie im aargau-Dorfe Birr am Birrfelde zu sehen sind.

Wenn Könige bauen, sagt Schillers Epigramm, haben die Kärner zu thun. Wenn unser Bauer sich mit Bauprojecten beschäftigt, so ist durchschnittlich auch sein ganzes Dorf mit beschäftigt. Die Gemeinde liefert ihm das Bauholz unentgeltlich, dies ist gemeiniglich noch eine der Nutznießungen des Ortsbürgerrechtes; um die Stämme zu fällen und an Ort und Stelle zu schaffen, dazu leistet ihm die Nachbarschaft Spann- und Handdienste. In katholischen Gegenden verläuft schon diese Arbeitsmühe zwischen andächtigen Gebeten und Ausbrüchen wilder Lustigkeit. Als man zu Sarmensdorf im Freienamte die untere Dorfmuhle 1687 renovirte, bedurfte es eines neuen Mühlekanals. Man erwählte sich dazu einen ungeheuern Eichenbaum auf der Almende im Langenmoos. Hundert fünfzig starke Männer sammt acht und dreißig Pferden wurden zum Transport vorgespannt, an verschiedenen schwierigen Stellen fiel man auf Commando zum Gebete nieder, unter so und soviel Vaterunsern wurde das Ungethüm ins Dorf gebracht und zum Schlusse gab's für Alle einen Abendtrunk. Argovia 1863, 143. So lange das Zimmern der Balken und das Graben des Hauskellers dauert, dient der Bauplatz für Jung und Alt zum Versammlungsplatz. Der des Weges kommende Fremde hat sich im Vorbeigehen wohl zu hüten, daß ihm die Zimmerleute nicht ihre Meßschnur als einen mexikanischen Lasso um den Leib werfen. Der so Gefangene ist „geschnürt“ und muß sich mit einigen Flaschen Wein auslösen. In der Stadt freilich gilt diese Phrase vom Schnüren gerade in umgekehrter Weise; denn der Wirth, der jetzt den Reisenden schnürt, giebt ihm den Wein gratis dazu. Dieses Schnüren und sich Abschnüren war sonst am Neujahr- und Geburtstage etwas allgemein Uebliches, wo man sich die Bindbriefe an die Kleider hieng und um den Hals

warf; einen mit dem Helsing (Strick) schnüren, hieß ihn helfen, festlich beschenken, die Helsing und Würgete hieß der feierliche Act der Gratulation und Geschenkvertheilung. Daher stand auf solchen Glückwunschzetteln:

Ich binde dich nicht mit Seil und Bast,
Sondern mit diesem Brieflein fast (fest).

Zur Grundlage des Hauses dient ein kaum fußhohes Gemäuer, keineswegs immer wirklicher Steinbau, sondern oft nur aus Lehm und Flechtwerk zusammengewattet. Auf diesen dichten Unterbau kommen die Stämme mächtiger Bäume ins Gevierte zu liegen und in sie werden bis zur Viertelshöhe eines Stockwerkes Kurzbalken gleich einem ringsum laufenden Gitterwerke senkrecht eingefeilt. So hoch als diese Kurzbalken sind, so weit reicht das künftige Erdgeschos, nemlich bis zur Höhe der Fenstergesimse, und aufwärts von diesen beginnt dann erst die eigentliche Hauswand. Dieses aufrecht stehende Kurzgebälke wird von außen mit dicken Bohlen (Zimmerladen) „eingemacht“, zugedeckt; die übrig bleibenden Zwischenräume füllt man mit Schutt aus und macht damit den Zutritt der Kälte unmöglich. Abermals werden dann auf diese erste Halbwand mächtige Längsbalken ins Geviert gelegt, viereckig behauen, an den Ecken künstlich verzapft und in einander gepaßt. Auf die vier Ecken werden vier starke Eckbalken aufgestellt, oder vielmehr senkrecht eingelassen, dies sind die Standbalken, die vom ersten Boden bis zum Unterdach empor reichen. Hier oben verbindet sie noch einmal ein Horizontalbalken, auf den das Gebälke des Dachstuhles zu ruhen kommt. Alle diese Balken sind, bevor man sie aneinander fügt, ehemals kirchlich eingeseget worden, und mancherlei Bedeutsamkeit wird ihnen beigelegt. Ein besonders bewährt befundener Brauch ist es, beim ersten Ueberrachten im Neubau alle Balken der Diele abzuzählen; darauf wird dem Betreffenden im Traume die Zukunft des Hauses enthüllt, denn die Bäume sind ja die ältesten Orakel gewesen. Die Form des Dachstuhles hängt natürlich davon ab, ob man nach der noch vorherrschenden Sitte ein zweidachiges Langhaus, oder einen französischen Dachstuhl mit quadratischem Doppelbache beliebt;

jenes bedingt den Breitwalm, dieses den Spitzwalm. Ist das Gerüste des Hauses so weit fertig, so beginnt sogleich die Eindeckung mit Stroh oder Ziegel, und dies ist das Fest der eigentlichen Aufrichte, bei dem die Jugend des Dorfes gerufen oder ungerufen sich theiligt. Giebt es ein Ziegelbach, so bildet die Kinderschaar eine Kette und eins reicht dem andern die Ziegel über die Leitern aufs Dach hinauf. Ein Stück Brod, ein Glas Wein ist dafür ihr Lohn, der Werksagwein. Endlich bringt man ein Tannenbäumchen voll Goldpapier und Blumen herbei und trägt es jubelnd dreimal ums Haus. Bereits steht der Zimmermeister droben auf dem Firstbalken, hält die Kranzrede und ermahnt die Hausfrau, ihm diesen Baum zum allerswersten zu machen. Letzteres ist bereits nach Möglichkeit geschehen. Die Kinder haben das Bäumchen mit einem schwebenden Blumenreifen umgeben, der Hausherr hat große und kleine Geldstücke dran gehängt, die Hausfrau dazu ein nagelneues Hemd und bunte Tücher, in deren Zipfel abermals Trunkgeld geknüpft ist. Nun wird er am Seil aufgezogen, auf die First gesteckt und in des Meisters Schlußwort beschworen, alle Blize und Stürme ferne, das Haus aber auf Kindeskind grünend und blühend zu halten. Zum Zeichen dessen schleudert der Sprecher das Tringlas, mit dem er eben toastet hat, weit übers Dach hinab. Kommt es unzerbrochen unter die Zuschauer, so gilt dies als ein Wahrzeichen, daß dies Haus niemals abbrennen, die Familie aber glücklich drinn leben werde. Nun wird Feierabend geklopft. Meister und Gesellen reiten droben auf der Schneide des Dachstuhls, Alt und Jung ersteigt gleichfalls die frisch gelegten Dielenbretter, Jedes mit einem Hammer oder sonst tauglichem Werkzeug bewaffnet, und Alle zusammen klopfen nun in gemeinsamem Takte einen dreimaligen Trommelmarsch. Dies dauert wohl eine Viertelstunde lang und dröhnt weithin vernehmbar durch die Umgegend. Dann folgt der Richtschmauß oder Beschlußwein, an welchem die Freigebigkeit des Bauer seine Arbeiter bis in die späte Nacht fortzehen läßt.

Wie bei einem öffentlichen Gebäude der oberste Beamte feierlich den dreimaligen Hammerschlag thut, damit den Bau

zu weihen und zu festigen, worauf dann Festrede und Festschmauß unaufschiebbar folgen, so hier Aehnliches bei Aufrihtung des geringsten Bauernhäusleins. Statt der Denkmünzen, die der Städter in die Grundsteine legt, wird hier Obhinn's immergrüner Weihnachtsbaum münzenbehangen auf die First gestekt; und die Zimmergesellen mit ihrem dreimal gehämmerten Trommelmarsch sind die alten Priester des Haus- und Herdgottes Donar, in dessen Schuß sie mit dreifachem Hammerstreich das neue Grundeigenthum befehlen.

Nicht stets hält der Mensch die Götter für so heiter gestimmt, daß sie sich genügen lassen an dem symbolischen Opfer der Münzen im Grundstein oder am Dachfranze; er glaubt ihnen wirkliche Opfer schlachten und dadurch den Neubau festigen zu müssen, seine darüber handelnden Lehrsätze lauten höchst grausam. Wenn der Neubau halten soll, muß er sein Opfer haben (Frickthal). Wer am frischgefesten Grundstein eines Neubaus zuerst vorüber kommt, muß inner Jahresfrist sterben (Freienamt); daher das Sprichwort:

Es neu's Hüs,
s' mueß bald ei's druß.

Der Erste, der die neu zu beziehende Wohnung betritt, stirbt unter den Seinigen auch zuerst. Es läßt daher die Hausfrau ihre Stubenklage oder ihr Huhn aus der Schürze über die Schwelle voraus springen (Oberaargau). Es hängt dies Alles mit der religiösen Verpflichtung zusammen, wornach alle Erstlinge, so ferne sie als das heilbringende gedacht wurden, dankbar dem bescherenden Gotte geweiht, geopfert wurden. Wer daher zuerst die Acker- oder die Landesgrenze beschreitet, der wurde geopfert; Kinder wurden in Grundwälle und Brückenbauten eingemauert, beim Uebergang über Flüsse brachten die Franken Kinder- und Frauenopfer. „Der zuerst über die Brücke Gehende, zuerst ins Land, in den Neubau Eintretende büßt mit dem Leben, fällt als Opfer.“ Grimm, Myth. 40. Als man zu Rheinfelden vor vier Jahren das neue Schulhaus baute, mußte, um Licht und Sonne zu gewinnen, die dahinter stehende Ringmauer vom Fuchsloch bis zum Hermannsthor theilweise

abgetragen werden. Dabei ergab sich, daß die Stadtmauer ursprünglich aus zwei parallel laufenden Mauern aufgeführt und deren Zwischenräume mit Erde und Flußkieseln ausgefüllt worden war. Mitten im Gemäuer entdeckte man damals eine ausgefallte Höhlung ohne Ein- und Ausgang und deutete sich dieselbe auf ein hier durch Einmauerung vollzogenes Menschenopfer. Nach dem Brande des Fleckens Glarus 1861 mußte das dortige alte Rathaus niedergerissen werden; man fand beim Abbruch in der Mauer das vollständige Skelet eines Kindes. *Nar. Nachrichten*, 14. Dec. 61. — Ein Bauernhaus, das am Bache steht, festigt man damit, daß man Hühnereier hinter der Arche des Ufers vergräbt oder in die leeren Zwischenräume der Balkenwand legt, bevor sie von innen und außen verschalt ist. In allen Sagen von spukenden Markenversehern und brennenden Wäffermännern dreht sich das Ende darum, daß der vom Geist zu Hülfe gebetene Mensch ihm den Markstein ja nicht richtig setzen helfe, denn sonst würde die Strafe der Verwünschtheit auch auf den Menschen übergehen. Wohin soll ich ihn setzen, wo soll ich ihn lassen! schreit der Geist, der den Grenzpfahl verrückt hatte, und der Mensch hat darauf zu antworten: dahin, wo du ihn genommen hast. Bei einem Streite zweier Nachbarn, ob der Grenzstein gewichen sei oder nicht, sprach nach dem richterlichen Entscheide der eine zum andern: Setz du den Stein, wie er stehen muß. Dieser aber antwortete: Nein, setz du ihn! Ich will aber nicht darum spuken gehen, sagte der Erste; und ich auch nicht, der Andere. Endlich baten sie einen Dritten, daß er den Stein richten möge, wie er stehen solle. *H. E. Fischer*, Buch vom Aberglauben 2, 47 (Hanover 1793). Steht ein Haus oder eine Scheune auf einer Marke, welche zwei Gemeinden von einander scheidet, so herrscht darin kein Gedeihen; die Kühe geben wenig Milch, die Schweine wollen nicht zunehmen, selbst der Hund wird lahm und bellt heiser. Im Zosinger Mühlethal ist zu unsern Tagen noch aus solchem Grunde eine Scheune versezt worden. Ueberhaupt liebt es das Volk nicht auf der Marke zu wohnen. Wenn der Hausgang des auf ihr stehenden Hauses parallel mit der Grenze geht und zwei

sich gerade entgegen gesetzte Thore hat, so zieht das Wilde Heer hindurch, am Morgen drauf wird der Dünger seiner Rosse im Hausgang liegen. Aargau. Sag. 2, no. 427. Ein solches Haus wird im Tiroler Sarntthale unter die Heidenhäuser gezählt (Pfeiffer, Germania 3, 254). Doch wir kehren zurück zu der Beschreibung des Hergangs einer Aufrichte.

Um so ärmlicher, sollte man meinen, werde es aber beim Eindecken eines Strohh Hauses hergehen, einer geringfügigen bloßen „Strauhuttige“. Mit nichten! Ein Strohdach giebt nicht allein wärmer als ein Ziegeldach, während es im Sommer Kühle bereitet, es sichert auch das darunter aufbewahrte Getreide mehr und erhält es gesunder. Wie oft erzählen die Ortschroniken, daß man in Nothjahren Viehfutter und Häckerling aus den Strohdächern geschnitten hat. Zwar sind sie nun allenthalben als feuergefährlich verboten, der Bauer umgeht aber dieses ihm unliebsame Gesetz damit, daß er ein altes Strohdach so lange stellenweise ergänzt, bis abermals ein ganz neues daraus geworden ist. Auf dem hochrothen Ziegeldache, meint er, sitze auch der städtische Hoffartsteufel; aber ein Strohdach mit seinen unzähligen Halmen, auf der Nordseite schwarz und steil wie eine Bergwand, auf der Südseite wiesenartig begrünt von Moosfamilien, feinstengligen Alpenpflanzen und lustig wuchernden Weidenrosen, hat unleugbar etwas Poetisches und ist daher ein vom Kinderräthsel viel genannter Gegenstand:

Wie meh Löchli as es het,
wie besser as es verhet (verhebt). —

Hundert-tüfig Stängeli
gänt enander Mämmeli.

In diesem leßtern Spruche sind die hohlen Strohhalme, über die der Regen herabtropft, mit dem feinen Mundstück des Milchglases eines Säuglings, oder mit der Mutterbrust selbst verglichen. Bekanntlich trägt ein rechtes Strohdach drei Firstmännchen auf dem Sattel. Das sind aufrechtgestellte Strohbüschelchen, am obern Ende ebengeschnitten, in der Mitte mit einer Weidenruthe gegürtet, welche zugleich zwei in die Seiten gestützte Arme darstellt, niederwärts breit wie ein Weiberrock am

Dach aufstehend und mit der Weidenruthe hineingeflochten. Oft stehen ihrer drei in der Mitte und je eines an beiden Enden der First. Das sind die Drüjetli und Drüeitli, und so viele ihrer der Dachdecker setzt, so manches Drüjetlibrod hat ihm die Hausfrau dafür zu backen. Der Name leitet ab von Drüjen schwellen, körperlich zunehmen, Drüetsche ist Haarflechte (trouuen crescere, pululare, uuahsen. niederdeutsch drinten, intumescere. Graff, Diutisca 1, 269^a; 2, 220^a). Ihre Gestalt ist genau dieselbe, welche bei der Kornärnte in Baiern dem sog. Aswald, dem Glückskorn oder Rothhalm gegeben wird, einem geschmückten Mehrengesfichte, das die Schnitterinnen vom Felde heim der Hofbäuerin festlich überbringen. Man verfertigt es so: Ein Strohbüschel wird um einen Stab gebunden, oben gleichgeschnitten, daß es den Anschein von Kopf und Hals bekommt; Weidenrütchen, vom Hals bis zur Krenke gebogen, bilden die beiden auf die Hüften gestützten Arme; ein Weidengürtel trennt Brust und Unterleib, und das lange Kleid bilden die ins Dach einmündenden Halme: Es ist mithin dieselbe Figur, welche als Brodfigur unter dem Namen Mannoggel und Gritibenz hier zu Lande gebacken wird, und beide haben ursprünglich wohl auch den gleichen Zweck gehabt. Denn beim bairischen Drischelmahl wird eine solche Strohpuppe in Teig gebacken und, nachdem man ihr von sämtlichen Trachten der Mahlzeit vorgesetzt hat, gleichfalls auf den Hausgiebel gepflanzt. Steht daselbst bereits eine ältere, so ist diese die Gretel, die neuere deren Hansel. Für das öffentliche Umtragen dieser Figur war einst dem Sennen von Groß-Hessellohe statutarisch ein besonderer Laib Brod bestimmt, den ihm das Münchener heil. Geistspital zu entrichten hatte. Panzer, Bair. Sag. 2, 445. Schmeller, Wörtl. 3, 244. Im Odenwalde ist es Brauch, ein solches Männchen sammt seiner Fuhrmannspeitsche zu kneten und es beim Schnittermahl gebacken aufzustellen. Nach beendigtem Ausbruch folgt ein damit gleichfalls verwandter Scherz, der Strohbär; theils ein Fang- und Versteckspiel in der Scheune, theils eine wirkliche Strohmaßerade, beides aufgeführt, bevor man ans Dreschen geht. Ein gleiches „ströhern Bild“ weist Grimm auf,

Myth. 56, aus einer älteren den Volksaberglauben behandelnden Quelle. Dieses Bild wurde am Tage von Pauli Befeh- rung vor den Herd gestellt, auf dem man buk, und wenn es einen hellen lieblichen Tag brachte, mit Butter geschmiert, sonst aber vom Herd gestoßen und ins Wasser geworfen. Es ist das Abbild des Hausgeistes, dessen Wohnsiß im Strohdach ver- muthet wurde.

Die höchste Oeffnung im Hausdache ist das Bodenloch, Heiterloch, Walbloch, Guggelhü. Es muß durchs ganze Jahr offen stehen, weil hier der Hausgeist seinen Lauf hat. Er wohnt ausdrücklich im Walbloche, vgl. Aargau. Sag. no. 369, und blickt aus diesem Heiterloch herunter, ibid. no. 25; wird das Strohdach einmal mit Ziegeln umgedeckt, so muß ihm ein Zie- gel aufrecht gestellt werden, damit er ungehinderte Ein- und Ausfahrt habe. Hinter diesem Aberglauben steht der heidni- sche Glaubenssatz an den beim Menschen Einkehr nehmenden Gott. Auch die Tempel der Römer hatten eine Kreisöffnung im Dache, denn der Grenzgott, sagt Ovid (Fast. 2, 669), soll nichts anderes als die Gestirne zum Anblick haben. Von den Kelten wird gemeldet, daß sie jährlich einmal ihre Tempel auf- deckten, um der Gottheit freien Abzug zu gewähren. Im Ge- wölbe der Dreikönigskapelle des Kölner Doms war nach An- gabe des Rheinischen Antiquarius von 1744, p. 725, ein vier Fuß weites Loch, das angeblich seit d. J. 1404 offen stand. Eine um die Oeffnung angebrachte Inschrift besagte, das Loch sei durch denjenigen Stein eingeworfen, der am Pflaster der Kapelle lag, den Eindruck von Krallen trug und Teufelsstein hieß. Die Dachlücke der Tempel und Häuser, welche für den Gott offen gehalten war, vergrößerte der Glaube des Mittel- alters in den Glaubenssatz, der Teufel müßte in jeden Neubau seinen Stein schleudern.

Eine ganze Reihe von Sagen und Bräuchen ist mit dem Strohdach verknüpft.

Im St. Galler- und Appenzeller Lande mußte ehemals der einzeln hausende Mann, der eine Klage vor Gericht anhängig machen wollte, einen oder drei Halme aus seinem Strohdache

mit vor den Richter bringen. In Baselland besagt die Präteler Polizeiordnung v. J. 1460: Kann ein Kläger keine Zeugen beibringen, so nimmt er Hund, Kaze und Hahn seiner Wohnstatt, nebst drei Strohhalmen des Daches mit zu Gericht und legt auf diese den Schwur ab. Zenggenhager, Schöffler in Baselland, 270. Aus diesem Alemannenbrauche geht hervor, daß Strohhalme und Aehre als Rechtssymbol galt, und so erklären in den Bildern zum Sachsen- und Schwabenspiegel Aehren, neben einem Todten aufwachsend, symbolisch die anzutretende Erbschaft. Grimm, Rechtsalterth. 202. Den Halm einer Kornähre brachen und vereinigten die altrömischen Brautpaare zum Zeichen des Eheabschlusses, und nannten diese Feierlichkeit nach der dabei verwendeten Stoppel stipulatio. Indische an alter Sitte haftende Bergbewohner lassen bei Schließung ihrer Verträge einen Strohhalme zwischen beiden Theilen brechen, und dieselbe Rechtsform war auch den Deutschen gemeinsam. Unsere Glücksgöttinnen erscheinen strohflechtend; die eine der drei Marien im Kinderliede „Rite=rite, Rößli“ spinnt Seide, die dritte Haberstroh. Das Volkslied singt von einer Geliebten, die aus Haberstroh klare Seide spinnt. Nach Salischem Rechte (Lex Sal. 53, 3) begiebt sich der Kläger vor den Richter, empfängt von ihm den Halm und hebt erst dann die Klage über Vertragsbruch an. Mittelft eines Strohhalms belehnt der Thierkönig den Reinaert mit dessen väterlichen Lebensgütern; Grimm, Reinh. Fuchs 202. Im Roman von Rollo, den der Normann Robert Wace im 12ten Jahrhundert verfaßte, (übers. von Gaudy 1835, 247) ist dieselbe Rechtsübung enthalten:

Es lief ein Mann ins Land
 Und legte an ein Haus die Hand,
 Nahm eine Hand voll Dachstroh mit,
 Kehrete zum Herrn mit raschem Schritt;
 Sire! rief er, nehmt dies Unterpfind
 Als Zeichen, daß von diesem Land
 Ihr in Besitz euch habt gesetzt;
 Euch ist es unbezweifelt jezt.

Das Solothurner Chorherrenstift Schönenwerth, an der Aare

zunächst Aarau, wurde unter dem austrasischen König Carlman an den Straßburger Bischof Remy nach austrasischem Investiturbrauche mittelst eines Beimeßers (kurzes Schwert) vergabt. Remy machte damit den Brüdern Radpert eine Scheinabtretung, erhielt es von diesen sogleich wieder zurückgestellt und zwar, zum Zeichen eines förmlichen und gänzlichen Rechtsverzichtes, mittelst des Strohhalmes. Bridel, Kleine Fußreis. durch d. Schweiz 2, 108. Jungfrauen, die sich dem Himmel verlobten, warfen den Halm. Schon dem Kelten war das Stroh heilig; Brich das Stroh mit ihm, sagt heute noch der englische Kelte dem, welchem er rathen will, die Verbindung mit einem andern abzubrechen. Das litthauische Sprichwort, Steh in den Zwischenraum deine Aehre, bedeutet: steh mir bei, gib dein Scherflein auch dazu. Schleicher, Litthau. Märchen, 188. Vergönne mir von deinem Stroh, hieß die oberdeutsche Vertragsformel. Davon erzählt eine Zeugenabklärung in Baselland v. J. 1460; sie berichtet, wie Graf Ott von Farnsburg einst zu Prattelen unter der Linde das Gerichtsgestühle habe aufstellen lassen, um mit dem Basler Ritter von Ramstein den Zweikampf zu halten. Inzwischen sei Junfer Gößmann von Eptingen auf dem Plage erschienen, dem hier die hohen Gerichte innerhalb des Etters zu Prattelen zugehörten, und habe verlangt, Graf Ott möge hier nichts Gerichtliches vornehmen, sonst würden die Leute glauben, der Eptinger Rechte seien hier erloschen. Darauf erwiderte Graf Ott: Das wäre mir leid! So gönne mir doch, von deinem Stroh zu laufen (d. h. gewähre mir hier ein „gekauft“, außerordentliches Gericht), und alsdann will ich außerhalb deines Dorsetters stühlen. Lenggenhager, Schlösser in Baselland, 270. Mit Ueberreichung eines Strohhalmes huldigen die Amtmänner von Bendorf (mittelrhein. Dorf bei Koblenz) ihrem Landesherrn und werden mit Darreichung eines andern Halmes vom Obergerichter wieder neu in ihre Aemter eingesetzt. So geschah's noch i. J. 1787. Bibra, Journal v. u. f. Deutschl. 1787, II. 19. Gewährte der Strohalm gerichtlichen Schutz und machte er zugleich rechtsverbindlich, so kann ihm die nächste Folgerung auch eine geheimnißvolle Kraft beilegen, die alles

gewöhnliche Maß überschreitet. Der Alpgeist, der in die Sennhütte eindringen will, schiebt dem da übernachtenden Jäger einen Strohhalbm durch ein Astloch herein und spricht: Häng deinen großen Hund an mit diesem Strohhalbm! Zingerle, Tirol. Sag. und Märch. no. 288. In den Aargau. Sag. no. 287 wiederholt sich die Erzählung, wie ein Knabe, im Spiel mit seines Gleichen, sich an einem Strohhalbm erhängt. In der bairisch. Oberpfalz ist's Schnitterbrauch, drei Halme mit den Aehren um den Leib zu winden, um sich dadurch gegen Verwundung mit der Sichel zu schützen. Will man ebendorten Jungvieh zum Zug gewöhnen, so legt man ihm drei Strohhalme unters Joch, für das Handvieh aus des Mannes Ehebetts genommen, für das Nebenvieh von des Weibes Lagerseite. Bavaria II., 299, 301. Alljährlich am Abende vor Weihnachten umwickelt man die Gartenbäume mit dem Rüssen, einem aus Widstroh besonders geflochtenen Garbenband, das sie alsdann für kommenden Sommer um so härter machen soll. Die Aargau. Sag. no. 471 enthalten hierüber eine besondere Legende nebst ferneren hier einschlägigen Beziehungen, auf welche hiemit hingewiesen sein soll. Den höchsten Grad des Kopfwehes nennt der Oberpfälzer Augenschein, weil einem Hören und Sehen vergeht. Dagegen hilft, daß man das Haupt drei Tage lang vom Schetel bis unter das Kinn mit drei Halmen Roggenstroh mißt, in diese drei Knöpfe bindet und sie an einen Baum hängt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 239. Gegen Warzen und Hühneraugen schneidet man einen Kornhalbm in gleicher Länge des leidenden Gelenkes ab, stupft damit dreimal mit jedem Theil stark in die Haut und vergräbt ihn auf der Schorstätte. Brugger handschriftl. Receptierbüchlein. — Kornhalme ins Kreuz gelegt, stillen das Nasenbluten. War dem Halm eine rechtskräftige Verwendung gegeben und eine festigende, verbindlich machende Beziehung beigelegt, so mußte seine Schutzkraft ebenfalls, bald gegen Körperleiden, bald gegen Zauberei anwendbar scheinen. Unter den auf dem Concil zu Leptinā im Hennegau i. J. 743 verurtheilten dreißig Heidenbräuchen heißt der neunzehnte: Von dem Strohbündel. Das gemeine Volk übt heute den schon da-

malß verrufenen Brauch mit dem *galium verum*, welches u. z. Frauen = Bettstroh und St. Marienbündel genannt wird. „Daraus wird auch bereitet der Trunk, um der kfindenden Frau Nachwehen zu heilen.“ Brugger handschriftl. Receptierbüchlein. Der Senne braucht die Pflanze auch als Lab beim Käsen. Der verbreitetste Aberglaube, überall sich wiederholend, nimmt an, Alp, Trut und Hexe kämen in Gestalt einer Kornähre, eines Strohhalmes zum Schlafenden ins Bette. Der Schuster- gefelle wirft einen solchen Halm Nachts zum Fenster hinaus, des Morgens darauf hat die Nachbarin den Hals gebrochen (Panzer, Bair. Sag. 2, no. 269). Der Schmiedegeselle spannt den Bett-Halm sogleich in den Ambos und zerhämmt ihn finsterlings, des Morgens liegt die Meisterfrau todtgeschlagen in der Werkstatt. Der Mann zu Balzers stört mit ihm im brennenden Lichtdocht herum, des andern Tages hat sich die Nachbarsfrau die Finger verbrannt. Bonbun, Beitr. zur Myth. 1862, 82. Das Sprichwort, über einen Strohhalme stolpern, erhält dadurch seinen ursprünglichen Sinn wieder; denn wer dem Blendwerke des Zauberers nicht gewachsen ist, der glaubt in jedem Stroh- halm, den des Zauberers Hahn vor allen Zuschauern im Schna- bel davon trägt, einen gewaltigen Balken zu erblicken. Solches Blendwerk ist daher Sache des Teufels. Es läßt sich der Sa- tan statt seines zum Tode verurtheilten Anbeters aufhängen; allein dann sieht man am Stricke nur ein Bünd Stroh hängen. Bernalden, Oesterreich. Myth. pag. 381. Seiferts Hildes- heimer Sagen erzählen, wie man einen Werwolf hängt und statt seiner nur eine Gerstenbuse droben am Galgen erblickt. Statt des fahrenden Schülers hat man zu Terlan, statt des Bürgermeisters einst zu Ansbach eine Garbe Stroh gehangen. Zingerle, Tirol. Sag. u. Märch. no. 579. Aargau. Sag. 2, pag. 279.

Das allgemeinste Pfandzeichen ist der an einer Stange aufgesteckte Strohwiß; wisa, das um Stange und Ast Gewun- dene, wird er schon im Langobardischen und im Baiwarischen Volksrechte genannt; vgl. Dsenbrüggen, Langobard. Strafrecht, 138. Grimmigste Schande für ein Mädchen ist es, wenn ihr

die Dorfknabenschaft über Nacht einen Strohmann auf's Hausdach setzt. Er ist eine poetische Figur aus der sonst so prosaischen Sprache der Landwirthschaft, ein Tropus, der besagt, ein im Banne der Jungfräulichkeit liegendes Mädchen habe einem Unberechtigten das Wegrecht eingeräumt, wie man durch freverisches Ausreißen der Pfandzeichen abgesperrte Grundstücke zugänglich macht. Ein solcher Mißtritt eines Mädchens setzt ihre temporäre Ausschließung unter ihres Gleichen mit Recht voraus. Ganz aus demselben Grunde streut man der nicht mehr jungfräulichen Braut Häckerling vor die Thüre; sie hat den heiligen Halm der Stipulation eigenmächtig vor der Zeit gebrochen. Die altrömische Priesterkrone war ein Aehrenkranz, die *corona spicea*; Donars Gemahlin, die Herdgöttin Sif, ist berühmt durch ihr in Aehrenschimmer erglänzendes Goldhaar, das gleiche trägt auch die jungfräuliche Mutter Gottes. Ihr berühmtes Wallfahrtsbild zu Bogen, am linken Donauufer bei Straubing, trägt lange goldgelbe Haare, einen rothen, mit Weizenähren durchwirkten Mantel und läßt unter dem Herzen eine strahlenumgebene Oeffnung des Leibes sehen, in welcher das aufrecht stehende Jesuskind die Vorstellung des gesegneten Leibes gewährt. Bavaria I. Abtheil. 2, 1000. —

5. Dach und Fach.

Die Scheune.

Die primitivsten Zustände, wenn sie auch die ärmlichsten heißen, sind für unsere sittengeschichtlichen Beschreibungen die redendsten; wir stellen daher hier die verachtete Strohütte wieder voran, um in ihren wenigen Einrichtungen schon jene ersten Spuren von Bräuchen und Rechtsatzungen herauszufinden, unter deren Fortdauer auch das Bauernhaus Form und Stil, Wohnlichkeit und Anmuth gewonnen hat.

Ein Strohdach, das mit seinen vier Seiten steil abfällt, mit dem hintern und vordern Schild bis in die Erde hinein-

reicht, statt des Kamins vier Tagelöcher hat, welche die Stelle des Rauchfangs vertreten; in dessen Mitte sich ein gewaltiger Mastbaum erhebt, die Stüd, bis an die First emporreichend — ein solches weist noch ganz deutlich auf die Form des Nomadenzeltes zurück, das gleichfalls die eigene Wand zum Fundamente, die Zeltstange zum Giebel und die Zeltthüre zum Rauchfang nimmt. Und wie der Nomade den höchsten Werth auf den Viehstand legt, mit seinen Thieren sein Obdach theilt; so ist auch hier Haus, Scheune und Stall noch unter demselben Dache, erst der Ackerbau sondert es für Wohnung, Viehzucht und eingeheimste Frucht in drei Theile. Tacitus zeichnet also die Wohnungsweise des Germanen, der zwischen seinem Vieh auf demselben Boden und Einer Streu zusammenliege, sicherlich nicht zu grell, nur bedarf es eben auch hier wieder der selbstgewonnenen Anschauung, um des Römers Schilderung richtig zu fassen. Setzt noch kann der Reisende Augenzeuge sein, wie der begüterte und weit gereiste Kaufmann oder Hofbauer der deutschredenden piemontesischen Thalschaft von Gressoney in einem und demselben Gemache mit seinen Heimkühen wohnlich zusammen lebt. Nachdem die Heerde den Sommer auf der Alpenweide frei oder unter dem Nothdach der Heuschneen verbracht hat, wird sie mit dem Herbst in die Thalsälle herab genommen. Aber diese Ställe sind zugleich Winterwohnungen für den Menschen, mit wohleingerichtetem Stubenraum und gewaltigem Steinofen. Mitten durch die Breite des Zimmers zieht sich bis zur Höhe der Stubendecke ein geschreinerter Lattenverschlag hin, ganz von der Art jenes eingegitterten, braungetünchten Verschlags in oberdeutschen Bauern- und Wirthsstuben, „Kanzlei“ genannt, hinter welchem Hausfrau oder Wirth mit dem Schenkgeräth hantiert, wo auch die Stammgäste ihren Abendsitz nehmen. Der Fuß dieses Lattenverschlages bildet der ganzen Breite nach den Hühnerstall; unmittelbar hinter diesem, entlang der Flucht der beiden Zimmerwände, steht die Reihe der stattlichsten Alpkühe am Varen. Ihr Futter erhalten sie durch die Ledlulen oder Futterlöcher, die in die Außenwand des Hausganges münden und zur Winterszeit mit Schiebern

versehen sind. Der Name Lebluke ist im Wortstamme eines mit Augen=Lib, mit angelsächsl. hlid Thüre, schwed. led Deckel. Die Thiere stehen auf „Brüggen“, nemlich auf schiefen Stallbrißchen, die beiderseits nach der Mitte des Stalles zu gegen zwei Bodentrinnen sich abflachen, worin der Dünger durch die Hinterwand mündet. So kommt wechselweise die Stallwärme dem Menschen, die Ofenwärme den Thieren zu gut. Ein solcher Wohnraum heißt Gadem. Der Tourist, der hier ausruhend sein erstes Gespräch mit der rothrockigen Bäuerin beginnt, verwundert sich nicht wenig, in diesem reinlich hellen Gemache plötzlich durch ein neugierig drein mederndes Geislein unterbrochen, oder gar durch ein Ferkel aus dem Hintergrunde her interpellirt zu werden.

Das nach zwei Seiten steil niedergehende Strohdach deckt heute noch in den meisten Sennhütten einen bloß ebenerdigem Wohnraum, einen Kiegelbau, dessen Wandung Strickwerk mit Lehmverwurf, und dessen Inneres bis zum Dachbalken hinauf hohl ist. Das Herdfeuer, freibrennend und den Rauch bis ins Dach emportreibend, giebt dem obersten Gebälke den Namen Feuerdiele, Feuerbühne, Rußdiele. In jenem Verkommniß der Waldstätte v. J. 1376, das man den Pfaffenbrief nennt, wird mit dem Ausdruck husröcke die Familie bezeichnet, welche eignen Rauch hat, eignen Herdes ist, und auch jezt noch pflegt man jenes Zwedessen, das man nach dem Einzug ins neue Haus den Nachbarn giebt, die Husräucki zu nennen. Dies sind Zeugnisse, wie lange das Haus ohne Kamin und das Innere ohne Dachkammerraum gewesen ist. Daß der Blick von unten direkt bis zur First emporreichte, besagen die Stichbalken und Tremköpfe, auf denen das Dach ruht, sie heißen Himmel; ahd. himil ist coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und die Decke des Hauses; die Diele selbst heißt noch Himlezzgi, gleichwie der über dem Bette schwebende Holzschild an der Stubendecke der Betthimmel ist. An diesen Stichbalken sitzt der Fleischgalgen, eine sieben Fuß lange Stange, an welcher horizontale Aeste mit Hakenenden emporlaufen, an die man den Fleischvorrath hängt, den man beim Mangel eines Rauchfanges

im Dachrauche trocknen läßt. Ein ähnliches Zeugniß für die Beschaffenheit des ältesten Wohnraumes giebt die Hochstuf. Ihr Name bezeichnet das aufgerichtet Stehende und leitet vom Präteritum stöth ab. Sie reicht bis zur First empor und trennt heute das Wohnhaus von der anstoßenden Scheunenwand. Ihr ehemaliger Standplatz war aber nicht die Seite, sondern die Mitte des Hauses, und selbst noch jetzt ist sie, als wäre sie dem Auge der Hausbewohner wie vormals sichtbar, mit Schnitzwerk verziert. Sie trägt z. B. in einem Strohhause des Friedthaler Dorfes Zeiningen die Jahreszahl 1580. Das Alemannische Gesetz knüpft die Erbfähigkeit des Neugeborenen an die Bedingung, daß er die Augen geöffnet, den Firstbalken des Hauses erblickt und die vier Wände beschrieben habe: wen daz kint geporen wirt und den firstbôm gesehen mag, sagt die Dorföffnung von Zürcher-Dürnten. Schauberg, Beitr. 3, 196. Dasselbe wird in der Bilderhandschrift des Schwabenspiegels damit ausgedrückt, daß in der Höhe der vier Hauswinkel vier lauschende Ohren angelegt sind.

Schräg vom Firstbaum laufen über beide Dachseiten die Risen hinab, die Dachbalken, auf welche die Latten genagelt werden mit dem Rechen, Leist und der Bogeldiele, wo man die Hauschwalben brüten läßt. Auf diese vorspringende Sparrenreihe der Risen wird in späterer Zeit die Heiligung des innern Hausraumes übertragen; sie hat den freien Raum rings ums Haus, soweit sie ihn überdeckt, mit gesetzlicher Vollmacht zu schirmen und bestimmt Hausrecht und Hausgrenze rechtskräftig. Unter ihr werden gültige Zeugschaften abgelegt. Ueber Testaments- und Vermächtniß-Errichtungen bestimmt das Amtsrecht der Aargauischen Freienämter, aufgesetzt i. J. 1595 durch den Landvogt Kaspar Ründig von Luzern, folgendes:

Ob eine Person krank oder so unvermögenlich wër vnd an die Gerichtstatt nit gan möcht, berüest ein Underuogt ein Gericht vß sinem huß, vnd wenn sie für die Tachtröff on stecken, füren vnd heben gat, daselbst abgehörter maßen ihr Gmächht vnd letzten Willen eröffnet vnd bestättigen laßt, darnach on

steden, füren und heben widerumb inhin gat, solt guet kraft und macht haben. —

So lange das Haus noch als gestreiter Ort galt, war jedes Vergehen, das sich ein Fremder unter dem ruhigen Rasen erlaubte, mit doppelter Buße belegt, von fünf bis zu zwölf Pfund Pfenninge.

Diese in fast allen schweizerdeutschen Rechtsquellen vorkommende Sagung (vgl. Segeffer, Lucerner Rechtsgesch. 2, 677, über das Herrschaftsrecht von Tagmarfellen, und Bluntschli, Zürich. Rechtsgesch., über die Öffnung von Wipfingen 1, 241) lehrt, daß der Hausfrieden auf dem bewohnten Hause ruht und dieses unter der von Rauch und Ruß geschwärzten Dachsparre gedacht ist. Die Öffnung von Wettenschwil v. J. 1468 büßt den Frevler mit jedem einzelnen der Rasen, den er unter fremdem Dache weiter überschreitet, je um dreimal neun Schilling. Grimm, Weisthümer 1, 39. „Welcher den Andern us sinem ruwfigen rawsen freffentlich fordert und ladet, soll für jeden rawsen (um den er vorwärts schreitet) buß zahlen fünf Pfundt.“ Dorfrecht von Bilmergen v. J. 1606, Abschrift durch Schulmeister Beyli von Bilmergen, 1859. Das außerordentlich hohe Alter dieser Bestimmung ergibt sich aus ihrem Vorkommen in der Lex Burgundionum XXVII, 1, wo es heißt, wer in frevlerischer Absicht den Hauszaun durchbricht, wird nach der Zahl der von ihm durchbrochenen Pfähle bestraft. Ja selbst in den angelsächsl. Gesetzen von Wales (Ancient laws and institutes of Wales, Ausgabe von 1841. 1, 577) wird dasselbe frevelnde Ueberschreiten der „rafter“ dem Könige mit 20 Pence gebüßt.

Noch starren unter der Dachtraufe die verschiedenen Scheuchbilder, die den heimlich oder nächtlich anschleichenden Feind zauberisch zurück zu schrecken haben: Im Dorfe Leuf (Oberwallis) sind's ausgestopfte Wölfe, denen das Stroh aus dem Rachen hängt; im Bernerdorfe Gerlafingen Hechtköpfe mit weit aufgesperrtem Rachen; (vgl. Aargau. Sag. 1, pag. 11 und no. 164). Davon trägt seinen Namen das bair. Kloster Thierhaupten am

Sech, seit 955 erbaut; und seit 1428 das baier. bei Niedenburg liegende Augustinerkloster Schamhaupt, ein Name, der ein verlarvtes oder Schemenhaupt bedeutet. Statt ihrer nagelt man jetzt Weihe, Eulen und Fledermäuse mit ausgebreiteten Schwingen an's Scheunenthor und glaubt, Viehseuchen und Blitzschlag damit abzuwehren. Die Dachtraufe kann von verfolgenden Irrlichtern, bösen Geistern nicht überschritten werden, sie bricht den Zauber; so erzählen die Aargau. Sagen 2, pag. 151, und die Naturmythen, pag. 155. Der sein Schicksal Erforschende gräbt in der Charfreitags Mitternacht hier den Boden auf; findet er Kohlen, so glaubt er ein Jahr lang seines Glückes sicher zu sein. Auch der Schiffer in seinem Fahrzeug bedarf desselben sichernden Rechtes; daher genießt im Hofrechte von Schwyzerisch Wangen (Kothing, Schwyzer Rechtsquellen 365) das Schiff des obrigkeitlichen Fehren, sei dasselbe ein Weibling, Rauen oder ein Lannen, jenes gleichen Hausrechtes: „Wer och, daz ieman den andern dem feren in sinen schiffen beschalchett, der solß dem feren hüoßen als vnder sinem ruoßigen rasen.“

Das über Stall und Futtertenne weit vorspringende Hausdach gewährt einen Vorraum im Freien, der im allgemeinen der Aeren (area Vorplatz), und wenn er obenher eingebrettert ist, die Bqrühne heißt. Man übermalt diese mit Blumenarabesken und geometrischen Kreisen, nagelt kleine Gefimsbrettchen und alte Filzhüte dran, damit hier jene Vögel bauen können, die das Haus gegen den Blitzschlag und das Stallvieh gegen Beherung schützen, Schwalbe, Goldzeifig (Gelemägli) und Rothbrüstchen (Gademrötheli). Am Tennenthor ist in der Schwebe ein winddürrer Lannenzweig angenagelt, der sogenannte Wettermann, und dient als Barometer, je nachdem er in trockner oder feuchter Luft sich hebt oder neigt. Wer eine neue Tenne machen lassen, oder die alte neu umhacken und in kürzester Zeit wieder trocken gelegt haben will, der muß bei der Dorfjugend gut angeschrieben stehen, alsdann erfüllt sich sein Wunsch kostenlos und aufs rascheste. Er nimmt zwei Spannstricke oder Pflugzdume, bindet sie zu beiden Seiten der Ketli oder Oberdiele an, legt in die Mitte des Strickes ein Stzbrett und läßt

auskünden, daß bei ihm eine neue Schaufel errichtet sei. Nun erscheint ein paar Wochen lang hier Alt und Jung: an Sonntagen Jungfrauen und Frauen, der Bursche und sein Schatz, an Werktagen sämtliche Kinder, sobald die Schulstunde vorbei ist. Das Mädchen reitet auf dem Brettchen, ihr Knabe steht hinten mit drauf, stemmt beide Füße zum Stoße an und setzt so die Schaufel in Bewegung. Hierauf beginnt erst das eigentliche Wettschaukeln, das nach einem sonderbaren Ziele geht. Ueber den Köpfen des schaukelnden Paares liegen droben die unbefestigten Trämen der Oberte (Obertenne), aber jetzt unbeladen, ohne Garben und Heu. An diese beweglichen Trämel hängt man alle Rollen des Schlittengeschelles, alle entbehrlichen Glocken der Kühe und Geißen, daß die einzelne Latte droben bei jeder Berührung erklingt, so oft es dem Knaben gelingt, sein Mädchen bis in diese Höhe emporzuschwingen, oder ebenso dem Mädchen, schwindellos und rechtzeitig einen dieser losliegenden Prügel im Schwunge mit herab zu stoßen. Der gewinnt, wer den Andern höher schwingt und im Schwung noch mehr Latten mit herunter nehmen kann. So wird dem Bauern der frische Lehmbooden der Tenne durch die unermüdlichen Füßchen der Dorfjugend in kurzer Zeit glatt getreten und trocken gelegt.

Am Tenn- und Scheunenthor wird man vielfach und künstlich verschlungene symmetrische Figuren eingerigt oder angezöthelt finden, deren Zweck dem vorübergehenden Fremden nicht einleuchten wird. Um eine festgesetzte Zahl von Punkten ist ein Maschengewebe gezeichnet, das jeden einzelnen Punkt besonders einschließt und in seinen eigenen Anfang zurückläuft, so daß ein Zweifel obdwebt, wo dieses Geschlänge begonnen oder wo geendigt worden ist. Dieses Maschengewebe heißt Zweifelstrid. So nennt auch das Volk in Schwaben die drei in einander geschlungenen Steinwulsten von bregelartiger Form an dem Thurm der Johannisikirche zu Gmünd den Zweifelstrid (Schönhuth, die Burgen Württembergs 1, 159). In der Schweiz ist die Zwysle der Name des Krampfes und der Kolik (Stalder 2, 486). Der Tiroler nennt die Erbbücher, die ihm magisch wir-

tende Mittel angeben, Zweifelbücher. Ihr Name drückt ihm den Gegensatz aus, in welchem aller Zauber steht gegen die von Gott gebotene naturgemäße Ordnung der Dinge. Also dient der Zweifelsstrick gegen bösen Schaden, er hält Hexen, Geister und Krankheiten ab. Es leuchtet ein, wie in Namen und Gestalt dieser Figuren ein wirklicher Strick vorausgesetzt ist, mit welchem der zu Bannende wirklich verstrickt und gebunden wird; und so redet denn auch die übliche Bannformel direkt vom magischen Binden des flüchtigen Diebes, oder die Volksmedizin vom freien Verband, insofern nicht bloß die Wunde, sondern besonders das Werkzeug, womit sie geschlagen worden ist, so gleich nach dem Schaden symbolisch verbunden werden muß. Seifart, Hilbesheim. Sag. 2, pag. 174. Die Ibsi im Merseburger Zaubersprüche scheinen gleichfalls nicht anders zu verfahren. Diese weisen Weiber von göttlicher Begabung erlebten einen ihrer Krieger aus Feindesfesseln dadurch, daß sie aus Weidenruthen einen magischen Haft knüpfen und unter Zaubersprüchen alsbald wieder entknüpfen. Alle Beschwörung läuft mithin auf ein gleichzeitig vorgenommenes Binden und Lösen hinaus.

Folgerichtig muß unter dem gesetzlichen Schutze, den die Dachtraufe gewährt, auch die mitbeschränkte Haus- und Stallschwelle mit eingeschlossen sein. Alles Ungerade, das dem Bewohner oder seinem Stallthiere zustoßen könnte, wendet man dadurch ab, daß man durch einen Wunderdoktor oder Kapuziner ein Loch in die Schwelle bohren, Geweihtes hineinstecken und es in den heiligen drei Namen verzapfen läßt. Es genügt aber auch das bloße Zeichen des Pentagramms, Alpkreuz genannt, oder ein in Kreuzform gelegter Strohhalbm. Weil der Dieb sein gestohlenen Gut unter die Schwelle vergräbt, sicher überzeugt, daß man diese nicht aufbrechen dürfe, so entsteht der Glaube, unter den Schwellen ruhen Schätze, die von Geistern gehütet werden. Ein solches Hörtörchen statt vieler möge hier den Abschnitt schließen. Der alte Bauer Isak im Mühlethal bei Zofingen ansäßig, den man traulich Herdöpfelisaß (= Isak) nannte, sah einst am Antritt der Hausthüre einen Unbekannten

stehen und fuhr den vermeintlichen Strolch hart an: Was wittest? Gang furt i's Lüfels Ramme! Der Angefluchte verschwand, kam aber wiederholt und sprach das drittemal: Ich bitte, jag mich nicht fort, sondern jag mir die drei Höchsten Namen, dann bin ich erlöst und du kannst unter deiner Schwelle Geld finden. Ist that so, der Mann verschwand unter großem Saufen, das Geld fand sich vor.

6. Küche, Keller und Wohnstube.

Küche und Keller sind sprachlich ein unzertrennliches Paar, wie in der Ehe Mann und Weib, Sohn und Tochter. Häschen im Keller ist der noch ungeborne Sohn, Gretel in der Küche die noch ungeborne Tochter. Die Theile des Hauses erscheinen wie Gliedmaße des menschlichen Leibes, oder wie Glieder der Familie. Der Keller des Bauernhauses ist nicht gewölbt, sondern niedrig, in die Erde gegraben und hat einen lehmgestampften Wickelboden. Die Fallthüre, die vom Ausgang in ihn führt, heißt Kellerschlag. Sein alter Name ist tunc, d. h. unterirdischer Webkeller. Als solchen, der bei den Germanen und zur Winterwohnung gebraucht wurde, erwähnt ihn schon Plinius. Allenthalben hat man die Ueberreste alter trichterförmiger Gruben entdeckt und untersucht, die man mit Grund für die Keller des ursprünglichen Rundhauses hält. Um ihren Innenrand läuft ein Absatz, auf welchem der Bretterboden des Unterbaues aufsaß; die Wände sind fest, wie geschlagener Thon, der Grund stets trocken, in der Tiefe finden sich die Gegenstände des höheren Alterthums: Urnenscherben, Kohlen, Knochen, Austerschalen. Sie kommen gewöhnlich paarweise, zuweilen aber in Gruppen bis auf einige Hundert vor, so daß sie an das Einzelhaus in der Einöde und an ganze Dorfgassen erinnern. In Graubünden hat sie H. Schreiber (Taschenb. v. S. 1844) zuweilen von 116 Schritt Umfang und von 40 Fuß Tiefe bemerkt; auf dem Elm im Braunschweigischen zeigen sie gegen

300 Fuß Umfang. Sie sind in Frankreich allgemein unter dem Namen der Marbellen bekannt, in England sind sie nicht minder zahlreich und heißen Pennpits, Pitsteads. Bei den Syrjänen heißt Grube und Haus gort (Kruze, Esthnische Urgesch. 1846, 108), also ebenso wie indogermanisch gart Wagen und Haus ist. W. Wackernagel (Haupt, Ztschr. 7, 128) sieht daher in ihnen jenen von Plinius H. N. 19, 1 erwähnten unterirdischen Arbeitsraum des germanischen Wohnhauses, der in seinem Unterraum als Korngrube, im Oberraum als Webkeller diente und sein Licht durch Kellerlöcher empfing, die man zur Abwehr der Winterkälte mit Dünger eindeckte. Daher hieß im ehemaligen Augsburg der Webkeller die Tünke mit den Weberdunkfenstern, wie noch das Insekt Kellerefel auch Dunkesefel heißt. Birlinger, Schwäb. Wörtl. 127. Schmeller Wörtl. 1, 385. So geringfügig diese bloße Erdhöhle ist, so hat sie doch ihren eignen Ortsgeist, die Kellerkröte und die Hauschlange. Die Kellerkröte, sonst vorzugsweise Mühle genannt, heißt hier zu Lande der Nahrungshund. Man füttert sie mit dem täglichen Abraum der Melkkübel, darüber bekommt sie den Umfang einer Süßwasserschildekröte oder, wie der übertreibende Aberglaube behauptet, eines Kartoffelforbes. Der Hauschlangen sind immer je zwei, ein Männchen und Weibchen. Die eine kommt nicht eher zum Vorschein, als bis die Hausmutter sterben soll; die andre zeigt sich erst beim Tode des Hausherrn, alsdann erleidet sie gleichfalls den Tod. Das Wohnhaus aber bleibt dann gleichwohl nicht ohne seine Kellerschlange, vorausgesetzt, daß die Eheleute einen Erben hinterlassen haben. Zu diesem Kinde legt sich das neue Schlänglein gern in die Wiege, kommt herbei, wenn man jenes stillt, lebt mit ihm und behütet es im Essen, Trinken und Spielen; sie ist sein Gefolgsgeist, des Kindes Fylgja. Tödtet ein mit der Sache Unvertrauter das Thier, so magert das Kind ab und stirbt. Auch im Kuhstall erscheint sie gerne; wer sie da vertreibt, erschlägt seine eigene Kuh. Hierüber sind die Erzählungen in den Naturmythen v. S. 193 an weiter zu vergleichen, da ich mich nicht selbst abschreiben mag. Im Dorfe Döttingen an der Aare erschien die

Schlange jedesmal, wenn die Mutter dem Kinde Milch gab. Das Kind wuchs zum Mann heran; als Greis erzählte er einmal den Enkeln sein früheres Zusammenleben mit der seitdem verschwundenen Hauschlange; da plötzlich zeigte sich das Thier wieder, und er verschied. Das Sennenkind auf der Scheidebühl schlägt die Schlange, die mit ihm aus der gleichen Schüssel Milchsuppe ißt, mit dem Löffel auf den Kopf: La g'seh, frissist doch Brot, wenn du Mammi suißist? So ist für die Vorstellung des Dorfkinde selbst der finstre Hauskeller nicht ohne allgegenwärtige Geister. Das Stadtkind dagegen erwiderte auf die bekannte Katechismusfrage, ob der allgegenwärtige Gott auch im Kartoffelkeller sei: O nein, da hätten ihn unsre Kellerratten schon längst gefressen! Bündiger läßt sich der Unterschied zwischen Stadt und Land kaum ausdrücken.

Weitaus mehr ist von der Küche zu sagen, denn ihr Mittelpunkt ist der bei allen Völkern geheiligte Herd, der Mittelpunkt des Hauses. Die Küche ist das vorderste, ursprünglich auch das einzige Wohngemach des Hauses. Direct durch die Hausthüre und über eine auffallend hohe Holzschwelle, Selle genannt, betritt man ihren uneben gestampften Lehm Boden. Diese Selle ist eins mit dem Grundbalken des Hauses, ihre Höhe dient dazu, die Feuchtigkeit des Bodens und der Dachtraufe abzuhalten. Mag die Küche noch so geräumig sein, sie ist doch finster, oft noch fensterlos, nur erhellt durch das stets fortglimmende Herdfeuer, oder durch das Licht eines in der Wand steckenden Kienspanes, Spältling genannt. Da die Einrichtung des Hauses oft mehrere Menschenalter unverändert bleibt, so ist der Hausrath hier bald überzählt. Tisch und Bank mit dem Wasserzüber, ein paar hölzerne Borden und ein Messingschöpflöffel an der Kellenhenti; das Küchengänterli, ein thürenloses Wandchränken mit den täglich zweimal gebrauchten Milchbeden; ein Stück Drahtpanzer, Harnischplatz genannt, womit man Pfannen und Kessel fegt; Röchleinspiz und Röchleintrichter, die beiden Hauptwerkzeuge bei jedem Familienfeste, um Röchleinteig ins Schmalz zu gießen und gebacken heraus zu spießen — das ist so ziemlich Alles, was sich hier vorfindet.

Ueber der großen Steinplatte des Herdes hängt der Eisenkessel, entweder an der Kette des Kesselhafens (Häle), oder am Arme eines noch ursprünglicheren Drehballens. Fehlt der alterthümliche Kessel, so hat der Herd zwei Kochlöcher für die beiden Pfannen; diese hängen sonst mit ihrem Stiel über dem Herde in den Falzen des Innenrandes der Hurde oder des Rauchmantels, der die Stelle des Schlothes vertritt. Unabgeleitet und alle Wände schwärzend steigt der Rauch in dieses mit Lehm gefütterte und in Eisenhafen hängende Ruthengeflechte empor, dörrt hier die etlichen Speckseiten und qualmt aus diesem Sammler hinweg zur offen stehenden Ruchenthüre hinaus, oder durch frei gelassene Rauchlöcher ins Strohdach hinaus. Nebenan liegen irgendwo die Osterscheiter, die den noch ungebrauchten Blisableiter zu ersetzen haben. Den Blisableiter, urtheilt der Bauer, haben die gottesläugnerischen Franzosen erfunden, um damit unserm Herrgott die Augen auszustechen. Wenn alljährlich der katholische Priester am Charfreitag das hl. Feuer frisch am Kirchhofe entzündet, spannt sich der Knabe an ein Scheitchen Buchenholz, schleppt es zum Osterfeuer, läßt es drinnen anfohlen und bringt es am Stricke wieder heimgezogen. Bei drohenden Gewittern wird dann dies Scheit an das Herdfeuer gelegt, nicht in dasselbe. Aber ehe das neue Scheitchen ins Haus kommt, muß vorher am Charfreitage alljährlich die Ruchküche frisch ausgeweißt werden, ein Geschäft, das einzig und allein der Bauernfrau zugehört. In manchen Häusern, namentlich in solchen Höfen und Mühlen, die ein Lehen sind, darf die Küche auch jetzt noch nicht verlegt werden, mag ihre Lage für die jetzige Hauswirthschaft auch noch so unbequem sein; auch der Herd soll nicht verlegt werden, denn oft steht er gerade auf der Grenze und ist die Marke selbst. Man hat geschichtliche Fälle hiefür.

Als 1516 das Wirthshaus zum Löwen in Schwyz verkauft und darauf die Küche darin verlegt wird, verfügt deshalb das Landbuch von Schwyz: das man die kuchen wider legen soll uff die mitty in das huß, da sy vorhin auch gestanden." Ro-

thing, Landbuch, pag. 247. Schloß Kessikon, eine Stunde von Frauenfeld in der Pfarre Gachnang, lag auf der Marke der hier zusammenstoßenden Grafschaften Thurgau und Kyburg, und zwar so, daß der beide Gebiete scheidende Markstein gerade in der Schloßküche gesetzt ist. Käst, Helvet. Erdbeschreib. 3, 246.

Betreten wir jetzt die Stube.

Der Stubenofen nimmt gewöhnlich den fünften Theil des Wohnzimmers und ohnedies den vierten ein, wenn man die drei Bänke mitrechnet, die ihn umgeben. Das Volksrathsjel nennt ihn den Großhans in der Stube, den Hitzkäfer, den Wohlleber und Wohlwäber, von wabern, ausdünsten. Er ist aus grünen Kacheln gebaut, mit weißen Ecken und Rändern; auf älteren Ofenplatten und Kacheln findet man Heiligenbilder gemodelt, Sinnsprüche eingebrannt; so z. B. an einem Ofen in Fried:

Der heilige Vater in Rom thut klagen,
Das Volk gehorche nicht mehr in diesen Tagen;
Gott woll' ihm geben ein seliges End.
Im Jahre achtzehnhundert und zehnd.

Das Dörren im Herbst,
das Tröcknen im Winter,
das Backen im Ustig
dunkt d' Hüsfrauen lustig.

En guete Ofen ist en Capital im Hüs,
doch mit me schlechte kome Ma und Frau nit üs.

1754.

Fernere Reime solcher Art stehen gesammelt im Aargauischen Histor. Taschenbuch 1, 114. — Der daran gebaute Kustofen, ein Produkt neuzeitlicher Holznoth, hat bei Abendfrösten und Regenwetter die Stube zu wärmen und die Nothwäsche zu trocknen. Er besteht aus zwei langen hohlen Werkstücken, die in Form zweier Treppenstufen hinter einander liegend, zur Seite

des Stubenofens hingebaut sind. In ihre Doppelhöhlung hinein zieht vom Küchenherde die Hitze des Kochfeuers, da Herd und Ofen stets beisammen liegen und nur durch eine dünne, nachträglich aufgeführte Zwischenwand von einander geschieden sind. Auch diese Zwischenwand ist meist aus Hohlkacheln gebaut, steht mit den Feuerwegen des Kustofens in Verbindung und ist also in ihrer ganzen Länge eine heizbare Stubenwand. Auf den zwei Steinstufen der Ofenkunst ersteigt man den Stubenofen, um auf dessen oberster Plattform der Länge nach hingestreckt auszuruhen. Von hier bis zur Diele reicht ein kurzes Gefälle mit beweglichen Vorhängelein; bald trocknet man daran die durchnässten Kleider, bald schläft man hinter diesen heimlichen Gardinen; daher des Ofens Lob im Volksrathsel:

Außen grün und innen schwarz;

Sommers kühl und Winters warm.

Unmittelbar darüber in der Diele liegt die Fallthüre, durch die man in die Kammer und in die Oeserkammer steigt; in der einen übernachten die größeren Knaben, in der andern, wohlverschlossen vor den Zungen, steht der Schnitztroß mit dem Dürrobst. Das Wort Ofen ist die älteste germanische Benennung für den Herd selbst. Gothisch *auhns*, althochd. *ovan* ist hervor gegangen aus der älteren Form *uknas* und entspricht dem vedischen *ācan* steinern, *acmanta* Steinherd. Ruhn, Zeitschr. f. Sprachforsch. 5, 135. Galt im Alterthum der Herd zugleich als Altar, so stand damit auch die Küche im Rang des Tempels, die Hausfrau in dem der opfernden Priesterin. So standen einst die Bildnisse der Hausgötter wirklich auf dem Herde, wie jetzt das Feuerzeug in Form von Schnitzfigürchen und Hampelmännchen auf dem Gesimse unsrer Kamine; so wurden hier nachweisbar einst den höheren Elementargottheiten, dem Donar und seiner Gemahlin Sif, Speiseopfer dargebracht, wie jetzt noch hie und da das Landvolk in Tirol und in der Oberpfalz die Elemente füttert, oder im Hennebergischen den Feuer Gott Lichterlû und Lânerlû beruft. Frommann, Mundarten 3, 401. Am Christabend füttert die Bevölkerung um

Salzburg die vier Elemente und wirft dabei Speise auch ins Feuer. Dieses hat sein Futter am längsten bekommen, so daß noch seit Menschengedenken die Weiber am heil. Abend beim Kochen des Nachteßens einen Kochlöffel voll ins Herdfeuer geschüttet haben. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 3, 335. Beim Ofen zu loßen und das Schicksal zu erfragen, ist bekanntlich noch ein Brauch heiratslustiger Dienstmägde am Andreastage, vor ihm zu knien, ihn anzubeten, ihn um einen Ehemann zu bitten, ist eine Strafaufgabe in Gesellschaftsspielen. Aber was jetzt zum Spielschertz oder persönlichen Aberglauben dient, bestand bei unsern Ahnen mit religiösem Ernste, und wie lange und ernst haben die Concillienbeschlüsse seit Bonifacius bis auf den Henghammer dagegen zu eifern gehabt! Unglückliche und Verfolgte wenden sich zum Ofen; klagen ihm ihr Leid, enthüllen ihm das Geheimniß, das sie vor der Welt nicht sagen dürfen. Die ganze Geschichte der Züricher-, der Luzerner- und der Sänerländischen Mordnächte stützt sich auf diesen Cultus. Unselige Geister und Verwünschte verlangen hinter den Ofen ihrer Wohnung zurückgetragen zu werden. Auf dem Herde darf weder ein Thier mißhandelt, noch getödtet werden. Die reinigende Kraft des Feuelements mußte der Vorzeit eben so heilig sein, wie unser Herz noch immer glüht, unsre Vaterlandsliebe flammt, unsere Rache auflodert. „Das Feuer erst schafft das Heim, es ist dessen Gottheit, das Symbol der Liebe;“ so sagt der Afrikareisende Werner Munzinger, nachdem er von den Nachtfenern der Neger, an Erfahrung und an Heimatsliebe bereichert, zu uns zurück gelehrt ist. Das Feuer hat heilende und entfühnende Kraft. Der Lehrsatz, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer, war unsern Ahnen lange vor Hippocrates begreiflich, denn ihnen war der Gott der Herdflamme zugleich der Gott der Geburtshilfe und der Heilkunst. Die Göttin, welche erfunden hatte, das Getraide durch Rösten esbar zu machen und zu Brod auszubacken, war zugleich unsre Mütter- und Kindheitsgöttin, ihr war der Menschenleib als die Geburtsstätte überwiesen. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte 36, 70 von

Ortisia, der Königin Tanaquil Etruria, die in der Asche des Ofens sitzend, schwanger geworden; so wurde Servius Tullius geboren, der Nachfolger im Reiche. Wen gemahnt dies nicht an unsern Märchennamen Aschenbrödel? Der Ofen steht nur noch auf drei Beinen; der Ofen knackt, er will einfallen, bezeichnet uns die nahe Niederkunft der Hausfrau; drei Kinder aus Einem Ofen heißen sprichwörtlich die Kinder Einer Mutter. Ofenguck's heißt sowohl das Letztgeborne als auch jenes große Milchbrod, das bei der Backete zu Weihnachten zuvorderst in den Ofen gesetzt wird, „so daß es da beinahe noch zum Ofenloch heraus guckt.“ Ein kleines Kind schwingt man auf dem Arme spielend gegen den Ofen, als wollte man Brod einschließen, und spricht: Schieb's in den Ofen, daß es gar wird! Unausgebacken sein oder ein Backfischchen sein, gilt von einem körperlichen Jüngling und von einem unreifen Mädchen. Ueber eine zu ungleiche Heirat und eine zu feine Bauernfrau sagt das Wendische Volkslied, bei Haupt-Schmaler 2, 123:

Solch ein neuer Ofen,
solch ein altes (vornehmes) Haus,
solch ein schönes Mädchen
backt das Brod nicht aus.

Beginnen wir jetzt die weitere Umschau in der Stube. Unter dem Stubenofen im Gitterverschlage hält die Frau sich Turteltauben, die ihr die Gliedersucht und den Karbunkel aus den Beinen vertreiben. Am äußern Pfosten der Ofenbank hängt an einem Ketten der Schuhlöffel aus Buchsholz, unter der Bank steht der Stiefelhund. Hinten in der Ofenwand liegt in einem halbmondförmigen Loch Zunderbüchse und Feuerstahl; die neumodischen Zündhölzchen stehen in dem übeln Rufe der Brandstifterei. Hier herum hat auch das Essigfäßchen seinen bleibenden Standort, den es nur einmal im Jahre verläßt, am Charfreitag. Da bringt z. B. der Bewohner der oberen Freiamter zu ganzen Dorfschaften die Essigmutter an das Bünzflüßchen getragen, wäscht sie da, legt sie zum Abtrocknen unter ei-

nen Baum und so gereinigt thut man sie daheim wieder auf ein Jahr ins Fäßchen. Ringsum an den Wänden laufen Holzbänke, oder vielmehr Truhen, deren bewegliches Sitzbrett herzförmig geschnittene Luftlöcher hat. An Spinnabenden hat man hier hinein ehemals den Kunkelstod gesteckt, bevor das Spinnrad erfunden war; und der Bauer im Jura behauptet, für die kleinen Erdmännchen seien diese Löchlein gemacht worden, so lange sie vormals noch fleißig zur Rodenstube zu kommen pflegten. Auf diesen Bänken nimmt an manchem Abend die ganze Nachbarschaft Platz. Da schnarcht bereits der arbeitsmüde Bube, aber die Schwester weckt ihn, indem sie ihm eines mit der Mehlbürste aufmischt: „Gang i's Bett, bruch'sch hinnächt keine Rübe (Rüben) meh z'hoche, mer hei morn Schnitz.“ Im Winkel zwischen den beiden Effenstern steht der Eßtisch. Er ist rund, aus Eichenholz, ein Schieferstein ist ins Tischplatt eingelassen, auf dem man die Hausrechnung abmacht. Die weit gespreizten Beine hält eine künstlich gedrehte Schräge vereinigt, als Fußbank für die Eßenden. Die Tischlade kann von beiden Seiten heraus gezogen werden. Nur Gabeln und Messer liegen darin, nebst dem Laib Brod, der indeß nie anders als schon angeschnitten hinein kommen darf; ein unangeschnittener Laib deutet auf Geiz und nimmt den Segen aus dem Brode. Wer über Land muß, schneidet sich sein Stückchen Brod ab und nimmt's in der Tasche mit, dies schützt vor Bezauberung und vor Heimweh. Zuweilen sieht man in der Mitte des Tisches noch das Ehmütteli oder Erdbäpfelloch; in diese Grube werden die Kartoffel aus dem Hafen heraus angerichtet und zugleich die Knochen und Schalen überm Eßen geworfen. Unmittelbar dahinter ist an der Wand die Löffelrahme angenagelt; ein Feder zieht aus ihr seinen vorbestimmten runden Blechlöffel heraus, den Schöpfer, um ihn nach der Mahlzeit, sauber abgeleckt, wieder an den Platz zu stecken. Das niedrige Wandtischchen nebenan in der Ecke ist der Kapentisch für die ungeberdigen kleinen Kinder; die Stühlchen ohne Lehne ringsum sind der Schuhmacherlöff, das Hockerli, das Blüttschi (ein bloßes schemelartiges Blöckchen)

und die Sidele. In der Ecke hängt beim Katholiken ein geschnitztes Crucifix, mit dem Fuße auf einen Hufnagel gestellt; da hinter stecken die drei oder fünf Glücksähren vom leztjährigen Kornschnitt, drunter an seinem besonderen Henkel der Kalender (die Praktik) und das Paternoster. Beim Reformirten aber nimmt der Wandspiegel diese Ecke ein. Allein Niemand sonst schaut in ihn hinein, als die Zimmerfliegen, und er ist von den schwarzen Punkten, die sie darauf zurückgelassen, eigentlich blind gemacht. Hinter dem Spiegel steckt das Kinderschreckmittel, die Birkenruthe; sie wird alle Oftern feierlich verbrannt und durch eine grüne ersetzt. Wandbilder, Tafeln, giebt es beim Reformirten keine, wohl aber hinter Glas und Rahmen allerlei Confirmationscheine und kalligraphisch ausgefüllte Grabreime mit weißen Blumen umkränzt, ein Angedenken an früh verstorbene Kinder. Die große hölzerne Schwarzwälderuhr heißt das Zittli, und das Zithüsli ist ihr Holzkasten, in dem der Zitzlemper (Perpendikel) läuft und die Gewichtsteine hängen; in diesem Rohre könnten manchmal zwei geduldige Menschen Platz finden. Die zwei Flügelthüren des Wandschranks sind außen mit rothgrünen Phantasieblumen bemalt; ihre Innenseite enthält das mit Kreide geschriebene Tagebuch des Bauern, nebst der Wein- und Milchrechnung. Eine nischenförmige Viegerrstatt in der Ofenwand, ein altherkömmliches Lotter- oder Spannbette, ist die Gutsche; ihr Prototyp ist der offene Bettkasten, dreischläfrig und mit Heu angefüllt, wie er unter gleichem Namen noch beim Appenzeller Sennen vorkommt. Das Züricher Rathserkenntniß von 1558 (Bluntschli, Rechtsgesch. 1, 434) bestimmt: Nach des Ehemanns Tod soll der Wittwe an Hausrath erblich verbleiben: „ein aufgerüste Gutschen, das Bet, darinn sy beide gelegen, ein Gäßen (Wasserschöpfloß), ein Häll (Kessel) und etwas Kernen vf der Beillen“ (Weizen auf der Kornschütte). Der jetzige Bauer nennt seine Gutsche moderner das Ruchbettli. In den meisten Bauernstuben, auch in ärmllicheren, wird man hinter der Stubenthüre ein in Rollen laufendes Handtuch nicht vermissen (Zwäheli, Handlumpen) und unmittelbar nebenan das Handbecken; beides stammt aus der Zeit her, da es wegen

des Ermangelns der Gabeln von Island bis in die Schweiz Sitte war, mit den Fingern aus der Schüssel zu essen, und also Handwasser und Trockentuch für den Gast bereit gehalten werden mußte. Als Parzival, die Blume der höfisch gebildeten Ritterschaft, endlich die Gralsburg und dorten das Ziel seines höchsten Wunsches, den heiligen Gral selbst, aufgefunden hat, mag er doch mit allen Gralsrittern die Speisen aus Einer Schüssel heraus fignern und hat darauf nur diesen Vorzug, daß man ihm zum Abtrocknen ein gesticktes seidnes Zwähelein darreicht. Der große Dielenballen, der die Stubendecke trägt, ist der Unterzug und zwischen ihn hinein schiebt man die ganze Hausbibliothek. Sie besteht aus Gebet- und Gesangbüchern, nebst der großen Erbbibel, auf deren hinterste Seite der Vater die Constellationszeichen einschreibt, unter denen seine Kinder und Stallthiere geboren werden. Die literarische Quintessenz dieser Sammlung ist der Kalender; über Kalenderreime hinaus erstreckt sich das Reich der Dichtkunst auf dem Lande selten; so war es schon, da der höfische Hesiod seine „Tage und Tageswerke“ dichtete, da Virgil und Palladius ihren römischen Landwirthschaftskalender verfaßten, und so beherrscht noch „der Hundertjährige“ mehr als irgend ein anderes wissenschaftliches Produkt den Körper und Geist des Bauern. Neben diesen Schartelen stecken beim Katholiken die von dem letzten Palmsonntage her aufbewahrten geweihten Palmschößlinge. Droht ein Hagelwetter, so nimmt man sie aus ihrem Staube herab, taucht sie in das am Thürpfosten hängende Weihbrunnkesselfchen und sprengt in den drei höchsten Namen das Wasser unter die Dachtraufe. Ein gleicher Zweig von Palmläßchen steckt auch im Schlafgemache, gerade so wie der Schreiber dieser Zeilen es einst in dem Münchener Königsschlosse sah; da hiengen über jedem Bette der Töchter des Königs Max Joseph I. die geweihten Palmläßchen an der feinen Tapetenwand. Wetterkräftig ist auch der Name der heiligen drei Könige, der an dem betreffenden Festtage jährlich neu und mit drei Kreuzen über der Stubenthüre angekreidet wird. Oder man holt den

gedruckten Wettersegen zum Ablesen von seinem Nagel herunter über der Stubleintüre. Gegen jegliche Feuersgefahr liegt bereits in den vier Winkeln des Hauses ein Stücklein Brodes, das am leztverwichenen Agathentag kirchlich eingesegnet wurde. Auch hat man am lezten Fronleichnamstage Prozessionskränze und Altarbäumchen vors Haus gesteckt; das Laub von diesen liegt gleichfalls noch am Estrich, weil es feuerbannend ist und zugleich die Kornmäuse abhält. In der Fensterblendung hängt der Barometer; aber er heißt nach seinem Gefellen, dem Wetterhahn, auf gut deutsch der Wettervogel; daher stammt der Reim:

Der Winter ist ein Wettervogel,
Er treibt die Weiber hintern Ofen.

Da das Fenster kein Kreuzzeichen tragen kann wie die Stubenthüre, so ist es wohlgerathen, nur mit Vorsicht hinaus zu schauen. Anstatt es ganz zu öffnen, steckt man lieber den Kopf durchs enge Läuferli, ein Schalter, der seitwärts über den einen Fensterflügel weggeschoben wird. Auch so ist schon manchem Neugierigen der Kopf augenblicklich dermaßen angeschwollen, daß er ihn nicht mehr hereinbringen konnte. Denn der Teufel lauert vor jedem Fenster und was da ein und ausgeht, wird ihm unterthan. Darum soll man kein Kind zum Fenster hinausgeben, oder durchs Fenster auf die Straße hinausheben. Entweder wächst es nicht mehr oder es wird gar von der Streggelen entführt, welche die Frau des Wilden Jägers Dürst ist. Die Fensterladen sind fallende Laden, die mittelst Seilen, welche in die Stube geben, aufgezogen und durch den Schubialz herabgelaßen werden. Sie sind durchweg bunt bemalt, heraldisch geflammt und mit dem Heilandennamen IHS. geschmückt. Die Kammern haben statt der Glasfenster nur Holzladen, Beien genannt. Draußen unter dem Verdache, dem Wettermantel, liegt die Bize des fleingestralteten Holes ebenmäßig bis zum Fensterrande heran angezeichnet. Die Redensart über ein rollenüzes Weib, sie habe Hölz vor dem Fenster, ist aus dieser reinlichen Verhüllung entsprungen, welche ib-

rer blanken Fensterreihe gar schmutz zu Gesichte steht. Hier außen pflegt die Kage sich zu sonnen, bis das Kind den Käufer öffnet und seinen Tischkameraden herein läßt.

Die Thüre in die Nebenstube (Kißkammer, Nebstkammer) hat nur eine hölzerne Klinke, Kapuzinerfalle (Riegel) genannt. Hier steht das zweischläfrige Ehebett, an der Diele darüber ist der Betthimmel, „die Himlezi“, ein Schild, auf dem der Mond mit den Sternen gemalt ist. Vom Bette aus wird die nebenan stehende Wiege mittelst eines Zugstrickes geschaufelt. Damit das Kind nicht behext oder von jäher Krankheit befallen werde, hängt an der Wiege ein Bündelchen von neuerlei geweihten Kräutern und ein Benediktuspfeffrig. Die älteren Kinder schlafen im Obergadem, ihre Betten sind noch lange nicht überall mit Federn gefüllt, sondern mit Haberhülßen. An ihrer Thüre vorbei und rings unter dem Hausdach herum zieht sich die Laube, eine offene, zierlich gegitterte Galerie, die sich an der Fronte des Hauses oft zweimal und dreimal bis unter den Dachgiebel hinauf immer kleiner werdend wiederholt. Der Fremde möchte darin eine bloße Spielerei der Holzschnitzer vermuthen, bis er selbst mit angesehen hat, wie man beim täglichen Umschlag der Witterung und den immer drohenden Sommerregen den Hanf und Sein, aber auch das Heu nicht auf der Wiese, sondern unter dem Schirm des Daches auf diesen dreifachen Vorbühnen trocknen muß. Dann plötzlich wird ihm klar, daß hier die Bedeutung der Sache in ihrer Gestalt sichtbar werde und der rechte Zierrath stets der sinnvolle ist, der das Zweckmäßige wohlgefällig macht.

7. Das Stöcklein und der Hausgarten.

Das Stöcklein, auch Speicherlein genannt, ist ein kleines zweistöckiges Blockhäuschen, erbaut aus reihenweise auf einander gelegten Baumstämmen im untern Stockwerke, im obern aus gestrichten Balkenwänden. Stockabär heißt im Norden das Nebenhaus, aus Balken (stockir) gebaut. Auch statt der Grundmauern hat es Standbalken und kann also auf unterlegten Walzen von der Stelle geschoben und anderwärts postirt werden. Es ist an den vier Ecken so reichlich und ebenmäßig verzapft, daß die Köpfe der Holznägel in einer dichten Reihe dran empor laufen, wie die Bleckknöpfe an einer Bauernjacke. Das untere Stockwerk ist gänzlich hohl und dient als Vorrathskammer. Ursprünglich erhob es sich stelzbeinig auf vier manns-hohen senkrechten Grundbalken. Jeder trug auf seinem Balkenkopf einen rings überragenden mühlsteinförmigen Stein, den die Feldmäuse nicht überklettern konnten, und über diesem erst baute sich lustig der Speicher auf. Alle ältern Häuser in Oberwallis sind in dieser Art gebaut. Eine von außen empor gehende Holztreppe führt auf die offene Laube, die den Stock ins Gevierte kränzt, und von da ins Innere, das aus zwei niedlichen Stübchen und einer kleinen Küche besteht. Hier wohnt Niemand, wenn keine Großältern vorhanden sind, oder so lange der Vater nicht das Gut an den Sohn abgetreten hat. Alsdann setzt er sich in diesem Pfundstübli zur Ruhe und beschließt hier mit der Aeltermutter sein Leben; daher wird es bei uns auch Schließ genannt und im Berner Oberlande die Schrieffeten. Recht veranschaulichend sagte über diese niedrigen Stüblein mit ihren altersgebeugten Greisen der nun vergessene Joh. Ludwig Ambühl aus dem Loggenburg (Gedichte 1803, Vaterlands-lied):

Da hausten sie altväterlich
Im Stübchen eng und klein,
Und duckten unterm Balken sich
Und giengen aus und ein.

Wenn im vorigen Jahrhundert im Bern. Oberlande die Neu-

jahrspredigt zu Ende war, dann begann für den jungen Hochländer in einer eignen Art die Schriesseten. Der Bursche hatte sein Mädchen aus der Kirche ins Wirthshaus ab, bewirthete sie hier Tage lang und wenn damit die neue Verbindung glücklich eingeleitet war, so wurde sie bald darauf durch die Trauung besiegelt. Denn Heiraten mußten immer nach der Konjahrenpredigt abgeschlossen werden (Storr, Alpenreise v. J. 1781, LI.). Ist solch ein Stöcklein bewohnt, so werden es die buschig breiten Geranienstöcke verkünden, wenn ihre hochrothen Blüthen über das Fensterlein hinabwuchern. Alsdann geht die junge Hoffrau mit einem recht werthen Sonntagsbesuche im Sommer einmal hier herüber zur Großmutter, die den ältesten Honig hat, den besten Kafee kocht, das Schmalz an den Küchlein nicht zu sparen braucht und bei dieser Gelegenheit ihre Schaustücke und alten Angehenken aus dem Glasschrank hervornimmt. Gleich auf der großen Antenschüssel steht zu lesen:

Das Herz in meinem Leibe

Theil ich mit meinem Weibe.

Unter dem Spiegel liegt ein Christuskindchen aus Wachs hofstirt in einem merkwürdigen Drahtkörbchen; oder ein gar nicht mehr käufliches Badenerkistli, eine buntbemalte Holzkiste, wie man solche früher zu Baden den Gästen feil bot. Nach der Hand macht man einen Spaziergang in den Baumgarten, der hinter dem Stöcklein beginnt und einem Wäldchen nicht unähnlich ist. Eitler Versuch, die zahllos wechselnden Namen hier angeben zu wollen, mit denen die Bäuerin ihre Lieblingsorten von Äpfeln, Birnen und Kirschen aller Orten anders benennt! In den Wipfeln und auf besondern Stangen sind Bretterkästen angebracht mit rundem Schlupfloche, in denen die Staaren sicher brüten können. Ein Lieblingsbaum steht dem Hause zunächst, er trägt Äpfel oder Mostbirnen. Man weiß, welcher Großvater ihn einst pflanzte. Nun dient er als Bligabletter. Der wäre ein Frevler, der ihn schädigte; man umwickelt ihn mit Strohbindern, wenn der Frost kommt, man schüttelt und weckt ihn unter dem Weihnachtsgeläute, man reibt ihn ab mit jenem Wollappen, mit dem man die Leiche eines Verwandten

abgetrocknet hat, damit er alljährlich reichlich trägt; man berührt ihn zu keiner der vier Frounfasten, damit er nicht unfruchtbar wird. Hier hat der Bauer nebst seinem Wohnhause den zweiten Aufenthalts- und Schutzort; hier am Stamme steht gewöhnlich der Dengelstock, auf dem er, wie er sagt, den Sommer und die Heuernte ankündigt. Und sogar für den Fall, daß sein Haus einmal abbrennen könnte, gedenkt er dieses Baumes mit einem Trostspruche:

Har ich au sei's Hüßli meh,

So muess mer du di's Schutzbach ge.

Ähnliche fromme Rücksichten werden auch den Bienen gewidmet, deren Standhäuschen im Baumgarten ist, nicht weit entfernt von dem laufenden Brunnen. Wenn einst der Großvater die Augen schließt, dann wird sein Enkel an den Stand treten, jeden Stock rütteln und sprechen:

Bienen, unser Herr ist todt,

Verlaßt mich nicht in meiner Noth!

Denn den Tod des Hausherrn muß man seinen Thieren anmelden; unterläßt man's, so sterben sie ihm vor Heimweh nach. Wie gut läßt sich hier der tief sittliche Grund erkennen, welcher wie ein Schutzgeist den alten Aberglauben im Volke fort erhält. Denn wer in solchem Augenblicke einer lebenslänglichen Trennung bereits des Verstorbenen, seiner Lieblingsgeschäfte und Lieblingsgeschöpfe vergißt, der ist überhaupt einer dauerhaften Reigung unfähig weder für seine Leute, noch für seine Haushiere.

Ein Bauerngärtlein ist ein Nutzgarten, ein Zwiebel- und Krautland, aus dem man an jedem Sommertage Salat und Kohl zum Zugemüse bricht oder auch feinsten Mangold zur Schweinemast. Immer ist er nur klein; denn der Bauer wird sich wohl hüten, sein Land zu Nebenzwecken zu zerstückeln. Seine Lage gehört auf die Sonnenseite, wie könnte man sonst so früh im Jahre schon zu den Spinattuchen und Krautwähen kommen, die man nach altem Brauch auf Ostern in jeder Haushaltung auf dem Tische erwartet. Der Baum, der den Garten umgiebt, ist ein Lebhag, oder auch ein Scheitergatter, dessen Stäbe mit

dem Ziehmesser gerade geschnitz und durch mehrere starke Hagscheiben aufrecht gehalten werden. Sie sind weiß angestrichen, die Lattenköpfe grün; das genügt, denn der Zaun ist nicht etwa der Pracht wegen da, sondern bloß zur Abwehr der Hühner. Ein schmales Thürlein führt in den fußbreiten Weg, der den Garten der Länge durchschneidet und durch einen zweiten in der Mitte rechtwinklig gekreuzt wird, so daß dadurch alles Gartenland in vier Hauptfelder zerfällt, die Schilde genannt. In dem schmalen Beglein kann man nicht selbänder gehen. Aber für Spaziergänger ist hier überhaupt nichts gemacht, und wer den Ertragswerth des Bodens bis auf die einzelnen Halme berechnet, der wird ihn nicht auf Wege vergeuden. Der Nutzen ist des Bauers Ziel; nimmer Rug, nimmer Guts. Jeder Gartenschild ist nach den Regeln der Wechselwirthschaft mit etwas Anderem besäet; es giebt also einen besonderen Zwiebelschild, einen eigenen Krautschild. Hier ist die eigentliche Elementarschule und das Seminarium etablirt für die Runkelrüben und Rabisseplinge, die man nachher einmal auf die Universität des freien Feldes hinaus versetzt. In der Mitte der vier Schilde auf dem Kreuzweglein steht die Rosmarinstaupe in ihrem eignen mit Buchs eingefaßten Rundell; wie ein Wächter steht sie auf erhöhtem Plage und schaut über alle andern Pflanzen hin. Sie ist das älteste Familienangebenken unter dieser jungen Pflanzenwelt, sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schößern geschmückt, trat einst der Hofbauer sammt seiner Braut zum Traualtare, die Pflanze wird einst auch seinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage theilt nemlich die Gelbe Frau, wie man die Pathin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaare gegebene wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Topf und mit dem Frühling ins Gartenland verpflanzt. Dies Symbol ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde, mit einem solchen Zweiglein geht es zur ersten Communion. Und wieder erinnert dieselbe Staupe an das Lebensende; einst stecken die Nachbarn ein Zweiglein an Noth oder Gut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin

zu Grabe tragen. Der starke würzige Geruch, sagt man, stärke das Gedächtniß der Ueberlebenden an ihre Heimgegangenen. Nur etliche wenige Zierpflanzen stehen noch mit der Rosmarinstauden im gleichen Beete beisammen, jede ebenfalls mit ihrem besonderen Zwecke. Die mastigen Wurzeln der Meisterwurz (*astrantia major*) dienen gegen rheumatische Uebel; man legt sie auch dem Vieh in die Krippe und trägt sie mit sich über Feld, ein Schutzmittel gegen Zauber und fremde Bosheit. Minzenkraut, Pfefferkraut, die kleine Malve (Kässpappel), Kamille und Stiefmütterchen (*viola tricolor*) ergeben jedes seinen besondern Thee. Lavendel und Eibisch dienen zu mildernden Umschlägen gegen Wunden und Geschwulst. Schon ehemals zu Pestzeiten hat bald ein Erdmännchen aus dem Jura, bald die Stimme eines Engels oder fremden Vogels diesen Lavendel den Leuten als Universalmittel anempfohlen, beim Sennenvolle ist er auch jetzt noch unter dem Namen Zipprio hochberühmt. Majoran gehört in das Küchenschubfach, ein unentbehrliches Würzkräut beim Würstmachen. Die Blätter der Salbeistauden werden zu jenen Frühlingsküchlein verbacken, welche man Mäuslein nennt; die Sonnenblume („Sonnenwende“) liefert gutes Brennöl. Das confessionelle Bekenntniß bringt seine eigene Blumenliebhaberei mit sich. Im Garten des Reformirten finden sich andere, in dem des Katholiken wieder andere Pflanzen bevorzugt. Ueberall und immer stehen sie jedoch nicht einzeln gepflanzt da, sondern stets haufen- und büschelweise auf einem Fleck beisammen. So will es der Geschmack des Bauern, auch seine Speisefarte lautet Viel auf einmal. Die Sternens- und Studentenblumen (Narcissen), die Frisli (Federnelken), die Stierenaugen (zwitterblütige Asten), die Tulipanen, die Krautnelken (Goldlack und weiße Lerkojen), Himmels- oder Pfingstrosen mögen allenthalben beliebt sein; aber schon die letztere hat den Professionschmuck herzuweisen zum Pfingst- und Fronleichnamsfeste. So wird beim Katholiken in irgend einer Gartenecke auch die Buchsstauden, die sog. Ephipalme, besonders stehen. Vorzugsweise von ihr pflückt sich die Knabenschaft die Palmsträuschen, steckt sie auf hohe Stangen, trägt sie am Palm-

sonntage zur Kirche und läßt sie priesterlich einsegnen. Alsdann vertheilt der Ortspriester solche von ihm geweihte Aestlein eigens den versammelten Gemeinderäthen, die sie feierlich in der Kirche umhertragen und damit Christi Einzug in Jerusalem sinnbildlich wiederholen. Mit demselben Zweige wird auch der Sarg umflochten, mit ihm der frische Grabhügel belegt, aus ihm der Wedel in der Weihwasserurne geflochten, der zur segnenden Besprengung des Grabes dient. Man denkt sich in seiner immergrünen Farbe ein Symbol des Sieges, den der Hingeschiedene über die Leiden dieser Welt errungen hat.

Ein Küchengärtlein hat für Bäume keinen Platz. Schattenbäume hindern den Pflanzenwuchs und sind zumal dem Bauern unnütz, der den Tag über weit vom Hause weg im Felde draußen sich müde hantirt. Aber der niedere Hollunder hat seine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus seiner Blüte wird Thee gegen Fieber, aus seinen Beeren ein herbes Obstmus und eine wunderthätige Latwerge gekocht, die tellerförmigen Dolden verbacht man zu betäubend wirkenden Schmalzküchlein. Wegen der schwindelerregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einschlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberste Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Osterpalmen pflanzt, aus ihm schnitzelt man auch das provisorische Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Ob schon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzchen mit auffallendem Euphemismus Lebelang. Er ist der beliebteste Platz im Versteckspiele der Kinder, wie der bekannte Spielreim es besagt:

Sie sitzen unterm Holderbusch

Und machen alle Husch-husch-husch!

Aus dem Hollerschöß machen sich die Knaben ihre Knallbüchsen und Wasserprigen, aus dem Marke jene Purzelmännchen, die umgeworfen immer von selbst wieder auf ihren genagelten Einfuß kommen. Das Mark taucht man scheibenweise in Del, läßt es angezündet im Wasserglas schwimmen und erkennt bei seinem Scheine in der Christnacht alle Hexen, Zauberer und

Gespenster der ganzen Umgegend. Weil dieser Baum ein Geister abwehrender ist, so kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu stehen, hilft diesen beschatten und feucht erhalten, zugleich aber auch das Vieh in der zunächst gelegenen Stallung vor bösem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beschädigter Hollunderbaum nehme Rache an seinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderstock, indem man die eigene Holde zusammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum ursprünglich geweiht zu sein scheint. Ganz besiglos sein und keinen Holderstock haben, ist in der Volksrede synonym; dies zeigt folgender Reim, den ein Armer seinem reichen Nachbar spottend ans Fenster steckte:

Gesh drißig Rüh am Baren obe
und drißig vor der Thüre (auf der Alm);
Ich hab keis Vieh, kein Gsigbock
Und au kein einzige Holderstock,
Und lebe doch dafür.

Auch dem Haselstrauch wird gern ein altes Erbplätzchen im Garten gegönnt, er ist gleichfalls etwas Unentbehrliches für die stille Uebung der Sitte, die den Gang und Verlauf des landwirthschaftlichen Jahres begleitet. Mit seinen Bartnüssen behängt man zu Weihnachten dem Kinde das Zimmerbäumchen; zu Ostern slicht man drei Ruthen von ihm zur Traggabel, auf die man den Busch der Osterpalme steckt; im Sommer soll er den Blitz vom Hause abhalten. Den Quellschmeckern und Schatzgräbern muß er die in der Zwiesel gewachsene Sommerlatte liefern, die, wenn sie in dem richtigen Zeichen und unter den zutreffenden Sprüchen geschnitten wird, freiwillig an der Stelle anschlägt, wo der „Wunsch“ verzaubert im Boden liegt. Aber noch vollgültiger als diese Bäumchen und Sträucher bleibt allenthalben die eine Haus- oder Donnerwurz (*sempervivum tectorum*), man pflanzt sie nicht eben aufs Dach, sondern nebenan am Zaune wird ihr ein Sonderpfahl mit einem Brettchen errichtet, auf dem sie wie auf einem Altärchen fortwuchert. Wie das getrocknete Kindshaupt hängt am Firstbalken der Heidenhäuser, um dem Ausbruch der Seuchen und dem Blitzschlag zu wehren; so hat

draußen vor dem Hause die Donnerwurz dieselben Dienste zu leisten. Man hängt sie in den Schlot, so kann keine Milchstellerin und Hexe hindurch fahren; man schält ihre fleischigen Blätter und legt sie auf Wunden und Quetschungen; man verkocht sie zu Thee gegen Schmerz und Ohrensausen. Treibt sie langstengelnde Blüten, was bekanntlich nicht alljährlich ist, so kann der Familie ein besonderes Ereigniß bevorstehen. Die weißblühende zeigt auf einen Todesfall, die rothstengelnde auf einen Glücksfall. Verdorrt sie gar, aber dagegen liegt sie immer in frischen Dünger eingebettet, dann droht auch die Haushaltung bald zusammen zu schrumpfen oder ganz auseinander zu gehen. Freilich nicht dieser Pflanze wegen; allein der hier einreißenden gröblichen Stumpfheit wegen, die dieses ehrwürdige Andenken der Väterzeit und des Vaterhauses achlos hinwelken läßt. In allen ihren volksthümlichen Namen trägt sie noch die Abzeichen der ihr gewidmeten Verehrung. In der französischen Schweiz heißt sie Joubarbe, des Jovis Bart, wie in der deutschen Donnerbart; dagegen in der Saaser Mundart in Oberwallis heißt sie Fröwentrübli, die Traube jenes Gottes Frö, des Herrn, nach welchem ebendasselbst auch der Donnerstag noch Frontag genannt ist.

8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden.

Das Germanenvolk hielt sich selbst für ein haingeborenes, baumentsprungenes Waldgeschlecht. Das ganze Weltgebäude dachte es sich unter dem Sinnbilde eines gigantischen Baumes, dessen Wurzeln die Schwellen legten zur untersten Schattenwelt, dessen Wipfel das Dach des Himmels trug, dessen breites Astwerk der Schöpfer zum tausendfachen Wohnhaus der Menschen zurecht gezimmert hatte. Als ein Abbild dieses Weltbaumes und seines darin waltenden Schöpfers dachte man sich den ragenden und tragenden Hochbalken in Tempel und Haus, das Sinnbild

geordneten Ebenmaßes, erhaltender Kraft und dauernden Schutzes; in diesem gleichen Ideenzusammenhange wurde auch das zweipfostige Thürgestelle, das mit dem wagerecht liegenden Fochbalken oben abschließt und nach unten die Schwelle deckt, das naive Sinnbild des in sich vollendet Abgeschlossenen und blieb religiös geheiligt und geweiht, so lange das bürgerliche Gesetz selbst noch das Ergebniß des religiösen Glaubens war. Eide wurden auf die Thüre abgelegt und des ganzen Erbes Besiß damit angetreten, daß der Schwörende oben den Pfosten und unten die Schwelle berührte. Nach dem Bilde dieses dreigliedrigen Balkenbaues denkt sich der Germane die ganze sittliche und natürliche Welt geordnet; die Schöpfung ist ihm eine dreitheilige, ihr Schöpfer ein Dreiherrscher, der deshalb in der Skalda der dreiwaltende Gott genannt ist, Thrivaldi. In dreierlei Volksstämme hatte Plinius, in dreierlei Stände Tacitus das Germanenvolk eingetheilt gefunden, nur drei Jahreszeiten zählte und benannte es, die mit der jährlich dreimaligen Wiederkehr jener Volks- und Gerichtsversammlungen zusammenfielen, welche das Echding oder die *tria legitima placita*, sc. *judicia* hießen. Seine Göttertrinität, die ihm wie allen andern Völkern gemein war, benannte es Wuotan, Donar und Frô (altnord. Odhinn, Thôrr und Freyr) und stellte diese drei Schöpfer von Raum und Zeit gleichfalls unter dem Bilde zweier durch den Fochbalken vereinigten Stützen dar; denn aller guten Dinge sind drei, *omne trinum est perfectum*, oder wie Schiller dichtet: Dreifach ist des Raumes Maß, dreifach ist der Schritt der Zeit. Nach derselben Norm ordnet der Germane Rede, Lied, Sagung und gerichtliche Zeitfrist durchaus dreigliedrig. Wie wir unser Wort setzen, unsern Brief stellen, unsere Periode bauen, so nennt er die Abschnitte seines Gesetzbuches die gezimmerten Balken (altnord. *bálkr*) und bestimmt ihren innern Sinn und Zusammenhang durch je dreimal wiederkehrende gleiche Alliterationsstellen, die er die Liedstäbe, die Pfeiler und Stützen der Rechtsagung nennt. Auch noch die nachmalige reimende Liedstrophe ist solcher Beschaffenheit gewesen, da sie aus den beiden sich gleichen Stollen und dem Abgesang bestand. Eine

solche Strophe ruht auf zwei gleichen Stühlen oder Füßen und wird, wie ein Gezimmer und Haus, mit dem Abgesang als dem darauf gelegten Stiebelbalken gedeckt. Ein Lied wohl dichten, heißt bei unsern mittelhochdeutschen Dichtern ihm ein Dach zimern, gute Rede ist des Sinnes Dach, das Lied ist „ein in Form und Gedanken fertig abgeschlossener Rederaum“ (W. Waffernagel). Uebergehend auf den allgemeinen Namen, den der Germane seiner Gottheit gab, kann es nach dem eben Gesagten nicht verwundern, wenn Ruodolf von Fulda über die Nordfachsen berichtet, sie hätten ihren Allgott unter dem Bilde und Namen eines mächtigen Tragbalkens verehrt: *truncum ligni, non parvæ magnitudinis in altum erectum, sub divo colebant, patria eum lingua Irminstul (Allsäule) appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia*. Ob schon diese Irminsäule als eine aus einem mächtigen Baum gehauene hochragende Bildsäule beschrieben wird, ist sie gleichwohl nur *truncus ligni* genannt; und ähnlich ist auch die dem achten Jahrhundert angehörnde Meldung von dem Heiligenstock in Neustrien „*stips, diversis imaginibus figuratus*“, welchen der hl. Valaricus, † 622, umwerfen ließ, um ihn der heidnischen Verehrung zu entziehen. Myth. 108. Der nachher zum Appellativ gewordene Eigennamen der deutschen Götter und ihrer Balkenbilder war althochdeutsch *ans*, sächsisch *ôs*, eddisch *âs*, plur. ahd. *ansi*, mittellateinisch *Anses*. — *Aesir*, hœpt und bœnd: Balken, Hasen und Bande sind die nordischen Benennungen der alle Wesen behaftenden und einigenden Götter. Wuotan als allwaltender Ein- und Allgott heißt Answalt, später verunstaltet in Oswald. Das Wort *ans* aber erklärt sich uns urfundiich in seiner doppelten Bedeutung von Balken und Gottheit. Alfilaß übersetzt *δοξός* Balken (bei Lukas 6, 42) mit gothisch *ans*, während eben dieses letztere sein lateinschreibender Landsmann Jornandes cap. 13 mit *quasi semideus* erklärt. Der *Ans* Wuotan ist also der Wage- und Tragebalken des Himmelsgewölbes, oder er ist auch dieses letztere selbst, wenn es sich als Schirmdach niedersenkt auf das Gebirge, auf dessen Höhen die übrigen Seligen beisammen wohnen. Oberdeutsche

Urkunden, bei Meichelbeck No. 629 zum Jahre 843, verzeichnen noch die beiden merkwürdigen Eigennamen Kêrans und Folchans; der eine der speerschwingende Wuotan, und der andere dessen Sohn, der alles Landvolk in seine Himmelsräume einnehmende Donar. In seiner nackten Sinnlichkeit haben dies Wort unsere oberdeutschen Chronisten aufbewahrt. Der Berner Chronist Anshelm, dessen Name selber hier einschlägt, weil er synonym dem ahd. Cotahelm ist, citirt zum Jahre 1511 ein Schreiben der Freiburger Kriegshauptleute im Felde aus Varese: „Die Franzosen hattend die Bruck an der Treis ganz zerrißen und die Soch, Ansbäum und anderes geschleift.“ Eschudi 1, 128 zum Jahre 1231: „Der Graff von Sasoit reit gan Bern vnd halff selbs den ersten ansbaum an die Bruck (der Aare) legen.“ — Schultheiß und Rätke zu Aarau kommen mit Bernher von Reitnau, ihrem Zimmermann und Brückenbauer, überein: Were aber, daz man Ansböm legen wurde, einen oder mer, darvmb sol man im taglön geben als vorbeschiden ist.“ Hans von Falkenstein schenkt (zu diesem Brückenbau): den burgern iiij Ansböm. Aarauer Rathsmanuale, fol. 117. 120. Walter Asenbovn, 1321 urkund. Zeuge zu Altorf in Uri. Chnecht Asenbovn, 1315 Zeuge eines durch Graf Friedrich von Toggenburg Namens des Glarner- und Urnerlandes geschlossenen Friedensvertrages. Ropp, Geschichte=Bl. 4, 312 Note 9, und 457, Urk. 13. Ansbäum, Asenbaum und Ansbäum, entsprechend dem ahd. âsôn, sich stützen, bezeichnet im Lande Obwalden den horizontal über dem Feuerherd liegenden Doppelbalken, an dessen Stäben das Rauchfleisch hängt, und das an der Diele angebrachte Gestänge zum Trocknen der Lichtspäne. So stellt sich also das Wort ans unbezweifelbar in seiner sinnlichen Bedeutung heraus als trabs, internodium lignorum, und aus dem bisher Angeführten erhellt, wie in diesem Worte die Begriffe von Tragbalken und Säule, Brückenjoch und Bergjoch, Hausstütze und Himmelsstütze, Hausherr und Himmels Herr, mit correcter Sinnbildlichkeit in einander übergehen. Ist das Götterbildniß also der zum Wagebalken der Thüre gezimmerte Baum, steht das Götterhaupt büstenartig ausgeschmückt am Balkenhaupte und Hochsitz des Hauses, oder auch am Spiegel des Wirtin-

gerschiffes, so ist schon hier im Voraus einzusehen, warum noch nach der Behauptung des spätesten Aberglaubens die bösen Hausgeister, Zauberer und Hexen, auf der That ertappt, sich schnellig in unfasbare Balken und Baumstämme verwandeln (vgl. Aargau. Sag. Nro. 371), mit andern Worten: Die Geister schwinden wieder in die gößenhaften Schnitzbilder zurück, die einst ein Abbild von ihnen gewesen waren.

Im Norden hieß der technische Name für ein solches Götterschnitzbild *skurgodh*, von *skurd*, *sculptura*; im Süden scherzt die volksthümliche Rede jetzt noch über den mürben Herrgott mit seinem hölzernen Bischof, buchsbaumigen Pfarrer und habbuchenen Küster. Die Phrase deutet zurück auf jene geschnitzten oder thönernen Zwergenpopanze, die mit dem Ausdruck plumper Zechlust auf Schränken und im Getäfel der Wohnstube aufgestellt waren. Sie sind die späten Nachkommen und Ueberbleibsel jener kleinen elbenhaften Hausgeister, welche den römischen Lares und Penaten gleich, im Innern des germanischen Wohnhauses standen und ihren Schirmdienst verrichteten, die sog. Heimchen und Heinzelmännchen, Diminutivnamen von *Heimo*, *Heim* (=atsgott). Ihre ältesten deutschen Namen sind *hüsing*, Hausabkömmling; *stetigot*, Gott der Wohnstatt; *ingoumen*, Hüter des innern Hauses; *ingeside*, daz liebe heilige *ingeside*, das himmlische Ingesinde des Hauses. Sie sind Herdgötter, und da der Herd für sie die Thüre bildet zu ihrer unterirdischen Wohnung, so ist die Folge davon, daß sie später einmal selbst zu Unterirdischen, zu Erdmännchen, zwergenhaften Haus- und Schiffskobolden (*Klabautermännchen*) werden, wie auch der römische *Lar* auf *larva*, Gespenst und Dämon führt (*Myth.* 468).

Wohl noch jetzt wird jenes alte Bauernhaus in Tegerfelden vorhanden sein, in welchem nach den Aargau. Sag. 1, pag. 305 der schon durch Priestergebet hinweg beschworne Hausgeist an vorbestimmten Abenden zwischen Feuer und Licht wieder einkehrt, zum Herde hintritt, bis zu dessen oberer Platte des Männleins Gestalt eben hinauf reicht, und mit stummer Friedfertigkeit in das Kochfeuer hineinstaut. Diese Hausgei-

ster sind von doppelter Art, die einen sind ausschließlich an das Wohnhaus geknüpft, und dies ist eben der vorhin namentlich angeführte Stättegott und genius loci; die andern dagegen sind der mit der Familie vom Hause wegwandernde spiritus familiaris. Sene haben kleine Nischen sowohl in der Wand neben den Herde (Aschenloch), als auch hinter dem Stubenofen (die Hell), wo man ihnen ihr Brod und Milchnäpfchen hinstellt; ihretwegen widerfährt auch dem Ofen besondere Verehrung, wenn ihm in Spiel und Märchen gebeichtet, oder wenn er zur Strafe geküßt und knieend angebetet wird. Sie verbleiben standhaft im Hause, wenn dieses auch schon seit Jahrhunderten seine Geschlechter und Besitzer geändert hat. Der spiritus familiaris dagegen wandert, wie die trojanischen Penaten mit Anchises, aus der verlassnen Wohnstatt in die Fremde mit fort, denn er ist das ursprüngliche Götter- und Ahnenbildniß selbst, ohne welches man dem neu zu suchenden Wohnplaze nicht mit Glück nahen kann. Das sind mithin die wirklichen Ballengötter gewesen, sie haben als solche nachweisbar bis auf unsere Zeiten fort gegolten. So wird Gott Thórr in Hymtsquidha-Saga der Schiffswaltende genannt, und es ist bezeugt, daß größere Fahrzeuge sein Bild als Galeon führten; Mannhardt in Wolfs Zeitschrift 2, 313. Nordlandsfahrer, die sich Island näherten, um sich dorten anzusiedeln, pflegten die miteingeschifften Pfeiler des heimatlichen Hochsitzes aus dem Schiffe ins Meer zu werfen und da sich anzusiedeln, wo jene landeten. Geijer, schwed. Gesch. 1, 104. Der Volksglaube auf Insel Rügen theilt jedem Seeschiff seinen Schiffsgeist zu, den Klabautermann, der auf folgende Weise zum Entstehen kommt. Hat ein Kind einen Bruchschaden, so spaltet man einen jungen Eichenbaum, zieht dasselbe bei Sonnenaufgang dreimal durch die Spalte und verbindet sie wieder. Mit dem verwachsenden Baum verwächst auch der Bruch. Stirbt ein auf diese Weise geheilter Mensch, so geht sein Geist in den Baum über. Wird dieser nach Jahren zum Schiffsbau tauglich und dazu benutzt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann. Wenn das Schiff auf dem Stapel steht und das letzte Stück Holz darin

angebracht ist, dann geht auch der Klabaftermann darauf. Kommt dasselbe in Noth, so macht er großen Lärm; reißt eine Seitenplanke ein, bricht der Mastbaum, so vermag er beides im Sturme noch festzuhalten, obschon er nur ein kleines Männlein ist und ganz feine Hände hat. Wolf Zeitschr. 2, 141. Der Sinn dieser Schiffersgagen erklärt sich leicht; die Seele des Abgeschiedenen wird wieder die eines Kindes, und da sie aus dem Waldbaum geholt worden ist, geht sie wieder in diesen zurück. Nicht bloß Wald und Hain also, sondern folgerichtig auch der einzelne altvererbte Balken konnte auf diese Weise ein Gegenstand des Cultus werden. Darum werden noch in manchen Kirchen solcherlei altgeheiligte Balken unter verschiedenen anekdotenhaften Angaben vorgewiesen; so der Balken des heil. Burkhard im Freienämter Dorfe Beinwil, und ähnliche in der Kapelle von solothurnisch Stüblingen, in der Kapelle von Kollbach im Spessart, in der Münchener Frauenkirche. Siehe man den Pfahl um, der im Städtchen Klingnau morsch und zwecklos unterhalb der Schlossruine steht, so käme dorten der Schwarze los, ebenso wie das Landvolk bei Au am Zürichsee noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen gewissen Holzblock daselbst nicht von der Stelle schaffen ließ, weil es ein großes Uebel für die ganze Umgegend damit anzurichten fürchtete. Das Ausführlichere hierüber ist bereits in den Arg. Sag. 1, pag. 47 u. 75 erzählt und erklärt. Beim Orte Steeg in Tirol zeigt man einen Platz, auf dem ein durch einen Hausgeist beunruhigtes Wohnhaus abgebrochen wurde, um es an einer andern Stelle aufzubauen; nur die Thürschwelle wurde an Ort und Stelle zurückgelassen, damit das Gespenst auf dem alten Platze gebannt bleibe. Zingerle in Wolfs Ztschr. 2, 347. Gleiches über eine unter Ketten und Eisten lang nachdauernde göpöndienerische Verehrung der Balken und Pfosten erzählt aus der Gegenwart Rußwurm: Sibosolke S. 353; die schwedischen Pastoren hatten noch im 17. Jahrhundert über die Verehrung eines Eichenbalkens am Strande des Peipus Klage zu führen, und einen Pfosten bei Klein-Lechtigal wagte man nicht von der Stelle zu nehmen.

In der vorfälligen Kürze dieser Einleitung war erst zu erweisen, daß und warum der Germane die Pfosten seines Wohnhauses, die drei Balken der Hausthüre, als Sinn- und Abbilder seiner Schutzgötter verehrte, damit wir mit diesen gerechtfertigten Vorderfagen nun zur Sache übergehen und die Hausthüre mit ihren religiösen und rechtlichen Bestimmungen schildern können. Das hiefür uns zu Gebote stehende Material ist solcher Art und Alters, daß die Ergebnisse noch eine ursprüngliche religiöse Anschauung an sich tragen und mit dieser erst auf die rechtsgeschichtliche überleiten.

Wenn das Recht der Stadt Ens vom J. 1212 die Heiligkeit des Hausfriedens mit dem Sage bezeichnet: *unicuique civium domus sua sit pro munitione*, so fühlt sich der Herausgeber Gaupp (Stadtrechte 2, 211) dabei an die berühmte englische Redensart erinnert: *my house is my castle*. Dies ist ganz zutreffend für die Fehde- und Faustrechtszeiten, wo das Gesetz dem Wehrlosen in seinem uneingefriedeten Hause die gleiche Sicherheit zusagt, die der Adelige hinter seinem wehrhaften Thurm sich selbst verschafft. Gleichwohl muß auch schon dieser Rechtsfagung ein früheres Glaubensmotiv vorausgegangen sein, durch welches jede Wohnung mit ihren idealen Grenzen der Dachtraufe, des Dachrafens, der Thüre und ihrer beiden Schwellen geheiligt und unzugänglich gemacht war. Denn darum erst, weil über einer jeden dieser einzelnen Grenzen auch eine einzelne Schutzgottheit waltend gedacht war, hat jede unbefugte Ueberschreitung hier für eine gegen diese mehrfachen Götter begangene gesteigerte Ruchlosigkeit gegolten und ist von den Rechtsfagungen unter dem Namen der böswilligen Heimfuchung mit einer um jeden weiter vordringenden Schritt des Unbefugten sich steigenden Buße belegt worden. Schwäbisch Epfendorf war einst ein zum Kloster Petershausen gehörender Freihof; der diesen Hof betretende, sagt die Offnung, sollte damit gegen jeden fremden Verfolger ebenso gesichert sein, als ob er in eine Kirche getreten wäre, und will sein Gegner nicht ablassen, so ist dem Hofmeier das Recht ertheilt: „er mag im den kopf auf seiner hausschwellen abhawen, vnd sol im drei heller

vf das herz legen, hie mit hat er in gebüßet vnd (ist) weiter darumb niemand nichts schuldig.“ Uhlant in Pfeiffers Germania 4, 90 ff. Aehnlich sagt auch das Laufenburger Stadtrecht, gegeben 1315 von Graf Johannes Habsburg-Laufenburg: „Wer den andern in seinem haus benöten will, mag der gewinnen sein überhand: er soll in erlegen auf die schwellen, also daß der körper außerhalb der schwellen liege, vnd soll ime das haupt abschlahen, es sei pfaffen, layen, ritter oder knecht. Er soll dasselbe haupt nemen bei dem har, dem körper nachwerfen vnd sein tür zuethun.“ Abschriftlich im Laufenburger Stadtarchiv, ungezeichnet, Fol. 95. Der Hausherr darf den bis über die Hausschwelle unbefugt Eingedrungenen erschlagen; die Schwelle des Hauses bleibt in den Bestimmungen über den Hausfriedensbruch das Bedeutungsvollste, so in den österreich. Weisthümern (Samml. von Kaltenbaed) 1, 16: so bald er vnder dy dachtropfen thumt oder den ainen fueß über das drischtbl setzt: LXXVIII, 10. Die Dachtraufe formirt den Ambitus des Hauses; wer über die Schwelle tritt, gelangt in das Haus selbst, daher ist an dieser letzteren Stelle der Wandel dessen, der „in gevar“ über eines Anderen Schwelle läuft, doppelt so hoch als desjenigen, der ihm unter die Dachtropfen nachläuft. Dfenbrüggen, der Hausfrieden, S. 12, Note 4. Wenn dabei dennoch von einer für den begangenen Todtschlag zu entrichtenden Buße die Rede ist, so ist dies eine in verächtlichem Sinne gemeinte Scheinbuße, in welcher das zu zahlende Vergeltungsgeld in einem Minimalwerthe durchschimmert. So schreiben die von Dfenbrüggen erörterten österreichischen Pantaiddinge (Wien 1863, 42) vor, es seien drei Pfennige auf drei Wunden des Getödteten zu legen, eine Compositionsart, die wiederum eine Folge der verbreiteten Sägung ist, daß wenn mehrere Verletzungen vorgekommen sind, nur drei berechnet werden sollen. Das Meraner Stadtrecht bestraft die Verfolgung bis unter die Dachtraufe mit der Hälfte der Hochbuße, dagegen die Ueberschreitung der Schwelle mit der ganzen: kumpt aber der, der in da jagt, fürbaz vnz über daz drischüvel, so sol er ze ganzer buoze geben 50 pfunt. Haupt, Ztschr. 6, 429. Und in der 1509 geschriebe-

nen Dorfordnung des bei Meran gelegenen Ortes Schema ist dem Dorfsnechte auch bei seiner Amtsverrichtung nicht gestattet, die Schwelle des fremden Hauses zu überschreiten; trifft er beim Aufbieten zu Gemeindeversammlungen einen Gemeindegossen nicht zu Hause, so soll er drei Steine auf die drischubel legen und damit jenen gültig geboten haben. Frommann, Mundarten 5, 370. Das Vorbild zu dieser Dorfsagung liegt in der Lex Bajuvariorum (Pertz, Leg. III. 420): *Nemo ingrediat alienum domum per violentiam; et postquam intraverit et se cognoscerit reum, injuste quod intrasset: det wadium (ein Pfand) domini domus; et si ille defuerit, mittat ipsum wadium supra liminare, et non cogatur amplius solvere quam 3 solidos.* Am genauesten aber unter den hier einschlägigen und dieser Arbeit zu Gebote stehenden Sagen wird im Augsburger Stadtrecht, Art. 184, also unterschieden: *Swer den andern jaget mit gewafneter hant in eines mannes hûs, wes daz ist, slehet er nach im in daz bîstal, oder in die tür, oder in daz driscufel (Lesart driuschiuvel), oder in daz übertür, so hat er den wirt vil sere geheimsuochet.* Grimm, RA. 891. Hier wird die Thüre gradweise nach ihren drei Theilen als ein dreifacher Friedkreis, dessen letzte und heimlichste Grenze die Schwelle ist, angesetzt, und hier ist es nun am Platze, die alterthümliche Bauart der Thüre und ihrer Einzeltheile in Erklärung zu nehmen.

Die Thüre zerfällt nach obigen Benennungen erstens in das Bistal, das im Berner Oberlande noch das Bistel genannt ist, Stalder 1, 175; es ist die Doppelsäule der beiden aufrechten Thürpfosten. Zweitens wird dann die Thüre selbst genannt. Diese aber bestand, wie es die im Namen vorherrschenden Pluralformen erweisen (goth. *daðrôns*, ahd. *turi*, lat. *fores*), aus einer Zerlegung des Brettes in zwei wagerechte Hälften, aus einer Ober- und einer Unterthüre, so daß man die obere Hälfte ladenartig nach innen zurückschlagen und auf die geschlossene Unterthüre als auf eine Fensterbrüstung sich herauslehnen konnte. Richters bekannte Illustrationen zu Claus Groths Quickborn zeichnen so heute noch die Thüren norddeutscher Bauernhäuser.

Auch die Unterthüre bestand aus einem ähnlichen sich nach innen öffnenden Flügel, welcher offen stehend als Einschlupf für Geflügel und kleine Kinder diente; daher die Phrase der Demüthigung: er muß mir unten durch, oder der noch in Hessen und der Wetterau durch die Rechtsprechung erzeugte Aberglaube (in Wolfs Beitr. 1, 217): Wenn man durch eine Unterthüre kriecht, so hat man Unglück. Waren beide Flügel einer solchen Thüre nicht geschlossen, sondern nur angelehnt, so kam der unversehens Hereinlaufende allerdings buchstäblich mit der Thüre in's Haus gefallen, und in derselben Art entstand die andere Formel, einen mit der Thüre vor den Kopf stoßen, wenn man gegen einen unbegehrten Besuch die Oberthüre von innen plötzlich zuschlug. Statt der älteren Oberthüre mit ihrem Abschlusse des nackten Fochballens hat der spätere Holzbau einen mit Schindeln gedeckten Wandvorsprung bekommen, Vorhäuslein, Für- und Schirmdächlein genannt, und ein gleiches Fördächlein zieht sich zuweilen auch noch über der Fensterreihe des ersten Stockwerkes hin. Nun folgt der dritte Theil der Thüre, die Schwelle, Drischübel genannt. Bevor man aber an die Erklärung dieses Namens geht, ist das eben Dargestellte erst aus den Sprachdenkmälern nachzuweisen und zu erklären. Jener althochdeutsche Vocabularius, welcher dem heil. Gallus zugeschrieben wird, kann zwar nicht vom heil. Gallus († 640) selbst herrühren, weil in diesem gleichen Codizel auch *Astrologica* vom heil. Beda († 734) mit vorkommen. Jedenfalls aber gehört dieses St. Galler Schriftstück noch der Zeit des heil. Othmar an, somit der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts. Dasselbe benennt nun die eben geschilderte Beschaffenheit der Thüre in ihren einzelnen Theilen folgendermaßen: *poste(s) turisuli*, die Thürsäule; *suplimitas ubarturi*, Ueberthüre; *ostium turi*, die Gesamththüre; *sublimitare* (statt *superliminare*) *drisgufli*, das Drischübel. Aehnlich wird dieselbe Reihenfolge der Begriffe in andern althochd. Glossen, z. B. in Hoffmanns Sumerlaten, pg. 51^a, aufgeführt: *postis turstudil* (Stud, Thürpfosten) *superliminare vbervet*, *janua tver*, *limen driskuwil*.

Es beginnt die Betrachtung dieser Theile im Einzelnen,

zuerst des Thürgerüstes. Sein ältester Name ist Seule und Stud; in den Schlettstädter Glossen (Haupts 3tschr. 5, 334*) postes turistuodil, die Thürstud, der Standbalken. In diesem Namen begegnet zugleich jener der Hochstud, durch welche das Innere des Hauses den Götterschutz genoss, wie das Äußere des Hauses durch die Thürstud den Rechtsschutz. Diese ist also erst eine Folge von jener, denn so lange schon ist der Innenbau des Hauses ein veränderter, daß die Hochstud nun unserer Anschauung ganz mangelt und auch in den Sagen nicht mehr erwähnt wird. Nur ausnahmsweise kennt man in unsern Suradörfern irgend ein vereinzelt ärmliches Strohhaus, in dem der auf der Baustelle gestandene Nußbaum mit seinem Astwerk zur Stud zugestutzt und als Stützbalken der First mit in's Haus eingebaut worden ist. Nach Reinbots von Durne mhd. Legende vom heil. Georg umfaßt dieser Heilige im Hause der armen Frau den Stützbalken, worauf dieser sofort sich in einen zwölf Ellen hohen, breitästigen Baum verwandelt, unter dessen Blüten, obwohl es Winter ist, Vögel singen und erquickende Früchte hängen. Statt dieses ragenden Hochbalkens der ursprünglichen Bauart gilt der Name Stud nun dem Mittelbalken des Einbaues, der senkrecht auf die Sellen oder Querbalken trifft. Dennoch ist auf diesen die seinem Vorgänger gewidmet gewesene Verehrung übergegangen und verräth sich in halb kirchlichen, halb abergläubischen Bräuchen. An ihm pflegt man den leztgeschnittenen Aehrenbüschel der Kornärnte, das sog. Glückskorn, aufzuhängen; hier haben die kirchlich eingesegneten Osterpalmen ihre Stelle, die für feuerabwehrend gelten; hier hängen besondere Fläschlein, mit Weihwasser gefüllt, zu geheimnißvollen Salubritäts- und Sicherheitszwecken. Neben der Wasserbesprengung mit dem heidnischen Heilamâc werden der Stud auch Frucht- und Blumenopfer, also gerade die Erstlinge dargebracht. Und so werden sich nachher bei Besprechung der Schwelle gleichfalls ähnliche Spuren von Opferung junger Thiere und Einmauerung kleiner Kinder verrathen. Die Stud dient ferner zur Schicksalserforschung; denn in derjenigen Richtung, in welcher bei einem Hausbrande die Hochstud stürzt, nach dieser hin wird

auch die nächste Brunst entstehen. Zugleich ist sie denjenigen Hausgeistern zum Wohnsitz angewiesen, die sich durch ruheloſe Ungeberdigkeit lästig machen, jedoch ohne Gefahr für den Hausbestand nicht gänzlich aus der Wohnung hinweg geseget werden dürfen.

Erst wenn ein solches Haus abgebrannt ist, kann man des Hausgeistes los werden, insofern man das alte Gebälke unbe-
nutzt auf der Brandstelle liegen läßt und nicht wiederum ver-
baut; darin muß der Kobold dann zurückbleiben: Aarg. Sag.
Nro. 59—62. Die Lex Baiuwar. (Pertz Leg. 3, 308) zählt
der Reihe nach das Gebälke der Wohnung und dessen gesell-
chen Werth im Einzelnen auf, nach dem es bei Hausbruch
und Brandstiftung vergütet werden muß. Die Firstsäule (First-
sül) wird mit 12 Solidis vergütet; die innere Angelsäule (win-
chilsül) mit 6, und jeder Wandbalken (quos Spanga vo-
cant, eo quod ordinem continent parietum) mit 3 solidis.
Alle übrigen Balken des Gebäudes werden je mit einem solidus
vergütet.

Es zeigt sich also klar, daß hier die Stud noch etwas vom
Ansehen des ehemaligen Hochsitzes hat, an welchem die Bild-
nisse und Abzeichen der Hausgötter angebracht waren, wie denn
der Name Stud jezt noch allenthalben nicht bloß den obrigkeit-
lichen Pranger und Galgen, sondern auch den Feld-Bildstoß und
das Heiligenbild mitbezeichnet; daher z. B. jene Nikolausstud
im Seehafen zu Zürich und zu Luzern, ebenso die nach dieser
Stud des Schuttpatrons der Schiffer sich benennende oberrhei-
nische Flößerzunft der Stübler. Auch gezaubert wird an der Stud.
In sie nagelt man unter Nennung der drei höchsten Namen
und desjenigen Feindes, den man magisch in die Ferne hin zu tödten
sucht, den obersten Schoß, die sogenannte Kerze eines Lännleins.
Mit dem verdorrenden Zweig stirbt auch der Gegner ab.

Ein gar merkwürdiger alterthümlicher Zug solcher Art wird
aus dem westfälischen Landleben durch Woeste in Wolfs Ztschr.
f. Myth. 2, 98 gemeldet. Der dortige Bauer verleugnet unter
dem Gebälke seines Holzhauses noch nicht jenes deutsche Ge-
müth, das für seine Erhebung zum Ewigen einst in die Eiche

des heil. Haines emporschaute; er legt daher demjenigen Raum im Hause die meiste Heiligkeit bei, welcher aufwärts und umwärts den größten freien Raum darbietet. Dies war ursprünglich der innere Dachstuhl, zu welchem durch das noch hohle Haus Feuer und Rauch des Herdes emporschlug, wie jetzt noch in den Alphütten. Daher heißt dieser nun mit Bretterwerk unterschlagene Raum oberdeutsch immer noch Kürbühne, Kürdieli, Rueßdieli, Himmel und Himmlegi; denn Himmel ist zugleich coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und des Hauses. Einen solchen Ueberblick vom Erdgeschoße des Hauses bis unter das Dach hinauf erlaubt jetzt nur noch die eine Stelle unter der Bodenluke auf der Tenne, in Westfalen Balkenhuol genannt. Auf dieser Stelle wurden und werden die ländlichen Ehen geweiht, hier wurden die Eide geleistet, hier muß am Tage der Beerdigung der Sarg stehen, bevor er zum Gottesacker geführt wird; hier unter des Sterbhauses Balkenhöhle, schreibt das Lütenscheider Recht vor, haben die Hinterlassenen zu stehen und zu beschwören mit leiblichem Eide, daß sie nichts von dem zu theilenden Erbe voraus sich zugerignet haben.

Jedoch wir haben uns von der Hochstud im Hausinnern nun heraus zu wenden zu ihrem Abbilde, dem turistuodil und der turisüli. Unter den hier vorkommenden Rechtsbräuchen dürfen die alttestamentlichen nicht übergangen werden. Die Sprache des Morgenländers pflegt den Namen Pforte statt Wohnhaus und Palast zu brauchen; so redet die Bibel von den Pforten der Hölle, der Türe von der Hohen Pforte des Sultans.

Nach hebräischem Rechte wird an Thüre und Thürpfosten derjenige körperlich behaftet, der nach sechsjährigem Knechtsdienste seine Freilassung ausschlägt: So bringe ihn sein Herr vor die Götter und halte ihn an die Thür und Pfosten, und bohre ihm mit einem Pfriemen durch sein Ohr, und er sei sein Knecht ewig. 2. Mos. 21, 6.

Ein ähnliches Beispiel der Güterauflassung nach Bajuwarischem Rechte enthalten die Tradit. Frising. I, Nro. 607.

Der Edle steht hier schwertgegürtet unter dem Dreiegebälke seiner Hausthüre: *viriliter circumcinctus gladio suo stetit in medio triclinio domus suae*, und übergiebt seine Güter an die Freisinger Kirche mittels feierlicher Berührung der Thürbalken: *per superliminarem domus suae*. Schwindet der alte Rechtsbrauch, so setzt ihn wenigstens der zaubernde Aberglaube noch eine Weile fort; wie, dies ergeben nachfolgende Beispiele.

In einer hölzernen Säule vor dem Gemeindehause zu Tirol. Fiß findet man hunderte von hölzernen Nägeln eingeschlagen, von denen manche auf ein mehrhundertjähriges Alter schließen lassen. Zieht man einen heraus, so findet sich im Bohrloche ein Büschel Thierhaare, die man zur Nachtzeit hier eingekleistert hat, damit man Glück habe mit der Heerde. Zingerle, Tirol. Sitt. Nro. 952. Wenn die Nachtmahr besucht, bohre ein Loch unten in die Thür und lege soviel Schweineborsten hinein, bis es ausgefüllt ist. Wer Warzen hat, nehme eine große braune Schnecke und nagle sie mit einem hölzernen großen Hammer an die Thürpfosten. Myth. Abergl. Nro. 878, 975. Wenn ein Kind einen dicken Nabel hat, so nimmt man einen gefundenen Nagel und schlägt ihn unter drei Vaterunser in der Höhe von des Kindes Nabel in die Thür. Wolf Beitr. 1, 208. Die Insel Schweden auf Worms setzten zur Zeit der Pest ein angebohrtes Stück vom Vogelbeerbaum, der im Norden Thörrshülse heißt, in die Thürpfosten und verkeilten das Loch mit einem gleichen Holze; seitdem ist auf dieser Insel die Pest nicht mehr erschienen. Gegen Viehseuchen schnitt jene Inselbevölkerung einem Schafe den Kopf ab und nagelte ihn über die Stallthüre: eine Kuh begrub man stehend in die Grube vor der Pforte, mit dem Kopfe nach dem Stall gewendet; ein Hufeisen nagelte man zugleich auf die Schwelle, da Eisen gegen Zauber schützt. Rufwurm, Cibosolke Zweit. Th. Pag. 281, 283, 402.

Der Thürpfosten erklärt uns endlich auch die Art und Weise, wie man im Heidenthum jenes seit Karl d. Gr. so oft verbotene Nothfeuer angemacht hat. Wer mit aufmerksamem Blick manches ältere Bauernhaus im oberen Euren- und Winenthal betrachtet, wird an beiden Thorpfosten von Scheune

und Stall manchmal ein paar, oft sogar eine ganze Reihe sich gegenüber stehender alter Bohrlöcher bemerken, die theils ganz ausgerundet und ausgeglättet, theils aber ebenso tief ausgebrannt und verkohlt sind. Sie sind am häufigsten noch an solchen Wohnungen zu sehen, die auf einem besonders engen Platze, in geschlossener Dorfstraße oder sonst an einem Bächlein in der Schlucht gelegen sind, also thalauf und thalab nicht wohl umgangen werden können. Auf die Nachfrage über Ursprung und Zweck dieser Brandlöcher erhält der Fremde die sonderbar lautende Antwort, sie rührten her vom Antenmilchbohren, einem einst unter der Dorfsknabenschaft üblich gewesenem Spiele, das nun wegen Feuergefährlichkeit allgemein verboten sei. Ein glücklicher Zufall aber gibt uns genauesten Bericht über Bemerkstellung und Absicht dieses vermeintlichen Knabenspieles, und Nachfolgendes stützt sich getreu auf die Schilderung, die ein katholischer Bauer aus dem Luzernischen Amte Münster nach seiner eigenen Jugenderinnerung hierüber gemacht hat.

Je zur Zeit der Sonnenwende (namentlich um Johannis, 24. Juni) hat sich die Knabenschaft des Ortes ein Haus ausgesucht, dessen Lage an einem Bächlein in der Thalenge zum Antenmilchbohren eine passende und dessen Eigenthümer mit dem Spiele voraus einverstanden ist. Hat man die Wahl, so trifft sie auf ein wohlhabenderes Haus, das am Ende die ganze Gensossenschaft zu beköstigen vermag. Mit anbrechendem Abend macht man hier in gleicher Höhe der beiden Thürpfosten ein doppeltes Bohrloch, spreizt der Quere nach eine starke widerhaltige Stange hinein und verstopft sie an beiden Enden mit harz- und ölgetränktem Werch. Hierauf wird ein flasterlanges Seil in einmaliger Schlinge darumgebunden, zwei Bursche, die Brüder sind oder gleichen Taufnamen und gleiches Altersjahr haben, fassen die beiden Seil-Enden, ziehen sie wechselweise an und beginnen so die Stange wie einen Wellbaum hin und her zu drehen. Durch das schnelle Umdrehen der Stange und das Reiben des Striches an beiden Bohrlöchern bricht aus diesen allmählich Rauch und Glut hervor und wird mit bereit gehaltenem Zunder genährt und gemehrt. Endlich hat man das be-

gehrte neue und pure Feuer. Es wird mit einem allgemeinen Freudenruf begrüßt, eigene Sprüche und Reime werden dazu gesagt und gesungen. Nun greift man zu dem schon vorher im Dorfe zusammengebetelten und hier in der Nähe aufgeschichteten Brennmaterial. Die Haufen von Bohnenstroh, von Hanf- und Flachsabgang, von zerrissenen Körben und Zeinen werden in Brand gesteckt, lodern in doppelter Reihe durch die schmale Gasse hinunter und beleuchten die beiden Wände der Thallenge. Auch dem Bächlein werden seine Feuerbüschel auf Brettern und in Körben zugetragen, die es lustig thalab wirbelt, begleitet von der bekannten scherzhaften Reimfrage der Knabenschaft, wer heute den Rheinstrom verbrannt und wer ihn wieder gelöscht habe. Während der Abglanz der still hinschwimmenden Feuerbüschel das nächtliche Ufer umleuchtet, bemächtigt sich der stauenden Knabengemüther eine enthusiastische wilde Lustigkeit. Sie halten ihre Kienfackeln bereit, entzünden sie an der neu gewonnenen Flamme und rennen damit in langer Feuerzeile hinaus auf die Almend, um diese zu durchräuchern. Das ist die „Weidbräufi“, die Veräucherung der Viehweide, damit vertreibt man alle die Frucht beschädigenden Feldgespenster, alle das Milchvieh beherenden Weiber. Sind die Fackeln auf einem Ziel der Hutung schließlich auf einen Haufen geworfen und zusammengebrannt, dieser Ort wird davon die Feuerbräschlete genannt, so streut man auf dem Rückwege die Asche in die Saatsfelder und macht sie damit fruchtbar. Heimgekehrt, kann ein noch ernsteres Geschäft folgen, dasjenige der „Hüsbräufi.“ Nicht allein Wunn und Weid, sondern namentlich auch die Bohnstatt soll mit reinem Feuer neu geweiht werden. Hat der Bauer einen Neubau bezogen, hat der Mieths- und Lehenmann die Wohnung gewechselt, so veräuchert ihm die Knabenschaft das neue Quartier, und er beköstigt sie und seine Verwandtschaft dafür mit einer Abendmahlzeit. Jedoch hinter diesem ziemlich allgemeinen Brauche steht immer noch der weit ältere und drum längst zum Mißbrauch gewordene, und was an diesem nun unserem Geschmack mißfällig sein wird, das kann unserem ethnographischen Wissen gerade um so schätzbarer werden. Sehe man den Fall, daß

dieses Haus mit einem franken Gesinde, dieser Stall mit frankem Vieh geplagt ist und daß der Hausherr, ohne gerade abergläubisch zu sein, von jenem guten Bauernschlage ist, der sich noch auf Schimpf und Glimpf versteht, so läßt er vielleicht mit gutmüthigem Lächeln heute einen Scherz der Knabenschaft in seinem Hause weiter spielen, den einst sein altgläubiger Gutsvorfahr in tiefem Schrecken von der Kirche zu begehren und mit barem Gelde zu bezahlen pflegte. Alsdann besteht diese Hausbräuk in einer burlesken Nachahmung aller Beschwörungsmittel, deren sich exorcisirende Mönche bedienen. Haus- und Stallräume durchschreitet die Knabenschaft, ver mummt als Mönche und Nonnen, Kerzen in der Hand, in alle Winkel hineinzündend; — und so manche Spinnweben sie aus Stall oder Stube herabzukehren verstehen, so manche Maß Wein werden sie dann aus des Hausherrn Keller und auf der Bewohner Gesundheit gratis trinken. Mitten durch diesen Scherz schaut noch der alte ernstgemeinte Zweck hervor; die mitgetragenen Kerzen deuten auf die Reinigung mittels Feuers, auf die heidnische Ekstase zurück. Denn der kirchliche Brauch, der hier allein nachgeahmt scheint, ist ja selbst nur ein dem Heidenthum abgesehener und nachgemachter *). Und daß dieses gerade hier ganz besonders der Fall ist, dies erweist sich aus dem Namen des Spieles, das Ankenmilchbohren, und aus dem nachweisbaren Zwecke jener Holzhaufen, die dabei vor dem Hause die Gasse hinab in langer Zeile angezündet wurden. Denn Alles, was im Bauernhause war, Menschen und Vieh, krankes und gesundes, wurde früherhin zwischen diesen Feuern hindurch getrieben; die Enge des Ortes, die Lage zwischen dem Bache und den Bergen erlaubte keinen Ausweg; ent sprang ein Thier etwa seitwärts, so war es mindestens durch eine der Feuerzeilen gegangen und schon

*) Der Benediktinermönch Frize in seinem Manuale Benedictionum, Rempten 1737. Pag. 273, 276 nennt diese Weid- und Hausbräuk Herenrauch, er theilt den kirchlich vorgeschriebenen Exorcismustext mit, betitelt *Fumigatio ad expellendum Diabolum*, und verzeichnet auch die von der Kirche zur Veräucherung angewendeten Mittel: Sonnenwirbel, Raute, Storchenschnabel, Wachholderbeeren, Weihrauch, Schwefel und Teufelsbred.

dadurch heil. Burschen und Mädchen sprangen vereint über die Flammen. So schloß aller Orten vormals dieser Abend bei der Feier der Sonnenwende.

Damit man aber einen älteren Gewährsmann dieser That-sachen habe als der jetzt eben sie Besprechende ist, so lassen wir im Nachfolgenden ein gutes, nur wegen der Wahl seines Titels wenig gekanntes Buch an unserer Statt fortfahren. Dies ist Bartholomäus Carrichter, Der Teutschen Speißkammer. Straßburg 1614. Fol. pag. 17 und 18.

Es haben die Alten vermeynt wo Fewr sey, daselbst vermögen die bösen Geister nichts schaffen: Umb deß willen haben sie bei ihren abgestorbenen Leichen, biß daß sie zur Erden bestattet wurden, Fewr vnd brennende Leichter wöllen haben. Vnd wiewol die Alten solches ohn grund der H. Schrift angericht, sind doch der Christen viel (wie die Affen) nachgefahren, haben diesen brauch gelobt, vnd zulezt für ein verdienstlich gut werck lassen außrufen. Vnd damit ich der nährischen superstition vnd mißbräuch einer gedende, so haben etliche der Teutschen, sonderlich im Waßgaw, einen solchen glauben vnd zuversicht, so bald ein Viehsterben einher fellt, vermöge dasselbig durch kein ander mittel abgeschafft werden, es werde dann ein nothfewr angezogen: das bringen sie auß dürrem Eychen Holz, mit großem nothgezwang einer stangen zu wegen, dieselbig muß man auff dem dürren Eychenholz mit gewalt wie ein Schleiffstein herumher treiben, vnd ist solche stang auff beyden seiten der vntersten hölzer mit ketten angebunden, das sie keineswegs mag weichen, vnd so man gemelte gebundene stang eine zeitlang mit arbeit umbtreibt, so kommt nach vieler Bewegung erstmals eine große hiß, nach der hiß folgt ein rauch, vnd nach dem rauch entzündet sich das Fewer, das empfähet man mit andacht und großer reuerenß in zunder vnd anders. Auff solch gezwungen nothfewr sind etliche Jungfrawen bloßes Leibs mit etlichen Ceremonien ordiniert vnd bestellt, tragen bloße Schwerdter in ihren Händen, darzu sprechen sie ihre reymen vnd sprüch, alsbald darnach wird ein großes Fewr angezündet mit vielem Holz, zu stund treibt man das Viehe mit ernst vnd andacht

durch das errungen nothfeyr, guter hoffnung vnd zuversicht, der vnfall vnd Viehesterben soll dadurch gewendet werden, vnd wie diß Volk glaubt, also geschichts etwan. Man muß aber vorhin, ehe das nothfeyr gemacht ist, alle andere Feyr im Dorff vnd Flecken, als vntüchtig vnd schädlich, mit Wasser außleschen, vnd so jemandß diß Gebott ober führe, der wird hart gebüßet.

Die i. J. 1801 erschienenen „Darstellungen aus dem Gebiethe des Aberglaubens, Gräß bei J. A. Kienreich“ berichten pag. 129, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts das oberösterreichische Landvolk die Schweine, unter denen die Bräune ausgebrochen war, ganz in der von uns geschilderten Weise durchs Feuer gejagt habe; zum Schlusse heißt es: „Durch diese neue Flamme, die nur auf einem engen Plage angemacht wird, jagt man die Heerde mit Gewalt hindurch; daher hat es den Namen Nothfeuer.“ Ueberraschend ist es, daß genau derselbe Vorgang und aus gleichem Grunde erst i. J. 1828 im hannoverschen Dorfe Ebdesse stattgefunden hat und nach dem Berichte eines Augenzeugen nun zu lesen ist in Colshorns D. Mythologie 350.

Noch ist im Aargauer Kulmerthal ein Ueberrest dieses Brauches erkennbar. Wenn das Ankenmachen oder sonst eine landwirthschaftliche Verrichtung nicht gut von statten gehen will, nimmt man ein Füllen aus dem Stalle und läßt ihm eine Welle Stroh unter dem Leibe verbrennen. Aarg. Sag. 2. pag. 279. Ist ein Stück Vieh krank, wie man gewöhnlich denkt, verhext, so wird ein heißer Gluthstein aus dem Bügeleisen der Hausfrau mit feurigen Kohlen und Räucherwerk überlegt und dem Thiere unter den Leib gestellt. So that ein Bauer im Turadorfe Asp mit seiner kranken Geiß, als ein des Weges kommendes Weib laut lachend stehen blieb. „Ja, lach du numme,“ schrie der Bauer, „du Siebeschäzere, die Geiß isch scho gsund.“

Der Name Nothfeuer ist eine Umdeutschung des unverständlich gewordenen Niedfyr, das zuerst in Karlmanns Capitulare genannt ist. Nieten ist stoßen, man stößt die zu butternde

Milch, und daher heißt denn der Butterrahm Nibel. Zu ahd. hnuttan steht altnord. hnudla subigere, Schweiz. notteln und nudeln, vibrare. Nibelstoßen, Anfenmilchbohren und Nothfeuer-machen geht auf ein Bohren zurück, das Buttern und das Feuerreiben diente der Vorzeit als Sinnbild der Geschlechtsliebe. In Schwaben heißt die auf die drei Faschnachtsdonnerstage folgende Nacht die Nibelnacht und steht in übelm Rufe (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben); ebenso ist in Bünden der Luchmilchsonntag der auf den Aschermittwoch folgende. Auf diesen ladet die Bündnerin ihren gewesnen Faschnachtstänzer oder den erklärten Liebhaber in ihr elterliches Haus und setzt ihm hier geschwungenen Rahm vor, so dick, daß ein Eßmesser drauf liegen und der Löffel drinn stecken bleibt. Landwirthschaftlich angesehen, entspricht der Name Anfenmilchbohren allerdings dem Zwecke des geschilderten Knabenfestes. Denn er besagt, bei einer jeden Sonnenwende, mit der das Wirthschaftsjahr schließt oder beginnt, versichere sich die Familie oder Gemeinde ihres künftigen Milch- und Buttergewinnes im Voraus, indem man eine in die Bohrlöcher der Thürpfosten eingefügte Welle so rasch und bis zur Selbstentzündung umbreht, daß sie damit ein symbolisches Abbild des Sonnenkörpers wird, der sich an Umschwingungskraft und Feuer so eben neu verjüngt hat, um Alles mit einander, Gras und Kraut, Butter und Milch, Fleisch und Blut neu wachsen zu lassen. Das ursprünglich schuldlose Symbol verdrehte sich in ein magisches Mittel der Zauberei, das naive Spiel in abscheulichen Aberglauben. Wie viele Hexen hat das christliche Mittelalter gefoltert und verbrannt, weil sie die Milch, die sie den Nachbarskühen zauberisch abgewonnen haben sollten, auf die vorbeschriebene Weise vor den Augen der Inquisitoren nicht wieder aus dem Hausbalken bohren, oder aus dem Ofenstänglein herausmellen konnten. Und wie viele andere glaubten dann erst diesen Zauber um so fester und ahmten ihn nach, eben weil sie schon so viele andere für denselben hatten auf dem Scheiterhaufen sterben sehen. Daher verzeichnet die Kloster-Handschrift von österreichisch St. Florian (Myth. Abgl. XLVIII.) den Fall, wornach das zaubernde Weib, um

die Milch der Nachbarskühe für sich zu gewinnen, in den Samstagnächten nacht, auf allen Vieren und rückwärts zum Nachbarssthor kriecht, es rücklings ersteigt, mit der einen Hand sich anhält, mit der anderen drei Späne ausschneidet und spricht:

ich sneit den dritten span,

in aller milich wän.

Der Beraubte wendet begreiflich dann dasselbe Verfahren gegen den Räuber an. Von der Thüre, durch welche der Hausdieb gegangen, schneidet man in den drei höchsten Namen drei Spänlein, löst unbeschrieben ein Wagenrad vom Wagen und fügt es wieder an, nachdem man die Spänlein auf die Nabe gelegt hat. Hierauf dreht man das Rad unter Zauberformeln um, jedoch nicht allzu geschwind, weil der dadurch zur Umkehr genöthigte Dieb sonst sich zu todt stürzen müßte. Wolf Beitr. 1, 257. So wußte der Düri-Toggeli von Teufenthal die ihm entfliehende Here wieder bis zu seinem Hause zurück zu hegen. Aargau. Sag. No. 382.

Zweiterlei Sagenen sieht hier der Aberglaube vor sich, eine religiöse und eine rechtsübliche; keine richtig mehr fassend, vereinbart er die beiden durch folgenden grobsinnlichen Schluß. Soll und kann das an dem Thürpfosten vorgenommene Ankenmilchbohren den Milchertrag des dahinter stehenden Milchviehes erhöhen und sichern, so kann der Kuh durch ein Beschneiden der Thürpfosten der Nutzen gleichfalls abgeschnitten werden. Der gemachte Fehlschluß liegt in der Verkennung des Zweckes beider Ueblichkeiten. Beim Nothfeuer oder Ankenmilchbohren feiert und wiederholt man symbolisch den Umschwung des Sonnengestirnes als der Quelle aller unter dem Lichte wachsenden und auszeitigenden Nahrungsmittel; und eben die Art der dabei vorgenommenen Feuerreibung stellt uns noch dar, wie das älteste Feuerzeug beschaffen und die älteste Art der Butterung gewesen war. Hierüber hat bereits Ab. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers 1859, erschöpfend gehandelt. Das Beschlagen, Benageln oder Beschneiden der Thürpfosten dagegen stellt nichts anderes als das alte Rechtsymbol gültiger Zueignung und Besitzergreifung dar. Gerichtliche Uebergabe eines Hauses

wurde dadurch bewerkstelligt, daß der Fronbote einen Span aus dem Thürpfosten hieb und dem neuen Besitzer einhändigte. Das Solothurner Stadtrecht (= Buch), aufgesetzt 1615, gedruckt 1817, schreibt pag. 58 vor, daß bei Vergantung von Haus oder Feld eine Erdscholle oder ein Thürspan davon durch den Stadtknecht herbeigeht und auf offener Straße beschrieen werde. Jenes Gebiet auf dem Kinderspielfeld, von und nach welchem ausgelaufen und zurückgesprungen wird, heißt *Aus-
schlag*; wer unberührt vom Gegner dies Ziel erreicht, muß es mit der Hand anschlagen und ist damit außer Verfolgung; wer vorher schon erreicht wird, erhält zum Zeichen gültiger Gefangennahme vom Gegner einen Schlag. Vom Beschlaghammer, der symbolisch den beendigten Hausbau einweihet, wird nachher noch die Rede sein.

Von hier übergehend auf die Thüre, wird daran erinnert, daß diese quer durchgetheilt war in eine Ober- und Unterthüre und also zur Hälfte beliebig offen stehen konnte. Für den Gastempfang konnte es aber nichts ehrenhaftes sein, zur Unterthüre einzutreten, also unten durch zu müssen. Daher rührt auch der Aberglaubenssag: Wenn ein Kind aus dem Hause getragen wird, darf die Oberthüre nicht zu sein, es wächst sonst nicht größer. Myth. Abgl. Nro. 345. Der vorliegende Oberballen, unter dem man sich hinausdrückt, droht des Kindes Wachsthum zu erdrücken. Allein bei Sprichwort und Aberglaubenssagung hat man stets auch auf das gerade Gegentheil ihrer eben aufgestellten Behauptung gefaßt zu sein; daher gilt auch folgender Brauch: Leute, denen früher schon Kinder gestorben sind, tragen das Neugeborene zur Taufe nicht durch die Thüre, sondern stecken es durch das Fenster. Ibid. Nro. 843. Trägt man den Täufling zur Kirche, so hebe man ihn zum Fenster hinaus, er wird desto länger und gesünder leben. Ibid. Nro. 265. Hier ist die ganze Thüre verhängnißvoll, durch welche hinaus die verstorbenen Kinder getragen worden, und man wählt nun das Fenster, das doch, wie man nachher noch sehen wird, ein vom Aberglauben nicht minder verschrieener Ausgangspunkt ist. Da die geöffnete Thüre im rings hohl gewesenem

Hause direct nach dem Herd und den dorten stehenden Hausgöttern blicken ließ, so ist die Innenwand der Thüre ein den Hausgeistern beliebter Wohnsitz geworden. Die allgemeine Regel verbietet dem Hausfremden, den Kopf rasch zur Thüre hereinreichend, eine Anfrage zu thun und ohne Verweilen ebenso rasch wieder davon zu gehen: weil man sonst die Hausruhe mit fortträgt. Was unter dieser letzteren gedacht wurde, zeigen folgende Meinungen. Man soll die Thüre nicht hart zuschlagen: es sitzt ein Geist dazwischen, dem es wehthut. Myth. Abgl. No. 995. Nach Schönwerths Sag. 1, 287 ist es allgemeiner Glaube bei der katholischen Bevölkerung der Oberpfalz, daß die armen Seelen besonders an Samstagen aus dem Fegfeuer in ihr Wohnhaus zurückkehren dürfen und da unter den Thürangeln zu sitzen pflegen. Die Mutter zankt daher mit den Kleinen, die gewöhnlich die Thür hart zuschlagen: Wart nur, dir klappen die armen Seelen schon einmal den Kopf zwischen die Thüre ein! Auch sagt man, wer in der Zeit der Zwölften (von Weihnachten bis Dreikönige) die Thüre hart zuschlägt, der hat im Sommer den Blitz zu befürchten. Naturmyth. pag. 101. Häuser und Scheunen, in welchen die Vorder- und Hinterthüre in schnurgerader Linie sich gegenüber liegen, sind mit dem Durchzuge der Nachtgeister und des wilden Heeres heimgesucht. Ein Bauernhof am Battenberge bei aargauisch Brittnau kann nach dem Volksglauben kein Thor an der Scheune haben, weil der Geist des Schloßherrn von Witenbach jede Mitternacht in goldner, mit vier Schimmeln bespannter Kutsche hier hindurchfährt. Ein altes Strohhaus zu Merenschwanden, im Dorftheile Brühl gelegen, hat in der oberen Hälfte seiner Hausthüre vier in Form eines Malteserkreuzes eingeschnittene Windlöcher. Schloß man, bevor dieses Kreuz eingeschnitten war, des Nachts einmal unversehens die Thüre, so wurde sie unter Einsturz drohendem Krachen geöffnet, mit großem Geräusche zog das wilde Heer daraus hervor, um des Morgens vor der Frühglocke ebenso wieder einzuziehen. Naturmyth. pag. 74 und 99. An diesem Obertheile der Thüren von Haus und Scheune sind nun jene sehr verschiedenartigen symbolischen Zeichen eingehauen, eingebrannt,

eingerrissen und angeröthelt, die man im Allgemeinen Hauszeichen und Reißmarken nennt. Es sind dies theils Runen, in Gestalt sich mehrfach kreuzender und schräg stützender Balken gezogen, das wirkliche Erbzeichen des Hauseigenthümers; sodann die Drutenfüße in Form eines breitgezogenen dreiblättrigen Kleeblattes; Schrättelfuß, Alpfuß und Fünfort, lauter Namen des zauberkräftigen Pentagon; die Zwisselstriche, die halb in trapezförmig gelegten Bandstreifen, bald in scharfkantigen Labyrinthlinien, bald in Form eines zimmermännischen Balkengitters (das Schrätteligatter genannt) angemalt oder eingerissen sind, letztere sämmtlich zur Abwehr von Zauber und Gespenst. Ob den Thüren der ältesten Dorfhäuser zu Münchwilen im Frickthaler Bezirk Laufenburg, sieht man einerlei Hausmarke angebracht: die oberste wagrechte Linie bezeichnet das Balkenhaupt der Figur, die darunter folgende senkrechte Linie den Oberleib, aus ihm reicht beiderseits ein Winkelhaken hervor, das sind die zum Empfang geöffneten, mit dem Vorderarm empor gehaltenen Arme, zwei weit in die Gabel gespreizte Langbeine schließen die Figur; sie hat demnach mit den bisher bekannt gewordenen Frö-Figürchen auffallende Aehnlichkeit. Manche in jenem Dorfe halten dieses Zeichen beinahe für heilig und behaupten, die Hexe, die drunter weg den Eingang ins Haus nehmen wolle, bleibe magisch gebannt und müsse, wenn man ihr nicht wegzugehen vergönne, zur Stelle sterben. Einen ähnlichen Zweck haben Gule und Geier, die man jetzt als Stellvertreter des früherhin ebenso aufgeopferten Jagdfalkens in ganzer Flügelbreite an's Scheunenthor angenagelt trifft. *) Ueberbleibsel der noch älteren Roß- und Rinderopfer, einst dargebracht zur Festigung des Neubaus, sind jene Roß- und Stierköpfe, die als Luftmumien außen unter dem Dachgiebel, auf dem Thürgefimse oder innen unter dem Firstbalken hängen; man hieß, erzählt uns das Volk mit derselben geschichtlichen Bestimmtheit, wie sie

*) Daher der Bintschgauer Kinderreim in Wolfs Zeitschr. 2, 364:

Rab, Rab-radl,

Zwischen zwei Stangen

Zwischen zwei Stadel,

Mußt du erhängen!

als ein heidnischer Alamannenbrauch schon von Agathias, † vor 582, gemeldet ist (Myth. 41), dem Rosse das Haupt ab, nicht um es zu verzehren, sondern dem Gotte es weihend am Altare aufzuhängen. An den Häusern der Seedorfer begegnen dann ferner noch jene größten Hechtköpfe, denen mit einem Stabe der Rachen aufgespreizt ist, damit sie den annahenden Feind mit magischem Grinsen zurückschrecken sollen. Ihnen allen unterlegt der jetzige Glaube das Vermögen, Blißschlag und Viehseuche vom Hause fern zu halten; vgl. Argau. Sag. 1, pag. 11 und 164.

Hier kann noch auf die heiße Ironie hingewiesen werden, mit der das altdeutsche Gesetz einen bis zur Unmenschlichkeit auf seinem positiven Rechte beharrenden Geizhals heimzusuchen pflegte. Ein des Todtschlags überführter Knecht muß getödtet werden, soferne sein Leihherr sich weigert, die ganze Mordbuße für ihn zu entrichten. Aber die altnord. Sagung verfügt, daß jener alsdann über seines Herrn Hausthüre gehangen werde und hängen bleibe, bis die faulende Leiche von selber abfällt; und würde der Herr den Leichnam eher herunternehmen, so wäre er damit schuldig, die vorher verweigernde Buße voll nachzuzahlen. Genau derselbe Fall ist im Alamannischen Rechte vorgesehen, Pertz Leg. III., 39 und 82. Der Herr, dessen Hund Ursache geworden ist am Tode eines Menschen, hat dem berechtigten Kläger die Hälfte des Bergeldes des Getödteten zu erlegen; besteht aber der Kläger auf dem vollen Betrage des Bergeldes, so wird ihm, zum Hohne seiner Härte und Ungenügsamkeit, an der Stelle der zweiten Hälfte des Bergeldes der Hund ausgeliefert, man verschließt ihm alle Thüren seines Hauses bis auf eine, an welcher der Hund neun Schuh über der Schwelle aufgehangen wird und so lange hängen bleibt, bis er faulend und stückweise abfällt. Ebenso lange darf der Hausbewohner durch eine andere Thüre weder ein- noch ausgehen und muß, wenn er dagegen handelt oder das faulende Thier entfernt, die Hälfte des empfangenen Bergeldes wieder zurückzahlen. „ Gestank und widriger Anblick, die ihm das Haus verleidet haben würden, sollten den Betheiligten im

Voraus bewegen, seine Forderung bei der Hälfte bewenden zu lassen." Grimm. *RA.* 665. Beide Sagenen deuten zugleich darauf zurück, daß das Thürgestell einst als Galgen gebraucht worden ist; die Thüre ist ein verjüngter zweistöckiger Galgen, wie das Fenster eine verjüngte Thüre. In Lichtensteins Frauen-dienst wird gedroht, einen über das Fenster zu hängen. Der Galgen selbst hieß in der Gaunersprache spöttisch Sauerbrunnen, weil auch der alterthümliche Schöpfbrunnen aus zwei aufrecht stehenden Seitenbalken mit darüber liegendem Querbalken bestand, woran die Rolle mit dem daran hängenden Eimer war.

Wir gehen nun zum letzten und bedeutungsvollsten Theile der Thüre über, zur Schwelle, dieser engsten Grenze der Hausgewalt und des Hausfriedens, deren Heiligung nur noch von Herd oder Ofen überboten wird. Gleichwie bekanntlich die Römer zwei schwellenbehütende Götter hatten, den Limentinus und die Lima (das Zeugniß für Beide steht bei Arnobius IV, 132), so erkennt Grimm, *Myth.* 97, einen hervorstechenden Zug unseres heimischen Heidenthums in der schon aus Zeugnissen des 7. Jahrh. nachweisbaren Verbindung drei oberster Gottheiten zu gemeinsamer Verehrung, und so müssen sie zu Dritt sich auch in die Hüt des Hauses getheilt haben. Wuotan über sah vom Hochsitze des Himmels aus alle Welträume; sein Bildniß durfte also auch im Heidenhause am Hochsitze nicht mangeln, von dem aus man alle übrigen Wohnräume zusammen überschaut. Der zweite mit Wuotan stets verbündet genannte Gott ist sein eigener mit der Erdmutter erzeugter Sohn Donar, der Freund des Landmanns, des Ackerbaues und des Hausfriedens. Ihm blüht auf dem Hausdache die Haus- und Donnerwurz, ihm gehört das Hammerzeichen an Thüre und Gebälke an, das sich die Folgezeit dann in das nahverwandte Kreuzzeichen umgedeutet hat. Als dritter, dessen Bildniß in Skandinavien stets neben dem der eben genannten aufgerichtet war, begegnet der alles erfreuende Frö (nord. Freyr), der Liebes- und Ehegott. Wie sich noch unlängst Donars Donnerhammer und Donnerkeil theils angezeichnet, theils als Steinwaffe in ober- und niederdeutschen Bauernhäusern zu ungezählten Malen vor-

fand *), so ist auch Krö's Symbol, das vierspeichige Rad, aus ältester und neuester Zeit in seiner sich gleichbleibenden symbolischen Anwendung nachweisbar. In derselben Form, mit der es als steinernes Merkzeichen am Thurm der Abtei Hirschau zu sehen ist, hängt es künstlich gezimmert und bemalt unter den Giebeln der Luzerner Bauern- und Dorfwirthshäuser, und ist außerdem in Gestalt der Festbrode, jener radförmigen, innen zweiarmig geschlungenen Fastenbrezen allbekannt. Namens dieser drei vereinigten Götter geschah es, daß man den Neubau festigte, indem man die Schwelle mit drei symbolischen Hammerschlägen weihte. Ihnen zu dritt scheint die Schwelle selbst geheiligt und deshalb deren frevelhaft unternommenes Ueberschreiten auch mit einer dreifachen Buße belegt gewesen zu sein. Sie wird von jeher mit dem Drutenfuß bezeichnet, einem aufrechten und einem gestürzten Dreieck, beide in einander geschoben; das bekannte Schuttmittel gegen böse Einflüsse. Es kommt in den österreich. Weisthümern oft vor, daß der Verleger des Hausfriedens so viel Mal zahlen soll, als er über die Thürschwelle gelaufen ist; Samml. v. Kaltenbaeck XXX, 47: nach jedem Drischüb'l ein Pfund; XLIX, 10: als oft er über ein Drischüb'l kumbt; L, 14; so oft er damit über ein Drischüb'l kumbt, ist er der Herrschaft 5 Pfd., und am Widerauslaufen auch nach jedem Drischüb'l 5 Pfund. — Verliert sich mit der alterthümlichen Bauart der dreifache Frieden der Hauschwelle, so wird derselbe vor das Haus hinaus verlegt; daher besagt das Stadtbuch von Baden vom Jahre 1384 (Argovia 1, pag. 54, Nr. 38): ist ouch daz ein burger den andern heimsuocht fræfenlich vnd schalklich dryer fuoz vor der schwell siner düer, der git ze einung zwey pfund ôn gnaud. Ebenso das Winterthurer Stadtrecht vom J. 1297 (bei Gaupp, Stadtrechte 1, 143, §. 4): swer der ist, der den andern frevenlich haime suochet inrunt drien fuessen vor siner tür si-

*) Thörs Hammer, dessen Wurf zugleich die Marke abgrenzt, steht im Wappen der preuß. Stadt Hammerstein; zugleich sind nach ihm ben die urf. Hamarissstadt, Hamestal zc.

nes huses, der het verschuldet ein hainsuochi vnd sol die buessen mit drin pfunden dem cleger, vnd vnserm herren och mit drin pfunden.

Diese Bemerkungen vorausgesetzt, ist es nun an der Zeit, den alten, undeutlich gewordenen Urkundenamen der Schwelle in Erklärung zu nehmen.

Dreischübel nennt man im Aargau 1) die hoch und hohl gelegte hölzerne Unterschwelle des hölzernen Bauernhauses. 2) den Querbalken, der über dem hölzernen Thür- und Fenstergestell zu liegen kommt. 3) den hölzernen Stüßbalken, auch Wechsel und Unterzug genannt, welcher „eingeschoben“ ist zwischen der Obernische von Haus- und Kellerfenster und dem darüber weitergeführten Mauerwerk. Damit erklärt sich die Aarg. Benennung als ein Compositum; das Grundwort benennt den in den Bau eingeschobenen Kurzbalken, welcher mundartlich Schübel heißt; Dreischübel ist aber wechselnden Geschlechtes, bald und vorwiegend männlichen, häufig auch sächlichen. Das Bestimmungswort drei wechselt mundartlich ebenfalls zwischen dri (mhd. masculin) und driu (mhd. neutrum). Man kann nun dieses Letztere theils für das Zahlwort drei halten, wie es auch im Volke also erklärt wird. Denn man legt, wird erklärt, den Schübel „gefleckt“, indem man ihn auf beiden Enden mittels zweier andern Flecklinge (kleinere Balkenstücke) so feilt, daß er das Gewölbe nach drei Seiten zugleich trage, nach links und rechts und zugleich nach oben. Theils glaubt das Volk in dem dri das Adv. loci darein, mundartlich dri se zu erblicken, weil der Schübel zwischen Fensterhöhe und Obermauer hineingeschoben wird. Indessen die giltigen Erklärungen hierüber sind erst vorzutragen, nachdem die weiteren wechselvollen Formen dieses Wortes angegeben sind, die ich großen Theils der ausführlichen Mittheilung entnehme, welche mir Hr. F. Staub-Rüegg in Zürich aus seinen Vorarbeiten zum Schweiz. Idiotikon gemacht hat. Man spricht Trischübel, Kt. Luzern; Trischübel, Kt. Schwyz; Trischübel, Kt. Zürich; Trüschübel (Stalder's Dialektol. 88), Trüschhübel, Sanenland. Daraus erhellt, daß hier das Bestimmungswort in seiner Quantität

überall schwankend geworden ist. Derselbe Name kommt etliche Male auch als Flurname vor. Eine Alpe im Berner Haberen-
thal heißt Trüschschübel, und eine Berner Alpe im Ischanganau,
gelegen am Uebergange vom Emmen- in's Grippthal, heißt Trü-
schübel. Stalder, s. oben, und Idiotikon 1, 315. Letztge-
nannte Alpe bildet und bezeichnet eine ursprüngliche Grenze zwi-
schen den eben erwähnten zwei Thalschaften und besitzt hiefür
auch eine charakteristische Localsage von einer hier gewesenen
Stadt, deren Thor Schlüssel noch in einer (benachbarten) Tanne
stecken soll. Dies meldet Alb. Sahn, Emmenthaler Alterth. u.
Sagen 1865, 67. Mithin hat hier der Localname Trüschübel
den unleugbaren Sinn 1) von Unterschwelle, 2) von Thalschafts-
grenze. In der ersten Wortbedeutung ist diese Alpe nur die
einzelne Staffel, wie man die reihenweise höherbetriebenen Wei-
depläze in den Boralpen nennt; in der zweiten Bedeutung ist
sie Schwelle und Riegel zweier Thalschaften und auch so wie-
derum mit der Glossa übereinstimmend: drischüvel, postis cum
quo seratur janua (vergl. Grimms Wörtl.). Beiderseits ist
der Name eins mit limes. Daher ist Alb. Gatschet (Orts-
ethnolog. Forschungen 1865, Heft 1, 25) wohlbefugt, dieses
latein. limes auch in den mehrfachen Haslithaler Alpnamen
Triftlimmi, Wetter-, Stein-, Mattenlimmi, Zimmerenalp (Kt.
Glarus) wieder zu erkennen. Ein Lummertgraben liegt im Bann
des Friedthaler Dorfes Raisten.

Indem ich nun die Form desselben Wortes auch aus den
übrigen deutschen Mundarten angebe, beginne ich mit den ur-
kundlich frühesten Aufzeichnungen desselben. Drisguflī super-
liminare, Vocab. S. Galli. — driskuwil limen, Sumerlaten
51^a. — za drisguflim, ad limina. Diutisca 1, 156. — dri-
schüvel postes, Benecke 1, 396^b. — druscheufel Schwelle,
in Gerberts Glossar. — Diesen ahd. und mhd. Formen kom-
men folgende oberdeutsche zu: Kärntisch drischw'el, trischau-
fel, drischp'el, trüschubel, limen, auch postes (Exer 71).
Schwäbisch drisufle (Schmid 141). Augsbürgisch drischüfel,
Schwelle; die wasser und die drischübel des Erdringes
(Birlinger 124^b). Nürnberg: das drischäufel, Schemel (Schemel-

ler 1, 416. 3, 335), daher auch letzteren Begriff umdeutend in Trittschäufele. — Salzburg: drischib'l, Schwelle; Tirol: drischüb'l. Frommann 3, 344. 4, 346. Die österreich. Weistümer (Sammlung von Kaltenbaed) haben Drischybl, Drischübl, Druschybl, Drittschibl, Thüerschyl, und übersetzen es LXXXVII, 9 mit Türgeschwell. Im Raumburger Recht, §. 6 (bei Gengler) gilt Torschufele. Die Ähnlichkeit dieser Wortformen nach ihrem grammatischen Bau und ihrem Inhalte muß man hier nur deshalb um so nachdrücklicher hervorheben, weil gerade F. Grimm, der Vater der deutschen Grammatik (daselbst 2, 332 und 3, 432), ihnen die Form des Dicompositums bestreitet, der in der zweiten Hälfte von ahd. driscuovili eine bloße, wenn auch noch nicht erkennbare Ableitungssylbe zu sehen glaubt und diese Angabe nun auch in sein Wörterbuch 2, 1420 mit hinüber genommen hat. Ueberdies trägt unser Wort auch in den Formen der nordsächsischen Dialekte dieselben Kennzeichen der Zusammensetzung, wenn dieselben inzwischen auch zu etwas andern Begriffen führen, als die alt- und neu-oberdeutschen. Sie lauten angelsächf. in Ettmüller's Lexikon: dhræscwald, dheorsvold, dhærscolt; altnord. dhreskuldr, isländ. throskulldur. Altschwed. (nach Samieson) trooskel, neuschwed. tröskel, dänisch tärskel. Altengl. threshwold, bei Chaucer dreschfold; schottisch treshwald. Neuengl. threshold; englische Mundart: throschel, threshfod, draskel (wo dreschen to drash lautet). Niederdeutsch dreschhalt (Frommann 1, 252), dreskelof, dreskolf (Grimm, Gramm. 3, 432). Ditmarsisch drüssel (Müllenhoff, Glossar. zu Al. Groth's Quickborn 322). Noch weitere Formen und Quellenangaben finden sich hiefür in Grimms Wörth. 2, 1420, welche daselbst verglichen werden mögen.

Erklären wir nun die scheinbar schwer übersichtliche Wortreihe nach dem Inhalte ihrer vorstehenden beiden Wortgruppen. In der ersten ist die Form Dreischübel und Drischübel die vorherrschende. Die Argauer Volks- und Zimmermanns-Etymologie begreift unter dem ersten Worte den aus drei Tragebalken zusammengeschobenen Schübelbalken, den Wechsel und

Unterzug; unter der andern Wortform denkt sie die am Eingang des Hauses oder des Tennenthores beweglich vorgezogene hohe Schwellenwand, einen Hübel von Balken, ahd. *huovili*, hinter dessen Schirm das Korn ausgedroschen wird. Einfacher ist es, beide Wortformen zu vereinbaren und in beiden ein Drisch-schübel und Dreisch-schübel zu erkennen, das seinen ersten Zischlaut mit dem darauf folgenden assimiliert. Die Form *drisch* (ahd. *drisk*) bezeichnet wie latein. *triturare*, ahd. *driskan*, das dreifache Dreschergeschäft der Sonderung von Korn, Stroh und Spreu, das hinter der beweglichen Schutzwand des Schübels bei offener Thüre vorgenommen wird. Das mhd. Adverb *dries* (Gen.) heißt zu dreien Malen. Der Name Schübel befremdet hierbei nicht; es ist sowohl das Werkzeug zum Schieben als auch das in einander Geschobene; daher mhd. *schiuvelin* sowohl die kleine Schaufel als auch die Thürschwelle heißt, *schoup* die gebundene Garbe und das in einander gefügte Strohdach, *schober*, ahd. *scopar*, der geordnete Korn- und Heuhaufe, *schübelinc* die dickangeschoppte Rauchwurst, ahd. *scopar*, mhd. *schopf*, *horreum minus*, *vestibulum*, „*quod Baiuvarii scof dicunt*“. Pertz, Leg. III, 307. Schübel ist sogar aarg. Schelte, den Schwerhörigen, den mit verschopptem Gehöre bezeichnend. Die aus den übrigen oberdeutschen Mundarten mit angeführten Namensformen fügen ebenso ihr conformes *schübel*, *schüfel*, *schäufel* und *geschwell* an ihr Bestimmungswort *dri* an, ja sinnbildlich und verdeutlichend nennt ein schon vorhin aus Birlinger's Wörth. citirtes Augsburger Document die Grundfesten des Erdkreises die *drischübel* des *erd-ringes*.

Die zweite Wörtergruppe aus dem sächsischen, d. h. niederdeutschen und skandinavischen Sprachkreise, gibt in ihren alterthümlichsten Beispielen unseres Wortes gleichfalls die Form des Dicompositums zu erkennen. Schon die älteren Lexikographen sehen darin eine Zusammensetzung aus „Dreschen“ und aus „Holz oder Wald“: Die Balken, auf denen man ausdriecht oder das Korn austritt. Ähnliches meint auch der Nürnberger mit seiner Wortumdeutung „Trittschäufele“, denn es ist noch

kein Jahrhundert vorüber, daß man in den Alpen, z. B. in Graubünden Hirse und andere Fruchtgattungen noch nicht drasch, sondern durch die versammelten Sipperschaften austreten ließ. So beschreibt es der Sammler aus Bünden vom J. 1800.

Ein anderer Schwellennamen, nicht ursprünglich zum eben erklärten Wortstamme gehörend, aber in etlichen späteren Wortformen doch mit dessen Form und Sinn sich einigend, ist der in der Lex Salica (edd. Merkel, cap. LVIII) genannte „duropalus, hoc est limitare.“ Die Glosse dazu, *ibid.* pag. 103 fügt in ablativ. Form hinzu *duropello, durbillo* und neutral-Nomin. *durbillum*. Es ist die Schwelle, nemlich der unter dem Eingang der Thüre (*duro*) gezogene Ballen (*pilus*). Wörtlich übersetzt ist es Thürpfahl, in Wirklichkeit war und ist es die Thürschwelle. Das Wort erscheint wieder im altfries. *dreppelse* (*limen*) und in dem *dörpel* und *dürpel* der Brandenburgisch-Rathenower Gegend, wo es gleichfalls die bewegliche, drei Fuß hohe Wand unter dem Scheunenthor bezeichnet, durch die das Korn auf der Dreschtenne bei offenem Thore geschützt wird. Firmenich, *Völkerstim.* 1, 142. Ostfriesisch heißt es *drümpel* und *drüppel* (Frommann *Mundart.* 5, 238. 4, 128), alt- und neuniederl. *dorpel* und *drempel*; mhd. gilt *dremel* und *drempel* für Riegel und Balke, neudeutsch für Schwellengerüste in der Wasserbaukunst. *Drempel* hat gleiche Bedeutung wie *Dürpfel* (Schwelle und Ueberschwelle), leitet aber, wie nun ersichtlich, nicht wie dieses von *duropalus*, sondern von *tram* (*trabs*) und von *trampeln* ab, weil man mit den Füßen die Schwelle betritt. Grimm, *Wb.* 2, 1400. *Trempeln*, *auf trempeln* heißt im Brandenburgischen Pfähle in den Boden setzen. Riecke, *Der Volksmund in Deutschland* 1865, pag. 215.

Nunmehr Herr geworden der urkundlichen Namensformen der Hauschwelle, betrachten wir den Sinn der Satzungen, der Weisepfer, der Sitten und Bräuche, welche mit ihr verbunden waren oder sind.

Unter der Hausthüre findet die gerichtliche Auffassung des Gutes statt; eines Hauses Besitz wird angetreten, indem der

Erwerbende seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte und mit der Rechten Pfosten, Angel oder Thürhinge faßte, die Thüre auf- und zuthat; dies hieß: *traditio per ostium, per durpileam, per postem et superliminarem*. Vergl. Grimm *RA.* 174, wo weitere Belege hierfür angegeben stehen. Die älteste Nachricht über diese besondere Form der Güter-Entschlagsniß mittels des Thürpfostens bietet die *Lex Salica cap. LVIII.*, unter dem bedeutamen Satzungsnamen der *Chrenecruda*, deren Anwendung schon Childebert im J. 595 ausdrücklich als heidnische Sitte aufgehoben haben soll (*Verß 3, 10*). Ein Todtschläger, heißt es da, der aus eigenem Gute dem Gesetze nicht volles Genügen thun kann, hat durch zwölf Eideshelfer zu erweisen, daß er weder auf noch unter der Erde die zur Mordbuße hinreichende Summe besitze. Hierauf hat er, in sein Haus eintretend, den Staub (*chrenecruda*, reines Kraut = Staub) aus den vier Winkeln aufzufassen und unter der Thüre auf der Schwelle stehend (*in duropalo, hoc est limitare*), zugleich in die Stube zurückschauend, ihn mit der Linken über seine Schulter nach demjenigen zu werfen, der sein erster Anverwandter ist in den drei nächsten Verwandtschaftsgraden Vaters- oder Mutterhalb. Nachdem dies geschehen, muß er im bloßen Hemde, barfuß, den Stab in der Hand, aus dem Hofe auswandern. Der Rechtsbrauch auch noch späterer Zeit verlangte hierauf, daß der Gläubiger zum Zeichen der *Vindication* seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte (*Grimm RA.* 142), wogegen der nackt abziehende Schuldner mit bitterem Hohne Schwellenhopper genannt wurde, ein Stichelname, welcher laut *Birlinger's Schwäb. Sag.* (1, pag. 460), jedoch ohne Angabe des Grundes, noch den Städtern zu Tütlingen verblieben ist.

Früherhin war es im Bezirke von Dünkirchen, namentlich zu *Bourbourg*, eine Rechtsübung, daß der Grundherr am Ostersdienstag vor gewissen ihm zinspflichtigen Häusern in Begleitung zweier Schöffen und eines Knechtes erschien, welcher Hammer und Nägel mittrug. Die Hausbesitzer mußten in der Thüre stehend den Grundherrn erwarten, um ihm ihre Abgabe zu ent-

richten, deurgeld genannt. Thaten sie's nicht, so wurde ihnen die Thüre vernagelt. Wolfs Ztschr. nach den Annales du comité Flamand. Dunkerque 1854, 22.

Betrachten wir nun die mittels des heiligenden Hammers vorgenommene Schwellenweihung, so wird uns dieser priesterliche Brauch des Heidenthums auf den zaubernden Aberglauben der Neuzeit herüberführen.

Gleichwie man heute bei öffentlichen Bauten den Grundstein, nachdem man in dessen Höhlung Gedenschriften und Münzen eingelassen hat, mit drei feierlichen Hammerschlägen unter kirchlichen Gebeten festigt, so hat die Vorzeit bei ihren kunstloseren Holzbauten erst eine geweihte Furche rings um die Wohnstatt gezogen, in den Grund des Herdes oder der Thüre Opfer eingegraben und die Hauschwellen im Namen der Götterdreiheit, besonders des hammerbewehrten Haus- und Feldgottes Donar mit drei Schlägen eingeweiht. Daß dieser Brauch wirklich ein vorzeitlicher und nicht erst ein der willkürlich wechselnden Mode abgesehener ist, dies ergibt sich schon aus der deutschen Form der Erbeinsetzung, die mittels dreier feierlicher Handlungen vollzogen werden muß. Wenn der Richter den dritten Zuschlag mit dem Hammer gethan hat, so ist der Güterverlauf abgeschlossen. So pflegt auch unser oberdeutscher Bauer bei der Aufrichtung des Neubaus den sog. Werksatzwein an die Werkleute nicht eher zu verabreichen, als bis sie nicht den neuen Dachstuhl zusammen erklettert und ihn zu dreien Malen mit allen Hämmern und Werkzeugen taftgemäß abgedroschen haben. Zu bestimmten hl. Zwecken wiederholt dann der Hauseigenthümer dieses die Schwellen und Wände schützende Pochen und Hämmern eigenhändig. Eine Sammlung ländlicher Bräuche aus dem Solothurnischen, Der Großätti aus dem Leberberg, von Schild, berichtet 126: Wenn me bym Ufrichte vo me Hus de erst Schwellenagel schlôt, und de Nagel rücht, unter dem Hiebe qualmt, so verbrönnt das Hus gly, bald. — Dieser nun nicht mehr angewendete Nagel diente an Holzbauten zur Verbindung der Grundschwelle und wurde unter Aus-

rufung der drei hl. Namen vom Meister oder Meistergesellen festgeschlagen.

Die drei Donnerstagsnächte vor Weihnachten nennt man Poser-, Pochsel- oder Klöpselnächte. Die Jugend durchstreift da die Straßen des Ortes, klopft an jeder Thüre unter großem Lärmen und erhält dafür ein herkömmliches Geschenk herausgereicht. Die Kinder in Franken führen dazu eigne Holzhämmer, mit denen sie in den Adventnächten unter dem Rufe Gut Heil! an die fremden Thüren schlagen. Diese Sitte ist so alt, daß der Ausdruck klopfen schon seit Hans Folz und Rosenplüt unsern Dichtern zum stehenden Titel ihrer Neujahrswünsche geworden war; Oskar Schade hat in einem eigenen Schriftchen hierüber gehandelt: Klopfan, ein Beitrag zur Geschichte der Neujahrsfeste. Hannover 1855. Mancherlei Hausgeister haben davon ihren Eigennamen, daß sie durch Pochen die gedeihliche Kornernthe und Weinlese voraus anmelden, besonders zur Zeit der Sonnenwende unterirdisch klopfend sich hören lassen; Beispiele hierüber in den Argau. Sag. 2, pag. 95. Daher in Meier's Schwäb. Sag: der Poppelle auf Hohenkrähen, der Pompele in Rotenburg, der Klopferle in Großsachsenheim, der Poppelle auf dem Heuberg. Der Mensch ahmt dieses so guten Erfolg verkündende Pochen der unruhigen Hausgeister nach oder überläßt die endlich versalkende Hausfite wenigstens noch der Kinderwelt zum Spiele.

Am Charfreitag schlägt man in der Zosinger Landschaft drei Nägel in die Stallthüre, um damit das Vieh vor allem Uebel zu sichern. Alles Ungerade, Thiere und Menschen Schädliche hält man dadurch vom Hause ab, daß man durch einen Besegner ein Loch in die Hauschwelle bohren, Geheimnißvolles drein bergen und es in den hl. drei Namen wieder verzapfen läßt. Vgl. die hievon handelnde Erzählung Nro. 392 in den Argau. Sagen. Die hier nachfolgenden Einzelheiten dienen dazu, die weite Verbreitung und Alterthümlichkeit des Brauches einleuchtender zu machen.

In Bintlars Blume der Jugend, einem i. J. 1411 geschrie-

benen Spruchgedichte (neu gedruckt bei Zingerle, Tiroler Sitten) heißt es Vers 190 und 193 von diesem Schlagen auf Hausschwelle oder Dreischübel:

ettleisch segent den slag
mit ainer hacken auf dem drischubel.
etlich nement ire chind,
wanne sew ain wenig chrank sind,
und legens auf ain drischubel.

Grimm, der in seiner Myth. ¹, LIII. und LV. diese Stellen aus einer andern Handschrift benützt, verzeichnet dabei den Namen der Schwelle mit dryschuffel, eine Form, auf deren Grund unsere Erklärung bereits eingegangen ist. Auch vergräbt man unter der Stallthüre Kohlen von der am Charstags- tag üblichen kirchlichen Feuerweihe, damit die Kühe keine blutige Milch geben. Zingerle, Tiroler Sitten, Nro. 737. In der Oberpfalz, so berichten Schönwerth's Sagen 1, 311, verkeilt man die Schwelle des Stalles mit Holz vom Elsenbaum, den die Hexen scheuen, legt einen geweihten Benedictuspennig drunter, zeichnet einen Drudenfuß (Pentagon) an die Thüre und steckt vor die Fenster Stachelbeer- und Hagedornzweige. Nach dem Gastmahl, das die Ghesten am Tage Allerseelen für die Abgeschiedenen abhalten, zerschlägt der Hausvater den langen Lichtspan, mit dem man zu Tische geleuchtet, auf der Thürschwelle und gebietet damit den Geistern, sich wieder aus dem Hause weg zu begeben. Myth. Anh. CXXII., Nro. 42. In manchem Hause pflegt man nach und nach so viele Nägel in die Thürschwelle zu schlagen, als hier Leute aus dem Hause gestorben sind. Ibid. Nro. 38.

Gegen Abwendung der Zauberei schneidet man Sonntags vor Sonnenaufgang einen Haselstecken, nimmt den Rehricht aus den vier Haus- und Stallecken in einen Sack und schlägt ihn auf der Thürschwelle zusammen. Auf Petri Stuhlfeier, 22. Februar, ist es im westfälischen Stifte Münster Bauernbrauch, daß jeder Nachbar dem andern vor Sonnenaufgang mit einer Art auf die Hausschwelle schlägt, um ihn damit ein ferneres Jahr lang gegen den Schwellenvogel zu sichern, unter dem sie

alles böse Gewürm verstehen, das hier seinen Sitz hat. Prätorius, Bloßberg, Leipzig 1668, 115 — 117. Dieser Brauch besteht im heutigen Westfalen noch, den üblichen Segensspruch gegen diesen nach dem Sünste-Peter nun genannten Sünste-vuegel theilt Böste mit, Volksüberlief. aus der Grafschaft Marl 1848, 24. Was man dem Schwellenvogel Böses beimaß, dies erzählt bereits der Herenhammer vom J. 1489 und, diesem Werke nach, Philo's Magiologia 1675, pag. 734 also: Im Städtlein Voltingen war es einem Themann angethan, daß sein Weib und all sein Vieh nur todte Frucht zur Welt brachte. Inzwischen nahm das Repergericht den berühmten Zauberer Stadelin gefangen, welcher bekannte, unter jenes Mannes Thüre nebst andern Zaubermitteln eine Eidechse vergraben zu haben. Beim Nachsuchen fand sich zwar nichts mehr davon zur Stelle, als man indeß den Unrath unter der Schwelle entfernt hatte, warfen alsbald die Thiere wieder lebende Junge und das Weib erfreute sich lebensfähiger Kinder. Im Tractatus vom Beschreyen und Verzaubern, von Eberhardus Godelius, Med. Dr. 1717, 65 wird als ein Erlebniß des Autors mitgetheilt, wie derselbe während seines Physikates zu Giengen lange Zeit sammt seiner Familie im Siechthum lag, und daß sogar seine Kühe und Geißen krumm und hinkend geworden seien; daß aber dies Uebel von Menschen und Vieh gewichen, als die Hausmagd unter der Thürschwelle ein Geschirr entdeckte, worin ein Ei lag, in ein Leinentüchlein gewickelt und auf besondere Weise mit Faden umwunden. Der Physikus hielt dieses Bündelein für eine Fascination und deren Wirkung für mächtiger als seine eigne ärztliche Kunst. Der Berner Chronist Valer. Anshelm IV, 109 behandelt z. J. 1521 den Prozeß der wegen Zauberei verbrannten Bernerin Katharine Lüsers von Thunstetten. Sie habe, gestand sie in ihrer Vergicht, unter dem Galgen Todtengebein aufgelesen, es mit Menschenhaar gebürstet und gebunden und es unter die Thürschwellen vergraben. Damit habe sie des Müllers Tochter von Lys unbärbhaft, den Krattiger von Borgen unvermögend und die sechs Hengste des Lienhart Diet so stätig gemacht, daß er mit ihnen keinen Schritt von der

Stelle fahren konnte. Man weiß, daß sich die Kirche damals nicht weniger abergläubisch verhielt, und mit ihrer Beihülfe sind denn die eben erwähnten Zaubermittel auch auf die Neuzeit vererbt worden.

Die „Fortgefezte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen auf d. J. 1722“ dritter Beitrag, No. IX. pag. 440—444 enthält den wörtlichen Abdruck und die gestochene Abbildung eines sog. päpstlichen Conceptionszettels, wie er damals von der niederen Geistlichkeit den Gläubigen als Amulet verkauft worden ist. Derselbe wird in ein Blech verlöthet und unter die Haus- und Stallschwelle, in die Futterstruppen und das Butterfaß eingespundet. Dem trächtigen Vieh wird er eingegeben, gebärende Frauen verschlingen ihn u. s. w. Die vorgeschriebene Gebetsformel und Gebrauchsanweisung hiezu ist zu lesen bei Schindler, Aberglaube des Mittelalters 1858, 129. Aus dem lateinischen Benedictionale hat Pater F. Ammann „Die Teufelsbeschwörungen und Weihungen“ 2c. herausgegeben (Bern bei Fenni 1841), deren sich die Kapuzinermönche noch bedienen. Auch in dieser Schrift pag. 19 wird der Zettel seinem Wortlaute nach mitgetheilt, mittels dessen die Kirche fortfährt die Häuser und Ställe geister- und teufelsfest zu machen. In diesem Exorcismus heißt es: „Gleichwie der Engel, der die Aegyptier schlug, bei den Häusern vorüber gieng, wo die Thürschwellen mit dem Blute des Lammes bestrichen waren, so wage es der Teufel nicht dem Menschen zu schaden, der durch diese Thüre geht, die durch Anheftung des Namens Jesu geheiligt ist.“ Dazu werden auch noch die sog. Agatha-Zettel an Haus- und Stallthüre geheftet gegen Zauber, Blitz und Feuer.

Noch vor Kurzem wurde in den Dörfern des Frickthales am Oftertage, nachdem das Weihwasser für das neue Kirchenjahr frisch eingesegnet war, durch den Sigrift die Schwelle der Häuser mit diesem sog. Oftertauf bespritzt, wofür der Kirchenbiener von jeder Haushaltung einen Laib Brod und zwei Eier zu erhalten hatte. Jetzt geschieht dies nur noch privatim. Diese dem Sigrift gezinsten Oftereier sind an die Stelle jener Opfereier getreten, die man ursprünglich in den Neubau selbst

vergräb, um dessen Damer dadurch zu sichern. Noch kommt es vor, daß man in ein vom Strom bedrohtes Ufer Eier vergräbt. Als man ein Loch in das Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iferlohn brach, fand sich ein eingemauertes Ei, beim Abbrechen eines Adelshauses zu Altnhagen fanden sich im Fundament des Schornsteins Eierschalen. Wöste in Wolf's Ztschr. f. Myth. 3, 51. Und so sehr im Volke eingewurzelt ist dieser Glaube, daß man bei dem vor ein paar Jahrzehent zu Halle vollendeten Brückenbau noch wähnte, die Banmeister bedürften dazu eines Kindes zum Einmauern. Wolf, Götterlehre 1852, 136. Gegen Feuer- gefahr vergräbt man unter der Schwelle ein schwarzes Huhn mit abgeschnittenem Kopfe, dazu ein Gründonnerstagsei und Katakomenblut eines Mädchens: „so lange als ein Stecken am Haus währt, wenn es schon vor und hinter deiner Behausung brennt, kann das Feuer dir und deinen Kindern nichts schaden.“ Wolf Beitr. 1, Nro. 236. Wird das Vieh zum erstenmale im Jahre ausgetrieben, so graben die Ehsten Eier unter die Schwelle, über die es zuerst treten muß. Bei einer eingerissenen Seuche entdeckte man, daß sie ein Stück der Heerde unter die Stallthüre vergruben, um dem Tod ein Opfer zu bringen. Myth. Anhang CXXIII., 69. Soll eine Kuh nicht mehr als einmal mit dem Bullen laufen, so muß ein lebendiger blinder Hund inwendig vor die Stallthüre vergraben werden. Ibid. Nr. 755. Sinniger erscheint das zum Zweck des Eheglücks und Hausfriedens dargebrachte Opfer. Die schwedische Braut auf der nun russischen Insel Worms muß beim Betreten ihres neuen Wohnhauses alle Gasse und Stallungen durchschreiten und auf jed: Schwelle eine Kupfermünze legen. Rußwurm, Cibos- folle 2, pag. 83. Ähnlich in der Chemnitzer Rothenphilosophie (Myth. Abgl. Nro. 391): Die Braut, die nach der Herrschaft im Hause strebt, läßt nach der Trauung ihren Gürtel und Trauring in die Thürschwelle legen, daß der Bräutigam darüber schreiet.

Auch die Gabe der Weissagung scheint man der Schwelle beigelegt zu haben, darauf deuten folgende Sätze: Wer im Aus- gehen begriffen, an der Schwelle stolpert, der lehre unverrich-

teter Dinge wieder um. Wer etwas sagen will und es vergessen hat, schreite über die Schwelle hinaus und wieder herein, so fällt es ihm bei.

Hielt man die einzelnen Umstände, unter denen man ein Haus betrat oder verließ, für so folgenschwer, daß man jeden ersten Schritt des neuen Bewohners, des Bauherrn, der Brauteleute, der Kinder, des Gastes und sogar der Thiere unter so behutsam ausgedachte Sittengesetze stellte, so konnte auch die Art, wie man eine Leiche über die Hauschwelle zu Grabe brachte, keineswegs als etwas dem Belieben überlassenes angesehen, sie mußte für die Ueberlebenden und den Todten nicht minder wichtig sein. Besagt doch jener Wandspruch ebendasselbe, den man noch am häufigsten über Bauernhäusern liest: Segne meinen Ausgang und Eingang! Wir betrachten daher zum Schlusse dieser Arbeit das Eigenthümliche von Leichenbräuchen, die in einem auffallenden Zusammenhange mit der Hauschwelle stehen.

Bei den Römern galt folgender von Plutarch Quaest. Rom. V. gemeldeter Reisebrauch. Wenn Jemand von der Reise heimkehrte, den man in Folge falscher Nachrichten bereits für todt gesagt hatte, so durfte er nicht durch die Thüre in's Haus eingehen, sondern mußte zum Dachfenster (per impluvium) einsteigen. Denn nicht weit von der Thüre standen die Hausgötter, von welchen der Verreisende allemal Abschied nahm mit der Bitte, sie möchten ihm eine glückliche Rückkehr verleihen. In jenem Falle aber wären die Laren gleichsam belogen gewesen, daher sollte der für todt Gehaltene nun nicht unentsühnt ihnen wieder vor die Augen treten. In der deutschen Vorzeit findet sich ein verwandter, gleichfalls auf diese Verehrung der Hausgötter gegründeter Brauch. Eine nicht nach heidnischem Ritus geweihte und eingekleidete Leiche durfte nicht durch die Hausthüre heraus zur Beerdigung getragen, sondern mußte unter der Schwelle hinweg, oder durch ein niedergelegtes Stück der Hauswand, etwa auch durch's Fenster, an einem Seile herausgeschafft werden. Denn die an der Hausthüre stehenden Götterbilder wären durch den ihnen gebotenen Anblick einer wie eines Missethäters oder Vermünschten ungepflegt gebliebenen

Leiche beleidigt und enthehligt worden. Nicht zwar direkte Meldungen erzählen und erklären dies in der eben vorgetragenen Weise, aber die übereinstimmenden Vorschriften, die hierüber in den nieder- und oberdeutschen Landrechten und Ortsstatuten enthalten sind, machen unsere Erklärung zur unzweifelhaften. Es ist Vorschrift, alle Leichen von Missethättern, Selbstmördern nicht über die Schwelle zu Grabe zu bringen, denn auch an solche hat keine geweihte oder liebende Hand gerührt. Gleichmäßig lautet im Dietmarsen- und Nordfriesischen Landrechte, in der Goslarer Satzung und in oberdeutschen Rechts Traditionen (vgl. Grimm *RA.* 726) das Gebot: dat men maiken sal een gat in den want des huis ende slêpen hem dær door. Das Benker Heiderecht (Westfalen) und das Wendhagener Bauernrecht (Schaumburg) stellen den beim Einbruch betretenen Nachtdieb in des Hausherrn Gewalt, der ihn todtzuschlagen mag und unter dem stulle (Schwelle) ein loch graben und ziehen den thäter darunter durch (ibid. 679). Bruder Berthold von Regensburg, der im 13. Jahrhundert wiederholt am Oberrhein und in den angrenzenden Schweizerkantonen predigte, prägt es in der 25. seiner Predigten (edd. Fr. Pfeiffer 1, pag. 394) den Zuhörern ein, den Wucherern und Räuern keine christliche Bestattung zu gönnen, und stellt sich darüber die Gegenfrage:

„Bruoder Berhtolt, wiesuln wir in danne tuon?“
Dâ sult ir nemen ein seil unde machet einen stric dran unde leget im den stric an den fuoz mit einem hâken und ziehet in zer tûr tûz.

„Bruoder Berhtolt, ob diu swelle danne hôch ist: wie sullen wir im danne tuon?“ Dâ sullet ir durch diu swelle graben unde sult in derdurch tûz ziehen, daz eht niemer getouftiu hant an in kome, unde bindet in einem rosse an den zagel unde fûeret in tûz an das gewicke, dâ die erhangenen unde die erslagenen dâ ligent. Fûeret in eht gegen dem galgen unde gegen des galgen gesinde. Des ist er dannoch kûme wert.

Genau nach dieser Vorschrift begruben die Appenzeller die Leiche eines ihnen verhafteten St. Galler Abtes; den Vorfall er-

zählen die *Casus monast. St. Galli*, und ihnen nach *J. v. Arx*, Bd. 1 und 3, 251 seiner *St. Galler Geschichte*. Und jetzt noch lebt es in der Volksfage fort, daß man auf den Bilgerenhöfen im Aarauer Jura Zigeuner, die im Streite sich erstochen, also aus der Hofstatt schleppte. Aargau. Sag. Nr. 426. Während einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den schwedischen Inseln herrschenden Pest schlug man die Fenster des Sterbehauses ein, riß die Zwischenwand heraus und zog die Leiche mit Bootshaken hindurch in die bereit gehaltene Grube. *Rußwurm Cibosolke* §. 394. Der Luzerner Kapuziner beschwört den Hausgeist damit aus der Wohnung, daß er mit dem Stocke ein Loch unter der Thürschwelle durchstößt und durch dieses das Gespenst hinaus jagt. Auf ähnliche Weise schaffte man im Luzerner Lande Leichen von Missethättern hinweg. *Lütolf, Sausortische Sagen* pag. 341, 398. Daher gilt bei der Schwelle unversehens aufgeworfne Erde als Anzeichen, daß die Mäuse bald Jemand aus diesem Hause ins Grab stoßen werden. *Illustr. Schweiz, Ztschr.* v. 1863, 27. Daher stammen nun die nachfolgenden Säge und Bräuche des Volksglaubens. Ein Erhängter muß durch's Fenster aus dem Hause geschafft werden, sonst kommt er wieder. *Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg* 1858, pag. 152. Wenn einer stirbt, sind die Fenster im Hause aufzumachen, damit die Seele hinausfahren kann. *Myth., Abgl. Nro.* 191. Will ein Kranker sterben, so öffne man die Fenster und stopfe Alles, was hohl im Hause ist, und lehre es um, damit die Seele freie Ausfahrt habe und sich nirgend aufhalte. *Ibid. Nro.* 664. Dieses schnelle Deffnen des Fensters während oder nach dem Verschiden, damit die Seele sogleich hinauskomme, ist Brauch durch die ganze Oberpfalz. *Schönwerth, Sag.* 1, 243.

Ist nemlich dieses gebotene Durchgraben der Schwelle und Niederlegen der Hauswand an dem späteren Steinbau nicht leicht mehr ausführbar, so wirft sich der Brauch um so nachdrücklicher auf das Fenster, und darum steht dieses nun beim Aberglauben gleichfalls in Verruf. Denn das Fenster ist nach seinem altd. Namen *ougatorā*, sowie nach seiner Gestalt nur

eine Thüre verjüngten Maaßes und wiederholt deren einzelne Theile: den Pfeiler oder Kreuzstod mit den Doppelflügeln, an denen der Riegel oder Reiber sitzt, oben den Fenstersturz mit dem Dreischübel, unten die Brüstung. Ein Kind unter drei Jahren schiebt man es zu einem Guckfenster ein, so wächst es nicht mehr. Grimm, Myth. Abergl. Nro. 675. Wolf Beitr. 1, 208. Eine Wöchnerin soll nicht aus dem Fenster schauen, sonst nimmt jedes vorbeigehende Fuhrwerk ein Glüd mit (Myth. Abergl. Nro. 782). Da die Mäuse für Todesboten gelten, so sind es diejenigen nun doppelt, die vor dem Fenstersims hin- und herlaufend gesehen werden. Es ist Herkommen, die Leiche mit den Füßen vorne aus dem Bette zu heben und mit dem Gesichte gegen die Stubenthüre gewendet in den Sarg zu legen. Daher ist es auch landläufige Vorschrift, nicht also im Bette zu schlafen, wie die Leiche liegen muß, und die Regel sagt: Wenn man das Bett so stellt, daß die Beine nach dem Fenster gehen, so werden die Beine bald zu Grabe getragen. Des Patroklos Leiche liegt im Zelte, „gegen die Thüre gewendet“, II. 19, 212; sogar der südamerikanische Stamm der Pehuenchen schafft den Verstorbenen zuerst mit den Füßen aus der Hütte, damit sein irrendes Gespenst nicht mehr dahin zurück kehre. Wolf Beitr. 1, 214. Die aus dem Hause zu tragende Leiche setzt man in oberdeutschen kathol. Gegenden über jeder Thürschwelle dreimal in Kreuzesform und im Namen der Dreieinigkeit nieder, damit der Verstorbene keine dieser Schwellen mehr überschreite. Hinter ihr wird Thür und Fenster sogleich wieder geschlossen und dreimal an jede Thüre rings im Hause geklopft, um dem Abgeschiedenen die Lust zur Rückkehr zu benehmen. Schönwerth, Sag. 1, 251. Nicht um Alles soll man ihn mit dem Haupte voran forttragen, nicht ihm mit demselben Licht fortzünden, das neben dem Sarge gebrannt hat, sonst möchte der Geist leicht umkehren. Am badischen Oberrhein im Schwarzwalde werden nur Priesterleichen also aufgebahrt, ihr Haupt dem Grabe und ihre Füße dem Leichengefolge zugekehrt; alle Laien bringt man in umgekehrter Lage zu Grabe. Früherhin war es sogar Herkommen, Leichen der Hingerichteten verkehrt

in's Grab zu legen, das Haupt dahin wo Christenleichen die Füße haben. Sie sollten damit der gänzlichen Vernichtung übergeben sein.

Die Ahnung einer Idee des Eitlichen und Wahren beginnt in den Völkern überall mit dem Versuche, ein der Natur abgesehenes Sinnbild in kindlicher Unbeholfenheit äußerlich nachzubilden, es mit schwankenden Vorstellungen religiös aufzufassen, umzudeuten und zu verehren. So kunstlos oder selbst kunstwidrig solch ein Symbol immerhin sein mag, um so bestimmter dient es zur Bezeichnung des erst noch zu suchenden Begriffs, und dieser, wenn er sich von dem mechanisch gemachten, widerspruchsvollen Bildwerk zuletzt abgelöst hat, verbleibt trotz seiner nun aufgeklärteren Erkenntniß dennoch bei demselben als einem durch Alter und Herkommen ehrwürdig und allverständlich gewordenen. Die dem Sinnbilde beigelegten Attribute des Hausgottes, des Beschützers des Eigenthums, der Gastfreundschaft und Familientreue erkennt der Mensch zuletzt als das in ihm selbst entsprungene Bedürfnis nach Gerechtigkeit. So gelangt er zu den nationalen Rechtsurtheilen von der Heiligkeit des Wohnhauses, innerhalb dessen vier nackten Pfählen jeder im Volke demokratisch gleichgeschützt, gleichberechtigt, auch der Aermste sein eigener Herr ist; ein Satz, hinter welchem, wenn auch in noch so ferner Erfüllungszeit, doch schon die Lehre von der allgemeinen Rechtsgleichheit geborgen liegt.

9. Die Hausmarke.

Alte Häuser werden renovirt, die Sprüche an der Wand übertüncht, die Marken an den Gesimssteinen glattgehauen, mit der alterthümlichen Hausform verschwinden selbst die Hausnamen; die Neustadt wird nach Quartier-Bezirken, die Häuserreihe nach Nummern gezählt. Hausprüche und Marken finden sich noch in entlegenen Bergdörfern, doch da bedroht sie jeder Stöhnsturm und die mit losbrechende Feuersbrunst gleichfalls mit dem

Untergang. So ist im Baatländer Bergdorfe Rossfinieres, im Kreise Rougemont, jüngsthin das sog. Große Haus abgebrannt, von dessen Größe, Umfang und Eigenthümlichkeit schon die früheste schweizerische Reiseliteratur mit der stabilgewordenen Phrase berichtete: Dieser Holzbau habe 113 Fenster, und um die Sprüche von seinen Außenwänden alle abzulesen, brauche es eine gute Stunde. Wer von den heute noch vorhandenen Hausprüchen eine Sammlung machen wollte, dürfte wenig Eigenthümliches mehr vorfinden, zu seinem Verdrusse aber immer noch genug des Erborgten und Erheuchelten. Steht z. B. an einem Hause der bekannte Spruch: Der Herr behüte meinen Ausgang und Eingang, so ist dies viel zu ausschließend und zu eigensüchtig, als daß es uns das Vorhandensein einer natürlichen Frömmigkeit zum Beweise bringen könnte. Anderwärts erscheint ein Bauernwappen angemalt, es hat die Pflugschaar zur Helmzier, ist armirt mit Dreschflegel und Heugabel und führt die Devise:

Das beste Wappen in der Welt
ist der Pflug im Ackerfeld.

Hier schießt der Plebejerneid zu deutlich auf den Nachbar Edelmann hinüber. Wer im Berner Oberlande vom Wirthshaus auf der Scheideck eine halbe Stunde weiter gegen Meiringen zugeht, wird an der Sennhütte auf Scheideck folgende vier Zeilen in lauter großen Lateinbuchstaben erblicken:

Wirst mit Unrecht hart unterdrückt,
Wie mancher Frome wird gebückt,
Wisse dich, Häselein, und wart der Zeit,
Bis daß dem Hund sein Bellen leid.

Im 1852. Jahr. Christen Hässler im Graben.

Ein offnes Geständniß, daß das bürgerliche Rechtsgefühl bei diesem Oberländer Republikaner noch nicht höher steht als bei einem irgend halbwilden Nomaden aus der passiven Race. Eine ganz andere naive Aufrichtigkeit dagegen ist es, wenn der Senne oder Aelpler statt der schlaunen Unterwürfigkeit und der zwecklosen Selbstüberhebung sich mit seinem Loos vollständig zufrieden erklärt und es darum Gott allein anheimstellt. So

ehrlieh ist ein Hausspruch in Solothurnisch Kammerstroh, bei Günsberg am Weissenstein:

Gott bewahr dies Haus, Feld, Vieh und Säu,
Jakob Baumann und Barbara Frey.

Die Hausmarke ist das rechtliche Eigenthums- und Besitzzeichen, von dem es im Sprichwort heist, Alte Zeichen lügen nicht. Sie bleibt bei allem Wechsel der Besitzer oder des beweglichen Zubehörs eines Gutes für dieses stets dieselbe und ist also erblich und käuflich. Das Hauszeichen gewährleistet im Kanton Graubünden in allen Fällen die Besitzergreifung; es darf daselbst Niemand mehr als Eine Hausmarke besitzen, er kann daher eine zweite ihm durch Erbschaft zufallende veräußern und zwar auch ohne das neue Erbhaus. Sie geht vom Vater über auf den die Hinterlassenschaft übernehmenden Sohn, hier auf den jüngsten. Das Landbuch des Bündner Hochgerichtes Kloster besagt: „Vor den übrigen Erben soll der jüngste Sohn seines Vaters Zeichen führen und haben, es sei am Vieh, Brennzeichen, oder auf Siegel und Pitschier.“ Daraus ergibt sich, daß die Marke dem beweglichen und unbeweglichen Zubehör zum Wahrzeichen dient und dem zeitlichen Besitzer zur Beglaubigung seiner Willenserklärung. So hat Michelsen ihre Anwendung beschrieben. (Die Hausmarke, Jena 1853.) Sie wird daher auf allen in die Augen fallenden Theilen des Hauses und Hofes eingebrannt und eingehauen: Am Gebälke der Hausthüre, der Stubendiele und der First; auf den Flügeln des Hofthores, auf Schrank und Truhe, auf Kirchenstuhl und Zeichenstein, selbst auf der Holzkugel des alten Schlüsselbundes und auf dem Boden der Milchnäpfe. Wie heute die Müller ihr Zeichen auf den Kornsaß setzen, die Hafner aufs Geschirr, die Bäcker auf den Brodlaib; so steht des Bauern Hausmarke auch auf dem Saß, den er zur Mühle führt, auf dem Eisenwerkzeug, das er zum Umbessern in die Schmiede bringt, auf dem Horn oder Ohr des Thieres, das er zum Austreiben auf die Gemeinweide giebt. Daß die Marke im deutschen Norden seit dem dreizehnten Jahrhundert mit der heidnischen Rune zusammenrifft, und wirkliche Runenzeichen enthält, ist durch zahlreiche

und gewissenhafte Untersuchungen bestätigt. So hat Rußwurm in seinem die Inselfchweden schildernden Werke Sibosfolke gezeigt, wie der schwedische Bauer auf Schiff und Geschirr die Hausmarke brennt und wie er zugleich in seinem bretternen Hauskalender die mit ihr verwandten einzelnen Runenzeichen anwendet. Sie vertritt ihm bei Unterschriften zugleich die Stelle des Siegels. Er nennt sie bömerke, Merkzeichen der Baustatt; nordisch bolsmerke (der Wohnstatt), dänisch bünafn, das Namenszeichen des Hauses.

Betrachten wir zuerst die Art, wie der Senne die Marke anwendet. Das Roß wird am Schenkel, das Rind am Horn, Schaf und Ziege am Ohr gezeichnet, die beiden ersteren mit einem Brandmal, die letzteren mit einem Schnitt. Auf den Flächen der Ohrmuschel macht man entweder eine gerade Linie, die der Bündner Fürggli (Furka, Gabel) nennt, oder einen Querschnitt, Wichel genannt, oder man schlägt ein Loch durch. Aus der Combination dieser Linien und ihrer Vertheilung auf beiden Ohren ist eine Zeichenschrift von größter Mannigfaltigkeit entstanden, welche für die Hirtenknaben eine nicht uninteressante Gedächtnißübung ausmacht. Es ergeben sich dabei folgende einfache Grundformen:

—, I, V, L, C, D, C.

Alle die Völker des Alterthums, die wir bis auf ihr Hirtenleben hinab zu betrachten vermögen, Inder, Juden, Griechen, Römer und Germanen, haben solcherlei Malzeichen den Thieren gegeben. Das hiefür belangreichste Zeugniß steht da, wo man es am wenigsten sucht, in der Offenbarung Johannis, Kap. 7 und 13. Bevor da die drei Reiter des Verderbens in die Welt ausziehen, werden die Auserwählten Gottes zusammenberufen und, um sie vor dem losbrechenden Verderben zu schützen, alle an der Stirne gezeichnet. Aber auch die Kinder der Verdammniß erhalten die Malzeichen des Thieres, das sie anbeten, an die Stirne und die rechte Hand eingedrückt, und beigefügt wird die besondere Sägung: daß Niemand kaufen oder verkaufen könne, er habe denn das Malzeichen. Wir er-

fahren durch diese Stelle, daß das Alterthum die Leibeigenen und Sklaven gleich den Thieren brandmarkte an Hand und Stirne, wie dies bis auf die Neuzeit bei Galeerensträflingen geschah. Daß übrigens im deutschen Hochnorden Aehnliches, obschon als Strafmittel gegolten habe, lehrt ein kleiner Zug aus Maurers Isländischen Volksagen der Gegenwart, S. 185. Ein Schafdieb verzehrt da das Lendenstück eines gestohlenen Schafes und ruft dem Mond, der eben aus den Wolken tritt, übermüthig zu: Willst du, Mond, in deinen Mund diesen fetten Bissen? Darauf antwortet eine Stimme aus dem Himmel: Willst du Mäuser auf deine Wange diesen heißen Schlüssel? und zugleich fällt ein glühend heißer Schlüssel herab und brennt dem Dieb ein Mal ins Gesicht.

In gleicher Weise dient die Hausmarke den Wald- und Holzbauern; sie kennzeichnen die von ihnen gefällten Stämme durch Einschlagen und Einbrennen der Hausmarke, über welche in den Sägemühlen oder den Landungsplätzen, denen der Flößbaum zuschwimmt, besondere Listen geführt werden. Aehnliche Verhältnisse der Landesbeschaffenheit und der durch das Produkt bedingten gleichen Arbeit sind die Ursache, daß sich derselbe Brauch wieder findet in den Rjölän Skandinaviens, im Böhmerwald und Schwarzwald, in Steiermark, in den Tessiner- und Bündner-Alpen. Alle Baustämme, die der Emmenthaler Holzhändler aus der Aare in den Rhein flößt, tragen seine oder seines Spediteurs Marke. Sie heißt Risse, Reißmarke, weil sie mit einem Spießeisen eingerissen wird neben den andern eingebrannten. Sie ist gleichfalls gerichtlich anerkannt. Die Pforzheimer Flößerordnung, erneuert im J. 1555, bestimmt in ihrem Artikel 11: Keiner darf dem Andern sein Holzzeichen abhauen oder sich zueignen, sonst wird ihm die Wasserstraße verboten. Wetter, Oberrhein. Schiffart 1864, 27. Die Flößermarken bestehen aus Punkt, Dreieck, gleichschenkligem Kreuz, Andreaskreuz, Quadrat, Pfeil, Schwert, Sichel mit Oeffnung nach rechts oder links, Drutenfuß (Pentagon), welcher bei den Aelplern gegen die blutige Milch der Kühe an die Stallthüre gezeichnet und daher Blutstrich genannt wird. Vier Punkte

in ein schiefes Quadrat gestellt, heißen der Hasensprung. Das Graubündner Geschlecht Sprecher, zum ältesten Adel des Landes gehörend, führt als Hauszeichen zwei diagonal gekreuzte Pfeile mit den Spitzen nach oben. Die Fischer an Flüssen und Seen führen ihr Zeichen auf Kahn und Ruder, die Sennen das ihrige auf der Meßbrente, dem Kerbholz, der Ankenballen und dem Käslaub. Einigt sich die Gemeinde mit ihrem Besitz an Milchvieh in ein gemeinsam zu bewirthschaftendes Sennthum, so hat jeder Kuhbesitzer sein mit seinem Hauszeichen markirtes Kerbholz, im Bündner Oberlande Prittsche, im Prättigau Alpscheite genannt. Auf ihr wird am Tage der Ausmessung von Molken und Käse Jedem sein Antheil in Gewichtstheilen verzeichnet. Die Prittschen werden an einen Ring gereiht und sind das Protokoll des Milchfußes, d. h. der Vertheilungsnorm für die Molken. Das eingegangne Milchquantum wird nach Bennen berechnet und auf den zollbreiten Lannenscheiten mit einer Kerbe notirt; die verkaufte Milch mit einem Stich („Lupf“), die dazu gekaufte mit einem Rip („Krip“). Die Rückseite des Alpscheites dient dem Sennen zu seiner Privatbuchhaltung. Auf ihr notirt er die dem einzelnen Alpgenossen à Conto gegebenen Molken (deren keiner nach Verhältniß mehr erhält als ein anderer), er summirt das Verabreichte in sogenannten Bauernsünfern und sieht was jede Scheite an Alplohn schuldig ist. Er legt sie an einer Schnur gereiht am Ende der Weidezeit den Alpmeistern vor. Wird hierauf im März Gesammtabrechnung gehalten, so bezahlt jeder Alpgenosse dem Sennen seinen Antheil am Lohn und dieser quittirt ihn, indem er ihm seine Alpscheite zurückgibt. Nach dem Namen dieser Kerbhölzer benennt der Bündner auch alle übrige Berechnung im Steuerwesen und im Wahlgeschäfte. Wuhrschnitz ist ihm diejenige Jahres-Umlage auf die Güter, womit man die nöthigen Wuhrungeu der Gewässer im Stande hält; denn schnitzen heißt durchgängig bezahlen, der Schnitz ist die Besoldung. Da die Landschaft Davos ihr Steuerquantum nach der Zahl der von ihr zu stellenden Repräsentanten (Großräthe), bezahlte, so nannte sie ihre Gesamtsteuer „Repräsentantenschnitz“. Bei der jährlichen Verloosung des Brennholzes

unter den Gemeindegengenossen machen sich Hausmarke, Kerbholz und Schnitz zusammen geltend. Jeder Loostheil wird mittels eines zollgroßen Holztäfelchens gezogen, auf dem die Marke des zugetheilten Baumstammes verzeichnet steht. Diese ausgelosten Marken schneidet alsdann der Cavig (Dorfmeier, caput vici) zu den betreffenden, schon auf seinem Kerbholze stehenden Hausmarken und controllirt damit wieder auf Jahressdauer den Gesamtbezug an Brenn- und Bauholz.

Hält man diese Marken und Schnitze des Kerbholzes zusammen mit den altnordischen Runenzeichen, so gleichen sich beide auffallend und sogar bis auf den Namen; denn auch im Gothischen hieß vrits (Riß) der Buchstab, weil man das Schriftzeichen in Gestalt senkrecht- und quergezogener Striche oder Stäbe auf Stein und Holz einrißte. Ihre auf Buchenzweige eingeschnittne Stabform hat ihnen bekanntlich den Namen Buchstab (stabs, stafr) gegeben und da solche Buchstaben nur eine bildliche oder symbolische Bedeutung haben konnten, so nannte man sie rûna, was ursprünglich Geheimniß bedeutet. Die senkrecht- und quergezogene Form des Runenzeichens erlitt erst dann willkürliche Abänderungen, als man sie zu paaren anfieng mit dem Anlaut des geschriebnen Eigennamens. Damit mußte der geradgezogene Runenstab die gekrümmte Linie oder die Rundform des Buchstaben annehmen, die auf Holz oder Stein schwer einzuzeichnen ist; und kam eben dadurch außer Gebrauch. Echte Runen und Hausmarken sind alle geradlinig und einfach; geschweifte und überladene Linien gehören stets einer späteren Zeit an und gehen über in die verschlungne Namensschiffer der Kanzleien, Handelsfirmen, Notariatsmonogramme. Hierher gehören das Berg- und Marktzeichen in den Metallschmelzen und Eisenhämmern, das Münzmeister- und Steinmetzzeichen, das Malermonogramm, der Namensstempel der Fabriken, Formschneider, Buchdrucker, Kupferstecher und Zimmerleute. Das Abzeichen häuft und verschnörkelt sich mit der zunehmenden Trennung der Stände und mit dem Selbständigwerden der einzelnen Innungen und Gewerke; nach Ablauf dieser Zeit verallgemeinert es sich wieder und geht zurück bis auf das Abbild

des bloßen Handwerksgeräthes. Darum findet sich dann als späte Hausmarke und als Bauernwappen: Anker, Art, Spaten, Pflugschaar, Egge, Rechen, Hammer, Zange, Winkeleisen, Henselkrug, Melkstuhl, Tannenbaum ıc. Als mit dem fünfzehnten Jahrhundert in allen Zweigen der Arbeit und Technik eine erhöhte Concurrenz begonnen hatte, sahen sich selbst ausgezeichnete Künstler gezwungen, ganz sinnlose Marken auf ihre Produkte zu setzen, bald als Unterscheidungsmittel, bald zum Deckmantel ihrer Anonymität. Wie dabei Marke und Buchstab noch zuweilen in Eins zusammenfließen, dies zeigt sich an einem Beispiele in Naglers Monogrammist 1, Abth. 1, no. 24. Der niederdeutsche Maler Seremias von Agnen, zubenannt von Bosche, bezeichnet auf seinen Kupferstichen die Initialen seines Namens I. A. v. also, daß er das I zum Mittelbalken der Figur macht, als deren Fuß sich das A unten hinspreizt und ein liegendes v sich quer durch den Mittelbalken schlingt. Dadurch ergeben sich folgende dreierlei Monogramme, welche zugleich sehr oft als Hausmarken begegneten:



Ein ähnliches noch auffallenderes Beispiel bietet die Geschichte der Gauner dar, welche sich in der Blüthezeit des Zunft- und Innungswesens gleichfalls in eine Corporation mit eignen Abzeichen vereinigt und es dabei vorübergehend bis zur obrigkeitlichen Anerkennung gebracht hatten. Sie hielten alljährlich in Basel auf dem Kohlenberge unter dem Schutze des dortigen Stadtrathes ihren Landtag. Eine Urkunde v. J. 1540 aus der Kanzlei der Tagung von Frauenfelden beauftragt die Kantone mit der Untersuchung gegen Mordbrennerbanden, welche es besonders auf die reformirte Schweiz abgesehen haben sollten, und theilt den schweizerischen Ständen die Schriftzeichen „Zinken“ mit, durch die sich das Gefindel an Brücken und Straßenpfählen gegenseitig benachrichtige. Diese Zinken bestehen aus dem einfachen Ballen der Hausmarke; stehend drückt er aus, daß der Mordbrenner eben auf dem Marsche oder in Action ist; liegend, daß er sein Werk bereits abgemacht, nem-

sch Feuer eingelegt hat. Der Fuß des Balkens ist theils einfach, theils zweifach gespalten und erscheint entweder einfach als ein sogen. C-Strich der deutschen Currentschrift, oder zweifach als ein doppelter; d. h. er zieht den Haarstrich zweimal, den Schattenstrich einmal in gleiche Höhe und Tiefe. Dieses Zeichen sagt, daß der Mordbrenner sich hinweg und in welcher Richtung er sich fortgeschlichen habe. Desselben Zeichens als einer Marke bedienen sich die steierischen Holzbauern und nennen es den Wurm; es besagt an dem umgehauenen Baume, daß derselbe zum Triften bereit liege und vom Plaze zu bringen sei. Lepteres meldet Ilwof in den Steiermärkischen Histor. Mittheill. 1863, Heft 12, 199.

Unterschieden von dem Zweck der Hausmarke sind die Steinmehzeichen, die bald vom Grundherrn des Ortes, bald von dessen Baumeister, bald allein von der Bauhütte ausgehen und auf die öffentlichen Bauten älterer Zeit übertragen sind: Auf Thüren, Thore, Kirchen, Kapellen, Kreuzgänge, Siebenhäuser, Stadtbrunnen, Cist- und Lagerhäuser, Schaffnereien, Brückensjöche. Man darf sie deshalb, daß sie Handwerkszeichen sind, nicht geringschätzig beurtheilen, da sie sehr häufig sogar bis in die antike Zeit zurückreichen und dieser abentlehnt sind. Nachfolgende Beispiele erweisen dies. An einem alten Wehrthurm hinter dem Dom zu Regensburg, stehen an den Eckquadern auf römischer Substruction kleine geradlinige Zeichen, nicht öfter als drei- bis vierfach gegliedert, in Menge eingehauen. Sie entsprechen ziemlich genau denjenigen, die auf den Buckelsteinen des Römerthurmes zu Badisch-Steinsberg eingehauen sind, deren Abbildung zu sehen ist in Mone's Badischer Urgeschichte 1, 258, 259. Und abermals mit diesen Steinmehzeichen nächstverwandt sind die auf zwei Wandpfeilern des Basler Realgymnasiums eingehauenen. Diese zu Basel mögen also als späte Nachahmungen anzusehen sein jener altrömischen, welche durch die Steinmehgen der alten Bauhütte zu Regensburg an den Oberrhein gebracht wurden. Noch schlagender ist folgende Thatfache. Ein aufrechtstehender Balken mit zweiseitig geneigtem Giebel, also das Zeichen des Pfeiles , begegnet uns auf manchen

Frontquadern alter Gebäude und ist namentlich das Innungszeichen der Messerschmiede geworden. Dieses Runen-Zeichen lieft Grabanus Maurus, der älteste Gelehrte des Stiftes Fulda, als den Buchstaben T mit dem Begriffe tac, im Norden aber bezeichnet dieselbe Rune den Schwertgott Tyr, beidemale aus demselben Grunde, weil der Tag Lichtpfeile schießt und der Sonnengott mit dem Schwerte das Nachtdunkel spaltet. Sie begegnet aber auch auf einem antiken Steincylinder, der vor etlichen Jahren bei Erweiterung eines Kellers zu Reutlingen ausgegraben und von Theophil Rupp photographisch veröffentlicht worden ist: Aus der Vorzeit Reutlingens 1864. Auf der einen Seite dieses 50 Pfund schweren Cylinders ist das Sonnenhaupt mit vierzehn Flammen, auf der entgegengesetzten das Haupt eines todten römischen Kriegers erhaben eingehauen. Vom Auge des Kriegers bis zu dessen Mund herab erkennt man in der durch einen Kreisabschnitt eingeschlossenen Bildfläche drei Runenzeichen eingehauen, deren oberste unsere Rune tac und tyr ist. Der Herausgeber erblickt in diesem Denkmale ein Bild des Lichtgottes Mithras, angefertigt von einem römischen Steinmetzen in Alemannien ungefähr ums Jahr 200 n. Chr. und im Auftrage eines Alemannen oder Sueven übertragen auf den deutschen Lichtgott Tyr, der als oberdeutscher Ziti unserm Zitistag = Dienstag den Namen gegeben hat.

Ein Gebiet noch von größerem Umfange nimmt dasjenige Markenzeichen ein, das man mit seinen rechtwinklig gebrochenen Balken Hakenkreuz, *crux ansata* nennt:



Als man im Wäldchen des aargauer Klosters Wettingen an der Limmat i. J. 1633 zahlreiche goldne Geschirre ausgrub, in denen nachmals mit Recht der Tempelschatz des bei Wettlingen gestandnen Pfistertempels erkannt worden ist, fand sich darunter eine flache Goldschale, in deren innerem Rande obiges Kreuz erhaben geprägt war. Sie wurde, bevor sie verkauft worden, von dem eben anwesenden Zürcher Tagessagungs-Gesandten abgezeichnet und steht darnach abgebildet in Joh. Müllers „Al-

ter = Thümmeren der Gybtgnoschafft 1777", achter Theil, pag. 12. Dieses Hakenkreuz ist wie der römische Isisdienst orientalischer Abkunft, kommt in den buddhistischen Höhlen des westlichen Indiens vor und heißt daselbst heute noch das Zeichen des Segens und guter Vorbedeutung. Mit der buddhistischen Lehre verbreitete es sich bis zu den asiatischen Polarnomaden und heißt bei den Lappischen Stämmen Horagalles. So findet es sich auf einer Zaubertrommel lappischer Schamanen, welche in den Dresdner Sammlungen verwahrt und in Klemm's Kulturgesch. 3, S. 92, Figur 9 abgebildet ist. Die Lappen, zu denen skandinavischer Einfluß und Glaube seit der deutsch-nordischen Einwanderung vorgebrungen ist, wissen, daß die Germanen dasselbe geheiligte Zeichen unter dem Namen von Thörrs Hammerzeichen verehrt haben; sie sagen daher, Gott Horagalles sei der Sohn des Gottes Torden (Thörr), der als Lustgott das Lappenvolk und die Rennthiere mit seinem Blitze schützt. Ueber das häufigere Vorkommen dieses Zeichens im deutschen Norden geben die Meßlenburger Jahrbücher von Tisch (Bd. 13, 383. 24, 286. 26, 177. 27, 179) reichliche Aufschlüsse. Es findet sich auf schwedischen Grabsteinen in der Provinz Uppland; auf nordischen Goldbracteaten; auf einer zu Hamburg bewahrten heidnischen Graburne aus den Vierlanden; dreimal auf der Graburne eines zu Rothendorf bei Schwerin abgedeckten heidnischen Grabhügels. Es erscheint eingravirt auf dem Broncesteigbügel aus einem schwedischen Heidengrabe; ferner auf der Nadel Scheide einer Bronceheftel, die 1838 aus einer mit Menschenknochen gefüllten Graburne entnommen wurde, ausgegraben im Felde zu Mahnkensberg bei Büßow. Endlich begegnet es auf einer etruskischen Vase in den Vereinigten Sammlungen zu München.

Bei Münchenberg in der Mark Brandenburg wurde neben mehrfachen heidnischen Alterthümern eine eiserne Speerspitze ausgegraben, deren Beschreibung und Abbildung im Anzeiger für Kunde der D. Vorzeit 1867, no. 2 sich findet; sie trägt neben der deutschen Runeninschrift Angnau das Zeichen des Hentel-

Kreuzes eingegraben, das Symbol göttlicher Kraft, gedacht als ein nach vier Seiten flackernder, alle vier Weltgegenden beleuchtender Bligstriemen.

Mit diesen Beispielen wäre das hohe Alterthum der Marke als eines Personenzeichens und ihre Uebereinstimmung bei verschiedenen Völkern und Zeiten erwiesen. In der vorliegenden Darstellung war es darum zu thun, ihre rechtliche Geltung und Anwendung hervor zu heben. In Folge dieser ihrer juridischen Natur gieng die Marke einerseits ins Kaufmannszeichen über, welches das Eigenthum und die Echtheit der von dem Handelshause versendeten Waaren ausdrückt; anderseits ins Wappen der Städte, der Schlösser und Landschaften. Eben weil die Marke ein älteres Eigenthumszeichen ist, das Wappen aber ein späteres Familienzeichen, so findet sich die Hausmarke auch mit ins Schildbild des Adelswappens hineingesetzt. Auch dies läßt sich in aller Kürze nachweisen. Ein senkrechter Balken oben und unten mit gleichförmig kurz abgestumpften Winkelhaken erscheint als Hausmarke, als Adelswappen und als Steinmægzeichen in folgenden Denkmälern:

- 1) Als Schildmarke des Hauptmanns Konrad Zurlauben v. J. 1624. In no. 18 der Glasgemälde des Klosters Muri.
- 2) Als Wappenmarke der Freiherren von Gager. Michelsen, Die Hausmarke, pag. 53.
- 3) Als Familienwappen des Joh. Bachmann, Monachus Murensis. Wappenbuch der Abtei Muri, im Aargauer Staatsarchiv.
- 4) Als Steinmægzeichen von Meister Lorenz, der i. J. 1444 die Stiftskirche zu Bruchsal gebaut. Mone, Badisch. Urgesch. 1, 261.
- 5) Steinmægzeichen am Thurm des Nordthores des Heidelberger Schlosses, innerer Hof.
- 6) Als Hausmarke in Mellenburgisch Börperende, Stranddorf bei Doberan an der Ostsee. — Eisch, Mellenburg. Jahrb. Bd. 20, 134.

7) Büchsen schmiedzeichen am Gewehrkolben der im Zeughaufe Munoth zu Schaffhausen aufbewahrten „Schießprügel“.

Hier schließen diese mit ausdauernder Liebe gesammelten und in geordnete Uebersichtlichkeit gebrachten Alterthümer aus dem oberdeutschen Bauernleben. Nicht Alles, was bereits in unsern Mappen aufgesammelt vorlag, hat sich hier schon mit einfügen und verwerthen lassen; eben so wenig Alles schon fassbar sich auffinden lassen, was noch weiter wissens- und darstellungswerth sein mag. Gleichwohl wird man den Titel berechtigt finden, den sich diese Abschnitte beilegen: Sittengeschichtliche Studien; von einem scheinbar kleinsten Punkte ausgehend, finden sie ein ergebnisreiches Ziel. „Enge Kreise, sagte Pestalozzi im Jahre 1781 (Preisschrift über Aufwandsgelese), sind und bleiben ewig das Band der Sitten; im beruhigten Hausglücke, im engeren, nicht anmaßlichen Berufskreise leimt der Vaterlandsgeist.“ Dies ist denn auch der Sinn jenes Göthe'schen Wortes im Faust:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Denn wo ihr's packt, da ist's interessant.

Nach diesem Interessanten im Volksleben strecken freilich auch alle die zahllosen Schriften die Hand aus, die man Dorfgeschichten, culturhistorische und vaterländische Bilder 2c. nennt; aber es fragt sich sehr, ob ihnen die Folgezeit einmal denselben pragmatischen Werth beilegen wird können, in welchem sie zum Theil bei unserer Lesewelt gelten. Alles aus dem Volke und über dasselbe Erzählte muß vor Allem wahr sein; schön aber und interessant wird das Erzählte allein durch die richtige und sinnvolle Verwendung des specifisch Wahren. Dies setzt eine künstlerische Thätigkeit voraus, bei welcher die vereinte Kraft des Sprachforschers und des Geschichtsforschers die natürlichen Bedingungen der Weiterentwicklung eines Volksstammes aufkundschaftet und in den geheimsten Winkeln des geistigen Lebens nachwirkend wieder entdeckt. Alsdann gestaltet sich dieses Gehaltvolle und Bezeichnende des inneren Menschen, zum Begriffe der Nationalität und reicht hinan bis zur Ableitung von wie-

verkehrenden Geseßen der allgemeinen Menschenentwicklung. Dies sollte der eigentliche Gehalt des Namens Cultur sein, angewendet auf die zahlreichen ethnographischen Schriften unsrer Gegenwart. Dies allein giebt einer mit geschichtlichem Sinne aufgefakten Erzählung den milden unnachahmlichen Reiz des Volksthümlichen und Wahrhaften, und gerade in diesem Sinne durfte Platen unsrer Lesewelt ins Gesicht hinein behaupten, daß kein Roman so romantisch ist, als die Geschichte selbst.

Roth und Blau, die deutschen Teilsfarben.

Wo sich einer neuen Untersuchung vielfacher Anhalt darbietet, darf sie weder unergiebig noch überflüssig zu sein fürchten.

J. Grimm, Berlin. Akad. Jahrb. 1849, 198.

Einleitung.

Die physischen Wirkungen der Farben, in welche die Natur ihre nackten Formen hüllt, berühren die Empfindungsweise des Menschen in allen Zonen auf gleichmäßige Art; daher erkennen die Völker übereinstimmend in Weiß die Quelle aller Farbe, das glänzende Licht, den Abglanz des Himmlischen und Edeln; unter Schwarz dagegen, als dem Mangel aller Farbe, denkt man die stoßende Finsterniß, das Böse, Tod und Verdammniß. Aus diesem Urbeginn der Farbensymbolik entspringt in vorhistorischer Zeit das farbige Rechtssymbol, nach welchem das Volk sich selbst in verschiedene Stände ordnet. Den Begriff Kaste, ein aus dem Portugiesischen stammendes Wort, bezeichnen die Indier selbst mit dem Worte *Barna*, d. h. Farbe; denn je höher die Kaste, um so bemerkenswerther ist die Reinheit der Hautfarbe. Neben den vier reinen Kasten Indiens stehen die der vermischten und unterjochten Racen; die unterste, die der *Tschandalas* und *Varias*, ist ein nichtarischer, negerartiger Stamm, englisch *Nigger* genannt. Sanskrit *bhavat*, Herr, leitet ab von *bhā*, Glanz, gebildet mit dem possessiven Suffix *vat*, und bezeichnet also den Glanzbegabten, wie wir nun sagen, die Excellenz; sanskr. *rāga*, goth. *reiks*, lat. *rex*, leitet sich von der Wurzel *rāg*, glänzen. Die Betitelung Herr, ahd. *hērro*, *hēriro*, führt auf *hēr*, erhaben, licht und erleuchtet, also auf unser Durchlaucht. So drückt der echte Titel ursprünglich den vom Angesichte des Edeln ausgehenden Strahl und Glanz aus. J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 249. Entsprechend den drei Grund-

farben, welche die Edda in der Regenbogenbrücke annimmt (Gylfaginning 13), gründet Gott Heimdallr die drei Stände des Germanenvolkes, die sich nach den drei Farben der Unfreien, Freien und Edeln gliedern. Der Knecht ist nach dieser dem Rigsmal angehörenden Classification ein schwarzhaariges rauhhäutiges Wesen. Der Freie ist hellroth von Haar und Wange. Der Edle hat blondes Haar, glänzende Wangen, Hals und Nacken seines Weibes leuchten wie reiner Schnee. Die ethnologischen Studien und der neuzeitlich gemachte Fund in den Gräbern der nordischen Urzeit bekräftigen das hier geschilderte Aussehen der untersten dieser drei schon von Tacitus Germ. c. 25, genannten Bevölkerungsklassen Deutschlands. Ursprünglich hatte eine körperlich kleine, dunkelfarbige Race die nordischen Striche innegehabt und wurde von den rothhaarigen germanischen Ankömmlingen theils geknechtet, theils in den Hochnorden zurückgedrängt, worauf ein blonder und weißhäutiger Stamm sich in den Rang der herrschenden Geschlechter empor schwang. Darum wird uns von Sprache, Mythe und Geschichte die schwarze Farbe als das Unreine und Böswillige genannt, das seinen Schatten neidisch auf das harmlose Licht wirft, die weiße Farbe aber als die vorzugsweise geheiligte. Der Lichtgott Odhin trägt einen weißen Schild (Saxo II, 51), sein Roß Sleipnir ist ein Schimmel. Odhinn's christliche Ersagmänner, die hl. Michael, Martin, Ritter Georg, sowie auch der Knecht Ruprecht sind sämmtlich Schimmelreiter.

Skinfari, die Glanzmähne, heißt das eddische Roß, mit welchem der Tag angeritten kommt. Ueber die altreligiöse Heiligung weißer Rasse ist ausführlich gehandelt in den Nargau. Sagen 2, Vorrede XXXIX. Auf die Frage des Tragemundliedes, was ist weißer denn der Schnee, erfolgt die Antwort, die Sonne, der Tag. Auf Parzivals Frage um Gott sagt ihm die Mutter: er ist noch liechter denne der tac. Von Baldurs Antlitz geht ein Schein aus, die lichteste Wiesenblume ist im scandinavischen Norden nach dieses Gottes sonniger Augenbraue genannt Baldrsbrâ. Als Parzival, das Glücksfind, im kerzenhellen Sale auf der Gralsburg übernachtet, bilden die

Kerzen und seine eigne Gesichtsfarbe einen Widerschein, als ob der Tag abermals anbrechen sollte; der Held heißt deshalb auch der liehtgevar, der Strahlende. So sind auch die Schwangenjungfrauen die geflügelten, lichtglänzenden Boten des Tages, ihrer eine heißt Swanhwita; denn der Schwan, sagt Uhland, Gesch. der Dichtung 1, 153, schwingt sich zum Himmel auf und erscheint in der Luft wie ein lichtiges Gewölk, und nieder-tauchend in die Fluth, die den Himmel abspiegelt, gleicht er einem glänzenden Schaume. Im Mainzer Bisthum bediente sich die Kirche seit dem 13. Jahrhundert der weißen Farbe ausschließlich an den Marienfesten (Marzohl-Schneller, Liturgia). Bis zur Stunde wandelt durch die Schlösser des Hohenzollern Geschlechtes der Geist der Ahnfrau als Weiße Frau. Die Verklärung der Ueberirdischen, die Reinheit der Jungfrau, die Heiligkeit der Priesterschaft, der parteilose Frieden selbst erscheint in weißen Gewändern. Dagegen sind die Wesen des Mittelreiches scheußig, die der Unterwelt schwarz. Dreierlei Geisterhähne kennt die Edda, den goldflammigen Fialarr und den Gulinkambi in Walhall, welchen das altdän. Volkslied den weißen nennt, und den dunkelfarbigen, der bei Hel in der Unterwelt kräht. Schwarz ist Hel selbst, die Göttin der Siedtobten, gleichwie nach Hesiod's Theog. 726 um den Tartaros her dreifache Nacht liegt. Von unentschiedener wechselnder Farbe erscheinen die dämonischen Wesen, die halb göttlicher, halb verwünschter Art sind, wie die Elbe, welche schon in der Edda in Lichtelbe, Dunklelbe und Schwarzelbe unterschieden sind und in Kuhn's Nordd. Sag. 443 als weiße, rothe und schwarze auftreten.

Schon stehen dieser uralten, aber nur von der Mythe gemeldeten Farbensymbolik antiquarische Belege von nicht geringerem Alterthume bekräftigend zur Seite. Die Grabtöpfe und Aschenurnen aus den Heidengräbern deutschen Bodens tragen, wenn sie buntes Ornament haben, keine andern Farben als weiß und gelb, roth und gelb, weiß und schwarz, roth und schwarz, d. h. die vertiefte Linie der über den einfarbigen Grund der Urne gezogenen Verzierung ist mit Kreide oder mit Röthel

ausgefüllt. Auch in einzelnen Grabkammern scheint dieselbe Farbenzusammenstellung ausgedrückt. Die Steinkammern im Innern der Hünengräber zu Alt-Samnit, von Eisch in den *Meklenburg. Jahrbüchern* 26, 115 beschrieben, sind mit gespaltten Platten aus jungem rothen Sandstein und rothem Granit eingefast, während der Fußboden aus einer dünnen Schichte Lehm besteht, überdeckt mit zerschlagenen Feuersteinen, die durch Feuer ausgeglüht und weißgebrannt sind. Diese weiße Bodenpflasterung, umgeben von einem hellrothen Steinsodol ist innerhalb der grauen Granitmauern der Grabkammern von freundlicher Wirkung.

Roth, die Hausfarbe der Germanen.

Der Wappenschild des Germanen war, wie die Untersuchung ergeben wird, vorzugsweise Weiß-Roth; von gleicher Farbe war auch der Hauschild gewesen. Für letzteres hat man des Tacitus sicheres Zeugniß, welcher von den Germanen sagt: Gewisse Stellen des Hauses bestreichen sie mit Erde, die so rein und glänzend ist, daß sie wie Malerei und Farbenzüge aussieht *). Dieser Brauch, der bis heute dem deutschen Landvolke eigen geblieben, entspringt aus der Beschaffenheit des Landes selbst, das je nördlicher gelegen, um so mehr das Rothbraun als Naturfarbe über das Grün vortreten läßt. Ein landwirthschaftliches Sprichwort in unserm Arthale heißt: Grünen mueß Roth ha; d. h. Bleiben die Matten im Spätherbste lange grün, so werden sie im Frühling drauf eben so lange erfroren (fuchstroth) stehen. Im Scandinavischen Norden durchdringt der Eisenreichtum des Bodens mit seinen rothen Erzen die ganze Landschaft; braunroth ist die Farbe des nordischen Sommers,

*) Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur. Germ. c. 16.

Braungelb färbt sich das Laub der Birke nach dem kurzen nordischen Frühling. Braunroth schimmern die nackten Gneiß- und Granitblöcke, braune Moore lagern sich dazwischen, braunfarbig stürzen die Wasserfälle zur Ostsee, unter den letzten Sträuchern des Hochnordens erscheint noch der Ebereschbaum mit seinem rothen Beerenzschmuck. In diese Lieblingsfarbe der Natur kleidet sich der Nordländer. Mit grellem Roth leuchten weithin die Balkenhäuser, so in Rappmarken, so an den Schonischen Küsten; die hölzernen Kirchen der Finnen sind braunroth angestrichen. Roth läßt sich der Schwede sogar seine Bücher binden, wie wir den unsrigen mindestens rothen Schnitt geben. Rothmähler in der Zeitschrift Die Natur 1860, 382. Ofenbrücken, Nord. Bilder 74. Die Mittel, mit denen der einsame und bildungslose Nordländer von jeher gewußt hat, dieses Roth als Wasser- und als Oelfarbe technisch herzustellen, sind die allereinfachsten, wir kennen sie aus neuen und alten Zeugnissen, wie sie hier folgen. Araktscheew, Minister unter Alexander I. von Rußland, hatte von seinem kaiserlichen Gönner die Herrschaft Grusino zum Geschenk erhalten und legte dorten eine streng militairisch zugeschnittne Kolonie an. Nach Vorschrift hatte jeder Bauer alle drei Jahre Dach und Wände der Behausung mit rother Farbe anzustreichen. Dazu ist nach Araktscheew's eigenhändig geschriebnen Befehlen nöthig 15 Pfd. Farbe und 1 Pfd. Del. Ebenso oft hat er auch alle Hofgebäude anzustreichen und empfängt dazu 1 Pud 20 Pfd. rothen Lehm, 16 Pfd. Del, 16 Pfd. Vitriol, 16 Pfd. Salz und 30 Pfd. Mehl. Allg. Augsb. Zeitg. 1862, no. 120, Beilage.

Der Presbyter Theophilus, dessen Werk von der Malerei durch Lessing 9, 443 zuerst bekannt gemacht worden, handelt cap. 18 de rubicandis ostiis et oleo lini. Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem et infundens modicum aquæ, sic calefacies fortiter. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello

linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Zu dieser Stelle fügt Fr. Chr. Zonath. Fischer, Geschichte des teutschen Handels (1, 80) die hübsche Bemerkung: Die grobe rothe Delfarbe, deren rohe Masse dem von Tacitus beschriebenen Thone ziemlich gleich kommt, heißt noch jezo im Württembergischen Hausfarbe, weil damit die Thüren und Fensterbekleidungen gewöhnlich angestrichen werden. Beim Widel- und Riegelbau läßt der Landmann das Gerippe der Trag- und Stüßbalken frei, aber mit ebenso viel rothen Geripplinien, aus der weißen Hauswand hervortreten. Man nennt dieses auf dem steinernen Unterbau der Stodmauern stehende obere Balkenstodwerk das Gewälte. Dieses wird im Nürnberger und Ansbacher Lande rothbraun, der dazwischen liegende Wandtheil blaßroth angestrichen; das ganze Dorf leuchtet durch seine Wiesen und Fruchtbäume in frischer Röthe hervor. Einem den Röthel herabthun, heißt davon sprichwörtlich, ihm die Kraft benehmen. Schmeller, Wörtl. 3, 167. Herrscht der Holzbau besonders vor, wie im Schwarzwald und in der Schweiz, so werden entweder die obern Stodwerke gänzlich rothbraun angestrichen; oder es sind die Läden der vielfachen, hart an einander liegenden Fenster des Erdgeschosses rothflammig oder roth- und weißstriemig bemalt. Im bair. Oberlande sind die Fensterladen alter Bergschlösser, z. B. vom Schloß Hohenaschau, und älterer Bauernhöfe ziegelroth, die oberen Stodwerke der Dorfhäuser, z. B. in Rupolding, rothbraun. Steub, Bair. Hochland 328. 341. Im Aargau sind solcherlei Gebäude ältester Zeit, die keiner entstellenden oder abändernden Renovirung unterworfen wurden, stets rothe. Die eine Hälfte des Spitalthurmes der Stadt Bremgarten, das Probsteigebäude zu Klingnau, die Stiftskirche in Zurzach sind roth angestrichen. Die älteste Kapelle des aargau. Sulzthales zeigt rothangestrichne Kreuzstöcke, Gesimse und Eckquader, nunmehr freilich sehr verwaschen. Darnach nun haben die ältesten Kirchen, Thürme, Thore, Bogelhäuser und Herbergen ihren stehenden Hausnamen erhalten.

Beginnen wir bei den geschichtlichen Herbergsgebäuden.

Das älteste Bogthaus der Stadt Zürich, vor dessen Freieung der abwesende Verbrecher verschrien wurde, besteht urkundlich seit 1272 (Bögelin, Altes Zürich 262. 264), heißt das Rothe Haus und ist nunmehr das Café litteraire; sein gewesener Wirth fiel als Pannermeister sammt Zwingli 1531 in der Schlacht bei Rappel. Basels ältestes Grenzwirthshaus ist das in der Hardwaldung am linken Rheinufer gelegne Rothe Haus, vormalß ein Paulinerkloster. Die ehemalige böhmische Grafschaft Rothenshaus machte zugleich die Grenze gegen Sachsenland. Zedler, Lexikon 32, 1176. Uli Stapfer, Wirth zum Rothen Haus in der Stadt Brugg, steht verzeichnet im Bürgerregister des hds. Rothen Buches, Band 5, dieser Stadt. Das R. Haus zu aargau. Nider-Eiggingen ist laut Urkunde v. 21. Nov. 1428 das Meierhaus für das dortige Meieramt, welches letzteres für das Eiggenthal 1719 aufgehoben wurde; no. 21 der 146 Urkunden aus dem Alteidgenöss. Archiv, die jetzt im Aargau. Staatsarchiv verwahrt liegen. Ein alter Bauernhof bei Prez und Corjolens im Kt. Freiburg heißt maison rouge; ein anderes daselbst, gleichfalls rothangestrichen, uralt und jetzt unbewohnt, liegt im hohen Greyerz, Pays d'en haut roman, und heißt das Donnerhaus, maison du Tonnerre, im dortigen Patois Tenneiro casa (Mittheil. von Stud. Chaperon von Chatel St. Denys). Es wird sich erweisen, daß derlei Häuser dem Grenzgotte Donar wirklich geweiht gewesen waren und daher seine Leibfarbe trugen. Vom Ober-Elß bis nach Straßburg sind auf dem flachen Lande und auch in den Städten, z. B. in Kolmar, die Wirthshäuser älteren Schlags zum Rothen Männlein geschildet, wie dasselbe auch das Wahrzeichen des Straßburger Münsters ist. Stöber, Elßß. Sag. no. 325, S. 475. So hieß auch das Haus zu Zürich, in welchem Bürgermeister Waldbmann wohnte, zum Rothenmann. Bögel, Altes Zürich 265.

Thürme des Namens Rothe finden sich zu Meissen an der Elbe, zu Halle, bei Magdeburg, zu Hannover, Mainz, Friedberg, Speier, Wien, Prag, Utrecht und Gent. Sie bezeichnen Gerichtsstätten und Landesgrenzen. Der R. Thurm zu Halle, vor dem der Roland mit dem Schwerte steht, war einst das

Amthaus, wo die Hinrichtungen vollzogen wurden, und ist jetzt ein Cafehaus. Den Hallenser Reim über diesen Thurm wiederholt Zöpfl N. 3, 240. Die Siebenbürgisch-walachische Grenze am Flühchen Alt bei Hermannstadt bezeichnet das dortige rothangetünchte Felscastell Nothertthurm. Der gleichnamige im Kant. Schwyz ist ein Ueberbleibsel der alten Landwehre, die von hier bis Arth zwei Stunden weit über das Gebirg gebaut ist; hier wurden seit ältester Zeit bis zur Verfassungsänderung 1850 die Landesgemeinden abgehalten. Das Thor zum Nothenthurm in Wien ist 1859 abgetragen worden. Das Basler Dienstmannenrecht, ed. W. Wackernagel, sagt in §. 12, daß derjenige, der des dortigen Bischofs Huld verloren hat, sich für gefangen antworten soll in den rothen Thurm daselbst zu St. Ulrich, und soll dann der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs vor die Thüre spannen. Der R. Thurm zu Solothurn gilt für den ältesten Punkt dortiger Stadt, war Sammelplatz des öffentlichen Gerichtes und ist seit jeher ein Gasthaus.

Auch Kirchen und Klöster trugen zum Zeichen ihrer Rechtsbefugnisse rothen Anstrich. Das Frauenkloster Nothenmünster in Schwaben nennt sich urkundlich *monasterium rubrum*. Heinrich Bullinger in seiner hdsf. Tiguriner Chronik fol. 1, Bl. 257^b. bezieht sich auf ein hierüber herrschend gewesenes Sprichwort: Wann die Alten woltend sagen, es gange alles ley, wider fug, on alle ordnung zu, habend sie mit einem alten sprichwort gesagt, es gange nach der rothen kirchen vnd durch die rothe kirchen. Als die preußischen Executionstruppen i. J. 1849 das insurgirte Badische Oberland besetzten, erschien eine Strafeinquantirung im Dorfe Hochsol, das im Schwarzwalde auf der Hochebene gegen den Rhein bei Laufenburg gelegen ist. Sobald der Kommandirende den uralten Kirchturm daselbst mit seinem kupferrothen Anstrich erblickte, hielt er dies für ein Parteizeichen der rothen Republikaner und befahl, Kirche und Thurm auf Gemeindefosten zu überweißen. Man mußte dem Fremdling erst aus der Farbe dortiger Nachbarkirchen und gewöhnlicher Feldkreuze zeigen, daß hier ein altkatholischer Brauch

vorliege zugleich mit einem örtlichen Rechte. Dieß Dorf war eine der acht Einungen, aus denen die Waldbvogtei der Schwarzwälder Herrschaft Hauenstein bestand, und hier hielten die Freileute des Niedern Albgaues ihr jährliches Maienthing ab. Dieß wird bereits durch das Habsburg-österreichische Urbarbuch, ed. Franz Pfeiffer 46, 12 bestimmt: Höchsol üffen dem walde, der herzogen von Österriche dinghof; die vrien liute ze Rôtsol (48, 24). Lepteres ist Rothsell, Hochsols Filialdorf. Mone, Oberrhein. Ztschr. 9, 360.

Eine ähnliche Rolle spielt die rothe Thüre; daß an denjenigen zu Frankfurt, Magdeburg, Würzburg, Meß u. A. Gericht gehalten wurde, beweist Fr. Böhmer mit einer Reihe geschichtlicher Zeugnisse im Frankf. Archiv I, Heft 3, 114. Der Stadt Altenburg Recht §. 30 schreibt den dortigen Bürgern vor: *sententias extra civitatem requirendas Goslarie in rufo ostio requiretis*. Gaupp, Stadtrechte 1, 213. Die sog. sieben rothen Mantelträger zu Beromünster, Kt. Luzern, waren die Justizbeamten des dortigen Chorherrenstiftes und bildeten das Rothe-Thürentgericht, indem sie vor der Stiftskirche auf der Freieung sitzend, über die Stifthshörigen im Sachenrechte entschieden. Rothe Thüre wird daselbst das Portal der Stiftskirche oder das Vorzeichen genannt; das Gericht wurde also daselbst vor der Kirche unter freiem Himmel abgehalten, wie zu Luzern das Staffelgericht. Jakob von Rinach, Ritter, urkundet 1299 „ze Münsteren in ergöw vor dem münster, vor der Rotun tür vnder dem vorzeichen.“ Geschichtsfreund 19, 258. In der Öffnung von Beromünster heißt es ferner: „ist daz ein probst dieselben vrteil in denselben höfen nit vsrichtet, so sol man ziehen für die rote tür, vnd sol sie da ein probst vsrichten“. Segeffer, Luzern. Rechtsgesch. 1, 724. Noch im J. 1518 fordert das dortige Stift den Rath zu Bern auf, er möge seine Leute daselbst zur Verpflichtung anhalten, die Gotteshausgüter vor der rothen Thüre zu Münster berechtigen zu lassen, dessen sich nun die von Hallwil und die ihrigen widern. Aargau. Staatsarchiv „Lenzburg H“, pag. 797. Im Grundgemäuer des aargau. Bergschlosses Brunegg, einst der Sitz der

Familie Gefler, nennt man eine Spalte des Schloßfelsens das Teufelsloch. Diese Schlucht, die sich nach innen rasch verengt, ist, wie die dortige Sage angiebt, innen durch eine rothe Thüre verschlossen. Aargau. Histor. Taschenb. 1860, 100.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert begannen die deutschen Städte das ungeschriebne Herkommen und Gewohnheitsrecht schriftlich abfassen zu lassen. Aus diesen ersten Versuchen, die örtlichen Einungen zu codificieren, bildeten sich die Stadtrechte. Diese handschriftlichen Satzungen sind in rothes Leder, oder in roth überzogene Holzdeckel gebunden und heißen Rothes Buch. Das Rothe Buch im Berner Staatsarchiv enthält dieser Stadt Satzungen v. J. 1283 bis 1487; dasjenige der Stadt Basel umfaßt die Satzungen von 1360—1427. J. Schnell, Uebersicht der Rechtsquellen 1860, 12. Ersteres war bis ins dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts allen Bern. Verfassungsrevisionen zu Grunde gelegt worden. Das gleichnamige im Luzerner Archiv enthält das Habsburg-österreichische Urbarbuch, dessen Text nun den 19. Band der Bibliothek des Stuttgarter Vereins ausmacht. Im Jahr 1345 läßt die Stadt Ulm ihr rothes Buch beginnen; ein Jahrhundert später die Stadt Brugg ihr gleichnamiges in fünf Foliobänden. Aehnliche Sammlungen desselben Namens sind in Gelnhausen, in Oldenburg u. s. w. Ein berühmtes Zauberbuch auf Island heißt in gleichem Sinne Raudhsfinna, das Rothfell. Maurer, Island. Sag. der Gegenwart, 102. Bis in die neueste Literatur ist jener Name in Anwendung gewesen. Gleim schrieb sein Gedicht Halladat unter dem Ergänzungstitel das rothe Buch, ebenso ließ hernach J. Görres seine teutonisch-liberale Flugschrift das Rothe Blatt 1797 erscheinen.

Die Bänke der Schöffen waren mit rothem Tuch gedeckt; daher die Redensart über einen Criminalisirten: er ist einmal vor der rothen Bank gewesen. Noch jetzt, erzählt Fr. Böhmer in seinem vorerwähnten Aufsatze, wird zu Frankfurt Jedem, der vor Gericht einen Eid zu schwören hat, ein rother Mantel umgehängt, es sei denn, daß der Schwörende in ganz schwarzer Kleidung erscheine. Roth ist der Mantel des Blutrichters und

der Amtstalar der Juristenfacultäten, mit rothem Wachs siegeln galt als Zeichen eigner Herrschaftlichkeit *). Immer mehr verliert mit der Zeit die Farbe ihre altreligiöse Bedeutung gegenüber der criminalistischen. Doch diese erstere läßt sich noch vollkommen nachweisen.

Wenn nemlich Gott Thörr im Norden vorzugsweise der Landgott hieß, landäs, patrium numen, so mußten Landesmarke und Landesweg unter seinem Schutze stehen. Die Isländischen Ansiedler nannten Thörmörk jenen Bezirk, welchen sie diesem Gotte heiligten, und die Norwegische Sage weiß von der Straße Thors-vej (=Weg). Myth. 169. Ebenso heißt nach der Sprache der westfälischen Behmgerichte der ganze Gerichtsbezirk, in welchem die einheitliche Sagung gilt, Rothe Erde. Wo sich den Sagen vom Umzuge des W. Heeres die Gottheit Donars beigemischt hat, da tragen die Landschaften, Berge, Flüsse und Marken, durch welche die wilde Jagd zieht, immer noch in ihren Namen etwas von dieses Gottes Leibfarbe an sich. Es lohnt sich, hierbei etwas zu verweilen. Der Rothenburger, der mit der W. Jagd aus dem Kyffhäuser, der Rodensteiner, der in Hessen aus dem Schnellerts auszieht, ist in der Schweiz der Rothenburger geheißen, nach dem Namen eines seit dem Hohenstauffer Friedrich II. hier blühend gewesenen Dynastengeschlechtes, in das der Minnesänger Rudolf gehört. Es gab dem alten Luzerner Städtlein Rothenburg sein Entstehen. Hier bildet zwischen dem alemannischen Aargau und dem burgundischen Bernerlande der Rothbach die Grenze, und in dem nach dem Bache benannten Orte Roth, zur Linken des Fließchens, wurde am Schlusse des 12. Jahrh. das Cisterzienserstift St. Urban gegründet. Obschon dieser Rothenburger Dynast, der Landeslage zu Folge, in die Gletscheröden des Roththales im Berner Oberlande verwünscht ist, so hält er in dem vorgenannten Revier doch noch seine Jagden ab. Beim Rothen Häuschen der Stadt Zofingen läßt er sich aus den Lüf-

*) In Altbaiern wird gegen Rothlauf eine Stange Siegellack auf dem Reibe getragen. Bavaria I, 462. Bei uns gilt eben dasselbe gegen Zahnweh

ten nieder, zieht hin am Rothenrain im Röthlerwalde und durch das dortige Rothwasser. Sein Weib ist die Rothenburgerin. Sein Hut, Federbusch, Mantel und Kinnbart sind zündroth. Jagdhunde mit rothen Halsbändern und feurigen Zungen begleiten ihn rudelweise; brennende Männer in Gestalt ledernder Irrlichter, die statt der Augen glühende Pflugräder und statt der Köpfe Fruchtwannen und Kornmengen tragen, folgen nach; wo sie sich einem Wohnhause nähern, bringen sie demselben Glück. Aus diesen längst ins Satanishe gewendeten Sagen vom Donnergotte erhellt, warum der Ortsname Roth so oft mit Teufelsgeschichten gepaart wird. In Schwaben heißt es, bei jeder Hexenversammlung müsse eine Rottenburgerin dabei sein. Als der Teufel dem Herrn alle Reiche der Welt anerbote, behielt er sich nur einen Ort zum Ausgedinge vor, das Lausiger Dorf Rothwasser, das noch durch seine Rostäuscher berühmt sein soll. Haupt, Lausig. Sagenb. 1, 104. Die Bäche des Namens Rothwasser im aargau. Freienamte gelten für Wohnsitze verfluchter Geister. Beim Rothwasser im Walde von Bünzen im Freienamt hat der berühmte Landschaftsgeist Stiefelreiter seine Rennbahn. Solcherlei Bäche bezeichnen alte Grenzen, an denen zugleich die Untergerichte abgehalten wurden. Zu Zeit hieß der Platz, wo das Land- und Halsgericht stattfand und die Verurtheilten hingerichtet wurden, der Rothe Graben. Der Wasserhauptmann und die Mitglieder des Wassergerichtes in der Wetterau trugen rothe Binden und gaben beim Einschlagen von neuen Pfählen den zuschauenden Knaben rothe Riemen zum Gedächtnisse. Uebereinstimmend damit erzählt die Emmenthaler Sage vom Rothen Brandisser, dessen Geschäft es ist, die Wuhrunen und Dampfpfähle der Emme im Frühjahr wieder festzurammen, die der wilde Strom den Winter hindurch unterwühlt hat. Die ganze obere Emme entlang hört man den Geist von Fels zu Fels pochen. Nach dem durch die Chroniken umgestalteten Volksglauben sieht man jetzt in ihm einen geschichtlichen Landesbaron von Brandis, von welchem die Herrschaft Brandis sammt den Gerichten Lügelflüh und Rüegsau kaufweise an Bern gekommen ist. Am

Thuner See heißt dieselbe Erscheinung der Brünnis und Brunt. Er ist das Stadtgespenst zu Thun, das im dortigen Gasthause Zu Oberherren seinen Wohnsitz hat; so oft er es Nachts verläßt und die Gassen durchbrüllt, tritt unfehlbar Regenwetter ein. Ein ähnlicher Geist Bruno befährt jene rothe Straße, die von Brüssel seit uralter Zeit nach dem Hofe Duivelot geht, in einem Wagen ohne Pferde und wird in belgischen Kinderliedchen besungen. Wolf, Ndländ. Sag. no. 547. Unter dem Namen Bruno hat Odhin in der Bravallaschlacht mitgekämpft, wie Saxo Grammaticus erzählt; zugleich aber ist man an Brun den Bären gemahnt, Donars Thier. Stadt und Schloß Brünis liegt untergegangen bei Wohlen im Freienamte. Aargau. Sag. no. 462a. Der See auf dem Pilatusberge bildete noch im ehavorigen Jahrhundert die rätisch-alemannische Sprachgrenze. Alljährlich steigt am Charfreitag aus diesem Gewässer der Berggeist empor, den man für den Landpfleger Pilatus hält, und sitzt mit der rothen Kleidung seines Richteramtes angethan auf dem Gerichtsstuhl. Diesem Geiste schrieb man die mächtigen Ueberschwemmungen zu, mit denen der Kriensbach mehrfach die Stadt Luzern aufs äußerste bedroht hat. Zürich. Antiq. Mittheill. 23, 5. Ueberall in diesen Sagenzügen blickt die Gestalt Thörrs durch, der die Eisströme durchwatet und der dem Dlof-Tryggwason einst selbst offenbarte, daß er die Reifriesen mit seinem Hammer erschlagen habe, sobald die Landesbewohner einmal angefangen hätten, den rothen Bart anzurufen. Und als er hierauf nach diesem Geständnisse vor Dlofs Augen ins Meer hinein gieng und versank, rief dieser als ein Christ: Seht, wie dreist der Teufel war! Dlof-Tryggwasonsgaga. So zeigt sich Thörr als ein die Bergseen und Wildwasser bändigender, die Marken bestimmender Flur- und Grenzgott. Sein Bildniß war an die Spitze der nordischen Schiffe geschnitten; darum haust er zu Luzern am Bierwaldstätter und zu Thun am alten Wendelsee, d. i. Grenzsee. Selbst der Riesenfisch im Egelsee am Heitersberg trägt eine rothe Schnur um den Hals. Aarg. Sag. 1, S. 8. An Thörr erinnert ferner die rothe Sonne, die als Schiffersignal verankert in der offenen See liegt und die rechte

oder linke Seite des Fahrwassers zu erkennen giebt. Die Hamburger haben die Grenze ihrer Stromschiffahrt durch eine blutroth angestrichne eisen geschmiedete Tonne bezeichnet; den in die Themse einlaufenden Schiffen markirt ein am Rore aufgestelltes rothes Wachtschiff nautisch die Mündungsstelle. Ebenso ist die vorhin erwähnte rothe Herberge der Punkt gewesen, wo das städtische Weichbild begann. So ist sowohl die nasse Grenze, die den Namen der rothen trägt, als auch die feste Marke, welche neben vielen örtlichen Donnerbergen den schlesischen Grafennamen Henkel von Donnerömark in sich schließt, ein Hinweis auf den rothbartigen Donar, dessen Hammerwurf die Landgrenze bestimmt, gleichwie Jupiter seine Blitze mit rother Hand schleudert, *dextera rubente*.

Der rothe Faden.

Betrachten wir zuerst das berühmte Rechtssymbol der Limitation, den dem Grenzgotte geheiligten rothen Faden. Er zieht sich durch alles Lau- und Segelwerk der Britischen Flotte hindurch und ist seit jenem aus den Wahlverwandtschaften stammenden Gleichnisse Goethe's zu einer durch unsre moderne Prosa hindurchgehenden Phrase geworden. Der rechtlich mit dem Faden Umschlungene ist nach dem Salischen Rechte (edd. Merkel, S. VII) *adfathimirt*, d. h. angefädmet, copulirt und vindiciert, vertragsmäßig erworben, in Schutz und Pflicht gebracht und an die fragliche Sache gebunden; oder er ist, wie man sich ausdrückt bei Geburts- und Hochzeitstagen, eingebunden, ans Tischbein gebunden, angewettet, eingestrikt, gehelsiet; Helsling ist der Spannstrick. Das Alemann. Kinderlied S. 147, und die Aargau. Sag. 2, S. 276 führen bereits diesen Satz in einer Reihe fitten- und sprachgeschichtlicher Belege durch, als deren Nachlese die hier folgenden Beispiele zu betrachten sind.

Die sichtbare Grenzscheide zwischen Dorf- und Aderge-

markung heißt oberdeutsch Gefaden, ductus legitimus. Von einer festgekuppelten Ehe sagt die ländliche Ausdrucksweise, sie sei gut eingefädmet. Sidefaden um das Hüs! d. h. Hausfrieden, rufen die Kinder im Fricthale und anderwärts vor jenem Hause, wo sie sich das Hochzeits- oder das Fasnachtsküchlein zu ersingen wünschen. Dies führt auf die im Kindermärchen sogenannte rothe Brautseide, ein Ehesymbol, das bei den Indern die rothwollene Hochzeitschnur Kautuka, der Scharlachfaden der chinesischen Braut, altrömisch der feuerfarbne Hochzeitschleier, das flammeum der Römerin, das filum flammeum im Kölner Hofrechte und der rothe Hosennestel unsrer Bauern in den Waldstätten und in Tirol ist; vgl. Ruhn Nordb. Sag. S. 522, und Westf. Sag. 2, S. 41. Jeder Zillerthaler Hochzeitsgast muß Nesteln aus rothen Lederriemen tragen, damit dem Brautbette nichts Böses geschehe. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 47. Aus gleichem Grunde sind die Ohren, Mähnen und Schweife der Rosse des Brautwagens in der Schweiz rothbefranzet und rothgezöpft. Von Kindern bevorzugter Geschlechter heißt es, sie seien mit einem rothen Striemchen um den Hals zur Welt gekommen, die Weihschnur sei also ihnen angeboren. Dem Wendischen Taufkinde umwickelt man den Pathenbrief mit rother Seide, man bindet ihn dem Kind eine Zeit lang ums Händchen. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, S. 250. Den Kindern der Inseln Schweden setzt man gleich nach der Geburt ein Linnenhäubchen auf mit zweierlei Bindbändchen, einem rothen und einem gelben. Stricker's Germania 3, 300. Als Thamar Zwillinge gebärt (1 Mos. 38, 28), kam erst eine Hand hervor, um welche die Wehemutter einen rothen Faden band, indem sie sprach, der wird der erste herauskommen. Beim Wildenmannsspiele, wie dasselbe an der Fasnacht im Etisch- und Bintschgau sonst gefeiert wurde, giengen alle Schulmädchen weißgekleidet in den Wald, um den W. Mann zu suchen. Der Aufgefundene war in Baumrinde und Moos gekleidet, trug Ketten von laut rassenden Schneckenhäuschen und statt des Stabes einen jungen Baum. Er mit seinen zwei Zungen wurde von den Mädchen mit rothen Seidenbändern gebunden,

ins Dorf geführt und gastfrei bewirthe't. Wolf, Ztschr. f. Myth. 3, 200. Ebenso kommt auf dem Berner Lande am Hirsmentag der Mieschmä in die Stadt gezogen, ein in Moos (Miesch) gekleideter W. Mann, in rothbebänderten Hemdbärmeln, eine junge Tanne hinter sich dreinschleppend. Auf der Thurgauer Burg Liebenfels befindet sich ein Wandgemälde älterer Zeit, von Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 207 beschrieben. Zwischen dem Gewinde einer Weinlaube führt ein schönengeschmücktes Weib einen wilden, ganz behaarten Mann an einem rothen Faden. Der Mann spricht:

ich bin haarig vnd wild
vnd fuert mich ain wiplich bild.

Das Weib, auf ein schwebendes Herz hinweisend, antwortet:

ich zaig dir min anmuot,
wie min herz fliegen tuot.

Folgenden Rechtsbrauch der Gemeinde Bessendorf vom J. 1543 verzeichnet Uhland (Pfeiffers Germania 4, 92) aus der Zimmerischen Chronik:

Ob ain paur umb ain frevel gestraft wird und wolt sich den zu geben sperren, mag des abts anwalt demselben pauren ain seidin faden umb sein waichi spannen, den sol er nit brechen, auch weder under oder über den faden heraußgeen, biß er bezahlt. Wa er sollichs aber verachtet, darüber oder darunder herauß gieng, oder den faden brach, so ist dem gotshaus (zu Gengenbach) sein hof eigentlichen haimgefallen. Hierbei ist zu merken, seither dise gerechtigkeit dem spital zu Rotweil zugestanden, so hat die alt gewohnhait ain ende und lassens die Karschhansen (Philister) hingeen, die solche sachen nit hoch achten.

Im voranstehenden Abschnitte schon ist aus dem Basler Dienstmannenrechte die Sagung erwähnt, wornach der freiwillig zur Haft sich Stellende in dem Rothen Thurm der Stadt gefangen sißt, vor dessen Thüre der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs spannt. Ein Heinrich Sidenfaden ist 1295-urk. Zeuge zu Schwyz. Ropp, Eidgenöss. Bünde 3, 120.

Dieses heilige Band, altn. vëbond, wurde auf jenem Plage,

den man zum Tempel- oder Gerichtsplatz einfriedete, um Haiselstäbe geschlungen; dasselbe entspricht der römischen vitta, die ein Flehender auf den Händen überbrachte oder um den Altar schlang; dem Purpursfaden im Hoh. Liede 4, 3: sicut vitta coccinea labia tua; dem eleusiniſchen Wollenfaden, den der Eingeweihte um den Arm trug; und dem Wollenfaden, mit dem der Eingang des Poseidonstempels zu Mantinea gesperrt war, Pausanias VIII. 10, 2; citiert in Ruhn's Westfäl. Sag. 2, S. 42. Vielleicht ist Tacitus Angabe vom hl. Hain der Semnonen ebenso zu verstehen, welchen man nur gefesselt betreten durfte. Im Heldenbuch sind die Kampfplätze Rosengärten Kriemhildens genannt und mit Seidenfäden umhegt; das gleichnamige Gedicht Rosengarten B. 167 sagt von ihnen:

darumme gêt ein mûre, daz ist ein borte fin:

trutz sî allen fürsten, daz ir einer kume drin.

Dorten sollen nur Geweihte, hier nur Helden Zutritt haben, der Unberufne, der die Schnüre bricht, büßt es mit der rechten Hand und dem linken Fuß. — König Blakman steht im Zweikampf gegen Held Bidrich und hat sich gegen dessen Zauberſchwert Rimmering durch ein entsprechendes Zaubermittel zu ſchützen:

So legt er um ſeinen gülbnen Helm

den Seidenfaden ſo roth:

Da hau nun, Bidrich, Berlands Sohn,

ich hoff, es flicht kein Blut!

Grimm, Altdän. Helden-L. 61.

Allmählich werden uns nun mittelalterliche Bilder und Legenden deutlich, in denen dieſes Symbol ſeine beſondere Rolle ſpielt. Als i. J. 1279 Markgraf Albrecht von Brandenburg gegen die Braunschweiger Feſte Helmſtadt mehrere Stürme verſuchte, kam die hl. Jungfrau vom Kloſter Marienberg aus über die Stadtmauer auf einem Seidenfaden zum Stephansthurm gefahren und vertrieb mit ihrer Glorie den Feind. Steinau, Volksſag. S. 191. Die Kirche Unſer L. Frauen zu Lebbeke bei Dendermonde ſollte auf dem Felde einer Wittwe erbaut werden, auf welchem eben noch ausreifender Flachſ stand. Schonend

umspannte Maria Nachts die Baustelle mit einem Seidenfaden und reifte den Flachs vollständig. Davon trägt ihr Bildniß daselbst noch immer den Seidenfaden am Scepter. Die Wallfahrer opfern dorten Flachs Bündelchen, die in kleineren Büschelchen oft gegen hohe Angebote an begüterte Leute wieder abgegeben werden. Wolf, Ndländ. Sag. S. 685. Als Kaiser Heinrich II. und die hl. Kunigunde das Bisthum Bamberg stifteten, war Pabst Benedikt III. keineswegs damit zufrieden, weil er dadurch einen Eintrag für das Nachbar-Bisthum Würzburg befürchtete. Doch der Kaiser besänftigte ihn und versprach ihm jährlich aus Bamberg einen wohlgeschirrten Schimmel nebst 100 Mark Silbers abzuliefern. Benedikt weihte hierauf das neue Bisthum selbst ein, die Kaiserin aber stellte die Bamberger Bischöfe frei von aller höheren geistlichen Jurisdiction mittels einer besondern Urkunde, welche der hl. Kunigunde Seidenfaden, *sericum S. Cunegundis filum*, genannt wird. Daraus entsprang das Sprichwort: Würzburg ist durch Wallmauern, Bamberg durch einen Seidenfaden befestigt. Diebolt, Histor. Welt, Zürich 1715, 708. Einen solchen Faden, außen um den Tempel gezogen, zeigen die seit 1855 in der Kirche zu Schwarzhofen aufgedeckten alten Fresken. Simrock, Myth. 1855, 524. Die Geschichte von der Stiftung des Züricher Frauenmünsters und von dem Seil, das zum dortigen Bau vom Himmel fiel, hat der Wettinger Abt Silbersen in seiner schweiz. Bilderchronik, hdsf. auf der Aargau. Bibliothek, i. J. 1576 gemalt und erzählt. Er berichtet folgendes. König Ludwig der Deutsche weiß seinen beiden Töchtern, die ins Kloster zu gehen wünschen, rings um den Albis keine dazu passende Stätte zu finden. Da zeigten sie ihm einen zur Hofstatt dienlichen Platz: „da die Al uß dem See rünnt. Und vff ihr gebett sandte Gott ein grün Seyl vom himmel herab, das lag ringswyß vff der hoffstatt, daby der künig sach, wie wyt vnd ferr er buwen söllt. Diß seyl niemant kont wüssen, von was materi es gemacht was, und wird noch hüt by tag jnn einem Sack ob dem Fronaltar behalten.“ In der zu dieser Stelle gehörenden colorirten Federzeichnung der Handschrift ist die Seeegend

bei der Stadt Zürich dargestellt, die Ufer noch unbewohnt; im Vordergrunde steht das Frauenmünster neugebaut, drüber in den Lüften schweben zwei Engel, die in einem der Größe des Baues entsprechenden Umkreis ein ausgespanntes grünes Seil halten. Des Abtes Silbersen protestantischer Zeitgenosse ist der Zürcher Antistes und Chronist H. Bullinger, der über dieses Seil in seinem hdsf. Chron. Tigurin. lib. IV. cap. 13 also schreibt: „Viel Fabelwerk ist hie erdichtet, nit weißt man von wem, von den zweyen Töchtern des Königs, Hildegarden und Bertha, welche vff Baldern dem Schloß am Albis gesäßen, durch Vorgehen eines Hirzen, der Kerzen getragen an das ort, wo die kirchen gebawen, auch ein Seil von himmeln da habendt oberkommen, damit des münsters wyte, wie weit es umb sich solte gebawen werbten, angezeigt worden. Welches seil doch ich, der das schreibe, in Händen gehept, vndt gar keines ansächens gewäßen, und vber vier oder fünff claffter lang, vnd in einem Sack ne- bendt anderm narrenwerk behalten worden ist; in der Reforma- tion aber in Herrn Diethelm Röstlen Burgermeisters hauß zum Glockenseil gemacht; dann es wenig größer was, da die glocken- seiler findt.“

Uebergabe einer Kirche an ein Kloster geschah neben andern symbolischen Formen mittels des Glockenseils: *per funis signo. Mon. Boic. VIII. no. 1, 363. — cum corda, unde signum tangitur. Meichelbeck 1, no. 368, p. 194. per funiculum signi ecclesiae, no. 510, p. 269. pro fune signi, no. 550, p. 289. Rettberg, Kirch. Gesch. 2, 617. Daß sich diese Sitte auf Deuteron. 32, 9 beziehen mag, geht aus folgenden abh. Schriftstellen hervor, die in Haupt's Ztschr. 2, 545 gesammelt stehen: den so gelônôt wirt, die mugen sprechin : funes ceciderunt mihi in praeclaris (ps. 16, 6). die gebrudere theilent ir erbe hie in dirre werlte ettewenne mit seilen : dâ denne daz seil hine gevellit, ez sî ubel oder guot, dâ muoz ez der nemin, der denne wellen sol. Zu dieser Stelle aus Graff's Diut. 2, 279 füge ich eine andere daselbst 3, 132, wo der Vers Mose V. 32, 9: des Herrn Theil ist sein Volk, Jakob ist die Schnur seines Erbes, übersetzt wird: iacob ist seil*

sinis erbis. Noch ist an Rahab zu erinnern, die ein rothes Seil aus dem Fenster herabhängen läßt, um nebst den ihrigen am Leben geschont zu bleiben. Jos. 2, 18. Allein daß nur diese althebräische Sitte unserem Brauche zu Grunde liegen solle, dieß widerlegt sich schon aus der in Grimm's N. A. 479 urkundlich beglaubigten Stelle, wornach der Vandalenkönig Geiserich die eroberte Landschaft Zeugitana seinem Heere vertheilt mittels des *funiculus hereditatis*, mittels des Loßstrickes; und bei Homer (Il. 17, 389. 13, 385. 18, 502) ist das Strecken der Thierhaut sowohl wie das wirkliche Seilziehen eine Rechtsgewohnheit; beide Parteien treten vor den Richter und streben das Ende des maßbestimmenden Seiles gegenseitig an sich zu reißen.

Zu einer dem Deutschen eigenthümlich gewesen Sitte wird nun dieser Rechtsbrauch durch die Helgakvidha gemacht. Bei Helgis Geburt erscheinen die drei Schicksalschwester, um dem künftigen Helden das Eingebinde der Königsmacht und des Reichsbesitzes zu überbringen. Sie überschnüren zaubergewaltig einen weiten Landstrich mit dem Loßseile: „Sie schnürten mit Kraft die Schicksalsfäden . . . goldene Fäden fügten sie weit; westlich und östlich bargen sie die Enden, in der Mitte lag des Königs Land. Neris Schwester warf einen Faden nordwärts und hieß dies Band ewig halten. Nun schien dem Volke sein Fürst geboren und das goldne Zeitalter angebrochen.“ Dieses Band nennt Notker, Psalm 77 das *mâzseil* und setzt bei, nun messe man nicht mehr damit, sondern nur noch mit Ruthen. Darin irrt er sich. Eine Glosse aus dem 8ten Jahrh. Diut. 1, 225 übersetzt: *territorium raiffa* und *reifa*. Der Ehekaufspreis einer Wittwe ist bei den Franken *reipus* genannt, *vinculum*, *funis*, und beträgt drei *Solidi* und einen *Denar* (Grimm N. A. 425), denn Bräute werden symbolisch gebunden und zwar mit der schon besprochenen Brautseide; dieß besagt der Ausdruck *Reif*, der vor und nach Notker in diesem Sinne seine Geltung hatte. Die obrigkeitlichen Leinwandmesser in Appenzell bedienten sich zu der Zeit, da Zellweger seine Appenzell. Geschichte schrieb und in ihr (1, 262) den eben genannten Brauch meldet, noch im=

mer dieses Reifese. Es war ein in Leder eingnähtes Seil von 10 Ellen Länge; um dem Verlängern und Verkürzen desselben zuvor zu kommen, befindet sich im Thurme zu Trogen ein Hasen, woran das Seil gehängt wird, und tiefer ein Strich, bis zu dem es reichen soll, wenn man es sanft streckt. Hier ist also das Maßseil bis auf unsre Tage in gesetlicher Geltung geblieben, und in Panzer's bair. Sag. ist außerdem eine ganze Reihe von Ortschaften zu lesen, die ihren Ursprung und Besitz demselben verdanken: zu Sillaching, Kreisingen, Igling haben „die drei Schwestern, die drei Heilrätinnen, die drei Fräulein“ ein Seil von Berg zu Berg gespannt und alles an Wald und Weide darunter liegende Land an die Gemeinde und Dorfkirche gestiftet. Dafür werden dieselben nun als die drei hl. Jungfrauen von dem tiroler Brixen an durch zahllose Kirchen und Kapellen bis hinab in den Dom zu Worms bildlich dargestellt und kirchlich verehrt. Fast bis auf unsere Zeit knüpfte sich das Zeichen der anerkannten Oberherrschaft an das Glockenseil und dieses selbst gehörte mit unter die Huldigungssymbole. Wenn der neugewählte Berner Landvogt in der Waatländer Vogtei Orbe und Tschertli auf fünf Amtsjahre auftritt, so hatte er in seiner ersten Amtsrechnung 60 Fl. der Stadt Orbe zur Unterhaltung der dortigen Glockenseile anzusetzen. Noch i. J. 1729 geschah dies, doch der Landvogt verwendete diese Summe zur Anschaffung wirklicher Glockenseile. Eidgenöss. Abschiede Bd. 7, Abthl. 1, S. 1197.

Unter den drei Ketten, mit denen der Höllewoll Henric von den Göttern angeheftet wird, ist die stärkste das schlichte, weiche Seidenband Gleirnit. Dieses wird von Simrock Myth. 121 auf die Macht des Gesetzes gedeutet, die unaufwieslicher bindet als Stricke und Fuchschellen: eine Meinung, welche sich nun schon aus den österreichischen Zantandingen (Wien 1863, S. 9) und aus Grimm's Weisth. 1, 837. 2, 183. 3, 767, 679 bestätigen läßt: „Ein jeder Mann mit Fried soll sein in seinem Hause, als wär er mit einem Faden umfungen oder umhangen.“ Darum geht auch dieses Symbol über auf die Arbeiten der an erlegenden Buße und lebt in der Volksma-



als sympathisches Mittel fort. Mit rothem Bande war der Sack Haber gebunden, den lästersüchtige Weiber ziehen mußten, wenn sie sich von der Strafe der Prangerstellung loskaufen wollten. Schäfer, Städtewahrzeichen 1, 54. Hand- und Fußgeschwulst pflegt man mit rothem Faden zu umbinden. Hängt man dem Kinde Salz, Kümmel und Dill in einem mit Rothfaden zugebundenen Säckchen um den Hals, so ist es gegen die Hexen gesichert. Bauernphilosophie 2, 77. Die rothe Waldschnecke, an einem Seidensfaden vierzig Tage um den Hals getragen, schützt gegen Zahnweh. Hds. Brugger-Receptierbüchlein. Jungen Käzchen bindet man einen rothen Bändel um, damit sie sich nicht verlieren. Aus dem Munde einer Bojarin erzählt Derblich, Land und Leute in Moldau und Walachei 1859, 164 folgende Ueblichkeit, mit der sich der Rumäne seine Gesundheit auf ein weiteres Jahr assicurirt. Am 1. März bindet man eine roth und weiße Seidenschnur, an der eine Silbermünze hängt, um den linken Arm. Erst am letzten März legt man sie ab, kauft für das Silberstück etwas Käse und Rothwein, begiebt sich zu einem Rosenstoß, genießt hier beides und hängt schließlich die Schnur um den Stoß. Vergl. Bd. I. S. 253 vorliegenden Werkes.

Schild- und Pannerfarbe.

Der Name Schild führt auf Schilderei, Gemälde; sowie ahd. wāsan, Waffe überhaupt, auf Wappen und Wappenschild. Waffengenos hieß der zu einem Wappen berechnigte, das Wappen des Herrn als Zeichen übernommener Dienstmannschaft tragen, hieß seine Wappen tragen. Schild und Bild sind also altver-eint. Die Bemalung der Germanenschilder mit außerlesenen Farben, *lectissimis coloribus*, hebt bereits Tacitus Germ. c. 6 hervor, sie werden als militärische Unterscheidungszeichen der Stämme und Geschlechter gedient haben; dagegen von den Schilden der Arier, c. 43 sagt er, daß sie schreckhaft schwarz bemalt waren.

Die bevorzugten Schild-Farben waren weiß oder roth, je nachdem sie dem Frieden oder dem Kriege zu dienen hatten. Nach Angabe der Sagaen ist der altnordische Friedensschild weiß und wurde von den Seefahrern jeden Abend, wenn man stille lag, am Mastbaum in die Höhe gezogen. Wurde er aber am Morgen unter Hörnerschall durch einen rothen ersetzt, so war damit der Beginn des Unfriedens zu erkennen gegeben. Denn Rothgelb oder Gelbroth sind Farben von der Plusseite, sie stimmen lebhaft, regsam strebend. Göthe, Farbenlehre, Th. 3, 311. Das Eddische Lied von Brynhildens Todesfahrt giebt Str. 9 und 10 an, Odhin habe diese Walküre mit weißen und rothen Schilden umschlossen. Krieg war häufiger als Frieden, der rothe Schild also gebräuchlicher als der weiße. Roth ist also hier gleich Blut. Die Röth heißt weidmännisch das Blut, Gamsröt ist Gemsenblut. Schmeller, Wörth. 3, 167. Das Roth ist aargau. die Blutrühr, unter Rothwurst versteht man die Blutwurst. Die Tormentillwurz, mit der man die Ruhr heilt, heißt davon Rothwurz. Ein Schwertsegen sagt gegen die wundenschlagende Waffe: Das Weiße soll nicht beißen, das Rothe soll nicht schweigen. Der gelbe Eisenocher, der sich durch's Feuer zu einer sehr hohen Röthe steigert, sowie der zu gleichem Zwecke verwendbare Rothstein gaben dem damit bemalten Schilde den bleibenden Namen. Malen heißt altnord. steina, der diese Steinfarbe tragende Schlachtschild heißt daher im Hildebrandsliede staimbort. Roth oder braun ist nach friesischer Rechtsformel und nach Saxos Angabe (3, 56; 5, 132) der Schild. Der Forscher Wildbann v. 1423 erteilt dem Rachen des Hübners auf dem See der dortigen Wildhube soweit freien Lauf, „als man einen rothen Schild gesehen mag.“ R. 74. Soweit der Schild blinkt, soll die Sühne gelten, die mit dem gefriedeten Mörder eingegangen ist; so bestimmt die Graugans, das älteste Rechtsbuch Island's. In Ecken Ausfahrt heißt es von des Gothenkönigs Dietrich Schildzeichen:

der vuort an sinem schilde
 ein lewen, was von golde röt.
 ein liechter schild von golde. Nib. 182.

Im Waltharius: *parmam deponito pictam*! 798. *rutilo umbonem complebo metallo*. 1263. Gold, im Epos ständig das rothe genannt, tritt also später an die Stelle des heraldischen Roth, gleichwie Weiß in der Wappenfarbe durch Silber, und im Siegel durch einen leeren Raum repräsentirt wird. Roth ist dem Gesagten zu Folge die vorherrschende Wappenfarbe gewesen, man hat ihr die Bedeutung der Kühnheit, Großmuth und Liebe beigelegt. Seitdem der Schild aufgehört hat, geführt zu werden und die Ordenszeichen entstanden sind, macht sich unter diesen der rothe Bändel (Ehrenlegionsband, rother Adlerorden) nicht minder geltend, so daß nun selbst unsre Kinder für ihre Schmetterlings-sammlung ein sog. rothes Ordensband, die *phalæna noctua* fangen.

Gehen wir über auf die älteren Pannerfarben. Hier ist Roth nicht bloß Kriegs- sondern Hoheitszeichen und wird später häufig durch Gold ersetzt. Schon von Sigfrids Schwert heißt es in diesem Sinne Nib. 1722, *diu scheida was ein borte rôt*. Von Volkers Pannerfarbe, ebenda 1535: *er bant ouch zeime schafte ein zeichen daz was rôt*. In den Altnord. Eiedern heißt es von Widga's Erster Ausfahrt: Widga hatte ein rothes Banner und darauf Hammer und Zange mit weißer Farbe gezeichnet. Thidref hatte ein weißes Banner mit einem rothen goldbesäumten Löwen. Kaiser Heinrich IV. belehnt 6. Juni 1195 die Stadt Cremona mit einem rothen Banner, in dem ein weißes Kreuz: *Confanonus cum quo eos investivit, erat rubeus, habens crucem albam intus*. Im Wigalois 159, 7:

an ein sper man im dô bant
einen samit der was rôt.
daz bezeichent, daz er in den tôt
des tages rîten solde.

Bei Beschreibung der 1495 auf dem Reichstag zu Worms vorgekommenen Belehnungen heißt es: Item, so hat Herr Johann Graf zu Hsenburg und Bidingen getragen das ganz rot Fenlin, das bedeuten ist die Regalien, genant die Blut-fanen. Böhmer im Frankfurt. Archiv 1, Heft 3, 114. Englands Pannerfarbe ist roth; seine drei Contre = Admirale stu-

fen sich im Range nach den drei Flaggen der weißen ab, als der höchsten, indem diese die königliche Hausfarbe ist, sodann der rothen und der blauen. Roth ist der Rock der englischen Armee, das Rothe Buch des Ministeriums enthält dessen diplomatische Correspondenz. Im deutschen Reiche und in dessen Reichsstädten begegnet aus gleichen Gründen dieselbe Farbenwahl. Das Ehrenpanier, das die Augsburger Weberzunft für ihre in der Schlacht am Lechfelde bewiesne Tapferkeit 955 aus Otto I Hand empfing und noch auf dortigem Zunfthause verwahrt, ist roth und schwarz. Drei schräglauende rothe Bänder in weißem Schilde waren einst Nürnbergs Stadtwappen. Das rothe Wimpel mit dem Kreuz am Stadtpanner Zürichs ist als Abzeichen oberster Gerichtsbarkeit dieser Stadt durch Rudolf v. Habsburg i. J. 1274 ertheilt worden. Bögeli, Alt. Zürich 218. Als sich die Stadt im J. 1444 allen übrigen eidgenössisch Verbündeten entgegensezte und mit König Friedrich in ein Waffenbündniß trat, schwur die Bürgerschaft dem kaiserlichen Feldhauptmann vnd ward das mer, daß si sich zaichnen söltint mit ainem roten crütz, als si vor allweg das wils crütz getragen hatten. Klingenberger Chronik S. 295. So wechselt weiß und roth in einer und derselben Grundfarbe des Panners. König Rudolf's Heer im Marchfelde trug weiße Kreuze, Ottokar's grüne. Böhmer 2, 61. Im Schwabenkriege war es List der Schweizer, rothe Kreuze auf der Brust zu tragen, aber zugleich weiße auf dem Rücken. Dürckheimer 2, S. 23. 24. Die gegen die Schweizer damals aufgebotnen Nürnberger Truppen waren roth uniformirt; ebenda S. 18—26. Theils also blickt in diesen Abänderungen die Grundfarbe des Reichspanners durch, theils bezieht sie sich auf das in Oberdeutschland maßgebend gewesne Kaiserswappen Oesterreichs, dessen Mittelschild auf der Brust des Adlers die Länge herab getheilt und wobei das rothe Feld mit silbernem Querballen der Erzherzoge Hauswappen ist. Darnach bestimmte sich der Ursprung der Farben mehrerer Schweizerkantone und oberdeutschen Stifte. Das Konstanzer Stift führt ein silbernes Kreuz im rothen Feld. Die Seidenschnüre, mit denen Schwyz,

Unterwalden, Solothurn und Wallis ihr Landesfiegel an die Urkunden befestigen, sind weiß und roth. Der Schild von Schwyz ist ursprünglich roth ohne jegliches Bild. Vom weißen Kreuzlein in der rechten Ober Ecke des jetzigen Schwyzer Kantonalwappens schreibt erst seit 1478 Albrecht von Bonstetten, dasselbe rühre von König Rudolf her *). Noch Stumpfens Chronik zeigt den Schwyzerschild ohne dies Kreuzlein, es fehlt auch noch auf den Landesmünzen von 1673. Grenser, die Wappen der Schweizer Kantone. Unter den Ehrenversen auf die Schweizer Kantone, die Heinr. Ludw. Muß zu Zug auf die von ihm 1698 gestochne Landkarte der Schweiz gesetzt hat, lautet die Strophe auf das Wappen des Kant. Schwyz also:

Blutrot thut den Garten zieren,
 blutrot find ich allerhand,
 blutrot billig Schweiz thut hören,
 blutrot führt das Schweizerland,
 ihre Thaten, ihres Leben
 • thut blutrot' Benignen geben.

Vom weißen Kreuz im rothen Felde ist also auch hier noch nicht die Rede. Der Glarner Schild ist roth, die schwarze Figur des Landespatrons Fridolin ist erst später hineingesetzt, wahrscheinlich durch Pabst Julius II., der seit 1512 fast alle schweiz. Landeswappen eigenmächtig ausschmückte und abänderte. So ist auch das noch vorhandene Schlachtfähnlein von Näfels, das vor 400 Jahren gegen den österreichischen Adel das Feld behauptete, rothseiden.

Als durch Beschluß der Frankfurter Bundesversammlung die deutschen Bundesfarben Schwarz-roth-gold ins Reichspanier gesetzt wurden, reichte sich daran eine kleine Literatur von Bro-

*) Clipeum ferunt totum rubrum et aliis figuris immaculatum; in vanno autem eorum, quod in hostes gestare solent, in summitate a parte crucifixum interpictum, et sic a Rudolpho Romanorum rege, olim specialibus meritis condonati sunt. Zürich. Antiq. Mittheill. — Im 30jäh. Kriege war die kaiserliche Feldfarbe roth; Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden Roth zu tragen. G. Freytag, Bilder 2, 33.

führen, von denen die einen die Unrichtigkeit dieser Annahme, die andern, obwohl mit unzulänglichen Gründen, die Berechtigung derselben darzuthun versuchten. Das Ergebniß dieses Streites liegt nun in der Schrift vor: Die deutschen Farben u. von Fr. Karl, Fürsten zu Hohenlohe-Waldburg, Stuttgart 1866. Darnach geht der bis jetzt nachweisbare Ursprung der rothen Farbe im Reichsbanner bis ins 14te Jahrhundert zurück, wo deren Vorkommen in Schrift und Bild bezeugt ist, während ihr Bestand selbst ohne Zweifel viel älter ist. Schwarz und Gold erscheinen ursprünglich für Schwarz und Gelb. Schwarz wird in der Schildmalerei mit Beinschwarz wiedergegeben, im Siegel mit gekreuzten Strichen heraldisch ausgedrückt. Roth hat Zinnober und Mennig zur Farbe, und im Siegel den senkrechten Strich. Gold wird theils mit Dukatengold, theils mit Chromgelb und Gummigutt ausgedrückt, im Siegel punktiert. Mithin ist Schwarzgelb heraldisch gleich Schwarzgold, da Gelb nicht unter die sechs geltenden Wappenfarben gehört. Aber auch Roth wird zugleich durch Gold vertreten. Das rothe Afenroß des Gottes Heimdall heißt Gullintopp, Goldzopf; das weiße Roß Odhinn's Sleipnir; jenes ein Fuchs, dieses ein Schimmel, jenes golden, dieses silbern. Bei Gemälden des Mittelalters, an denen noch kein Goldgrund vorkommt, erscheint der Hintergrund Mennigroth und bedeutet Gold, wie sich dies an den Bildern der niederrheinischen Schule, namentlich an der Sammlung des Kölner Stadthaumeisters P. Weyer erweist. Ebenso oft hat sich neuzeitlich die rothe Schildfarbe in die prunkendere goldne umgewandelt. Der Aarauer Gasthof zum Goldnen Löwen steht im Jahrbuch dieser Stadt, das mit dem Jahre 1300 beginnt, fol. 40^b unter dem Jahre 1491 eingeschrieben als hospitium ad Rubrum leonem. Wir setzen nun immer einen Goldnen an, wo es sonst hieß Au cheval rouge, Pontepaard, Zum rothen Hahn.

Manche Pannerfarben, die eines neuzeitlichen Ruhmes genießen, sind gleichwohl nur Geschöpfe der allerletzten Vergangenheit, so z. B. die französische Tricolore. Roth und Blau, die Farben der Stadt Paris, wurden bei Errichtung der Nationalgar-

den, mit Hinzufügung des königlichen Weiß zur Nationalfarbe erhoben. Pommerisch Blau-Weiß als Staatsfarbe stammt aus einer vom 16. Nov. 1802 datirenden Kabinettsordre über Krägen und Aufschlag landständischer Uniformen. Sächsisch Weiß-Grün ist gar erst im J. 1815 entstanden. Altenburger Correspondenz Bl. der Deutsch. Gesch. u. Alterth. Vereine 1865, 69.

Rothhaar.

Wenn i numme die Roth' het,
Und wenn i scho keis Brod het!

beginnt eines unsrer landschaftlichen Liebeslieder. Rothi Farb, schöni Farb; schwarzi Farb, Lufelsfarb! pflegt der wegen seines rothen Haares Genedte zu erwiedern. Roth läßt immer auf vorhandene Kraft, Entschiedenheit, Jugendfrische und Reife schließen. Man zieht den Rothwein dem weißen vor, das Rothkorn dem Weißkorn, die rothe Kartoffel der gelblichen, den rothen Rinderschlag dem scheddigen, die rothe Rose der weißen. Rothe Nessel und rother Kornmohn vertreiben das Halsweh, rother Saft des Hahnenfußes äzt die Warzen weg. Die rothen Früchte schätzt man wegen ihres säuerlichen Geschmacks: Rothkirsche, Johannisbeere, Himbeere, Erdbeere. Rother Wein muß es sein, mit dem man zu Ravensburg am 24. Juli alljährlich die Johannisminne trinkt. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 110. In den Bildern der Handschrift der Weltchronik von Rudolph von Hohenems sind die Haare aller jungen Leute gelb (blond), die aller alten blau (schwarz) gemalt. Scherer, St. Galler Handschriften 1859, 4^b. Goldroth ist die Haarfarbe der Götter und Herrscher. An altgriech. Statuen, Werken der Polychromie, sind goldig schimmernde Haare keine Seltenheit. Gott Wischnu, den Riesenkönig Kasipu erschlagend, erscheint in dessen Palaste in Gestalt eines Löwen: Wie zwei lohe Fackeln funkelten seine Augen, durch das eingestürzte Dach ragte sein Haupt zum Himmel, dicht umwogt von goldnem Mähnenhaar. Schad,

Stimmen vom Ganges, 32. Ein altegyptisches Märchen, das Emil de Rougé aus einem Papyrus ins Französische übersetzt hat, nun mitgetheilt in Wolfs Ztschr. f. Myth. 4, 237, erzählt, wie die Frau des Satu, eine von den Göttern in aller Schönheit erschaffne Jungfrau, vom Nilstrom zum Weibe begehrt wird. Er gewinnt ihr aber nichts als eine ihrer Haarflechten ab, und als er diese hinabträgt nach Egypten, so erklären die Weisen Pharao's, diese Flechte gehöre zum Kopfschmuck einer Tochter des Sonnengottes. Nisus, ein megarischer König, hatte unter seinem Haupthaar eine goldene, nach Andern eine purpurne Locke, an welcher einem Orakel gemäß sein und seines Reiches Schicksal hieng. Doch seine Tochter Sthylla schaute von der Burg hinab auf das Heer des Kreterkönigs Minos, der zur Belagerung heranzog, erblickte den schönen Helden und fühlte sich von glühender Liebe zu ihm ergriffen. So schnitt sie dem Vater die verhängnißvolle Locke ab und bewirkte dadurch die Eroberung der Stadt. Auch Midas Haar war golden. Dieser König, der Alles, was er berührte, mithin auch die Speisen, die er genießen wollte, in Gold verwandelte, erhielt auf sein Flehen, der Gott möge diese Gabe wieder zurücknehmen, die Weisung, den Fluß Paktolus stromauf zu gehen und in dessen Quelle das Haupt zu tauchen. So gieng aus Midas Haar der Zauber auf den Fluß über, der von nun an Gold mit sich führte. Den Jupiter Capitolinus zierte ein goldner Bart, einen solchen trug auch Caligula, um jenen dadurch zu imitiren; Sueton. c. 52. Das gepriesene Attribut germanischer Schönheit war das goldene Haar, *rutilae comae* bei Tacitus, Germ. c. 4. Daher pflegten römische Imperatoren deutsche Haartouren zu tragen, deren Schimmer man durch den Puder darauf gestreuten Goldstaubes noch erhöhte, und vornehme Römerinnen färbten mit der germanischen Pomade ihr Haar blond. Sie hieß *spuma batava*, wurde aus einer mit Asche und Ziegenfett versetzten Mischung bereitet, war bei den deutschen Männern noch mehr als bei den Frauen im Gebrauche, und wurde als besonderer Handelsartikel in trockner und in flüssiger Form ausgeführt. Plinius H. N. 28, 12. 21. Das Wort Seife heißt Salbe

und erklärt sich aus mittelndl. sipen, sêp, triefen; ahd. seifa, spuma; nhd. Seifer, der Geifer, mhd. sife, das sachtfließende Bächlein. J. Grimm in Haupt's Ztschr. 7, 460. Nicht mit diesem Wortstamme zusammen fällt der Name Sif, des rothhaarigen Thörr Gemahlin, sondern bezeichnet die Gefippte, die Ehegöttin. Jedoch auch ihr Beiname ist die Schönhaarige, das Gold selbst heißt der Mantel Sifs, theils weil sie sich in ihres Haupthaars Länge einhüllen kann, theils weil Loki ihr dasselbe abschnitt und dafür ein neues aus Gold schaffen mußte. Ihres Eheherrn Haar und Bart ist ursprünglich gleichfalls golden, verkehrte sich aber in ein zündrothes, weil in der Persönlichkeit dieses Gottes, dessen Bliß das Winterland zu frischer Besäung aufpflügt, die Vorstellung des Wilden Feuers überwog. Hilfsbedürftige riefen seinen rothen Bart an; der grollende Donner selbst hieß des Gottes Bartruf. Noch jetzt gilt bei den Nordfriesen die Verwünschungsformel: dies ruadhüret donner regiir, der rothhaarige Donner walt es! Indes wie man Dufaten und Rothhaarige Füchse nennt, so erzählen noch spätere Thörrsagen vom Golde seines Haupthaars. Wie er nemlich zu den Riesen nach Utgardh zieht, um sich mit ihnen in Wettkämpfen zu messen, so macht Held Thorkill, ein verjüngter Thörr, ebenfalls die Reise dahin zu dem außerweltlichen Loki, welcher bei Saxo 8, 253 Uthgarthilocus genannt ist. Und gleichwie diesem eines seiner großen speerähnlichen Haare von Thorkill ausgezogen wird, so läßt im Märchen der Teufel, schlummernd auf dem Schoße seiner Großmutter, sich drei Goldhaare ausziehen, jedes von der Stärke eines Lanzenchaftes. Englands und Schwedens Nationalheiliger, St. Oluf, ist rothbärtig. „Sanct Oluf mit dem rothen Bart, durch meine Kellermwand geht deine Fahrt!“ so ruft ihm bei seiner Seefahrt das Meerweib zu; „Wie Sanct Oluf geht zum Kirchhof dar, da erscheint ein Strahl aus seinem Haar.“ Altdän. Heldenlieder von Grimm, S. 69. Karls des Kühnen Leiche war nach der Niederlage bei Nancy 1477 in Feindes Hand geblieben und sein Gegner, der Lothringer Herzog Renatus, besorgte ihre standesgemäße Beisetzung. Renat trug dabei einen „goldenen bis an

den Gürtel reichenden Bart." J. v. Müller, Schweiz. Gesch. Im dritten Theile des „aus dem Grabe wieder erstandenen *Simplicissimi*" (1684) heißt es: Manifesta wider diejenige, welche aus sonderbarer Mißgunst und Boßheit die rothe und güldene Bärte verschimpfen und verfolgen. Gödese, Grundriß 1, 509. Ein Epithet höchster Liebe und Verehrung heißt im Bairischen Walde: O du rothgoldener Herrgott! mein rothgoldnes Kind, mein rothgoldner Mann! Schmeller, Wörth. 3, 166. Ebenso heißt eine Bethuerung in Schleswig-Holstein: dat schul nich um diner gelen haare willen. Schüge, Idiot. 2, 11. In Westfalen, in Haltingen bei Menden, singen die Mädchen beim Glachsrißeln: En netten Jungen, hiäd giäle kriuse Har. Wöste, in Frommanns Mundart. 3, 558. Im aargauer Volksliede vom Guggibad muß das entführte Mädchen dem Reiter sein „chrüselgäls Hörli verzüslä. Aargau. Sag. 1, 25. Die Jungfrau von Tegerfelden wirft ein einziges Goldhaar aus ihren Flechten in die Surbe; der dorten sitzende Fischer findet's und bindet's an seine Angelruthe, worauf der reichste Fischfang gelingt und des Mannes Wohlstand anhebt; ebenda 1, S. 229. Hilidora, d. h. die Goldhaarige, ist von der Hexe in einen treppenlosen Thurm gesperrt. So oft die Alte von ihren Ausflügen heimkehrt, ruft sie empor: Hilidora, laß mir doch deine Haare herab! das Mädchen knüpft das Haar auf und läßt es wallen, und baut so der Alten eine goldne Treppe. Basile's Pentamerone, zweiter Tag, siebzehntes Märchen. Hasbur zerreißt die Bande allzumal, womit die Feinde ihn fesseln, bis die schlimme Dienerin rath, ihn mit dem Haar der Geliebten zu fesseln.

Sie nahmen zwei von Signildes Haaren,
banden damit die Hände sein:

Er hatte sie im Herzen so lieb,
er riß sie nicht entzwei.

Grimm, Altdän. Helden=L. 99.

Der Schmud goldner Locken, schreibt Uhland, Gesch. der Dichtung und Sage 1, 227. 239, in welchem uns das deutsche Epos die Helden vorführt, ist theils ein Bild der Jugend, theils

ein Merkmal edler Abkunft, wie im Märchen verlorne Königsfinder an ihrem Goldhaar wieder erkannt werden. Die Freien wandeln im Lichte heller Farben, die Unfreien gehen in trübes Grau gekleidet. Hugdietrich ist rosenfarbnes Angesichtes, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder. Dem jungen Ditleib reicht das goldfarbe magdliche Haar über die Schwertfessel herab, er kann sich damit vor Regen decken wie ein Falke mit den Fittigen. Aus eigncr Anschauung beschreibt Sidonius Apollinaris † 482, die Person des zweiten westgothischen Theoderich (453—466) und gedenkt dabei der geschittelten lockigen Haare, der schöngebognen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervorschimern, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röthe übergossen. Mit sichtbarem Wohlgefallen malt derselbe Schriftsteller den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismar; mitten in der Reihe buntgekleideter Gefährten mit farbigen Schilden, umgeben von reichgeschirrten Rossen, schreitet dieser nach dem Gezelte seines Schwähers, leuchtend von Gold, flammend von Scharlach, milchweiß von Seide, aber Locke, Gesichtsfarbe und Haut leuchtet nicht minder schön. Nach diesem Schmuck schöner Haare hieß das Adelsgeschlecht der Gothen die *capillati*, und dasjenige der merowingischen Franken die *comati* und *cristati*. Als man die Habsburger Familiengruft im Stifte zu Königfelden um Mitte des vorigen Jahrhunderts zum erstenmale öffnete, fanden sich die Gerippe der österreichischen Herzoge, ihrer Gemahlinen und Schwestern mit wohlerhaltenem ganz rothem Haupthaar vor. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 1, 628.

Unadelig dagegen und weit verrufen ist das borstige Rothhaar, das Abzeichen gemeiner Herkunft, niedriger List und grausamer Falschheit. Komme nicht zwischen den Fels und den rothen Mann, lautet ein irisches Sprichwort und geht zurück auf den rothhaarigen Dänen, den ehemaligen Unterdrücker des Irenvolkes; der jetzige Herr des Landes, der Britte ist blond. Alle rothgekleideten Geister des irischen Volksglaubens sind boshafter und tückischer Art; in ihnen liegt das Gefühl des Schreckens und Hasses ausgedrückt, in welchem der Irländer seit alter Zeit

die englischen Soldaten betrachtet, die sog. Dearganagh, Rothröcke. Kobenberg, Harfe von Erin 1861, 40. Der Kaiser Rothbart, dem die Geschichte genug Härte vorzuwerfen hat, ist in Dichtung und Sage ein Nationalliebling gewesen und geliebt; Kaiser Otto II. dagegen, der gleichfalls der Rothe Kaiser und der Rothbartige hieß, wird wegen seines heftigen Charakters schon von Otto von Freisingen sanguinarius, und von dessen Nachschreibern blutvergießer genannt. In Folge dessen sagt dann Konrad von Würzburg im Gedichte Otte mit dem Barte:

er hete roetelehtez hâr
und was mit alle ein übel man,
sîn herze in argem muote bran.

In dem um mehr als ein Jahrhundert älteren Gedichte Ruodlib ertheilt der König dem abreisenden Ruodlib zwölf merkwürdige Lebensregeln, deren erste heißt, nie einen Rothhaarigen zum Freunde zu nehmen; denn wird ein solcher zornig, so gedenkt er nicht mehr der Treue, auch ist keiner so gut, daß nicht einiger Trug in ihm wäre. Als Ruodlib nachmals dieses Rathes vergißt, kommt er eben dadurch in die äußersten Bedrängnisse. Der fränkische Dichter des Wigalois aber verwahrt sich B. 2841 gegen diesen herrschenden Aberglauben:

im was der bart und das hâr
beidiu rôt und viurvar.
von denselben höre ich sagen,
daz si valschiu herze tragen.
des gelouben hân ich niht.

Dieser Protest kam damals längst zu spät. Der Gewittergott Donar war bereits in den Teufel der Feuerhölle umgewandelt, so daß der ruhigschwarze Satan nunmehr der Rothe hieß, und sein Gefelle, der Verräther Judas, wurde seitdem mit rothem Barte gemalt. So kennzeichnet auch in der Volks Sage den einen der Schatzgräber, welchen der Teufel holt, fast überall rothes Haar, rothes Wams, rothe Mütze. Den mit der rothen Weste krieg ich doch! ruft eine Stimme zwischen die Schatzgräber hinein. Lynker, Hess. Sag. no. 155. Ruhn, Westfäl.

Sag. 1, no. 9. Das Bahrtuch beim Leichenzuge des verwünschten Ritters von Seon ist hochroth. Aargau. Sag. no. 100. Von der frechen Lüge oder unglaublichen Nachricht heißt es aargauisch: he, e rote Tüfel! es ist handgreiflich erlogen! — wenn du numme rot wurdest! daß dich der Teufel holte! rote Lütli, Tüfelshütli; Rothbart, Teufelsart. Rote Lüt hent siebe Hüt, sind verschlagene Dicksäuter und Siebenfeger; rote Lüt chömmet vo Gott ewegg, d. h. zum Teufel. Alles Unrechte, Trügerische, Geringschätige muß roth heißen, der letzte Heller ist der rothe, der geringste; von der schlechten und überflüssigen Waare heißt es, es gebe deren mehr als rothe Hunde *). Die Rothhen wachsen nicht auf gutem Boden; Holsteinisch: Ellernholt un rodes Haar sünd up goden Borren rar. Rothe Haar und Ellernbogen, wenn sie gerathen, muß man loben. Von einem Durchtriebenen: si Schnauz ist nit vergebis rot, er ist a'brönnt.

Alle Hexen sind rothhaarig und leiden an rothaufgequollenen Augenlidern. In Folge eines Priesterfluches wird in einer Lothringer Familie seit mehreren Generationen immer das eine Kind rothhaarig geboren. Stöber, Elsass. Sag. S. 294. Seitdem die Knaben im Dorfe Stein den hl. Fridolin verspottet, kommen dorten die Buben rothhaarig zur Welt. Aargau. Sag. no. 472. Wenn ein gottlos lebender Priester Messe liest, schaut ein daneben stehender Rother ihm mit ins Meßbuch hinein. Freienamt. Um Wohlens pflegt man zu dem über seine Unwahrheit Erröthenden zu sagen: du wirst doch de' Rot im Althau nit tödt ha? Der reiche Müller Roth von Hembronn liegt angeblich dorten im Walde Althau von Räubern erschlagen unter einem Grabstein, dessen Zeichen vor Alter nicht mehr lesbar sind.

Noch ein Beispiel aus dem höchsten Alterthum zeigt die-

*) Im franz. Sprichwort ist der Dummling der rothe Esel. Il est sot en cramoisi; pour dire, qu'il est sot au dernier degré, et que sa sottise est telle, qu'elle ne s'effacera point, quelque chose qu'il arrive. Proverbes 1750.

fen Umschlag des Vorrechtes in die Rechtlosigkeit. Das Rothermeer, im N. Test. nie anders als Wilde See genannt, heißt seit den Griechen *ερυθρα θάλασσα*, mare Erythraeum, mare rubrum; und zwar nach einem König Erythras, welchen Apollodor zum Sohne des Herakles, Strabo zum Sohn des Perseus macht. (Pape, Wörtb. 3, 141). Diese seit Herodot übliche Sage von dem an diesen Küsten herrschenden König Rothhaar ist zwar nur eine etymologische, trifft aber merkwürdig mit der jüdischen Sage zusammen vom Volksstamme Edom, d. h. Roth, welcher diesem Meere den andern Namen des Eubäischen gegeben. Der Stammvater Edom ist jener Esau, der an seinen Bruder das Recht der Erstgeburt um ein rothes Einsengericht verkauft, mit den Seinigen auswandernd an diese Meeresküsten gelangt und sie nach seinen Edomitern benennt, die dann später dem jüdischen Reiche in den Herodianern eine neue Herrscherdynastie gaben. Rother Sund heißt die Meerenge der Ostsee zwischen den Inseln Falster und Laland. In die rothe See wird ein Götzendiener zu Ypern verwünscht (Wolf, DMG. no. 395), in das rothe Meer eine kindermordende Mäulerin. Pröhle, Harzsg. 1, S. 31.

Götter-, Priester- und Zauberfarbe.

Von der rothen Farbe bemerkt Göthe in seiner Farbenlehre, daß sich die Tracht der Gebildeten derselben enthält und theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unsicherheit des Geschmacks gern in das völlige Farbennichts flüchtet; die Frauen gehen fast durchgängig weiß, die Männer schwarz. Gesunde und rohe Menschen dagegen empfinden eine besondere Vorliebe für Roth. Wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober oder Mennig nicht schonen. Der Grund hievon liegt in der aktiven Seite und Energie die-

fer Farbe, deren Hochroth der Wirkung des Trompetentones, deren Purpur dem Tone des Waldhornes vergleichbar ist. Das Hochgelbrothe, für das der Franzose besonders eingenommen ist, steigert sich zum unerträglich Gewaltfamen, die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt sogar Thiere. Entfernt man dagegen im Rothen einen Eindruck von Gelb und Blau, und denkt man sich Cochenille oder Carmin, so ist die Wirkung dieser Farbe einzig. In ihrem verdichteten dunkeln Zustande giebt sie den Eindruck von Ernst und Würde, in ihrem verdünnten Zustande den von Huld und Anmuth. So kann sich der Ernst des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden (Bd. 52, 315—335. Bd. 54, 259). Von Schiller erzählt dessen Schwägerin, Caroline von Wolzogen, die Arbeitsgewohnheit, sinnend habe er von seinem Schreibtische aus gerne in den rothen Vorhang seines Fensters geblickt.

Die Indianersitte, sich Körper und Gesicht bei besonderem Anlasse roth anzustreichen, war auch dem altnordischen Krieger eigen gewesen, der hochgeschminkt zur Schlacht gieng; von den Britannen hebt es Tacitus hervor: *Silurum colorati vultus*. Agric. 11. „Selbst das Tatuiren war noch bis auf uns hin und wieder in Deutschland üblich.“ J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 229. In der Triumphfahrt des Camillus beschreibt Livius 5, 23 das Sonnengespann und zugleich das mit Mennig bemalte Gesicht des Siegers. Nicht anders wünscht der Mensch seine Götter geschmückt zu sehen. An Festtagen schminkte man das Gesicht der capitolinischen Jupiterstatue (Plutarch Qu. rom. 98), und von diesem Brauche rührt es her, daß später die Censoren ihre öffentlichen Arbeitsausbietungen mit dem stabilen Sage zu beginnen hatten, sie wollten zunächst den Jupiter zum Miniiren oder Zinnobern in Bearbeitung geben. Plinius HN. 33, 7. 35, 12. In gleicher Weise sprach der Römer von einem Priapus rubicundus, von einem ver rubens. Arnob. 6, 10. Das Schnitzbild des Zeus zu Phelloë in Achaja und dasjenige zu Phigalia in Arkadien war ebenfalls miniirt. Bachofen, Gräbersymbol. 293. Nach einer Nachricht des Athenäus erschienen

bei der Pompa des Ptolemäos die Satyre theils in rothen Gewändern, theils mit rothen Farben bemalt, die Silene in purpurnen Oberkleidern. Gleichermäße wurde dem arkadischen Pan ein feuerrothes Luchsfell umgehungen und ihm das Gesicht geröthelt. Letzteres beschreibt Tibull aus eigener Anschauung:

Pan deus Arcadiae venit, quem vidimus ipsi
Sanguineis ebuli baccis, minioque rubentem.

II. 1, 55. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 456.

So trifft hier der älteste Religionscult der klassischen Völker zusammen mit demjenigen der neuzeitlichen Barbarenvölker. Die phallischen und hermesartigen Gößenbilder der Kongoneger tragen rothe Sandelholzschminke. Bastian, Afrikan. Reis. 1859. 1, 80. Der große Gott Menaboshu hat den Canadischen Indianern die Kunst gelehrt, das Angesicht zu bemalen. Er nahm rothe Erde, brannte sie, daß sie noch röther würde, und färbte sich zum Schrecken der Feinde das Gesicht. Aus dem Kriege heimkehrend, strich er sich freundliche gelbe Streifen dazu, indem er den Fichtenblüthenstaub nahm, der im Frühling die Wasserflächen bedeckt. Kuhl, Ritschi-Gami, Amerikan. Indianer 2, 257. Die Thüren der Tempel, Paläste und Hütten mit einem blutdurchkneteten Teig anzustreichen, war in den Wintersolstitien und Herbstäquinoclien religiöser Brauch bei Hebräern, Aegyptern, Syrern gewesen, wie beim ehemaligen Sonnenfeste in Peru, und gilt jetzt noch beim Hulifeste in Indien, beim Nauruzfeste in Persien. Bei letzterem werden auch die Hörner der Thiere roth bemalt. Spiegel, Avesta 2, S. CIII. Der asiatisch-tatarische Schamane färbt sein Gesicht zum Gesichte des Zauberns, gleichwie die Hexen zum Zauberritte sich mit bunter Salbe bestreichen. Der Berner Chronist Valer. Anshelm 3, 419 berichtet, wie heilsam das Besenichmalz der Hexenmeister gegen Geschwulst sei, „item mit etwas Farb vermischt, besunder Roth, so geb's ein Farb, die nit leichtlich abzuwaschen sye.“

Begreiflicher Weise trat an die Stelle des bloßen Bestreichens mit rother Farbe die Bekleidung mit rothem Tuche, oder als dessen Ersatz ein sonst rothes Abzeichen. Im Peloponnes war die purpurne Chlamys das hl. Gewand der Dioskuren und

ebenso fortdauernd auch das Kriegskleid der Spartaner. Der in die Samothrakischen Geheimnisse Eingeweihte wurde mit einer Purpurbinde gegürtet, der Adepte in Eleusis erhielt die rothe Wollenschnur um den Arm. In einem „vioelfarbnen Gewande hat der Heiland am 13. September 948 die Kirche im Stift Einsiedeln eingeweiht und darin das erste Hochamt gelesen.“ Hds. Chronik aus Kloster Muri, nun Msc. no. 61 der Argau. Kant. Biblioth. Das Wallfahrtsbild der Schwarzen Mutter Gottes in Einsiedeln wird alljährlich zweimal, für die Fasten- und Pfingstzeit in einen rothen Rock gekleidet, und die Meßpriester tragen zur selben Zeit violette Meßgewänder, gleichwie die schwedischen Frauen am Himmelfahrtstage rothe Kleider. Dieser Festtag heißt schwed. Helig Thörsdag, engl. Holy Thursday. In Villemarqués Breton. Volksliedern, übers. v. Hartmann-Pfau, ist S. 304 die hl. Maria von Daulaz in ihrer Tracht besungen:

Im Kloster zu Daulaz
ist ein Marienbild,
das einen Gürtel trägt,
drauß rothes Feuer quillt.

Die Tracht der Götter geht über auf ihre Priester, wie die Hausfarbe der Cäsaren zur Uniformsfarbe ihrer Minister und Feldherrn wird. Schon seit Marius trug die römische Reiterei rothe Standarten; nach der Farbe ihrer Mäntel heißen die römischen Senatoren purpurati, sowie im heutigen Rom es synonym ist, mit dem Purpur bekleidet werden und zur Cardinalswürde gelangen. Mit rothgefärbten Segeln fährt der Byzantiner Feldherr Belisar nach Carthago, um hier Gelimers Vandalenreich zu zerstören, mit rother Dinte ausschließlich geschrieben die Byzantiner Kaiser. Als Marich Rom zum erstenmal erstürmt, verlangt und erhält er, neben der Contribution an Gold, Silber und Gewürz, auch 3000 Gewänder von Scharlachtuch. Schürliktuch, d. i. scharlachenes, wurde bei Käufen noch im 17. Jahrh. als Trinkgeld einbedungen. Der Krönungsmantel des deutschen Kaisers, das Pluviale, war rothseiden, soll arabischen Ursprungs gewesen sein und machte eines der Reichskleinodien aus,

die bis nach Albrechts Ermordung i. J. 1308 auf Schloß Kyburg in einer großen Holztruhe verwahrt lagen. Ritterburg. der Schweiz 2, 135. Das Patriziat in Kirche und Staat nimmt die rothe Farbe in Alleinbesitz und verwendet sie zu ihren Sonderzwecken bis heute. Jene rothe Substanz, die man in den Gefäßen der Katakomben Roms und in den sogen. Thränenfläschchen findet, hat die chemische Analyse i. J. 1864 nicht als animalische, sondern als vegetabilische erkannt, während bis dahin jedes in den Katakomben aufgedeckte Grab, das diese Substanz enthielt und das Zeichen des Palmzweiges trug, für die Ruhestätte eines hier mit seinem vergossenen Blute bestatteten Märtyrers, laut Kirchendekret vom 10. April 1668, erklärt gewesen war. Mit Rücksicht auf die Einwendungen der Naturforschung verwies Pabst Pius IX. die Angelegenheit an eine neue Untersuchung. Diese erklärte, an der früheren Doktrin sei nichts zu ändern, und jene rothe Substanz sei auch ferner für Blut zu halten. Allg. Ausgb. Jtg. 1864, 20. Jan. Aus ähnlicher Quelle entspringt auch der eingebildete Werth, den man dem rothen Tuche oder auch nur einem geringen Stückchen Scharlachzeug von jeher beigelegt hat, ein Zug, der durch fast allen Cultus geht. Nach der Meldung des Claus Magnus verehren die Nordländer ein rothes an eine Lanze genageltes Tuch göttlich und zwar, wie hinzugefügt wird, wegen der Ähnlichkeit der rothen Farbe mit natürlichem Blute *). Der Besitz von rothem Tuche war ein Vorrecht der indischen Priesterschaft. Manus Gesetzbuch verbietet dem Brahmanen, wenn dieser aus Dürftigkeit Handel treiben muß, nur den Verkauf von rothen Tüchern. Bohnen, Alt. Indien 1, 140. Während die schöne Vermillionfarbe bei den nordamerikanischen Stämmen östlich der Rocky-Mountains noch der gangbarste Handelsartikel ist, schauen

*) Praeterea gentes illae subpolares stupidiore quodam errore daemonum illuduntur. Rubrum etenim pannum pertica, vel hasta sursum appensum attentis precationibus et cultiore ritu venerantur, divinam quandam virtutem propter colorem rubeum animalium sanguini similem eidem inesse putantes. Epitome Plantini, 30.

die Indianer am Colorado, die bereits Ackerbau treiben, mit Verachtung darauf herab, dagegen nehmen sie rothen Flanell mit Vergnügen in Tausch, auch wenn er noch so abgetragen und dünn ist. Bald. Möllhausen, Prärien des westl. N. Amerikas 1860, 384. Der gewöhnlichste Fetisch, den die Kongoneger auf Reisen bei sich tragen, ist ein rother kugliger Tuchballen, in den irgend ein Pflanzenextract eingenäht ist. Bastian, Afrikan. Reis. 1859. 1, 35. Verwandte Züge aus dem deutschen Aberglauben sind nachfolgende.

Der Gaukler, der sich auf Jahrmärkten als Kopfabschneider producirt, läßt den zu Köpfenden auf eine rothe Decke knieen; anders würde er ihn darauf nicht wieder ins Leben zurückbringen können. G. Schwab, Volksbücher 616. Die Springwurzel, mit der man Verborgnes erschließt und Schätze hebt, erhält man, wenn man unter des Schwarzspechtes Nest ein rothes Tuch ausbreitet, auf dieses läßt er die Wurzel fallen (Ruhn, Nordd. Sag. 436); er hält dies für glühendes Feuer, und nur diesem Elemente scheint er die Wünschelruthe zu gönnen. Rose und Rothlauf büßt man mit rothem Tuch; Friesel und Scharlach bricht sich an rothlündischem Tuch, das man ins Krankbett legt. Schönwerth, Oberpfalz 3, 269. Den Masernkranken wickelt man in die rothe Tüppe seiner Mutter ein. Aargau. Wenn eine Kuh das Roth hat (Blutruhr), ist Scharlach am besten; „schneid's klein und gieb es dem Vieh in Brod zu essen.“ Gegen das Antoniusfeuer (fliegender Scharlach) sprich: „Ich gieng durch einen rothen Wald, da war eine rothe Kirche, in der rothen Kirche ein rother Altar, da lag ein rothes Messer.“ Nimm das rothe Messer und schneide rothes Brod! Albertus Magnus, Egypt. Geheimnisse 1834. 1, 9. 3, 31. Wenn das Vieh giftige Kräuter geweidet hat, siedet man rothes Garn in Asche und schlägt es ihm warm um den Hals. Wolf Beitr. 1, 220. 227. Damit das Buttern rasch geräth, legt man nebst einem Feuerstahl ein rothes Lappchen unter das Butterfaß. Baader, Bad. Sag. no. 107. Beim ersten Austrieb der Kühe wird eine Holzart, mit einem rothen Weiberstrumpf überzogen, auf die Stallschwelle gelegt (Myth. Abergl.

CVII. 927), in der Mark ein rother Weiberrock (Ruhn, Märk. Sag. 380, no. 35); in der Bunzlauer Gegend wird dem Thierchen ein rothes Fliedchen in den Schweif gezöpft (Myth. CLVII. 1098). Die gegen Zauber schützende und zugleich als Liebesmittel wirksame Welschnuß muß in ein Stückchen Caramosintafft gewickelt mitgetragen werden. Wolf, Ndl. Sag. no. 294. Tauffinder wickelt man gegen das Verschiedenwerden in Scharlach, sie damit abtrocknen macht sie schön. Schmalfuß, die Deutschböhmen 96. Magnetsteine in physikalischen Sammlungen pfliegte man in Scharlachtuch eingenäht zu deponiren. Göthe, Wahrh. und Dicht. 1, S. 187. Unter den Raritäten des kaiserlichen Bücherschazes zu Wien befanden sich zwei Alraune in Scharlach gekleidet. Wolf DMS. no. 327. Im Volksbuch von der schönen Magelone beginnt das Unheil damit, daß der rothe Zindel, welchen Peter von der Brust seiner schlafenden Freundin wegnimmt, zugleich von einem vorbei fliegenden Vogel in die Lüfte entführt wird. Zindel wurde schon im IX. Jahrh. in Deutschland getragen (Weinhold, Deutsche Frauen 425), Regenspurger zindal ist in Wolframs Parzival 377, 30 genannt. Daß die in den letzten Cholera-Epidemieen ärztlich verordneten Leibbinden ausschließlich hochrothe waren, ist bekannt, nicht aber, warum; sie hängen zusammen mit dem Volksglauben, daß das Gespenst der Pestfrau in rothem Kleide erscheint, mit einem rothen Tuche in die Sterbehäuser hineinwinft. Als ein Edelmann nach ihr mit dem Säbel zum Fenster hinaushieb und das Tuch eroberte, wich die Pest. Nord, Myth. der Sage 633. Heilkräftig war auch jenes Scharlachtuch, womit man in Frankfurt bei Kaiserkrönungen die Straße belegte, und das man, nachdem der Gefrönte darüber ins Rathhaus zurückgegangen war, dem Volke preisgab. H. E. Fischer, Buch v. Aberggl. 1793. 2, 209.

Noch ist des Werthes zu erwähnen, welcher dieser Farbe in den Traumbüchern beigelegt wird. Träume von rothen Männeln deuten auf Lust und Freude. Träumt der Mann, er habe einen solchen gedoppelt um, so wird er ein neu Weib bekommen. Ist der Mantel gelbroth, so wird das Weib holdselig sein; ist

er blau, so wird sie reich sein, aber von bösem Athem. Der Traum, auf einem Roß mit rosinrothem Sattel zu sitzen, bedeutet ein Weib voll Freude und Wollust. Zieht einer im Traume rothe Strümpfe an, so wird er zu seinem Reichthum um so mehr Freude erleben. Traumbuch Apomasaris, Frankf. 1645. 29, 46, 51. — Brennen sehen, bedeutet Gut und Gewinn; feurige Striemen, haart Geld; helles Feuer, Hochzeit. Traumbüchlein, Basel bei Heinr. v. Mechel, o. J. Der rosend brennende Kerzendocht deutet auf einen Brief; das Brieffiegel muß roth sein, denn das schwarze bringt eine Trauerbotschaft. Unjre ehemaligen Postillone waren rothwestig, unser heutiger Briefträger ist rothfragig. Dasselbe Verhältniß redet auch aus den Farben der Glücksspiele. Die Loßung beim Hazardspiele, rouge et noir, entsprang aus dem Kartenspiele, dessen Blätter zur einen Hälfte die rothe Glücksfarbe, zur andern die schwarze Verlustfarbe tragen. Das Gleiche gilt von der Farbe der Brettsteine. Nach Paul Diaconus Erzählung, eines gebornen Langobarden, der sein Geschichtswerk kurz vor 774 schrieb, sitzt der Herulerkönig Rodulf, während sein Heer zur Schlacht ausrückt, siegesgewiß im Lager beim Brettspiel, ad tabulam ludit. Als Ragnar Lodhbroks Söhne ihres Vaters grausame Ermordung erfahren, sitzen ihrer zwei eben beim Brettspiel; da läßt Sigurd, starr vor Schrecken, den Spielstein aus der Hand fallen, Hvitserk aber hielt den eben geschlagenen in der Hand und drückte ihn mit solcher Gewalt, daß das Blut unter den Nägeln hervor über die Tafel (hnefatafl) spritzte. Im Schachspiel hieß ein Stein hnefi, wahrscheinlich die Königin. Es werden schwarze und weiße, an einer andern Stelle auch rothe Brettsteine genannt. Rußwurm Nord. Sag. 393.

Der Rothhut.

Herrschende Götter sind die behuteten. Wuotan trägt den breiten Krempenhut, das pilei umbraculum, und heißt davon altnord. Sidhhötrr, der mit dem breiten und tiefen Hute. Hermes trägt den geflügelten Petasus, der Zwergenkönig Alberich die Tarn- und Hellsappe, Fortunatus das Wünschhüttlein. Das Glückskind kommt mit dem Glückshäubchen auf die Welt. In dem Liede, mit dem die Kinder auf dem Lande vor den Häusern das Neujahr anfangen, heißt es: Wir wünschen dem Herrn einen goldnen Hut. Die heidnischen Priester des Gothenvolkes heißen bei Cassiodor und Tornandes Pileati, Hutträger. Form und Farbe dieser gothischen Hüte läßt sich aus kirchlichen Alterthümern ähnlichen Zweckes schließen. Die Cappa des hl. Martinus, ursprünglich ein Mantel mit daran hängender Kapuze, wurde den fränkischen Königen ins Feld nachgeführt auf einem eignen Rüstrosse, das in den Nibelungen 1515 das kapelsoum genannt ist. Zu den nachmaligen Reichskleinodien gehörte der rothe cucullus, eine hohe Sturmcappe mit goldnen Adlerbildern. Eine aus dem VII. Jahrhundert stammende Priester- mütze, die laut Dokumenten dem hl. Bischof Leodegar zu Autun zugehörte, wird im Leodegarstifte zu Luzern verwahrt; sie ist außergewöhnlich groß, von rothem Filz, mit braunrothem Sammt überzogen und hat Gold- und Perlenstickerei. Marzohl-Schneller, Liturgia 1, 163. Die Bischofsmitra ist also ursprünglich roth, daher die ahd. Glosse: heilac huat: midra, citaris. Die zwei Priester, die den gespenstischen Leichenzug bei Seon begleiten, sind rothhutig. Argau. Sag. no. 100. Die römischen Kardinäle tragen unter einem rothen Priester- kappchen den gleichfalls rothen Schattenhut mit seinem mächtigen Schnur- und Quastenbehänge von gleicher Farbe. Ihre Kappchen und Barette sind stets hochroth, Strümpfe und Hut aber in Advent- und Fastenzeit violet, um damit die kirchliche Bußzeit auszudrücken. Da die Götter die Witterung bringen, so wird der schlimmere Theil dieses Vermögens nachmals auf

ihre behuteten Priester übertragen, und es heißt, so oft die Priester auf Reisen gehen oder zum Pfarrkapitel sich versammeln, so folge Regenwetter. Von dieser Gleichzeitigkeit des Regnens und der Pfaffenreise galt schon im Mittelalter der leoninische Vers:

Imber descendit, Monachus dum pergere tendit.

Wenn man, sagt daher der Schwede, zur See ist, so soll man einen Priester sidkotte (tiefkappig) nennen, d. i. ihn nach Würden betiteln, um dadurch den Reisegefahren mit Glück zu entgehen. Eine mündlich empfangene Schleswiger Schiffersage giebt an, daß jeder Passagier, der gezwungen ist am Freitage, als an einem Unheilstage, in See zu gehen, irgend eine Kleinigkeit einkauft, um sie bei entstehendem Sturm opfernd über Bord zu werfen. Da weigert sich denn nur ein eigensinniger Schiffskoch, ein des Brauches unkundiger Neger; nicht einmal die alte rothe Filzmütze, die er aufhat, will er dreingeben, sondern nagelt sie spottend an die Nahe. Solet sie, wenn ihr könnt, höhnt er. Plötzlich legt ein Windstoß das Schiff auf die Seite, die einbrechende Welle reißt Nahe und Mütze mit fort.

Die Wetterzwerge heißen Rothmützchen, in Thüringen Rothe Jungen, franz. Chaperon rouge. Die Art, wie sie ihren großen Schlapphut auf dem Kopfe tragen, ist ein Zeichen des Witterungswechsels. Eine Schnitterin zu aargau. Dättwil im Bezirk Baden erzählt folgendes Erlebnis. Das Kind des Hofbauern hat den Schnittern das Abendbrod auf's Feld zu bringen und sieht in einiger Entfernung ein kleines rothes Männchen im Acker sitzen, das einen mächtigen Dreiröhrenhut tief ins Gesicht herab drückt. Das Mädchen kommt zu den Leuten und erzähl't. Die lassen sich nicht mehr Zeit zum Imbiß, laden in aller Eile die Garben und sind zum Einfahren fertig. Da beginnt es so ungeheuerlich zu donnern und zu hageln, wie noch nie. Nun wußte man, was jenes Männchen gewollt hatte. Im Kant. Freiburg ist unter der Sennenbevölkerung vom Hausgeiste Rothkläppchen, Le bonnet rouge, noch häufig die Rede. Solche Häuser, in denen er sich nach allgemeinem Glauben aufhält, gelten wenig im Preise. Ein solches liegt außerhalb des

Dorfes Macconnens, im Bezirk Romont. Wer da von der Familie in die Stadt geht, darf nie vergessen, dem Hausgeiste einen kleinen Kram mit heim zu bringen, sonst wird in der Scheune Heu und Stroh durch einander geworfen und die Stallthiere lassen den Kopf hängen. Bockt die Hausfrau, ohne ihm sein besonderes Laibchen mit zu backen, so schlägt er ihr, während sie hinüber geht ins Backofenhaus, die Hausthüre vor der Nase zu, und bis sie wieder aufgeriegelt hat, zertrümmert er unter unsäglichem Lärm alles Küchengegeschirr. Am Heuboden hat er sein eignes Milchschüsselchen stehen; der Knecht, der ihm Heu mit hinein zettet, wird dafür unbarmherzig aus dem Bette geworfen. Verkauft man Häuser, in denen er einheimisch ist, so muß man einen kleinen Werthgegenstand in der alten Wohnstatt zurücklassen. Ein Bauer, der dies zu thun vergaß, und somit auch den Geist in seine neue Wohnung mit herüber gebracht hatte, ließ ihn hierauf in die Grenz-Ecke seines Mattlandes hinein beschwören. Aber das erste Weideroß, das grazend über diese Stelle schritt, setzte sich hier in Galopp und hörte nicht eher auf zu rennen, als bis es leblos niederstürzte. Mittheil. von Zotique Renevey, de Villarimbaud, district Romont, Cant. Fribourg. Der Dreihundertjährige am Strichenberge, Aargau. Sag. 1, no. 166, ist von Fuß zu Kopf rothgekleidet und trägt einen Filzhut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnänzige Form aufbinden, gegen den Regen aber als Schlapphut auseinander schlagen kann. Der Krucker-galli wird das Dorfgespenst genannt, das zu Wölfliswil im Aarauer Jura als wetterkündend gilt. Er war ein berühmter Geizhals gewesen, den die Vögel nicht schlafen ließen, sobald das Korn reifte. Vor Tag schon kam er hemdermelig mit einem offenen Messer auf den Acker, um ihnen die Hälse abzuschneiden. Allein dasselbe verübte er in seiner steigenden Verücktheit schließlich an sich selbst, weil ihm die Spazien wieder einmal davon geflogen waren. Als die Waschweiber, die im Morgengrauen am Dorfbach bei der Arbeit standen, ihn in seinem überbluteten Hemde vom Acker her heimwanken sahen, erriethen sie den Vorgang nicht und sprachen: Sehet doch den Krucker-

galli! erst vorhin ist er in blanken Hemdermeln hier vorbei ins Feld gegangen, und jetzt kommt er in einem rothen Brusttuch heim. Er starb nach wenig Stunden. Seither durchgeht er in Schwarzwäldertracht das Dorf, ein scharlachner Brustflaß und die Laterne, mit der er Nachts auf seinem Acker herumzündet, machen ihn kenntlich. Darauf pflegt Regenwetter einzutreten, die Wildwasser schwellen an, der Delfengeist, der im Thalbach haust, verheert die Matten. Damit sind wir auf die Wassermänner geführt, die nicht blau oder grün, sondern ebenfalls roth gekleidet auftreten. Derjenige in Deutschböhmen trägt Weste und Kappe roth; man wirft ihm farbige Bänder in den Teich. Grohmann, Aberggl. aus Böhmen und Mähren 1864, 12. Blutnase heißt der Brunnengeist um westfälisch Arnsberg. Wachsmuth, Gesch. deutsch. Nationalität 2, 150. Ein Kinderreim ruft dem Wassermann zu (in Bechsteins D. Sagb.):

Nix in der Grube,
Bist ein böser Bube,
Wasch dir die Beinchen
Mit rothen Ziegelsteinchen.

Nach Maurer's Isländ. Sag. der Gegenwart sind Elbe, Gefolgsgeister und ihnen Verwandte von gleicher Tracht. Der isländische Dichter und Amtmann Biærni Thorarensen verschwand als Knabe einmal und ward erst nach etlichen Tagen, auf einem hohen Felsen sitzend, wiedergefunden, eine rothe Mütze auf dem Kopfe. Mit Mühe herabgeholt, erzählte er, die Elbenmutter habe ihn da hinaufgebracht; pag. 13. Ein Elbenmädchen erscheint in Gestalt eines dunkelrothen Hundes, pag. 8. Die Gefolgsgeister, die dem Menschen sein Sterben voraus verkünden, treten an sein Lager in Gestalt eines braunrothen Dunstes, aus dem sich dann die Fylgja als Hund entwickelt, pag. 97. Die wegen Raub oder Mord Landflüchtigen und außer dem Geseze Stehenden sollen im Innern Islands gemeindeweise zusammen leben und an ihren Rothmützen kennbar sein, pag. 246.

Die Parteifarbe.

Der Scholasticus Rhotrohc lebt im 10. Jahrh. im bair. Kloster Tegernsee, dorten gerühmt als famosus literarum Sophista. Bavaria 1, 515. 917; er ist zu benannt nach der Dienstkleidung seines Herrn, dessen Hof- und Leibfarbe er vor seinem Mönchsstande getragen haben wird. Die Herrschaftsfarbe geht über auf den Lehensträger (und Diener, wird dem einen ins Wappen, dem andern zum Ehrenkleid gegeben und bildet die neuzeitige Bedienten-Livree und Beamtenuniform. Wenn heute noch der Sonntagshabit der Metzgerknechte ein leberbraunes Kamisol mit Messingknöpfen und rothem Plüschtragen, dazu eine hochrothe Lendenweste ist; oder wenn der Scharfrichtermantel blutroth ist; so ist jenes das Zunftzeichen des von der Herrschaft empfangenen örtlichen Schlachtbänkrechtes, dieses das hoheitliche Abzeichen des örtlich auszuübenden Blutbanns. In diesem Zusammenhange steht es, daß die sonst halb ehrlosen Büttel in der Herrenfarbe gehen, und daß ein Theil der Herrengerechtfame ihnen zufällt. Bei jeder Hochzeit einer Jungfrau in der Reichsstadt Rotenburg erhielt der dortige Scharfrichter ein Viertel Brod und eine Maß Wein, derjenige in Saalgau genoß neben andern Bezügen das Handschuhrecht, das ihm die Landschaft bei jeder Exekution mit 40 Kr. zu vergüten hatte. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 236. 240. Derjenige zu Zürich erhielt nach dem Statutenbuch des Grossmünsters alle Weihnachten 4 Schillingen. und 4 Stauf rothen Weines. Zürich. Antiq. Mittheil. 1, 121. Das Schweriner Stadtrecht bestimmt, daß in diesen Ort jährlich auf Martini der Rath von Lübeck „durch dero Diener und Kottroß eine Ohm neuen Weinmost liefern lasse“. Meßlenb. Jahrb. 23, 81. Solcherlei Auszeichnung durch Amtstracht nebst den damit verbundenen kleinen Vorrechten bestand zu derselben Zeit, da der Landesherr seinen Städtern und wohlhabenden Stadtpatriziern eifersüchtig Stoff und Farbe ihrer Kleidung vorschrieb und seine eigne Farbe ihnen strenge verbot. Ein Ingol-

städter Privilegienbuch giebt in seinen Miniaturen die Abbildungen dortiger Rathssitzungen, bereits von 1493 angefangen, mit beigefügten Wappenschilden der darin porträtirten Bürgermeister und Räthe. Sie sind hier Wams oder Kleid, Barett oder Haube dieser Patrizier und ihrer Ehefrauen karmoisinroth. Nach der 1577 den altbair. Hauptstädten Ingolstadt, Burghausen, Lands- hut, München und Straubing besonders bewilligten Kleiderordnung durften die Frauen und Kinder dortigen Patriziats zwar Sammt und Seide tragen, jedoch wiederum nie karmoisinroth. Dieser Anspruch auf die Herrschaftsfarbe blieb hartnäckig verwehrt. Bavaria 1, 780. Darüber geräth sogar der bairische Jurist Matth. Abele in eine possierliche Greiferung, der dies Verhältniß doch hätte gründlicher durchschaut haben sollen. Er erzählt, Künstliche Unordnung 1670, 1, S. 17, daß er in Augsburg zur Meßzeit bei den Bilderhändlern immer die gleichen Figuren mit rothen Bärten gemalt gesehen habe: Henker, Schergen, Hundsfänger und Schinder, „gleich als ob diese ehrliche Liberey allein für dieses Gefindel gewidmet wäre.“

Seit dem Jahre 1300 versuchen die Städte Oberdeutschlands, des Elsaßes und der Schweiz zu verschiedenen Malen zum Zweck gegenseitigen Schutzes politische Bündnisse unter einander abzuschließen, und seitdem beginnt in diesen Orten der bürgerliche Parteikampf, der sich hier nach der angenommenen Wappenfarbe benennt. Es sind Vorläufer jener Farbenkriege Englands von 1455—1486 zwischen der weißen Rose vom Hause York, und der rothen vom Hause Lancaster; Vorläufer jener holländischen Kriege zwischen der Mutter Margaretha, auf deren Seite die Rothmützen oder Hoeks (hamati) standen, und ihrem Sohne Wilhelm V. von Hennegau mit der Partei der Graumützen oder Kabeljau (asellati). Es sind zugleich unbewußte Nachläufer und Nachahmer jener beiden Hauptfactionen, die zu Rom bis gegen Ende der Republik bei den Wagenrennen die weiße und die rothe Partei, die albata und russata ausmachten, bis sie unter August durch die blaue „vineta“ neutralisirt wurden. Im Elsaß und in Oberdeutschland sieht man den Farbenstreit seinen Ursprung aus der Hausfarbe der hier

einheimischen Habsburger nehmen. Dieß lehrt der Verlauf der Begebenheiten. Oesterreichs Diener und Begünstigte trugen sich roth und zogen sich damit den Groll ihrer weniger begünstigten Mitbürger zu. Rotermelin hieß jener Meister, welcher 1301 die Belagerungsmaschine baute, mit welcher Albrecht I. die Mauern Bingsens brach. Pfeiffers *Germania* 1859, 156. Einen Henricus Rotermelli et Adelheid Switerin, seine Tochter, bezeichnet das ältere, mit dem J. 1300 beginnende Fahrzeitbuch Fol. 2^a. der Aarauer Leutkirche. Als daher der Zwist zwischen den österreichisch gesinnten Geschlechtern und den mit den Waldstätten haltenden Bürgern Luzerns in dieser letztern Stadt i. J. 1333 zu einem Ausbruch kam, den man nachmals die Mordnacht benannt hat, war das Parteizeichen der Habsburgischen ein auf das Kleid genähter rother Ermel. Hievon schreibt Sebast. Brand, *Chronica der Teutschen*, Fol. CCIX^b: Die statt Lucern war in zwei völker gespalten, in Schweiz vnd Osterreich. Die Osterreichler trugen all rot ermeln in röcken oder iuppen, das was ihr Liberrey. Die hießen die nachkommenden leut „Mit den roten ermeln“, das noch zu unsern zeyten Peter Etterlin (der Luzerner Chronist) gehört hat: „der ist einer des geschlechts mit den roten ermeln“. J. Simler, Regiment der E. Eydgenöß. edd. Ven 1722, 86 fügt bei dieser Gelegenheit bei, als schwer brandmarkende Scheltung habe von da an das Wort gegolten: Hüte dich vor Gesellen mit rothen Ermeln! Ueber den Friedkreis Luzerns hinaus konnte damals jedoch dieses Wort keine Schmähung sein. Denn noch i. J. 1386 erhielten die Bürger der Stadt Bremgarten, welche bei der gleichzeitig gelieferten Sempacher Schlacht tapfer unter Oesterreichs Fahne gefochten hatten, ein Ehrenkleid in der Reichsfarbe: rothe Hosen, weiße Wämser mit Rothermeln, und den Habsburger Löwen, roth in weißem Felde, ins Stadtwappen. Einen ähnlichen historischen Fall aus der Stadt Solothurn werden wir in dem Aufsatze über die Geschichte der Mordnächte besonders zu besprechen haben. Zu Kolmar hatten sich v. J. 1330 die Bürger gleichfalls in zwei Parteien gespalten, in die Schwarzen als Anhänger von Kaiser Ludwig dem Baiern, und in die

österreichisch gesinnten Rothén. Der Kaiser selbst sucht mit verschiedenen Dekreten zu schlichten, indeß vergeblich, beide Parteien mußten zuletzt aus der Stadt verwiesen werden. Unterm 15 Heumonat 1331 schreibt er an Schultheiß, Rath und Bürgerschaft: „Als ir uns an iuren briefen enboten habt, daz ir vnser Partie vnd die wider Partie auz iurer Stat geslagen habt . . . (so) sehen wir gern, daz ir die Swarzen wider in die Stat nemt. Vnd wellen auch, daz ir in der frist mit den Roten dhein tanding nemt noch tuot vng an vnser botschaft“. Nachdem man beide Parteien schließlich wieder aufgenommen und zu Rathsstellen wahlfähig erklärt hat, beschließt der Rath: es sol bekeinre von deweder Part deheinen Partroß tragen noch machen in den fünf Taren — das deweder Parte noch Zeman anders ze Kolmer in den vorgeantent fünf Taren deheinen Partroß söllent machen, noch tragen. Kopp, Schweiz. GeschBl. 2, Heft 1. *)

Was können jene Verbote von Farben an Röcken, Hüten und Bändern, womit sich die Polizei in der Neuzeit noch manchmal beschäftigt hat, für eine Wirkung haben, wenn man erkennt, daß schon der bürgerfreundliche Kaiser Ludwig an diesen Parteizeichen scheiterte. Als zur Zeit der Helvetik die Anordnungen des schweiz. Direktoriums durch den Widerstand der einheimischen, mit dem Mönchsthum verbündeten Aristokratie zu nichte wurden, mußte der Zorn des getäuschten Volkes gegen diese Halsstarrigen keinen andern Spitznamen als den der Stodrothen aufzufinden. Roth hießen sie als Deslerreichischgesinnte, Stodroth als in Stamm und Kern faul, und schließlich in mundartlicher Umdeutschung des Fremdwortes Aristokrat abermals (Ari=)stodkrät. In der neuesten Zeit hat man diejenige politische Partei mit dem Namen der Rothén bezeichnet, welche

*) Bemerkenswerth ist eine vom Anonym. Leob. bei Bez Scriptores I, 947 (vgl. Böhmer Fontes 1, 424) zum Jahre 1336 eingereihte Stelle über den damals in der Tracht stattgehabten Wechsel: *notandum quod post mortem Alberti, regis Romanorum, in Austria et in Stiria et etiam in aliis terris plures adinventiones et novitates in sarciendo vestes surrexerunt. Ii in tunicis sinistram manicam de alio panno ferebant, etc.*

in Behauptung oder Durchsetzung verbriefter Volksrechte die conservative ist, und unsre Polizeien wurden mehr als einmal mit dem Gespenste der rothen Republik in Schrecken gesetzt. So wiederholt und gleicht sich Alles in — chinesischen Zuständen. Denn auch die Taipings, die jetzigen Rebellen im Reiche des chinesischen Schwarzzopfes, heißen bekanntlich die Rothen und färben sich das lange Haar blond. Als sich ihre Armee im Februar 1862 Schanghai genähert hatte, schrieb einer der englischen Kaufleute jener Stadt in unsre Zeitungen (Allgem. Augsb. Ztg. 22. März 1862): Schon sollen bedeutende Einkäufe in scharlachrothen Stoffen gemacht worden sein, um den (hier) Revoltirenden als Parteizeichen zu dienen.

Brennende Liebe.

Daz is der Minnen zeichen:
 licht varwe kumt nâch der bleichen.
 (Veldeke, Enëit).

Rôt mainet der Minner nôt,
 wann ez diu minne ie gebôt,
 daz er sô sêre brinnet
 nâch liebe, daz er minnet,
 sam ain glût in einem fur.
 (Lafßberg LiedC. 1, 153.)

Die rot farw liebe betût,
 die selben tragen êlich lût.

(Aus einem Gedichte von Bedeutung der Farben v. J. 1645. Anzeiger des German. Museums 1861, 233). Der Mantel, den das Götterbild der Juno Iugalis trug, war purpurn; Frauen, die ihr opferten, trugen ein purpurnes Oberkleid;
 Rothholz, Deutscher Glaube und Brauch. II.

altrömische Bräute den Purpurschleier, das *flammeum*. Nach unentlehnter deutscher Sitte eröffnet den Hochzeitszug ein Reiter in rothem Mantel (Kuhn, Märk. Sag. 361) und wird ein rothes Banner voraus getragen. Müllenhoff, *de poësi chorica* 23. Neocorus Ditmarschen-Chronik 1, 111. „Die Hochzeitere in einer libfarben Schüben“, Mantel, beschreibt nach Basler Tracht Thom. Platter's Autobiographie, edd. Fechter, S. 176. J. Frischlin's Hohenzollerische Hochzeit v. J. 1598, edd. Birlinger, schildert die Tracht, in welcher der fürstliche Bräutigam auftritt, S. 101, 102:

Zwen Männer erstlich daher gehn,
 Bekleydet rot vnd als verguldt,
 Die Roß auch, wann du's wissen wilt,
 Die Bedelhauben all rot waren.
 Laggeyen waren zween vorhanden,
 Blutrot dieselben giengen her,
 Die trugen schönverguldte Wehr,
 Die Scheyden waren samatrot.
 Von Farben die Roßbedin war
 Von Samat vnd verguldet gar.
 Auf die Laggeyen schön herkam
 Der junge Herr vnd Bräutigam,
 Rot kleidet ritt er überall,
 Die Roß all daher flogen,
 Mit rotem Atlaß vberzogen.

Das Zeichen der Ehefrau war bei Friesinen auf Amram der rothe Gürtel (Bealt) und die rothe Haube, während die Mädchen barhäuptig giengen mit herabhängenden Zöpfen. Bräute hatten beim Kirchgang immer rothe Handschuhe an. Stricker's Germania 1849. 3, 295—299. Die Frankfurter Braut gieng gänzlich roth, der Nürnberger Bräutigam in rothen Hosen, die Brautdiener und Züchtjungfern zu Strassburg in roth und gelb. Weiß, Costümkunde 1860. Auf den Ausrufsbildern der Stadt Zürich v. J. 1749 erscheinen no. 18 und 32 Braut und Bräutigam. Erstere zu Roß auf sammtgrüner Schabrase in farmoisinrothem geschloßnem Reitkleide, trägt weiße Puffermel

mit Manschetten, einen stehenden kurzen Halsragen, auf dem Kopfe ein Napoleonsbüttchen mit der Rosette. Der Bräutigam erscheint in rosenrothem und violettgefüttertem offnem Ueberrock, mit blattgrünem geschloßnen Unterkleide, drauf den rothen Blumenstrauß gesteckt; dazu Kniehosen und Wadenstrümpfe saftgrün. Der reiche Bauer am Zürichsee in seinem Kirchenkleide, ebenda no. 41, trägt als Verheirateter einen offenen Knierock, saftgrün; sein kürzeres halb geschloßnes Unterkleid ist carmoisinroth; dazu saftgrüne Kniehosen und lederbraune Wadenstrümpfe; darüber der schwarze Kirchgangsmantel. Mithin trägt er sein ehemaliges Hochzeitskleid nun als Sonntags- und Feierkleid. Betrachten wir nun das Aussehen eines Brautzeuges, wie er auf der Landschaft im heutigen Aargau veranstaltet wird.

Die Kisten und Bettstellen auf dem zum Abzuge geladnen Brautwagen tragen auf blauem Grunde breitgemalte rothe Blumenarabesken, eine Farbenpaarung, welcher wir noch einen besondern Abschnitt hier vorbehalten haben. Auch die sog. Tölzzerkästen sind blaue Kisten mit rother Blumenbemalung, zubenannt nach ihrem Fabrikationsort Tölz an der bair. Isar, und bilden einen Handelsartikel auf den Bauernjahrmärkten. Die Ohren der Wagenrosse sind rothbefranst, Mähne und Schweif rothgezöpft. Die Kissen des mitaufgeladnen Brautbettes sind mit angehefteten rothen Maschen verziert, das Kunkelband am umweisten Rockenstiel überflattert die gesammte Ladung wie ein rothes Schiffswimpel. Nicht zu übersehen ist die Person des Schreiners, der dies Alles kunstgerecht gemacht und gepackt hat; jetzt geht er, mit seinem Hammer bewehrt, hinter der Fuhre einher, gleichwie ein Gott Thörr selbst, dessen heiliger Hammer die Landesmarke, das Haus, die Rune, den Becher, die Braut und die Leiche einzuweißen hatte. Von diesem Brauthammer läßt Frauenlob die hl. Jungfrau sagen: der smit iz Oberlande warf sinen hamer in mine schöz. Eigen die Brautleute mit auf dem Wagen und erreicht dieser das Ende des Heimatdorfes, so wird ihm von den Junggesellen der Gemeinde der Weg verlegt mit Stangen, Ketten und Stricken. Alle diese Hemmnismittel sind

in der Mitte mit einem rothen Bendel verziert, welchen der Brautführer mit dem Hochzeitschwerte entzwei zu hauen hat. Dahinter steht ein Tisch mit Wein und Brod besetzt. Auf die Frage der Junggesellen, Was ist die Braut werth? wird ihnen ein Trinkgeld gezahlt und so die Braut bei ihnen ausgekauft. Sie reichen dem Zuge einen Trunk und er passirt. Bei der Hochzeit selbst lehren dieselben Farbensymbole in mannigfacher Anwendung wieder. Die Männer tragen an Rock und Hut künstliche Blumen, die Frauen solche im Haar; die Braut hat das Schäppelein, mhd. schapel, spitz übers Hinterhaupt gebunden, einen sammtnen Biersstreif mit Blumen und Glitter, der mit den breiten rothen Brautbendeln unterm Kinn geknüpft wird. Jeder der Hochzeitsgäste trägt ein rothes Taschentuch, das Geschenk der Braut; der Hochzeittaler schreitet voraus mit dem „Brautstock“, ehemals den Hirschfänger umgeschnallt mit rothbebändertem Hestgriff. Doch da bei der ins Modische fallenden Tracht und Sitte unseres Landvolkes heute schon manches nicht mehr deutlich vorliegt, so schildert das Nachfolgende eine aargauische Hochzeit nach dem Stil des vorigen Jahrhunderts.

Den Beginn des Hochzeitsmahles machten ehemals im Freiamte bei allen Leuten und Ständen Äpfel und Birnen. Die Brautleute und Führer zu Viert nahmen davon je sieben Stück, zerschnitten jeden ihrer sieben Äpfel achtfach und legten diese Schnitze, in Form einer Glocke gehäuft, hinter die Stühle auf den Boden. Hierauf schälten sie die übrigen Äpfel in fadenfein zusammenhängender Schale und machten zu Viert damit ein Wettwerfen nach den Apfelschnitzen hinter ihnen. Aus den Figuren der niedergefallnen Schalen weissagte man. Lagen sie in Form eines Winkels, eines Lothes (.:.), so deutete dies auf ein langes glückliches Leben. Lagen sie zu Viert in einer Linie wie eine Peitschenschnur, so deutete diese Geißel auf Unfrieden und kurze Lebensdauer. Ergab die Lage der Schalen keine Figur, so rieth man allein aus der vom Bräutigam geworfnen; die enggeringelt liegende hieß das D und bedeutete Glück; die schlaffgedehnt liegende hieß F und galt für unheilsvoll. Das D deutete man auf das Wort Ose (Eileiß, Aufmerksamkeit), das

Fauf das Wort Facht, Schnur; zerfächeln heißt aus einanderfallen. So begann man also den Schicksalstag noch ganz nach dem Brauche und mit den ähnlichen Mitteln der ältesten Vorzeit, indem man die Schicksalsrunen warf. Beim jetzigen Hochzeitmahl bildet das Obst den Schluß, den Anfang dagegen machen sauergekochte Kuttelfleß in Safranbrühe; daher heißen sie bei uns an Rhein und Aare, wie weithin in Schwaben und Baiern, schlechtweg das Boressen. In dem Fischerdörflein Stilli an der Aare pflegten der junge Ehemann und seine Eltern nach dem Schmause sich unter der Hand heim zu machen und verschlossen da hinter sich Thüre und Fensterladen. Als bald kam der Brautführer mit der Braut ihnen nach. Er trug einen rothen Rock, einen eigenthümlichen Bänderhut und seinen besonders bemaschten Brautstock, mit dem er nun an der Schwiegereltern Thüre klopfte. Auf die durch die geschloßnen Fensterladen kommende Frage, wer draußen, erwidert er, eine Person, die gerne ins Haus aufgenommen sein möchte. Vielverlangt! sagt der Schwiegervater drinnen, ist sie fromm, ordentlich, arbeitsam? Der Brautführer bejaht, und der Fragende fährt fort: Kann sie auch kochen, spinnen, nähen, stricken, waschen, baden? So geht die Anfrage endlos fort; bei jeder einzelnen wendet sich der Brautführer erst an die Braut um deren Bejahung, dann übermittelt er ihre Antwort unter allerlei schallhaften Nebenbemerkungen. Nun wird zwar die Hausthüre geöffnet, aber für die Braut ist nur eine Kammer ohne Licht vorhanden. Hier hinein muß sie, während der Brautführer sich in die Wohnstube begiebt, die erleuchtet und geschmückt ist. Gewöhnlich steht hier der Schullehrer aufgepflanzt, um den Brautsegen abzusprechen, eine einstudirte Rede an Bräutigam und Führer. Hierbei werden alle Fenster und Läden geöffnet, damit die ums Haus Versammelten nichts überhören. Hat er geendigt, so wird die Braut ins kerzenhelle Zimmer herein geführt. Sie trägt eine sog. Stoßblegenjuppe (rothausgeschlagener Festrock), eine blüthenweiße Schürze, rothe Strümpfe mit Taschenschuhen, in deren hohe und rothe Stöcklein drei Jungfernnägel unter geheimnißvollen Ceremonien eingeschlagen sind. Ihre Haare sind mit ei-

nem Sammetband in zwei lange Flechten geflochten, deren rothe Troddeln den Boden berühren. Um's Haupt geht ein stehendes Geflechte von Stahlflitterchen und Schmelz, auf dessen beweglicher Spitze das grüne Jungfernkranzlein schwanzt. Ein ähnliches Kranzlein hat der Bräutigam auf den breiten Gremmen seines Hutes liegen, dazu trägt er einen strohgelben offenen Knirock, drunter ein bis über die Hüfte reichendes Brusttuch aus Scharlach, Kniehosen mit dicht genähtem Faltenwerk, weiße Wadenstrümpfe, Schnallschuhe mit Silberriemen. Aus dem selbstgebauten Rothwein der Schwiegerschaft erfolgt hierauf der Ehrentrunk, den Zuschauern wird ihr Theil durchs Fenster verabreicht. Schlag zehn Uhr wird der Braut das Kranzchen durch zwei Mädchen abgeschnitten und ins Küchenfeuer geworfen, der Bräutigam wirft seines gleichfalls dazu. Das Knistern der zwei Sträuschen übersezt sich die Gesellschaft in mancherlei scherzhaft lautende Weissagungen.

Nur noch Weniges aus den deutschen Nachbar-Gegenden wird hier der Uebereinstimmung wegen angefügt. Die Kleidung der oberbairischen Braut ist merkwürdiger Weise übereins mit ihrer Trauerkleidung; dazu hat sie aber die Brautkrone und den Brautgürtel. Ersteres ist ein Geflechte aus Goldbraut und Rosmarin über dem zurückgestrichenen Haar; die mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe hängen über den Rücken hinab. Der Brautgurt wird meistens in der Kirche oder beim Dorfwirth aufbewahrt und seit Jahrhunderten von jedes jungfräuliche Mädchen an ihrem Ehrentage ausgeliehen gegen einen kleinen Lohn an die Armenkasse. Zehen zollhohe vergoldete Rosetten, innen mit blauen und rothen Glassteinen besetzt, auf Sammt genäht, bilden seine zehn Abtheilungen. Die Kranz- und Prangerjungfern, als Geleiterinnen, tragen über ihre Sonntags-tracht, einen weißen hemdartigen Ueberwurf mit rothem Ermelband und rothem Gürtel, dazu im offenen Haare einen Kranz von jungen Tannenzweigen. Bavaria 1, 437 — 438. In Unterfranken trägt der Brautführer rechts ein handbreites rothes Seidenband, das von der rechten Schulter bis auf die Waden niedergeht; der links hat ein ähnliches blaues auf die linke

Schulter geheftet. Bavaria 4, 427. In der Oberpfalz erscheint auch das entblößte Schwert, mit welchem der Brautführer, zum Zeichen des ihm übertragenen Brautschuges, mit der Braut zur Kirche zieht. *ibid.* 2, 281. Einzelne Alpenthäler, in denen die Frauentracht durchweg und stets schwarz ist, erlauben mindestens in der Hochzeitskleidung etwas roth. Der Gröbener Brauch setzt für die Tracht der Braut ein scharlachrothes Corset fest, dieses wird nur am Trauungstage getragen. Wie tief indeß diese Festfarbe in der allgemeinen Erinnerung haftet, dies erweisen zwei unscheinbare Züge der Sprache und des Volksliedes aufs rascheste. Der Schmetterling *phalaena noctua*, sonst auch rothes Ordensband genannt, heißt die Braut, *sponsa*. Dasselbe gilt von der Hauschwalbe, die Donars, des Ehgottes Leibfarbe trägt, ihr Nestbau unterm Dache schirmt das Haus gegen Blitschlag; das Mädchen, das ein Schwalbennest von der Hauswand herunter stört, verjagt damit den Freier. Daher tröstet sich ein armes Kind (im Wendischen Hochzeitsliede bei Haupt-Schmaler 1, no. 267), das nichts vom hochzeitlichen Prunke der Nachbarinnen aufzuweisen hat und doch nicht vom Geliebten lassen will:

Die Schwalbe mit dem rothen Köpfchen,

Die wird unsre Züchtjungfer sein.

Ein Liebeslied aus Uhland's Sammlung, no. 56, welches das Vorbild von Göthe's Heideröslein gewesen ist, schildert die Schönheit der Begehrten folgender Maßen:

Sie gleicht wol einem Rosenstock,
drumb gliebt sie mir im Herzen,
sie tregt auch einen roten Rock,
kann züchtig, freundlich scherzen,
sie blüet wie ein Röslein,
die Bäcklein wie das Mündelein;
liebsteu mich, so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Beut her mir deinen roten Mund,
Röslein auf der Heiden,

ein Kuß gib mir auß Herzengrund,
 so stet mein Herz in Freuden!
 behüt dich Gott zu jeder Zeit,
 allstund und wie es sich begeit (begiebt);
 küß du mich, so küß ich dich,
 Röslein auf der Heiden!

In einem Liebesbriefe des 15ten Jahrhunderts in Pfeiffer's
 Ztschr. Germania 10, 387 hat der rothe Briefriemen das Brief-
 siegel zu vertreten: den roten rêmen, den bewaret wol.

Roth in der Landestracht.

Was man in oberdeutschen Landschaften noch vor kurzer
 Zeit Nationaltracht genannt hat, das war männlicher Seits ge-
 wöhnlich nichts anderes gewesen als der Ableger der Herren-
 und Soldatentracht, wie solche seit dem dreißigjährigen Kriege
 Mode gewesen, weiblicher Seits war's eine der nächstgelegnen
 Stadt abentlehnte, noch jüngere Damenmode, ungeachtet ver-
 einbart mit Farbe und Schnitt des Bauernhabits. Auch letz-
 res hat nun vollends aufgehört, der Bauernschneider arbeitet
 städtisch, das Bauernmädchen geht nur noch des größeren Lu-
 rus wegen zuweilen bürisch, im Uebrigen ebenfalls „französisch“.
 Auf eine Beschreibung der schweizerischen Bauerntracht darf es
 also schon deshalb hier nicht abgesehen sein, aber eine beson-
 dere Einsicht kann erworben werden, wenn man die Tracht auf
 den Zweck ihrer stabil wiederkehrenden Farbenwahl untersucht,
 und dies geschieht im Nachfolgenden. Wir beginnen mit der
 weiblichen Tracht.

Die Tracht des germanischen Weibes unterschied sich von
 der des Mannes nicht im Schutte, sondern in der Farbe,

Das weiße Frauenkleid hatte einen Purpursaum *). Zum Färben der Finnen- und Wollstoffe reichte nun dem Germanen die Erdfarbe freilich nicht aus, er mußte sich dazu der schwerer anwendbaren Pflanzenstoffe bedienen. Indes wie der Bauer heute noch mit dem Mark ausgezeifter Heidelbeeren sein Badwerk hochroth färbt, so sah Plinius, HN. 16, 30 in Gallien mit der Heidelbeere Kleider purpurn färben, denn auf so einfache Mittel verfällt man überall und zu jeder Zeit. Dies führt sogleich auf den rothwollnen Weiberock, Süppe genannt, der mit Waid blau, mit der Wildfrucht der Sauererbse (*berberis vulgaris*) roth gefärbt und mit einer besondern Maschine in tiefstehende steife Falten geprägt wird. Daher der Name dieser Süppe: Stoßblegi. Wie man sie noch heute rothverbrämt trägt, so beschreibt sie Geiler, Postille 2, 309: do hot herfür gestochen der rot sammet oder purpur der gotheit us dem zwilchen-schantz (Zwischenrock) oder güppen der menschheit. Ehe- weiber trugen die Süppe schwarz oder blau, Jungfrauen roth, oder blau mit rothem Saum, Kinder grün. Verfolgen wir den rothen Weiberock nach seinem geographischen Vorkommen in Oberdeutschland, so trifft er hier vorzugsweise auf den alemannisch-schwäbischen Volkschlag. Zieht man eine Linie vom Monterosa bis nach Stuttgart, so begegnet auf derselben der gleichfarbige Rock der Bauernfrau. Hochroth ist er am Südbange des Monterosa in den deutsch-piemontesischen Gemeinden Macugnaga, Rima und Gressoney, dazu der Strumpf scharlach; das gleiche gilt im Gringertthale und im Oberwallis, ebenso bei den Urnerinnen im Schächenthale. Der Festanzug der Freiburgerinnen im Wistenlach am Murtnersee, sowie derjenige im Greyerzerländchen besteht ganz aus Scharlach. Im Liede s'Länderbürl, des Bäuerleins aus den Urkantonen, singt der Luzerner Chorberr Sneiden, † 1818, (Lieder vom alten Sepp. Luzern 1859, S. 131):

*) nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur eosque purpura variant. Tac. Germ. c. 17.

Mier hand gor gottligs Wybervolch,
 s'isch grod se hibsich wie Gyps und Cholch ¹⁾,
 om Wächtig ²⁾ trägids roihi Hämmlisteck ³⁾,
 om Sunntig rothe Schorlechreck.

Die Züricher Limmatthalerin trägt ein rothwollenes Leibchen, scharlachenen Brustlaß und rothes Unterkleid. Ihre aargauer Nachbarin in der Altgrafschaft Baden trug noch im jetzigen Jahrhundert den Scharlachrock und ein Unterkleid mit Seidenband-verbrämtem Saum, der über das Oberkleid bedeutend weit vorreichte. Dazu kamen rothe Wollstrümpfe in weit ausgeschnittenen Schuhen, auf deren Rist abermals eine rothe Bاندrose saß. Die Tracht der Freienämterin unterschied sich hievon nur dadurch, daß bei ihr jener rothe Unterrock weniger tief herabreichen und nur in der Bewegung des Schrittes sichtbar sein sollte. Die Appenzellerin Innerrhodens trägt einen rothen Kurzrock, ihr Mann ein rothes Brusttuch. Die Walserleute um Damils im Bregenzerwalde, die mit den Walsern in Bünden und Piemont eines Stammes sind, tragen sich weiblicher Seits roth an Strümpfen, Röcken und Miedern; die Landammänner von Damils trugen ehemals ein rothes Kamisol (Schnars, der Bodensee 1859, 79. 81.). Jenseits des Schaffhauser Rheines im Klettgau und Hegau begegnet bei Mann und Weib dieselbe Tracht, von der wir nachher noch besonders zu sprechen haben, so daß, wer über Schaffhausen nach Stuttgart reist, südlich von Tübingen in der reizend gekleideten Steinlacherin auf den ersten Blick eine Schwester der Wehnhalerin erkennt, die wenige Stunden von Zürich zwischen Kloten und Fahr lebt (A. Schott, Deutsche am Monterosa). Wir irren nicht in der Annahme, eine solche Wehnhalerin habe Göthe'n vorgeschwebt, als er die Gestalt seiner Dorothea (Gesang V) folgendermaßen zeichnete:

Aber ich geb Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider.

Denn der rothe Laß erhebt den gewölbeten Busen,

Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;

¹⁾ Kalk. ²⁾ Werktag. ³⁾ rauhe Hemdstöcke bezeichnen den grobhäutigen Hemdtheil ohne Ärmel und Brusteinsatz, letztere werden aus feiner Leinwand angefertigt.

Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
 Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth.
 Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Gerund,
 Stark sind vielmal die Pöppe um silberne Nadeln gewickelt;
 Vielgefaltet und blau fängt unter dem Laze der Rock an
 Und umschlägt ihr im Gehr die wohlgebildeten Knöchel.

Im vorigen Jahrhundert war die Leibfarbe der Friedtha-
 lerin vom Strumpf bis zum Kopftuche roth und rothbraun;
 heute wird in dieser Landschaft der rothe Frauenrock nur noch
 von Großmütterchen getragen und Heidentölpchen (aus franz.
 jupon) genannt, eine Anspielung auf die veraltete Mode. Er
 wird zur Faschnachtsmummerei gebraucht, zu Bettdecken verschnit-
 ten; gleichwohl gehört er noch unter die Hausmittel der Volks-
 medicin. Fieberfranke hüllt man in ihn ein, jungen Frauen,
 die sich einen Knaben wünschen, dient er als Leintuch im Bette,
 und nachher noch als Unterrock, nachdem das erste Kind ge-
 boren ist. Dies gilt namentlich auf dem Bözberge. Altfromme
 Greisinnen verlangen, in ihm begraben zu werden. Letzteres
 hängt offenbar mit dem gottesdienstlichen Charakter der rothen
 Farbe zusammen, wodurch sie zugleich zur Leidf Farbe geworden
 war. Weißgekleidet mit rothen Bandschleifen wird die Leiche in
 offenem Sarge zu Grabe gebracht, so in der bair. Sachsenau;
 auch das vorausgetragene hölzerne Grabkreuz ist dorten roth-
 blau bemalt. Bavaria 1, 412. In den Zinnsärgen alter Erb-
 grüfte erkennt man die Frauenleichen am langen Haupthaare und
 an den rothseidnen Ueberbleibseln des Gewandes. „Frau Dorothea,
 Gräfin zu Mansfeld, hat ihr Todtengeräthlein selber zusammen
 gesucht und machen lassen, wie ich denn solches in meinen Hän-
 den gehabt, einen schönen langen Rock von rothem Carmoisin-
 atlas. Auswendig auf die linke Brust haben S. Gnaden einen
 Pergamentzettel genähet und eigenhändig darauf geschrieben:

Wolauß in Roth will ich mich kleiden,

Von dieser argen Welt abscheiden.“

Joh. Wittich, Consilium Apoplecticum, Epzg. 1602. An-
 hang: Christl. Erinnerung menschl. Sterblichkeit, S. 42. Daß
 diese rothe Leidtracht in bestimmter Beziehung zu Donar ge-

standen, dem man die Leichen weihte, geht aus andern Einzelheiten der Frauentracht sprechend hervor. Zur Füllung des Hüftenwulstes, über den die Süppe angelegt wird, dient unsern Bäuerinnen die Gudelrebe, *glechoma hederacea*, die man Donnerrebe heißt. Hier weist der eine Name des Doppelwortes auf Donar, der andere auf die Walfüre Gund. Myth. 393. 1163. In dem Meien, den das Landmädchen zum sommerlichen Kirchgange sich bricht, pflegt neben rothem Geranium und purpurnen Dalien vorzugsweise die Karthäusernelke zu sein, die wir Donnernägeli nennen. Auch im Hochzeitsstrausse der Kränzelsungfer sticht Granate und Nelke hervor, gleichwie der bairische Oberländer leßtere zum Kirchgange hinter's Ohr und den Altarfiguren in die Hand steckt. Bavaria 1, 431. Die Alpenrose heißt in Unterwalden nach dem rothen Weiberroche selber die Süppe, in Tirol aber Donnerrose. Wer einem Zuge von Frickthalerinnen auf ihrem sonntäglichen Kirchwege begegnet, dem wird, mögen sie im Einzelnen noch so modern und eigenwillig gekleidet sein, doch nur die rothe Farbe von Ferne ins Auge fallen: ein Kopfband, ein Knüpfchen oder eine Granatenschnur um den Hals, das Brusttuch, der Sammtstreifen am Rocksaum, der unvermeidliche rothbraune Regenschirm alles verbreitet einen sanften röthlichen Schimmer um die Gestalt. Dazu tragen daselbst alle Ehefrauen noch das rothe Kopftuch, das vom Scheitel her über den Nacken fallend, unter dem Kinn geschlungen und mit zwei breiten Zipfeln in den Nacken zurückgeknüpft wird. Es heißt Gr'sunggetslümpe, Gesundheitstüchlein; ein weißes Kopftuch zu tragen, wäre hier ein weißer Rabe. Und wenn ein Großmütterchen längst schon die Stube hütet und in ihrer Rüstig (Rüstung, Gesammtanzug) nicht mehr wählerisch zu sein braucht, so hat sie doch noch jenes unabänderliche Kopftuch und ein unsichtbar bleibendes rothes Strumpfband angelegt. So tragen sie alle das Zeichen dessen, in dessen Dienst sie entweder erst eintreten oder schon stehen, und in dessen Himmel sie schließlich zusammen einzugehen hoffen: des Ehegottes. Gleiches ist auch von den rothen Wollstrümpfen zu sagen, die sich mit der rothen Süppe so ziemlich auf der-

selben geographischen Linie fortbehauptet haben. Rothe Strümpfe gelten noch in den Landschaften von Bünden, Oberwallis, im Tessin, im Züricher-, St. Galler- und Schaffhauserlande und im Badischen Schwarzwalde; desgleichen in der schwäbischen Bar, einem Gaue, der seit mehr als tausend Jahren seinen Gauenamen beibehalten hat: Berhtoldesbara, urf. 775.

Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe sein, heißt es in Joach. Rachels Jungfernanatomie. Klemm, Die Frauen 2, 332. Faßt man sodann noch die kleineren Merkmale ins Auge, durch die bei sonst gleicher Tracht die genannten Gaue sich wieder unterscheiden, so findet sich Folgendes. Die Obwaldnerin flücht ihren Zopf durchaus nur mit weißen, die Nidwaldnerin durchaus nur mit ziegelrothen Bändern ein, beide heften die nestartig gewundnen Flechten am Hinterhaupt jezt mit einem Pfeil, früher mit dem durchgesteckten Milchlöffel fest. Die Zürcherin im Rnonauer Amt trägt die zwei Haarsflechten fliegend, mit einer rothen Schnur durchflochten, die in zwei rothe Quästchen ausläuft; während die Haarschnur bei ihrer Landsmännin im Kyburger Amt zwei breite Purpurbendel sind, die auf den Rocksaum niederreichen. Die aargauische Wehenthalerin mit ihrem scharlachrothen Brustlaß unterscheidet sich von der zürcherischen, deren Nieder nur einen Scharlachrand hat. Die reformirte Haslithalerin ist gegenüber ihrer katholischen Grenznachbarin in Obwalden erkennbar an dem stets rothen Brusttuche, „Mänteli“, und dem stets weißen Niederchen, „Chuttli;“ Die Süppe der Altaargauerin ist dunkelblau mit breitrothem Vorstoß, diejenige ihrer solothurnischen Nachbarin ziegelroth und der weite Mantillenförmig darüber geschlagene Halbkittel rothbraun.

Die Beschreibung der männlichen Tracht in unsern oberdeutschen Landschaften beginnen wir mit dem Rock. Die Schweizergeschichte beweist mit mehrfachen Beispielen, daß der Bauer der deutschen Kantone seit dem 14ten Jahrhundert in Rock und Hosen sich roth trug, daß dieser Sonntagsrock späterhin zugleich als sein ordonanzmäßiger Milizrock galt und daß diese Tracht zugleich mit dem Langbarte erst 1798 abgelegt wurde,

als die Neufranken ihre Alles auszehnende Invasion in die Schweiz machten. Wenige Thatfachen sind hier genügend, diese Voraussetzung darzuthun. Gleichwie die Leib- und Bannerfarbe der österreichischen Herrschaft die rothe gewesen war und aus fürstl. Gnaden hier zu Lande an die einzelnen Städte, Hochstifte und deren Landschaften übertragen worden war, so verschenkten denn auch diese letzteren die empfangene Standesfarbe wiederum aus besondern Gnaden an ihre Unterthanen. Wenn der Bauer Hans Roth von Rumisberg 1382 den angeblichen Anschlag der Feinde gegen Solothurn erfährt, ihn dieser Stadt verräth und sie dadurch rettet, so empfängt dafür er und sein Geschlecht bis zum Jahre 1567 alljährlich Hosen und Rock in der Landesfarbe (roth und weiß), worauf das Geschenk in Geld umgewandelt und vom ältesten dieses Geschlechtes bis zum heutigen Tage fortbezogen wird. Der Vogt, den anfangs das Stift Murbach, später das Leodegarstift und schließlich die Herrschaft Desterreich über die Stadt Luzern zu setzen gehabt hatte, hatte seit dem Eintritt dieser Stadt in den Waldstätterbund rechtlich daselbst zu bestehen aufgehört, jedoch sein Amt dauerte gleichwohl im dortigen Gewohnheitsrechte mit den ihm zufallenden Pflichten noch sehr lange Zeit fort. Unter diese letzteren gehörte Rock und Hosen in der Stadtfarbe. Wenn nemlich die Stadt jährlich zu beiden Sonnewendtagen ihre Magistrate und Rätthe erwählte, so versammelte sich gleichzeitig auch die jüngere, noch nicht regimentsfähige Bürgerschaft unter dem Namen des Junggesellenrathes und wählte sich ihren Narren-Ammann. Ob schon demselben weder Amt noch Sitz im obrigkeitlichen Rathe zukam, so wurde er gleichwohl bei allen obrigkeitlichen Festanlässen einem wirklichen Rathsherrn gleichgehalten. Wenn er dann nach seiner geschehenen Wahl das Ammannsbrod unter das Volk auswerfen und Geldgeschenke an die Zunftstuben hatte übersenden lassen, so erhielt er von der Regierung einen Rock in der Stadtfarbe, und von jedem im laufenden Jahre sich verheiratenden Mitbürger ein paar Hosen. Sofia Simler, Regiment L. Cydgenosß. 512. Hier lastete also das Stadtkleid als Servitut auf Stadtrath und Bürgerschaft und mußte deshalb vom Regenten dem Regierten gezinst werden,

anderwärts und noch öfter hatten dasselbe die Regierten zu versteuern. Nach Müller-Schambach, Ndsächs. Sag. 330, 20 mußten die Bauern zu Rodershausen für ihr dortiges Weiderecht ein paar rothe Hosen an die Herschaft zinsen *). Aus dem Wapenrock entspringt der Waffenrock, das Soldatenkleid. Im Bauernkriege kämpfen die Entlebucher und Emmenthaler im Treffen bei Wohlenschwil unter ihrem Anführer Schybi in rothen Röcken, die man Wollenhemden nannte; solcherlei setzten die Kantonsregierungen bei Schützen- und Schwingerfesten zu Gewinnsten aus, und noch heute kommt alljährlich am 6. December der Männerchor von Unterwalden bei der großen Nikolausprozession nach kirchlicher Vorschrift in diesen blousenartigen Rothhemden aufgezogen. Dasselbe lange Kamisol, bald Wollhemd, bald Libli geheißen, trug der Luzerner im Gäu und der Freienämter im Aargau; es war scharlachroth, reichte bis über die Hüften, hatte oben und unten einen Querbefaz von schwarzem Sammt, war ohne Halskragen, vorne ohne Schliß und Knopf, und wurde an den Seiten zusammengehäftelt. Darüber trug der Mann einen offenen Knierock, roth oder rothbraun, Gasagge genannt, ital. *cassacca*, engl. *cassock*, ursprünglich den langen Leibrock des Clerikers bezeichnend. Wenn man die vierfachen Schöße dieser Gasagge, die aus wasserdichtem schwerem Wolltuch bestand, hinter-schlug an ihren Rückenknopf, so war damit der breitschwänzige Milizenfrack fertig, in welchem sich das schweizerische Aufgebot 1798 den französischen Truppen entgegenstellte. Segeesser, Luzerner Rechtsge- 3, 159. Die Schweiz. Trachtenbilder von 1748 legen in ihrer no. 18 und 153 diese beiden Kleidungsstücke in ihrer stattlichen und in ihrer Alltagserscheinung genau vor Augen.

Wollen wir erfahren, wie dieser Bauernrock der Vorläufer

*) Als die deutsche Königs-tochter die dänischen Brautwerber empfängt und diese mit Scharlachmänteln sich brüstenden Barbaren mustert, spricht sie höhnisch:

Es ist nimmer so arg ein Schall,
hat er ein paar rothe Hosen,
Wie er kommt nach Deutschland,
nennt er sich eine Rose.

Grimm, Altdän. Helden-L. 317.

jenes Studentenroches gewesen ist, den man seit der Sahn'schen Periode den altdeutschen genannt hat, so müssen wir die Männertracht in der Schwarzwälder Altgrafschaft Hauenstein, zwischen Badisch Siedingen und Waldshut, betrachten. Sie ist heute folgende. Die kurze Pumphose von schwarzem Manchester beginnt genau an der Hüfte und geht bis zum Knie, unter dem sie gequastet zusammengebunden wird. Ueber sie fällt, statt der Weste, ein scharlachrothes luftiges Brusttuch bis zur Hälfte des Schenkels herab, wie dasselbe im Vorausgehenden eben beschrieben wurde. Um dessen weiten fragenlosen Halsausschnitt liegt à la Gustav Adolf ein breiter Hemisettentragen, dessen zwei Schnurenbendelchen mit feinen weißen Quästchen aufs Brusttuch herabhängen, derselbe überdeckt zugleich die Schultern des fragenlosen Manchesterroches, ein kurzes einknöpfiges Gehröcklein, das mit Ausnahme seiner vierschöb'ig geschnittenen Rockflügel vollständig der sog. altdeutsche Rock ist. Er hat auch im Schaffhäuser Hegau und Klettgau gegolten, ist aber dorten fast ganz verschwunden. Dazu gehört ein schöngeformter gelber Strohhut mit niedrer G'ypfe und ein paar Schnürschuhe mit rothen Lederlaschen und gelben Zughändern *). Als i. J. 1770 die Erzherzogin Marie Antoinette durchs Breisgau nach Paris ihrem unglückseligen Ehebund entgegen reiste, stellte man ihr in Freiburg zwei Compagnieen dieser Hauensteiner als Ehrenwache vors Schloß. Die eine bestand aus lauter Verheirateten und trug deshalb Schwarzröcke und Langbärte; die zweite bestand aus Junggesellen in rother Tracht und ohne Bart. Alle hatten Büchsen und Hirschfänger. Ihr Offizierscorps bestand aus dem Redemann (dem Gemeinde-Sprecher), dem Benner und den zwei Einungsmeistern. Die mitgekommenen Hauensteinerinnen

*) Von der Macht des Liebes, das der Liebes- und Dichtergott Wäinämöinen spielt, sagt das finnische Volksli d:

Selbst des Waldes alter Vater
 Schmückte sich mit rothem Schuhband;
 Selbst des Wassers gute Mutter
 Zierte sich mit blauen Strümpfen,
 Während spielte Wäinämöinen.

trugen ihren Ehrenkranz in den Haaren, das krönleinartige Schappel. Durchreise der Frau Dauphine 1c. Gedruckt bei Satron 1770, fol. Eine Eigenthümlichkeit der Bauernhose wird nur sichtbar, wenn der schoßlose Pantler getragen wird, es ist der im Rückenschliß der Hose in zwei fliegenden Enden durchgezogene Seidenbendel. Die Männer aus den Urkantonen, die sog. Ländler, tragen ihn durchgehends von blauer Seide, im badi-schen Schwarzwald dagegen bezeichnete der rothe Hosennestel den Unverheirateten. Es ist dies ein Ueberbleibsel des durch die Innennath des Kleides gezogenen Schnürbandes, welches der Vorläufer der Hosenträger war. Die älteste Bezahlungsweise der breisgauischen Maurer und Steinmeger am Münsterbau zu Freiburg bestand, neben dem schwarzen Rappen Taglohn, im Nestel, einer schmalen gewirkten Schnur, noch i. J. 1464 gab man dorten rothe Nestel an Zahlungsstatt für neuen Wein. Schnezler, Bad. Sagb. 1, 366.

Die Schifferzunft der Stadt Speier entrichtete zum Zeichen ihrer rheinischen Zollfreiheit den dortigen Zollbeamten jährlich ein Duzend Nesteln. Lehmann, Speirer Chronik 1612, pag. 371^a.

Unter die echten Reste alter Volkstracht ist die Sennentracht zu zählen, die von den schweizer. Ufern des Bodensees an bis in die Hochalpen hinein überall dieselbe ist. Sie ist im Solothurner Jura sogar auf den W. Jäger übergegangen, Naturmyth. 49. Schon ihr einer Bestandtheil, die Rüherjacke, welche ermellos ist und nur die Hälfte der Achsel mit dem rothen Schrättli-Ärmel deckt, erinnert an den nach gleicher Tracht benannten germanischen Volksstamm, der ermellose Oberkleider trug, in Peutinger's Tafel zwischen Alamannen und Markomannen ange-setzt und Armalausini genannt ist, während er bei Aethicus Armalausini heißt. Name und Tracht dieses oberdeutschen Volksstammes vergleicht sich dem der nordischen Berserker, d. h. bis auf das Unterkleid bar Gehenden, weil dieselben ohne Panzer in den Kampf zogen. So reden auch die schweizerischen Aelp-ler vom „Kriege im Hirtenhemde“, als sie in ihrer Rühertracht 1798 der französischen Armee die Spitze boten. Der Kragen

dieser Rührjacke ist stehend und mit rothem Plüsch gerändert. Ueber dem Scharlachbrusttuch macht sich der Hosenträger breit, auf dessen Querriemen die vergoldete Silhouette eines Kindes, umgeben von den Namensbuchstaben des Eigenthümers prangt. Das kleine Lederläppchen ist in dreieckigen Zwickeln knapp über die oberste Wölbung des Kopfes geschnitten, schwarz von Grundfarbe mit rothledernem Passepoil; dazu gelblederne Hose, weißer Wadenstrumpf und hohe Schnürschuhe. Wir vermögen diese Tracht, verbunden mit derjenigen der Winzer und Kornbauern, am getreuesten nach den 30 colorirten Bildtafeln zu schildern, welche beim großen Winzerfeste des Waatlandes 1833 zu Bevery als Festschrift ausgegeben worden sind. Dieses Fest, das damals alle sechzehn Jahre einmal begangen wurde, heißt man nach der dortigen Winzerzunft Abbaye des Vignerons. Der Name Abbaye bezeichnet im waatländischen Patois unsre deutsche Rülwe, Abbayerons nennt sich daselbst diejenige Ortsbürgerschaft, durch deren Zusammensteuer die festliche Abhaltung der Kirchweihe örtlich anberaumt und möglich gemacht wird. Gleichwie unsre Dorffnabenschaften sich Rülweräthe betiteln, so diese waatländischen Abbayerons. Sie beginnen mit einer massirten Prozession, in welcher die Figur des Bacchus herkömmlich die Hauptperson ist, und wiederholen ein Lied, welches anhebt: Qui vive? vive le Bacchus! Mitten in den Rebbergen bei der Kirche St. Martin schlug man ehedem Festhütten auf, tanzte und schmauste und stellte somit die hier eingegangene Abtei St. Martin mit ihrer geschichtlich gewordenen Lebenslustigkeit aus dem Stegreife wieder her. Heut zu Tage wird das Fest auf dem Stadtplatze von Bevery auf einem Amphitheater angeführt, das gegen 5000 Personen faßt, und ist eine moderne Geldspeculation geworden. Es erscheint dabei der Abbé de la Confrérie, der Anführer der Rebleute, mit Inful und Bischofsstab, in violetten Seidenstrümpfen, sein sämmtliches Winzergefolge trägt den Cylinderhut und schwarzen Frack der Pariser Musterwelt. Wie sehr dies Alles im Jahre 1833 noch ganz anders war, läßt sich aus der vorhin schon erwähnten colorirten Festbeschreibung entnehmen, woraus hier ein paar Blätter

detaillirt angegeben werden. Der Zug der Winzer ist dorten durchweg weiß gekleidet; der Zug des Frühlings mit seinen Mähern und Graferinnen ist blau an Hut, Schärpe, Gürtel und Kleidersaum, blau selbst der Sensen- und Rechenstiel. Dagegen bricht die rothe Farbe mächtig durch, sobald der Sommer auftritt mit der Ceresgruppe, und noch übermächtiger im Senzenzuge. Die Bildtafel 14 bis 18 stellt die Ceresgruppe dar. Das Musikcorps an ihrer Spitze, in drei Gliedern sechs Mann hoch marschierend, trägt Leibgurt, Armbinde, Hutband und aufgeschlagene Hutfrempe hochroth. Die Tunica der Genien und Priesterinnen, ihre Mützen, Sandalen und Maschenwerk sind hochroth. Von gleicher Farbe ist die Chlamys der Ceres, ihr Fußschemel, Thronjessel und Baldachin. Ihr folgen Adermägde, Schnitterinnen, Schäferinnen, deren Nieder, Gürtel und Kleidersaum roth ausgeschlagen ist; rothbordiert ist Hutrund, Rock und Weste der Schnitter und Drescher, die geschultert getragenen Drischel- und Sichelstangen sind von derselben Farbe. Auf einem Rollschiffe kommt ein rothgehälftes Winzerhaus gefahren, die Brautleute dazu folgen nebenher. Des Bräutigams Frack, der Braut Fächer, der Hochzeitsgeiger Strümpfe, der auf dem Brautwagen aufgepflanzte Runkelstod: alles hochroth. Schließen wir mit Bildtafel 8, die den Zug der Ermailli's oder Rüher darstellt. Im Freiburger Patois heißt der Senne Armallii, die Rüher Armallie, Ermallie (Helvet. Almanach 1810, 105); im waatländischen Patois heißt der Obersenne Armadi (von armento), der Untersenne Djignio (junior). Sie Alle tragen hier die schon beschriebene ermellose Rüherjacke mit kurzem Achselwulst und sind an Brusttuch, Leibgurt, Rüherkäppchen und Lecktäschlein insgesammt ziegelroth. Ihre Hosen sind braunroth, wie die im Zuge mit aufgetriebnen Rinder freiburgischen Schlags. Die Schürzen der Sennerinnen, vom Halse an niederrörmig, vom Gürtel hinab fächerbreit zugeschnitten, sind der Länge nach rothgestriemt. Der Knopf und der untere Ring an der Handhabe eines jeden Rüherstabes besteht aus feinem rothem Wollenbesatz. Von Fuchtleber sind die Halsbänder der Rühe, der Melkstuhl auf dem Alprosse hat rothen Anstrich, und

Bergrace, dieser als die Thalrace. Unter den zahlreichen Racen, in die der östliche Stamm sich gliedert, steht der schweizerische braune in jeder Hinsicht weit voran. Charakteristisch für die Racenreinheit ist ein dunkelgrauer Nasenspiegel mit hellerer Verbrämung, dunkelgraues Maul und Zunge. Zeichen unreiner Race sind röthliche Hornspitzen und Klauen, röthliches Haar zwischen den Hörnern und in den Ohren, röthlichgefleckte Nase; nicht aber ein weißer Stern oder Fleck an der Brust. In Bezug auf die Körperform zeichnet es sich aus durch eine leichte feine Gesamtgestalt, leichten Kopf, dünnen Hals, geraden und breiten Rücken, gut angesetzten Schwanz, weißes Euter und große Milchadern. Die westliche und nordwestliche Grenze des diesem Schlage zuständigen Gebietes beginnt etwa bei Zermatt am Matterhorn, berührt die Jungfrau und Grimsel, geht über Engelberg nach Schwyz, von da über Linththal nach Chur und Ragaz. Nach diesen Landstrichen unterscheidet man wiederum die schweren, mittleren und leichten Schläge. Der schwerste darunter ist der Schwyzerschlag, der dann im Zugergebiete, Luzernerland, Freiamt, in Gaster und Glarus und der Südhälfte des Zürcher Landes heimisch ist. Kleiner sind der Appenzeller- und Toggenburger Schlag nebst dem im Bündner Oberlande; noch kleiner der Unterwaldner, Haslithaler- und Oberwalliser-Schlag. Diese Angaben stützen sich auf die beiden Schriften: J. M. Ziegler, *Gewerbsthätigkeit der Schweiz*, Winterthur 1858. Eschudi, *Landwirthschaftl. Lesebuch* 1863, 268 — 271.

Dieser rothen Rinderrace räumt auch der Aargauer den Vorrang vor jeder andern ein; sie bedarf, urtheilt er, am wenigsten Futterquantum, ist milchergiebig, mastfähig und auf der Weide dem Bremsenstiche weniger ausgesetzt, als die graufahle Rinderrace; sie hat ferner glattes Fell und geschmeidiges Haar, und daraus schließen Viehhändler und Metzger auf feineres Fleisch: „Rothfelle metzen sich besser.“ Reibt man ein solches Stück, bevor man es zu Markte treibt, mit den Weichrauchfugeln ein, die im Grunde des Baues der Waldameisen liegen, so wird man es um den besten Preis an den Mann

bringen können. Die dunkelrothe und schwarzbraune Race ist unbeliebt, sie soll düstern Gemüthes, bei der Arbeit gleichgültig und Krankheiten leichter unterworfen sein. Der Oberländer- und Emmenthalerbauer, hört man urtheilen, ist mit seiner rothen Race gegen die Nachstellungen der Hexen immer sicher geblieben, der Unterwaldner dagegen mit seinem schwarzbraunen Rindereschlag ist allen Zaubereien ausgesetzt und muß jedes Jahr seinen Stall durch die Kapuziner neu aussegnen lassen. Eine gleiche Abneigung besteht gegen das weiße Vieh; das Sprichwort heißt: Wyß b'schwyßt (trügt); weiße Kühe gelten im Handel als die untauglichsten, weiße Kälber werden gar nicht abgetränkt, sondern sogleich dem Schlächter verkauft. Auch die übrigen Hausthiere müssen roth sein; rothe Schweine sind „gefräßiger“, d. h. gedeihlicher. Ein rothes Ferkel wird schon um 40 Kr. höher, ein halbjähriges um mehrere Gulden höher verkauft, als ein andersfarbiges. Steinmüller, Alpenwirthsch. 2, 402. Katzen von rostrother Farbe hält man in Mühlen und Kornscheunen, nur ihnen traut man Muth genug zu, hinter die Ratten herzugehen, und thatsächlich zeigen Katzen andern Schlages Furcht vor Ratten und verrathen noch vor den getödteten ihren Abscheu. Der Vorwurf der Verschlagenheit und Lücke, den man allem rothhaarigen Thiere macht, stammt aus der bekannten Abneigung gegen rothhaarige Menschen: Rothbart, Schelmenart. Daher ist der rothe Kater ein Kinderfresser; unter den Rossen der Fuchs der verschmigte. Unter hundert Füchsen, sagt der Pferdefnecht, sind 99 Schelmen, d. h. solche, die gerne schlagen und beißen. Unter der Gestalt eines rothen Schweines kann leicht eine Hexe verborgen sein, wie die Heidenmarei (Aargau. Sag. 2, pag. 396), oder es ist ein vom Zauberer gemachtes bloßes Trugbild, das sich dem Käufer schon nach drei Tagen ins leere Nichts auflöst. Liebrechts Gervas. Tilbury, S. 65. Auf der Alpe von Urden kauft der Senne dem Teufel eine rothe Kuh mit giftiger Milch ab, tödtet damit die Leute, die ihren Wallfahrtsweg über dieses Gebirge nehmen, und raubt sie aus.

Eine landwirthschaftlich alte und so scharf ausgedrückte Bevorzugung des rothen Kindes kann nicht ohne gleichzeitige religiöse

Momente sich entwickelt haben. Das rothe Thier giebt sich allenthalben als Sonnenthier zu erkennen. *)

In Kuhn's Ztschr. f. Sprachf. 1863, 113 wird eine altindische Segensformel gegen die Gelbsucht mitgetheilt:

Mit Farbe von der rothen Kuh,
mit der umhüllen wir dich rings;
Ringsum mit rothen Farben, daß
du lange lebst, umhüll' ich dich!
Die röthlichen, die göttlichen,
und die da roth, die Rüche auch,
So Form an Form, wie Kraft an Kraft,
mit denen rings umhüll' ich dich!

Kuhn bemerkt, daß der Kern dieses Segens bereits im Rigveda enthalten ist und da den Schluß eines Hymnus an die Sonne bildet. Mithin gleichen diese hier verwendeten rothen Rüche den hellenischen Sonnenrindern. Nach dem indischen Gesezbuche Dajnavalkya (edd. Stenzler 1, 204) gelangt derjenige, der eine geschmückte Kuh von guter Gemüthsart den Göttern opfert, auf so viel Jahre in den Himmel, als sie Haare hat; ist sie aber braun, so läßt sie auch seine Vorfahren bis ins siebente Glied mit dahin gelangen. Dem ägyptischen Sonnenstiere Apis, der selbst glänzendschwarz von Farbe sein mußte, wurden an seinem Jahresfeste rothe Ochsen geopfert; und beim persischen Jahresfeste der Feldbauer müssen die Hörner der Thiere roth bemalt sein. Spiegel, Avesta 2, S. CIII. Im Obhinitischen Cultus stehen die Milchthiere unter Thörrs Schutz; darum heißt der Stier, wie Thörr selbst, Vingnir, weil beider Farbe lothend ist. Ein norwegischer Rinderschlag, rostbraun mit schwarzgeflamnten Flecken, ist unter dem Namen Brandvieh, Riesenvieh bekannt und soll von jener primitiven Race abstammen, welche der Sage zufolge dem Riesengeschlechte des Nordlandes

*) Helmbrecht, im gleichnamigen Gedichte von Bernher dem Gartenäre (Haupt Ztschr. 4, 349) ist ein entlaufner Bauernsohn, der nach langem Wüblingsleben heimkehrt und nun dem Vater, um sich als dessen Sohn ausweisen zu können, die Kinder im Stalle mit Namen her zählen soll. Er thut's bis auf den lezten und vierten Ochsen: der vierde der hiez Sanno.

zugehört hat. Schwedische und norwegische Volkslieder erzählen, wie der Riese diese Thiere wieder an sich zu locken sucht, indem er den Ruf der Hirtensprache nachahmt; hat sich alsdann der Mensch vergebens bemüht, das Vieh zurück zu halten, so ruft er in letzter Noth zum Dethörr, dem auf dem Wagen einherfahrenden: Socke, Thore, Sküversman! Weinhold, Altn. Leben 36. Der Oberpfälzer Bauer hofft mit des Donnergottes Hilfe dem Feldschaden der Frostriesen zuvorkommen zu können; wenn er mit ein paar rothen Zwillingsochsen im Frühjahr sein Feld pflügt, so kann ihm der Hagel nicht in die Frucht schlagen. Schönwerth 2, 131. Beim Mecklenburger Dorfe Warlin an der Neubrandenburgerstraße steht ein Sandhügel mit mächtigen Steinen umstellt, dessen jüngste Abräumung ergeben hat, daß er ein altes, im Innern mit einer Steinkammer ausgebauten Hünengrab gewesen ist. Diesen Hügel bewohnte ehemals eine rothe Kuh. Ausgezeichnet wol genährt, stellte sie sich stets am ersten Mai in die Reihe der Dorfheerde, jeden Abend aber beim Heimtreiben war sie verschwunden. Am letzten Weidetage des Jahres erschien sie dann mit einem goldnen Halsbande, das war des Hirten reichlicher Lohn. Hatte der Hirte ihr dieses abgenommen, so begab sie sich für den Winter in ihre kühle Steinkammer. Uebereinstimmend mit dem Noth, welches im Abschnitte Hausfarbe als die Schilbfarbe der altdeutschen Gerichtshäuser und Herbergen dargestellt wurde, erscheinen auch die zahlreichen Wirthschilde zum rothen und goldnen Ochsen, nach denen am Mittelrhein, namentlich um Köln, noch in den zwanziger Jahren die besseren Gasthöfe durchschnittlich sich benannten. Viele haben sich in einen vornehmer lautenden Goldnen Ochsen umgeändert, dies ist aber eben wieder der rothe, wie ja unser altdeutsches Epos und das Volkslied stabil vom roten golde sprechen. Zu den drei Kindern war in Sachsenhausen jenes Wirthshaus geschildet, in welchem Schiller auf seiner Flucht aus Stuttgart Quartier nahm.

Aus einem ganz andern Gedankenreize entsprang im alt-hebräischen Cult das Sühnopfer, dem Herrn eine röthliche Kuh, zu verbrennen, an der kein Fehler und auf die noch kein Joch

gekommen, und dieß Brandopfer mit einer Quäste rosinrother Wolle zu besprengen. 4 Mos. 19. Hier war die rothe Farbe das Symbol begangner und zu sühnender Schuld. „Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden.“ Jesaja 1, 18. Roth war in Indien Farbe des Todes. Der Todesthott Yama und das Riesenweib, das mit ihm angefahren kommt, sind beide rothbemantelt. Holzmänn, Ind. Sag. 2, 304. Uns galt die Kuh überhaupt als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die rothe über die Himmelsbrücke hin brüllende ist Sinnbild des nach dem befruchtenden Donnerwetter frisch sich ausspannenden Regenbogens. Daher behauptet unser Kinderpruch (in Haupts Altd. Blätt. 1835. 163—165), ihre Rolle, in die sie sich je nach dem Wechsel der Jahreszeiten mit den übrigen Thieren zu theilen hat, beginne am Erntetag mit dessen Fülle von Trank und Backwerk:

dô sach ich ein rôte kuo
daz brôt in den oven tuon.

Zum Zeichen der Sommerverkündigung wird von der Dorfknabenschaft ein todter Fuchs, und wenn ein solcher nicht zu haben ist, ein rother Hahn an den Bohnenhäusern umhergetragen, auf den man das Oster- und Pfingstet einsammelt. Dieser Goldfuchs und der Goldkamm sind Sinnbilder des neuverjüngten Sonnengestirnes, der Lichtgotttheit; alle in deren Strahle neu reisende Speise wird dadurch mitgeheiligt, daß man am englischen Weihnachtsfeste die Stechpalme mit ihren hochrothen Beeren (Hulste, engl. holy) feierlich ans Haus steckt; daß man in Westfalen mit dem Zweig des Vogelbeerbaumes die Kälber beim ersten Austrieb quidst (belebt); daß man allenthalben das rothgefärbte Oster- und Pfingstet vertheilt. Selbst der Sprengwedel, der in der Weihbrunnshale auf den Gräbern liegt, wird aus der Stechpalme gebunden, deren Früchte Donnerkugeln heißen, denn die Leichen sind dem Donar geweiht. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 1, 334. Alle Wesen, welche diese Lichtfarbe tragen, genießen daher Frieden und wirken zugleich heilkräftig. Das rothe Marienkäferchen, der Siebenpunkt, gilt selbst für ein rothfleckiges Kind, hat den Namen Antenkälblein, und demjem-

gen, heißt es, der ein solches vorsätzlich tödte, würden die Stallkühe keine Milch mehr ergeben. Wer das Nest eines Rothbrüsts zerstört, dessen Kühe geben drei Tage lang rothe Milch. Die kleine scharlachene Erdmilbe, das sog. Sammetkäferchen, heißt Glücksspinne, weil man sie und den Siebenpunkt zur Schicksalserforschung über die Hand laufen läßt. Noch manches andere unscheinbare Thierchen wählt sich der Mensch zum Helfer, weil es von gleicher Farbe ist. Man hält sich rothgefiederte Stubenvögel: Gimpel, Stieglitz, Fliegenschmäpper, gegen Entzündungskrankheiten; man bestreicht Hautübel mit dem Schleim der rothen häuserlosen Waldschnecke und heilt mit dem Absud derselben, obschon sie Judenschnecke heißt nach dem rothbartigen Judas, die Schwindsucht. Wo der rotheinige Storch nistet, schlägt der Blitz nicht ein. Das Spannzug und Werkgeräthe des Bauern trägt ebenfalls die Spuren dieser heilkräftigen Farbe. Die Kummetscheiter für Rind und Roß sind rothgeferbt, desgleichen die Leitern am Fuhrwagen, die Zinken der Heugabel. Das Ledergelenk und die Kappe des Dreschflegels besteht aus weißem Schweineleder, mit rothen Zwickeln besetzt. Die großen Messingringe, die zur Zier am Roßkummet hängen, sind mit rothem Tuch durchflochten, das Halsband der Schellenkuh ist roth ausgenäht. Futterkasten und Gänterlein sind ohnedies roth angestrichen, und der Zimmermann unterläßt es nicht, an jedes neue Lennenthor Zirkel, Winkelmaß und Breitart in Delfarbe schwarz und roth hinzupinseln.

Roths Gebäcke und Getränke.

Wer will gute Kuchen backen,
 Der muß haben sieben Sachen:
 Eier und Schmalz,
 Zucker und Salz,
 Milch und Mehl,
 Safran macht den Kuchen gel.

Fränkischer Kinderreim.

Des Kindes irdenes Milchbeden ist rothbraun, sein Ernteglas hat einen rothen Henkel, sein erstes Eßbesteck ein rothgebeiztes beinernes Hest. Sein Pathenschuh und sein Ofterei ist roth. Sein Brei muß eine rothe Milchkaut haben, sei's aus Zimmet oder Safran, sein Lieblingskuchen eine rothe Rinde, aus Johannisbeeren preßt es sich seinen ersten Rothwein. Nicht anders macht es der kindliche Mensch der Vorzeit; zur Ehre der strahlenden Götter färbt er sich selbst sammt allem, was zum Festtage gehört, bis auf das Festbrod hinab bunt. Mit Rost und Menzig schminkten italische Kelterer ihr Gesicht, nachdem sie es ihrem Feldgotte Priapus vorher gleichfalls geröthet hatten, und buken honigbestrichene Kuchen. Solcherlei altlandschaftliche Zweckbrode und Festgetränke aus Oberdeutschland, bald roth, bald blau gefärbt, je nach dem Jahresumlauf der Gestirne, werden im Nachfolgenden kurz und nur in ein paar Exemplaren beschrieben, weil gerade sie den beurfundeten Beweis liefern, mit welchen Mitteln unser deutsches Alterthum die künstlichen Farben des Gebäckes und Getränkes herzustellen pflegte, welches man für die beiden Festzeiten von Neujahr und Ostern bereitete.

Fleibrod heißt das köstlichste appenzellische Neujahrsbrod. Den Teig aus feinstem Schildmehl, mit Sauerteig in Gährung gebracht, läßt man zuvor am kältesten Orte überfrieren, dann wird er geformt, mit Safran überstrichen und im Ofen rothgelb ausgebacken. Es ist ein großes, scheibenrundes und fladendickes Milchbrod, in der Mitte mit drei modellirten Waldfchnecken, und im Umkreise ebenso mit einer dünnen Haarflechte, einem sogenannten Brodzopfe, sehr geschickt verziert. Die Versuche, den Namen Fleibrod zu erklären, sind nicht geglückt; man leitete ihn ab von bonus filius, da man die artigen Kinder damit beschenkt; oder auch von St. Vampphilus. Tobler im Appenz. Sprachschatz 46 schreibt Psilabrod, um sich daraus ein Pfeilbrod deuten zu können, doch die feststehende Form des Gebäckes spricht dagegen. Das Scheibenrund und die ringsumlaufende Haarflechte deuten entschieden auf die Sonne des neuen Jahres; denn Strahl und Haar ist sprachlich synonym,

und mit dem Schlagen der Feuerscheiben begrüßt die oberdeutsche Jugend am Funfentag alljährlich das Steigen der Sonne. Die drei Brodschnecken verkünden das Wiederauskriechen der ersten Frühlingsthiere, sowie das schöne Gelbroth des Kuchens selbst den Sonnenschein versinnlicht. Diese Farbe nun hat dem Brode seinen Namen gegeben. Safran, die Frühlingsblume, färbte das safranfarbige Gewand, welches Eos trägt, die griechische Göttin der Morgenröthe; und symbolisirte auch dem Christen die Liebe Gottes *). Deutsches Festbrod, das dieselbe Farbe trug, begegnet zuerst in den ahd. St. Galler-Glossen, die man die Salomonischen nennt: *robor panis recoctus, rubefactus*. Sein appenzeller Name aber erscheint im altd. Kochbuch „Von guter Speise“ (Biblioth. des Stuttg. Lit. Vereins, Bd. 9, 24): *vialmus, fialmus*, wol mit *fialblumen* geferwet. Ebenso kennt Boners Edelstein, edd. Pfeiffer 78, denselben Ausdruck, mit Veilchenzucker gefärbt nennt er *Zuderviolet*. Das Kuttelfleckgericht bei Schweiz. Hochzeitschmäußen, die Suppennudeln und der Brei bei bair. Hochzeits- und Tauffchmäußen werden nicht anders aufgetragen, als mit Safran gelb und roth gefärbt, auch der Hobelspankuchen im Kt. Luzern wird stabil in derselben Farbe gebacken. Auf welche Weise das Brod eine unschädliche blaue Färbung erhält, ohne diese in der Backhitze zu verlieren, wird am Schlusse besonders besprochen werden. Durch jene Farbe des Festbrodes verdeutlichen sich nun erst manche eigenthümliche Züge der Landessage. Das weiße Lämmchen, das man ins Glarner Heidenloch hineinließ, kam rothgefärbt wieder heraus. Blumer-Heer, Der Kt. Glarus 315. In der altenglischen Sage des Giraldus Cambrensis (Haupt Ztschr. 6, 534) erzählt der Priester Eliborus, wie er als Knabe aus der Schule entlief und sich am Flußufer versteckte. Hier führten ihn zwei blondhaarige Zwerge in ihre Höhle zu ihrem König hinein, wo dem Hungrigen safrangefärbter Brei vorgesetzt wurde.

*) Portal, *Des couleurs symboliques*, Paris 1837, 240: Dans la langue divine la couleur safranée désignait l'amour divin révélé à l'ame humaine, l'union de l'homme à Dieu. Friedreich, *Symbolik der Natur* 340.

Ein altd deutsches Brodgebäck des Namens Fürwigel bezeichnet Graff Sprachsch. 1, 1104; Name, Färbung und Erscheinungszeit auch dieses Zweckbrodes stehen fest. Die Frucht am Wildstrauche der Sauererbse oder der Sauerzäpfchen (*berberis vulgaris*) heißt altbair. Fürwigel, schweizerisch Erbsesele und Narrenerbse, in Unterwallis Chivrafoui, Tzivrafou, d. i. die Schäse oder Ghisel (Fruchthülse) der Narrenerbse (fou); diese Frucht wird so genannt, weil sie zeitwidrig erst mitten im Winterschnee sich röthet. Man macht sie als Zugemüse zum Fleisch ein, die Wurzeln des Strauches werden gesammelt und zentnerweise an die Basler Seidenfärbereien verkauft. Einst diente die Narrenerbse dazu, das um Wittwinter gebäckene Fastenachtsbrot mit gelber Farbe und hochrother Füllung zu versehen; wie man jetzt noch die handgroßen Fastentörtchen mit einer offenliegenden rothen Fülle von eingemachten Kornelkirschen oder Himbeeren versieht; auch die Kornelkirsche heißt altbair. Tierlig und Fürwigel: Schmeller, Wörtl. 1, 555.

Von rothem jetzt noch üblichem Osterbackwerk ist das schlesische Galbrotel zu erwähnen, ein rundes mit Safran und Eiweiß bestrichnes Breslauerbrod. Weinhold, Schles. Wörtl. 26; ferner sodann das Luzerner Kummelpläpel. Letzteres wird auch zu Bauzen am Gründonnerstag, wo daselbst die gewöhnlichen Fastenbrezen aufhören, allenthalben den Hausgenossen vertheilt. Es ist ein kleiner Kuchen, dessen Oberfläche eingerist gebacken und mit Honig ausgefüllt wird, weil es mit derjenigen Zeit zusammentrifft, da der Hausvater seine Honigstöcke zu schneiden pflegt, und Honig alsdann allgemein zu haben ist. Daher sagen die Leipziger, wer am Gründonnerstag nicht Honig esse, laufe Gefahr, in einen Esel verwandelt zu werden. G. A. Böttiger, Klein. Schrift. 1, 351.

Zum Schlusse sind die einheimischen Mittel zu erwähnen, mit denen unser industrielooses Alterhum einfache, zugleich dauerhafte Farben herstellte und fixirte.

Zu Blau und Violet bediente man sich der Heidelbeere. Petrus de Crescentiis, Vom Landbau (Straßb. 1602) sagt lib. 15, 636 Vom Brotbachen, daß man dazu aus Heidelbeeren ein recht

schönes Himmelblau mache. In Des Teufels Neg, edd. Barrack, Vers 13126, hofft der Teufel den Färber in seinen Schlund zu bringen, wenn er ihn lehre, zum Färben der Stoffe der blauen heidelber mer zu nemen denn der endit (Indigo).“ Das älteste deutsche Kochbuch: Kuchemaistrey, eine Uebersetzung aus dem Italienischen des Platina, lehrt blaue Speise und Trank zu bereiten: Ein blaves muß mach also von mandel vnd von reiß. stoß kornplumen gar wol mit wasser, druckß durch ein tuch. stoß mandel mit demselben wasser vnd zwing es aber durch, so magstu ein blabe milch, davon mach das reiß- oder weizenmüß-ein. Wilt du blauen wein haben, das magstu mit kornplumensaft vermischen (Bl. 6.). wie vil der kornplumen sein, so ist der erst truck satblab, der ander bleicher (Bl. 14.). Ein milch magstu machen von kornplumen, von safran gel, von rotem wein vermisch rot, wie du wilt. Bl. 7. Die heutige Conditorei gewinnt ihr Hellblau aus Weilchen, im Schatten gewachsen; nachdem man ihnen das Grün und die Staubfäden ausgeplückt, werden sie mit heißem Wasser übergossen und etliche Tage stehen gelassen. Hierauf wird der Saft ausgedrückt, durch ein Haarsieb geseiht, mit Zucker und Zitronensaft verrührt und noch einmal aufgekocht.

Das Rothfärben gieng eben so einfach. Noch jetzt wird in ländlichen Haushaltungen viel rothgefärbt mit Heidel-, Hollunder- und Erbselbeeren (Sauerzäpfchen). Die Färberordnung v. 1706 (Reysch XIII, 838) schreibt vor: Die wullene Tuch, so roth sollen gefärbt werden, die sollen aus dem Breslauer-Roth, Hagenauer oder Brumbeer gefärbet werden. Das Kunst- und Wunderbüchlein, ein Druck aus dem 17ten Jahrhundert v. D. und F. lehrt S. 564, wie man rothen Zwirn färben soll: Nimb Erlenrinden, rinden von einem Pflaumenbaum, von Schlehdorn, stoß wol vnter einander, sied den Zwirn drinnen, dann leg ihn in frisch Haberstroh. — Bevor man Cochenille hatte, bediente man sich zum Scharlachfärben des rothen Wurzelfaftes der Johannisblume, hieracium pilosella. Kennis, Synopsis 1, 324. Ebenso dient dazu dem Conditior heute ein Absud der jungen Blüthen dunkelrother Malven. Der Blätter-

saft der Klatzkrose, *papaver rhoeas*, dient zur Färbung der Syrupe. Krapproth verstand man in Deutschland schon sehr frühe zu färben. Der Krappbau war um Speier i. J. 1356 zu einer landwirthschaftlichen Spekulation geworden, die den Fruchtbau verringerte und daher durch mehrere Rathsverbote beschränkt werden mußte, welche in Mone's Oerrhein. Ztschr. 9, 186 mitgetheilt sind. Gelb färbte man mittelst Gelbholz und Safran; letzterer kommt bei uns wildwachsend vor und heißt daher *germanicus*. Dr. Schnellenberg, der sein Buch Von allerhand Arzney ums Jahr 1642 schrieb, sagt 220, daß in Oesterreich um Wien der allerbeste wachse, der den Ruhm über den orientalischen habe. Hellgrün wurde mit *Spinatabjud* gefärbt, in der heutigen Zuckerbäckerei mit grünen Kaffeebohnen.

Ein Kochbuch, handschriftl. v. J. 1460, bestimmt über das Farbmittel zu Gebäck und Mus: Die rotprawn varh geet von weichseln zue, gesotten. Haupt, Ztschr. 9, 371.

Noch ist auf den alterthümlichen Zweck hinzuweisen, der beim Färben des Getränkes galt. Der künstliche Rothwein, den man heute Hippocras, Claret, Bischof und Cardinal nennt, hieß auch *Nikus*; dieser sein Name und seine Bereitungsweise erscheint neuerdings in F. A. Zuckerbäckers Europ. Conditorei (Heilbronn bei Landherr) S. 355. Das Buch vom Aberglauben (1790. 1, 64) beschreibt den Wassergeist Nickert als eine rothhaarige und rothhängige Gestalt. Nykus, der Wassermann der Serben, trägt eine Rothmütze, sein Weib rothe Strümpfe. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, S. 267. Die Wassergeister, die man Nickelmänner nennt, werden vom Volksglauben mit der Trunkenheit in Verbindung gesetzt; von einem Trunkenen sagt man in Silstedt, der ist ein Nickelmann. Pröhle, Harztag. 2, S. 104.

Blau.

Steht das Trübste vor der Sonne,
 So wird es herrliche Purpurwonne,
 Und will das Licht sich dem Trübsten entwinden,
 So wird es glühend Roth entzünden.
 Steht vor dem Finstern milchig Grau,
 Die Sonne bescheint's, so wird es Blau.

Goethe.

Blau ist Wuotans Leibfarbe, denn sein alle Seelen einhülender Mantel ist der Aether, ein Kleid, das so weit reicht, als der Himmel blau ist. Die Wölsungasaga 54. 56 bestätigt dies. Dorten gelangt Sigmund, Wölsungs ältester Sohn, in Besitz jenes Schwertes, das der bei Hofe in Wanderersgestalt erschienene Odhinn einst als Wettgeschenk zurückgelassen hatte. Als Sigmund schon alt ist und eines Tages im Treffen gegen seinen Schwager, den König Vingwi steht, tritt ihm jener ehemalige Schwertbesitzer genau in der Gestalt wieder entgegen, in der er einst an Wölsungs Hof gekommen war: er ist bejahrt, sehr lang, einäugig, trägt einen niederwärts reichenden Hut und einen blauen Mantel. An dieses Mannes Speer zerspringt sogleich Sigmunds Erbschwert, letzterer erkennt darin das Ende seiner Herrschaft und fällt mit dem größten Theile des Heeres. Die Farbensäume von Wuotans Gewande ergeben sich in den Benennungen der Himmelsfarbe selbst: blitzblau, donnerblau. Blau Feuer! war Schärtlins von Purtenbach Schwur; Donners blöskén, help! Donners Blauschein, hilf, ist nordfriesischer Fluch. In Agricola's Sprichwörtern heißt es vom Blize: Das Blaue, das vor dem Donner herläuft; bei Reusch, Sagen des preuß. Samlandes, 29 heißt es vom Gewitter: Der mit der blauen Peitsche verfolgt den Teufel (die Riesen). Der blaue Sichel bringt das Essen: rechtzeitiges Gewitter zeitigt die Feldfrüchte. Zum Blaumantel trägt Wuotan die zwei ferneren Götterabzeichen Hut und Speer. Zu dritt begegnen sie in den ehemaligen afa-

demischen Würdezeichen. Der Blauhut bezeichnete amtlich die Magisterwürde, im Studentenragen disputirte man um Erlangung des Doctormantels, und auf den blauen Scepter der Universitätspedellen legte man das akademische Gelöbniß ab. Blau gilt namentlich als Symbol der Landesfruchtbarkeit, des Ehebündnisses und Glückes. Blau ist der Grund der Bettgestelle bemalt bei der oberdeutschen Brautfuhr, das blaue Vergißmeinnicht öffnet den Weg zum Herzen, die blaue Wunderblume den zu den Schätzen im Zauberschlosse. Die Blaumeiße heißt Blaumüller, ihr Erscheinen mahnt den Bauern zum Pfluge zu greifen. In langen blauen Zipfelloppen und blauen Ueberhemden besuchen die Erdmännchen den Müller, wenn er Kuchen backt, und den Pflüger im Felde. Aargau. Sag. 1, S. 276, 282. In blauen Höslein umreitet der Flurgeist Stiefeln den Grenzberg Maiengrün; ebenda 1, S. 301. Die Zunftfarbe aller deutschen Müller und Becken ist kornblau; die blauen Becken im bairischen Wappen bezeichnen die Kornebne Niederbayerns, zum Erntekranz muß die Kornblume (Cyane) gebunden werden. Wenn in Altchina der Kaiser das große Ackerfest beging, stand er dabei in blauem Mantel am Pfluge, wie es in Rückerts altchines. Liederbuch Schifing heißt:

Den Kaiser sah ich beim Opfer stehn
 In priesterlichem Geschmeide,
 Ich habe die ganze Welt gesehen
 In unsers Kaisers Kleide:
 Goldgestickt die Sonne zur rechten Hand
 Und silbern den Mond zur Linken,
 Das weite himmelblaue Gewand
 Besät mit Sternensinken.

Der Blaue Stern, die Blaue Glocke (in Nürnberg) sind alte Herbergsnamen, die dem Gaste glücklichgewählte Reisezeit, glückliche Constellation der Planeten ankündigten. Das hat dir die Blaue Frau gerathen! ruft der geprellte Teufel, wenn der ihm verfallne Mensch die drei Schicksalsfragen schließlich doch zu beantworten vermag. Diese hohe Frau, von Schleier und Mantel blau, welche die guten Kinder mit in ihren Him-

mel nimmt, ist u. l. Frau. Schönwerth, Oberpfalz 3, 67. 312. 317. Ihr schrieb man das Gespinnste hochblauer Seide zu, das zu Raumburg 1655 am Gründonnerstag vom Himmel regnete und mehrere Aecker bedeckte, man hieß es *Sacra filamenta divæ virginis*. Joh. Prætorius, in Mannhardts Mythen 367. Die blaue Farbe gilt daher als heilkräftig. „Bei Milzkrankheiten kannst brauchen ein gut gefarbt Blawtuch und daz in heiß leinöl geneßt, streich die seiten dapfer unter sich zu etlich malen. Hdsf. Brugger-Receptirbüchlein. Gegen Darmvorfall taucht man ein Blautuch in ein neues und abgebräuntes Ei und macht damit Ueberschläge; ebenda. Nach der Bauernphilosophie (Passau 1802. 2, 76) wickelt man beim ersten Austrieb der Röhre Holzart oder Feuerstahl in eine blaue Schürze, legt sie auf die Stallschwelle und treibt das Vieh darüber. Sterben einem die Kinder vorfrüh, so läßt man blaues Tuch an die Kirchenkanzel hängen und legt in die Wiege blauen Dorant. Kuhn, Nordb. Sag. S. 431. 436. Um Quetschungen, Schnitt- und Hiebunden zu heilen, Nasenbluten zu stillen, dient das sog. Wundholz, statt dessen legt man aber auch eine blaue Küchenschürze über. Buch von Aberggl. 1790. 1, 171. „Hat schier ein Jeder ein blaw kraut, rittersporn genant, in der hand; welcher dadurch ins (Sunnwend-) feuer sihet, dem thut dis ganz jar kein aug weh.“ Seb. Franck, Weltbuch 1531, in Grimm's Wörtl. 1, 32. Das blaue Band, das der Bettelhube am Wege findet und sich als Gürtel umbindet, giebt ihm Bärenstärke und verhilft ihm zur Heirat mit der Königstochter. Asbjörnsen, Norske Folle Eventyr 1866. Im französ. Märchen ist Prinz Reizlieb in einen Vogel verwünscht und seine geliebte Florine in einen Thurm gesperrt; aber sie zaubert ihn mit all seinen Wundergaben herbei unter dem Rufe:

Blau wie der Himmel über dir,

. Blauer Vogel, flieg rasch zu mir!

Geht das Wunder in die Hyperbel über, so entstehen blaue Wunder, blaue Märchen, *contes bleues*, blaue Enten sind Lügen. Auf die blaue Geschichte eine rothe folgen zu lassen, be-

zeichnet in der franzöf. Phrafe die geistreiche Pointe, mit welcher der Erzähler abzuschließen versteht: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet, qui étoit bleu. Dictionnaire des proverbes, 1750.

Geht die Farbe Blau aus dem sich erhellenden Schwarz hervor, so verleiht ihr dieser Ursprung ihre finistre Bedeutung. Alle im äußersten Norden und Nordosten wohnenden fremden Völkstämme nannte der Scandinavier Blaumannen; altn. blāmadhr der Neger, engl. black, nbd. bläck Dinte, Blafhorn: Dintenfaß. Das Bohnen im lichtarmen Norden, das eigenwillige Verharren in Barbarei und Stumpfheit übertrug auf die blaue Farbe die Begriffe des bösen Zaubers und des körperlichen Todes. Die nordische Huldra (Frau Holle) und die Zauberin Thorbiörg treten schadend in blauem Mantel auf, der schwedische Sammelplatz der Hexen heißt Blåkulla, ein Meerfelsen zwischen Smaaland und Deland. Das blaue Donnermaul (in Schillers Gesammtausg. 192) ist das verwünschte Gebelle der Widerkeiferin. Die schwäbische Hexe trägt allemal blauen Schurz, blaues Wams und ein rothes Kopftuch. Birlinger, Schwäb. Sag. 1, S. 307. In Gestalt eines blauen Rächleins zieht die Cholera in das Astloch eines Waldbaumes hinein und wird sogleich darein verpflocht. Argau. Sag. 1, no. 64. Der Mann mit der blauen Mütze ist der Teufel. Wolf, Ndl. Sag. no. 448. Während der Eheurung 1770 erschien in Batern der Teufel in einem Blaumantel, nach welchem er noch heute genannt wird. Bauernphilosophie 1, 171. H. E. Fischer, Buch von Aberggl. 1793. 2, 39. Wer in der Elbe badet, dem zwieft der Nix blaue Mäler. Grimm DS. no. 54. 307. Nun bin ich weiß, nun bist du blau! sagt Hagen höhrend zu der todtündenden Meerfrau und erschlägt sie. Altdän. Helten-L. S. 10. Diesem Glauben hat die kathol. Kirche dadurch eine weitere, nun noch andauernde Ausdehnung gegeben, daß sie Blau aus dem byzantinischen Ritus entlehnte und zur kirchlichen Trauerfarbe machte. Im Advent werden Altar und Cruzifix blau verhüllt. Am Allerseelentage geht die kathol. Kirchenmalerin zum Besuche der

Gräber stets in blauer Schürze; in der kathol. Altgrafschaft Baden trugen die Frauen in der Trauer ihre geschnäbelten Leidskappen von blauweißer Farbe. Das Oberpfälzer Sprichwort heißt: Die Letzte im Leichenzuge muß ein blaues Fürtuch anhaben (Schönwerth 1, 255); die Leichenträger haben dunkelblaue Mäntel um. Das Rehbrett, auf dem man die Leiche steif werden und bis zum Begräbniß liegen läßt, wird nachher blau angestrichen und als Steg über Wiesengraben auf Gangsteigen gebraucht. Steub, Bair. Hochland 1860, 60. Daß diese finistre Deutung der Farbe weder alt noch sonst begründet ist, erweist theils die Kirche selbst, die den Palmsonntag und Osterdienstag beide als blaue benannte und feierte (S. P. Schmidt, Fastelabendbräuche. Rostock 1753, 37); theils zeigt es der lustige blaue Montag, von welchem in Band 2, S. 18 dieses Werkes gehandelt ist; und ebenso die feiertägige Tracht altkatholischer Landschaften, wie z. B. diejenige des altbair. Bezirkes Dachau. Hier haben die Bäuerinnen ihre alemannisch-schwäbische Tracht aus ganz alter Zeit bis jetzt mit fester Ausdauer beibehalten und sie nur erst seit 1780 durch die kurze Taille des Pauschenrockes entstellt. Die Dachauerin trägt rothwollnen Unterrock mit grünem Besatz, rothes Tuchmieder mit schwarz-sammetnem rothgeschnürtem Uebermieder, das offen ist; die Haarbänder sind hochroth, bei Mädchen kornblau, die Strümpfe stets kornblau. Bavaria 1, 433.

Blau war in der allegorischen Dichtung des Mittelalters die Farbe der Stätigkeit und Treue; das Vergißmeinnicht galt als eine Mahnung zur Beständigkeit, von der blaublühenden Wegwart sagt das Volksmärchen, sie sei eine treue Frau, die auf die Rückkehr ihres Mannes harrend am Wege stehe. Graf Johann von Habsburg, der in der Mordnacht zu Zürich 1350 ergriffen und im Thurme des Wellenbergs daselbst bis ins dritte Jahr gefangen gehalten wurde, dichtete hier das Minnelied „Ich weiß ein blaues Blümelein.“ Unter den Liedern in Richards Frankf. Archiv 3, 288:

Und da ich meinen Buhlen hāt,
Da trug ich Blau, bedeutet Stāt.

Plaw ist stât, wie halt der man,
Der den plawen roß tregt an.

Liederb. der Hâplerin 2. 21, 81. —

Lafßbergs Liederj. 1, 154.

Da in der Meisterfängerſchule um das Preisfränzlein geſungen wurde, dieß aber aus lichten Roſen und blauen Beilchen, natürlichen oder ſeidnen und mit ebenſarbiger Seide gebunden war, ſo nennt der Meiſterfänger Barthel Regenbogen eine von ihm erfundene Strophenform und Singweiße Im blâwen dôn.

Das Kunſtmittel, blau zu färben, war unſerer Vorzeit ſeit den Karolingern wohlbekannt. Schon in den Fuldaer Gloſſen, die man dem Hrabanus zuſchreibt, ſteht: *weitinaz, caeruleum*; der weithpſellel galt unſern Rittern als geſchätzter blauer Seidenſtoff. Man kannte und gebrauchte alſo den Waid, den man örtlich auch ſelbſt haute, um Gewänder himmelblau zu färben.

Blau und roth, Grün und roth.

Plaw und rot iſt guet,
wer der lieb recht tuet.
Roth und grön,
da prinnet der lieb schön.

Liederb. der Hâplerin 2, 49.

Wenn Weiß, als Quelle aller Farbe, mit Schwarz ſich mengt, als dem Mangel an aller, ſo entſpringt ein dämmern-des Blaugrau; und wenn Weiß auf dieſem neuen Farbengrunde energiſch reflektirt, ſo entſteht Roth. Ein Weißes, das ſich verdunkelt, wird gelb; das Schwarze, das ſich erhellt, wird blau. Göthe, Farbenlehre, didaktiſcher Theil 212. Der nordafraniſche Araker beſtimmt Anfang und Ende des Faſttages damit, daß er zwei Fäden, einen rothen und einen blauen, gegen das Licht hält. Erkennt man die Farbe nicht mehr, ſo iſt der Faſttag vorüber und ebenſo beginnt er, ſobald man des Morgens

die zwei Farben genau unterscheidet. Desor, Aus Sahara und Atlas 1865, 34. Blau war in den ägyptischen Darstellungen die Sonne als Sol inferus gemalt, roth dagegen hieß dem Römer, wie Ovid, Met. 2, 319 besagt, die steigende Sonne. Bachofen, Gräbersymb. 293. Indra, der Gott der leuchtenden Himmelsbläue, ist in der Urzeit der als Höchster verehrte Gott der Inder; wenn er sich in drei Personen theilt, so steht neben ihm Varuna (Uranos), das Himmelsgewölbe, und als Dritter Agni (ignis, goth. auhn), das Feuer. Blaue Strümpfe und rothbebanderte Schuhe trägt der finnische Donnergott Ukko. Castrén, Finn. Myth. 33. So läßt auch die Mythe von Entdeckung des Feuers aus der blauen Farbe erst die rothe hervorgehen. Nach der Rune 47 und 48 des finnischen Epos Kalevala ist das himmlische Feuer des Gewitters der hütenden Jungfrau aus den Händen entglitten, ins Meer gestürzt, und vom Hecht verschlungen worden. Der alte Held Väinämöinen muß nun das Meer bis zum Grunde mit langen Tannen aufstürmen, es mit einem fünfhundert Klafter breiten Netz durchfischen, den Hecht fangen und aufschlizen. In dessen Leibe findet er das Feuer in Gestalt jener blauen Kugeln und rothen Knäuel wieder, in deren Form die durch Thörr verfolgten Frostriesen (Myth. 952) und Wetterheren (Morgau. Sag. no. 160.) sich von den Bergen niederrollen lassen. Väinämöinen verfährt alsdann also:

Wickelt ab den blauen Knäuel:
 Aus des blauen Knäuels Innern
 Fällt herab ein rother Knäuel;
 Deffnet dann den rothen Knäuel:
 In des rothen Knäuels Mitte
 Findet er den Feuerfunken,
 Der vom Himmel war gekommen,
 Durch die Wolken war gesunken.

Im schwed. Volksliede jammert die unschuldig zum Feuer-
 tod Geführte über das rothe Kissen und den blauen Polster,
 auf welchem sie schlafen solle. J. Grimm, Kl. Schrift. 2, 275.
 Zieht der Drache rothglühend durch die Lüfte, so bringt er Gold,

der blaufunkelnde bringt Getreide; dies gilt im litthauischen, norddeutschen und böhmischen Volksglauben. Myth. Anhang C. CXXV. Ruhn, Nordb. Sagen 421. Grohmann, Abergl. aus Böhmen 1, no. 1685. Roth und blauen Wildfrüchten wird magische Wirkung beigelegt, daher die norwegische Besegnungsformel, aufgezeichnet von Asbjørnsen:

Ich esse Wachholderbeer blau
Mit Jesu Kreuz zur Schau;
Ich esse Preiselbeer roth
Mit Jesu Pein und Tod.

In der geringelten Krone beider Beerengattungen sieht auch unser oberdeutscher Volksglaube das von Gott dem Herrn vorsorglich angebrachte Zeichen eines Kreuzchens. Zingerle, Tirol. SM. no. 469. Als kirchliche Feierfarben gilt Roth an den Festen der Blutzengen und an Pfingsten, um Blut und Feuerstgluth damit auszudrücken; Blau, das durch Violet ersetzt werden kann, wird für Advent- und Fastenzeit angewendet. In den kirchlichen Miniaturen und Missalen des Mittelalters sind die Gewandfarben der Gottheit im Oberkleide gewöhnlich blau, im Untergewande zinnoberfarben; es sollen die späteren Maler der Bildtafeln überhaupt noch keine andern Farben verwendbar gehabt haben, wie man dies aus Taulers Predigten (1, 140. Frankf. 1826) erweist. Als ständige Hochzeitsfarben gelten sie gepaart in Altbaiern und Oberfarben; die Gerte und der Säbelgriff des Hochzeitsladers ist roth und blau behändert. Bavaria 1, 390. 3, 333. In derselben Farbenpaarung erkennt ein aargauer Sprichwort den Inbegriff weiblicher Schönheit:

Roth und blau
git e schöni Bärefrau.

Im Spruchgedicht Von den (sechs) Farben, in Lachbergs Piederf. 1, 153 befragt eine Frau den Sänger um die Bedeutung der verschiedenen Farben in der Tracht der Männer, womit diese den Freundinnen ihre Gesinnung zu erkennen geben wollen. Der Sänger nennt darauf die Bedeutung einer jeden Farbe und beginnt mit der Grünen. Weil diese auch der Anfang der Frühlingszeit ist, so wird sie hier der Anfang aller Farbentracht

genannt, aus welcher alle übrigen Wahlfarben entspringen, mit-
hin ist sie die Farbe eines in seiner Wahl noch freien, von Liebe
noch unbezwungenen Herzens:

Grüns ist ein Anfang.

Wen lieb von lieb nie bezwang
von minne noch von fromen,
der lat sich in grünem schwen;
vnd künt die farb, daz er sy
noch herzeliches liebes fry
vnd nie kein lieb ze herzen hab geleit,
davon er nu grünes treit. —

Nach grüner Farbe mein Herz verlangt,
Da ich im Elend (Fremde) was;
Das ist der Liebe ein Anfang,
Necht so das grüne Gras.

Uhland, Volksl. no. 57.

Die zahlreichen Belegstellen aus mhd. Dichtern, wornach die
Ritter freien Herzens in grasgrünem Sammtkleid und auf in-
grünen Schabracken aufgeritten kommen, sind durch B. Zingerle
gesammelt in Pfeiffers Germania 9, 391. Die Farbe der Ge-
birgsflüsse ist grün, die durch Wälder gehenden Bäche spiegeln
den grünen Waldschatten zurück. Der finnische Wassergott Ahto
hat einen Grasbart, die slavischen Flußnixen sind grünhaarig,
in den Blättern der auf den Wellen blühenden Wasserlilien oder
Seerosen (Nymphen) wohnen die Wilden Weiber am Nymfensee,
auf den Weidenwipfeln die Saale- und Elsternixen. Wolf,
Beitr. 2, 282. 332. Der Zwerg trägt den Namen Grüner
Junge, Grüner Junfer, Schloßgrün (Naturmyth. S. 28. 63),
so lang er mit seinem Leben an den Wachsthum eines Bau-
mes gebunden ist; wird dieser Baum gefällt und dem Feuer
übergeben, so zieht auch der Zwerg statt des grünen Rößleins
ein rothes an und verwandelt sich aus einem Waldgeist in den
Haus- und Herdgeist, dessen Fußspur man alsdann in der frisch-
gestreuten Asche entdeckt. Aargau. Sag. 1, S. 305. So sind
denn auch die Leibfarben mehrerer Alpenländer übereinstimmend
grün, die Grundfarbe der Wald- und Wiesenvegetation wieder-

holend, in Tirol, Steiermark, im Badischen Schwarzwald, Solothurner-Schwarzbubenland und aargauischem Frickthal. Die Frickthalerin trägt grüne Tüppe und Brustkleid aus Einem Stück; die Bewohner daselbst von Magden und Wegenstetten, ebenso zu Dlsberg und Kaiseraugst, gehen vollständig grün und haben daher den Uebnamen Grünspechte. Des Freienamtes Landesfarbe ist Grün-roth-gelb; häufig noch sieht man sie in flammigen und gewellten Striemen an den ob den Fenstern emporgeschobnen Fälladen der Bauernhäuser angemalt. Dieses Farbendrei ist auch die Vereinsfarbe der ehemaligen helvetischen Studentenverbindungen gewesen. So sehr hängen die Tiroler an ihrem beiden Geschlechtern gemeinsamen grünen Filzhute, daß eine Weissagung unter ihnen umgeht: wenn einmal die Mannsbilder rothe Hüte tragen, werde ein großes Verderben nicht mehr ferne sein. In Reichenhall verursachte es daher keinen kleinen Schrecken, als vor etlichen Jahren ein Messgerknecht mit einem rothen Seidenhut von der Münchner Dult nach Hause kam. Steub, Bair. Hochland 1860, 365. Das Taufmahl wird im Freienamte mit grünem Salat oder Gemüse begonnen, zwischen jeder Trachtenschüssel steht ohnedies ein Blumenstock oder ein Strauß, denn der Täufling soll grünen: *crescat, floreat!* Ist der Schleier, unter welchem der Täufling zur Kirche getragen wird, roth oder weiß, so wird das Bauernfind später Glück haben in Tausch und Handel; ist er grün oder braun, so führt er einst einen glücklichen Haus- und Ehestand. Die Ehrenzeichen, die der bair. Hochzeitslader den Gästen übergiebt, sind ellenlange Bendel, grün, blau und roth; Die Männer schlingen sie um den Hut, die Weiber ans Schurzband. Bavaria 1, 396. Grün galt zugleich als Straffarbe und Abzeichen derjenigen, die ihre „Freiheit“ verscherzt hatten. Die Venuschwestern, welche „freie“ Frauen gewesen waren, hatten im Spinnhaus zu Hamburg grüne Zwangskleider. Antiquarius des Elbstromes 1741, 753. Die Galeerensträflinge zu Toulon tragen zum Zeichen zeitweiliger Haft rothe Mützen, grüne bei lebenslänglicher Verurtheilung. Im Jahre 1862 las daselbst Dr. Minnich an einem solchen mit grüner Mütze die Sträf-

lingsnummer 14,328. Reisebilder aus Spanien 1862, 22. Grün und gelb läuft des Neidischen Gesicht an, Neid heißt des Teufels Leibfarbe. Eine ebenso unleidliche Farbengliederung ist Grün-gelb-blau; gegen sie erklären sich schon Vridank 343 und der Renner 13970:

grüne, gel vnd weitin
sol die neitvarbe sin.

Die gelbe Farbe führt zunächst auf den Brautschuh, der in dem Blumennamen Frauenschühli, Muttergottespantöffelchen (cypripedium, trifolium melilotus) seine alte Bewährung hat. In der Domkirche Magdeburgs, welches selbst Parthenopolis und urbs virginum benannt ist, verwahrt man unter andern Reliquien die Schuhe, worin die Jungfrau Maria zu Elisabeth über das Gebirge gegangen. Antiquarius des Elbstromes 1741. Die Weiße Frau in Chorin ist an gelben Schuhen kenntlich. Kuhn, Märk. Sag. 190; die hl. Walpurgis trägt feurige. Vernaleken, Alpen sag. 92. Die weiße Jungfrau auf der thüringer Staufenburg trägt goldne Pantoffel; Sommer, Thüring. Sag. 13. Eine Kurmainzer Hexeninquisition v. J. 1624 (im German. Anzeiger 1865, S. 435) stellt die Untersuchungsfrage: Ob die Hexen auf Walpurgis ihre Zusammenkünfte abhalten und ob dabei ihre Zauberkönigin die Krone und den Goldschuh trage. Diese Schuhtracht ist diejenige der Liebes- und Frühlingsgöttin Ostara, welche tanzend, wie die griechischen Horen, den Tag und die Jahreszeit leichtfüßig heraufführt. Man besteigt daher in unsern Landschaften am Auffahrtstage die Bergspitzen, um zu sehen, wie die aufgehende Sonne dieses Tages ihre drei Freuden sprünge thue. In Oberbaiern wirft man die Wechtilbenkränze in das Oster- und Sonnwendfeuer; sie sind kirchlich geweiht und werden aus Gertrudenkraut und Frauenschühlein geflochten. Panzer, Bair. Sag. 1, 212. Neben den rothen Ostereiern färbt man ebenso die gelben, Sinnbilder der erneut durch die Adern der Erde strömenden Lebenswärme; sie sind dem Jüngling, der sie aus der Hand der Geliebten am Oftermontag empfängt, das sicherste Zeichen der Erhörung. Darum heißt die bei jeder ländlichen Hochzeit mit auftretende Züchtfrau (pronuba),

welche Sträußchen und Ziertücher an die Gäste zu vertheilen hat, die gäle Frau. „Von dem gälen Heurathschleyer, womit man im Böötierland die Braut verhüllet,“ spricht Joh. Fischart im Ehezuchtbüchlein (Straßburg, Caroli 1614) S. 4. Die schwäbische Brautführerin trägt den vorgeschriebnen „Kleesamenrock“, ein gelbliches, braungespreckeltes Festkleid, seit alter Zeit üblich. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 325.

In dem vorerwähnten Spruchgedichte Von den Farben (Ratzberg, Liederf. 1, S. 157) befragt hierauf die Frau den Sänger um den Sinn der gelben Farbe:

Dar nach die minniflich vil snel
 fraget nach der farwe Gel.
 Ich sprach, daz ist der minne solt,
 Das riche, minnifliche gold
 kündet, daz er sy gewert,
 wez er an seinem lieb ie begert.
 Si sprach, dem sitten trag ich haß,
 er solt es wol verswigen haß,
 wan ein minnifliches wib
 ir zarten minniflichen lib
 ir diener git für aigen,
 daz solt er nieman zaigen.

Da man also in dieser Farbe die erreichte Gewährung ankündigte und neue Anbeter lockte, so kam „dieses Gold der Minne“ nothwendig in Verruf und wurde gleichfalls zur öffentlichen Straf- und Schandfarbe. Anders Niemand, predigt der Franziskaner Berthold im 13. Jahrh., soll gelbes Gebände tragen oder mit gelben Schleiern gehen, als Südninnen, Dirnen in den Stadtgräben und Pfaffenweiber. Den Juden war ein gelber Ring auf dem Oberkleide, den feilen Frauen zu Meran durch dortiges Stadtrecht eine gelbe Masche auf ihren Schuhen vorgeschrieben, damit man sie erkenne. Zingerle in Pfeiffers German. 8, 498. Gleichwohl hatte sich i. J. 1503 der Geschmach hierin schon wieder verkehrt, wie der Berner Chronist Val. Anshelm 3, 246—249 bezeugt: So hat die geel farb, so vor Ju-

das hieß, anfangen und ist die gemeinest worden, der eine Schwyzergeel genempt.

Mit dieser eben geschilderten Farbensymbolik stimmt auch Hadamars v. d. Laber Gedicht Die Jagd der Minne, vollständig überein. Grün, sagt er hier, zeigt den Anfang der Minne an, Roth ein liebebrennendes Herz, Gelb die gewährte Gunst, Blau rechte Treue, Schwarz Liebesleid und Trauer. Durch Combination wurde sodann dieser Farbensprache noch weiteres Ausdrucksvermögen verliehen. Grün und blau galt den mittelalterlichen Stüzern als Anfang in Stätigkeit, Weiß und blau als stätes und gutes Liebesgedenken, Weiß und schwarz für gutes Andenken im Leid, Grau und grün für edle und schöne Liebe, Schwarz und grau als Leid nach Liebe, Blau und schwarz als stete Reue. Um dieses nun recht sinnreich auszudrücken, mußte der Rock aus verschiedenfarbigen Stücken zusammengenäht werden; man theilte die Farbe nach Länge oder Breite des Kleides mitten entzwei, hälftete die eine Seite wiederum quer in der Mitte und legte dabei die Streifen schräg. So wurde, sagt der Prediger Berthold, das Gewand in Flecke zerschnitten, hier das Rothe ins Weiße, dorten das Gelbe in das Grüne gewunden und gestrichen. Holland, Altd. Dichtkunst in Baiern 646 bis 648.

Deutsche Frauen vor dem Feinde.

Alles ergriff nun die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtling's,
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Gelstes.
Göthe's Herm. und Doroth. Gesang 6.

Erster Abschnitt.

**Das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeist, Feldprie-
sterin und Schildjungfrau. — Die Fahrennden Frauen im
Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dith-
marschen und Tirol.**

„In langen Haaren stecken auch Fechter.“

Die Walküren sind ursprünglich Gewittergöttinnen, kriegerisch gedachte Verkörperungen der nordischen Aequinoctialstürme. Ihr Wesen drückt vorwiegend die wilden winterlichen Verheerungsschrecken aus und erst später auch den Reiz des Frühlings, der auf jene folgt. Die Walküre trägt den unsichtbar machenden Helm, die Tarnkappe der finstern Wetterwolke, und schwingt den Speer des weithin zuckenden Flackerbliges. Um ihre Brust her liegt breit und blendend ein Harnisch: die das Firmament spaltende Lohe. Der Sturmwind ist ihr wieherndes Schnaubendes Roß, es ist geflügelt und springt zugleich in Donnergalopp; Feuer fährt aus seinem ehernen Huf, Regen quillt unter seinem Tritt, Hagel fällt aus seiner Mähne. Wenn der Donner die Heerpauke schlägt, der Wind die Kriegspfeife bläst, dann rücken die Walküren in zwei feuerträchtigen Wollenhaufen gegen einander heran und erfüllen den Luftraum mit einem tausendstimmigen rauhen Schlachtgeschrei. Weil sie im Gefolge des Kriegsgottes Odhin auf die Walstatt zur Leichenlese niederfahren, heißen sie zusammen Walküren, angelsächsisch Völcyrigean; ihre übrigen persönlichen Eigennamen, enthalten in der Edda und

wiederkehrend im Nationalepos, sprechen alle von Kampfgewühl und Waffenlärm. Die nordischen Namen Hildr, Gunnr und Gudhr, zusammen den Kampf bedeutend, wiederholen sich in den Heldengestalten unsrer epischen Frauen: Hildegunde, Hildegard, Suanhild, Sunihild, Wulfhild, Krimhild, Brunhild. Selbst des Arminius Gattin Thusnelde erklärt sich als eine ursprüngliche Thuffinhilda, das ist eine Bekämpferin der Thursen oder Riesen. Jedoch die Titanen werden des Donnergepolters im leeren Himmel und des Krieges auf der verödeten Erde zuletzt überdrüssig; dies geschieht, sobald die geläuterte Empfindung des Menschen nach inhalts- und seelenvolleren Göttern verlangt. Alsdann wandelt sich die Walküre in eine himmlische Schildjungfrau um, die sich unter den Helden des Landes einen Freund erwählt, ihn als Schutzgeist in allen Gefahren umschwebt und in seiner letzten unabwendbaren Noth, auf ihre eigne Unsterblichkeit verzichtend, selber den Tod mit ihm theilt. Das Germanenweib, das beim Ehebündnisse das Gelübde eingeht, mit ihrem Manne zu leben und zu sterben, hatte sich in diesem eben entworfenen Bilde der himmlischen Schildjungfrau selbst abgezeichnet, es war daher nur noch ein nächster Schritt zu dem weiteren Glauben zu thun, daß auch das irdische Weib der kriegerische Gefolgsgeist der Helden und eine Walküre zu werden vermöchte, wenn sie ihre Jungfräulichkeit bewahren würde. Von solchen Heldenjungfrauen berichten früheste Traditionen, und sogar durch die jetzt noch lebende Sage geht eine Erinnerung an sie fort. Aus der Reihe fast zahlloser Beispiele, die hier zu Gebote stehen, seien hier nur zwei in Kürze ausgehoben, weil das eine am Anbeginn der altnordischen Geschichte steht, das andere aber jetzt noch an Ort und Stelle fortlebt. Die nordische Brawallaschlacht ist eine halb mythische, halb historische Begebenheit, die auf das Jahr 740 nach Chr. angesetzt wird. Ihr Schauplatz war die breite ostgothländische Meeresbucht Brawik, wo später Norrköping angelegt wurde. Hier grenzte Harald's, des Dänenkönigs Reich zusammen mit dem Gebiete seines Gegners, des Upsalkönigs Sigurd Ring. Auf Harald's Seite fochten Dänen, Sachsen, Friesen und Wenden; in König

King's Heere standen Schweden, Norweger, Aurländer, Finnen. Die Schildjungfrau Urfina, die das Dänenbanner trug, verlor im Schwertkampfe die linke Hand; die Wendenfürherin Weborg wurde zusammengehauen, Harald selbst fiel. Auf der Bravallahöhe sollen auch jene Smaländer Frauen aus dem Wärendbistricte mitgefochten haben, von denen in dem sogleich nachfolgenden Abschnitte: Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts, noch besonders gehandelt wird (A. M. Strinneholm, Wikingszüge der Scandinavier, übers. von Frisch, Hamb. 1839. 2, 296). Aus mündlicher Ueberlieferung hat Wolf in seinen Deutschen Märchen und Sagen (1845, no. 437) folgendes schöne Bild einer Walküre mitgetheilt. Das feste Schloß Ziegenberg, welsch Chevreumont genannt, eine Meile von Lüttich auf einem gleichnamigen Berge gelegen, wurde von dem Bischof von Lüttich nach langem Widerstande erstürmt, der Burgherr in die Flucht getrieben und sein Weib nach heldenmüthiger Gegenwehr in einen tiefen Brunnen gestürzt. Bald jedoch erhob sie sich auf wunderbare Weise aus demselben, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, belebte durch ihre Unerforschlichkeit den Muth der Knapen aufs Neue und behielt die Oberhand. Der Bischof mit seinen Pfaffenknechten mußte das Weite suchen.

Da die Germanenjungfrau zum Priesteramte befugt war und damit ein Mittel besaß, auf die Entschlüsse des Volkes einen momentanen Einfluß auszuüben, so wird die ungenaue Kunde hievon bei den Römern wohl die Meinung von dem wirklichen Bestande germanischer Frauenstaaten veranlaßt haben; wenigstens redet Tacitus (Germ. c. 45) mit fühlbarer politischer Verachtung von dem Stamme der Sitonen: die sich darin unterscheiden, daß ein Weib bei ihnen herrscht, so sehr sind sie in Knechtschaft ausgeartet. Hätte hier der römische Geschichtschreiber sich zugleich der altgriechischen Tempelstaaten erinnert, die von jungfräulichen Priesterinnen zwar nicht politisch, wohl aber sittlich beherrscht waren, so würde er seinen Abscheu gegen die „weibischen“ Sitonen ermäßigt, ja wohl gar in ihr Lob umgewendet haben. Hatten doch auch die althellenischen Priesterinnen ihre im Staate bevorzugte Stellung einem bei vor-

ausgegangenen Staatsgefahren erworbenen Waffenerfolge zu verdanken. Die Frauen zu Tegea begiengen alljährlich zu Ehren des Kriegsgottes Ares ein Opferfest, von welchem alle Männer ausgeschlossen waren; Ares selbst hieß davon der Frauengast, Gynäiothoas. Diesen Vorzug genossen sie seit dem Siege, welchen sie unter Marpeffas Anführung über die Lakedämonier erfochten hatten. So bestand auch das Argiver Weiberfest am ersten Tage jedes Neumondes, seitdem die Frauen von Argos den Spartanerkönig Kleomenes, der ihre Stadt zu stürmen kam, ohne Manneshülfe abgetrieben hatten. Am Festtage gien-gen sie dann männlich ohne Schleier einher. Selbst die Amazonen waren nichts anderes, als die Hierodulen der jungfräulichen Kriegsgöttin Artemis Amazon und nach dieser Göttin zubenannt. Denn das bleibende Kennzeichen der jungfräulich wehrhaften Göttin ist ihr Kriegsgürtel, den sie nicht wie die griechischen Frauen unmittelbar unter der Brust, sondern als Bendengurt trägt. Dieser Gurt ist auch im Kostüm der mann-losen Amazonen das stehende Symbol, und dahin erklärt sich ihre Sage bei Pausanias (4, 31), sie hätten die berühmte Statue der Ephesischen Artemis errichtet und unter priesterlichen Chorliedern umtanz. Als Siegfried der Schlachtenjungfrau Brunhilde den Gürtel entrißen hat, ist sie schwach wie ein anderes Weib; und so wird auch der Amazonenkönigin Hippolyte sternenseßter Gürtel durch Herakles erobert. Des Weibes Stärke ist ihre Keuschheit. Mit diesem großsinnigen Urtheil des Alterthums stimmen unsere deutschen Autoren aus der rüstigen, gesunden Zeit des Mittelalters instinktiv überein, ohne daß sie unsern ganzen Braß philologischer Antiquitäten vorher dazu eingekammelt hatten. Konrad von Meigenberg kommt in seinem Buch der Natur, gedruckt 1499 bei Schönsperger in Augsburg, noch auf der Schlußseite auf die Amazonen zurück und erklärt sich deren wunderbare Stärke mit derjenigen in manchen Thiergattungen: do sind die Sy auch sterker dann die Er. Die Amazonen-Erziehung aber hatte M. Cyriac. Spangenberg im Adelspiegel 1591, Bl. 447^b folgender Maßen sich ausgemalt. „Ihre junge Töchterlein gewehneten sie von Kindheit auf, mit

auf Stälen zu sitzen, den Rocken zu zausen und Spindeln zu drehen, viel weniger am Tanz herum zu schwangeltren, sondern auf Rossen zu reiten, Harnisch zu führen, lange Spieße zu schwingen und den Bogen zu ziehen und also ehe lernen einem eine Maulschelle denn einen Kuß zu geben.“ Schweigen dann die Waffen wieder und die kriegsgegürtete Amazone wandelt sich in eine schwanenweiße Kara um, die ihrem Helgi zu Liebe ein irdisches Weib wird mit dem Himmel im Herzen, so trifft der Spruch im Eidersaal zu:

Den besten Gürtel, den ein Mann
Einsmals um sich gürten kann,
Der ist von weißen Armen blank
Eins Bülen minniglich Umfang.

Von diesem kriegerischen und priesterlichen Rang, der dem Weibe in der Vorzeit zukam, schreiben sich die Sonderrechte her, welche die Frauen verschiedener Landschaften übereinstimmend befaßen haben oder auch noch besitzen. Es ist eine bekannte Redensart: in der Weiberfasnacht haben die Weiber das Regiment. Sie haben aber dasselbe ebenso zu andern Zeiten des Jahres in privilegirter Herkömmlichkeit. Dann feiern sie, ihre Männer dagegen arbeiten oder dienen. In Brüssel läutet man am 19. Januar Abends mit allen Glocken stundenlang; dies ist der Frauenabend, an dem ein jeder Hausvater seine Frau bewirthen muß. In Nordbrabant steht am Koppelmontag den Weibern alle häusliche Autorität unumschränkt zu. Wolf, Ndl. Sag. 90. 116. 543. In einzelnen Gegenden der Eifel, in Baiern, Schwaben, Tirol und der Schweiz verfügen sie am Weibertag über ihre ganze Gemeinde. Der Wald muß seinen schönsten Matbaum, die Almende ihre Wiese hergeben zum Tanz der Weiberzunft, der Rebberg seinen Wein, jede Haushaltung ein Huhn und die Dorflasse einige Reichthaler für den Schmauß. So haben sie zu schwäbisch Weilheim jeden Frühling ihren Weibertrunk, zu Dornhau ihren Schoppen, und dies aus dem besondern Grunde, daß sie in uralten Zeiten einmal sich vor den Wagen einer hier durchfahrenden Gräfin gespannt hatten (Meier, Schwäb. Sag. 377. 379). In den

Thüringer Orten um Hienstadt versammelte man sich am Himmelfahrtstage um den Gemeindebrunnen und während die herkömmlichen sieben Rinkeimer Bier stiftungsgemäß vertrunken wurden, verlas man dazu ein altes Mandat des Inhaltes, daß dies Fest und des Dorfes Steuerfreiheit von der Königin Elisabeth oder einer Gräfin von Mannsfeld gestiftet und dabei einbedungen worden sei, die Gemeinde müsse in jedem Unterlassungsfalle ein vierspänniges Fuder Semmeln an die Obrigkeit entrichten. Sommer, Thüring. Sag. 149. Erst seit unserm Jahrhundert haben viele dieser Bräuche durch polizeiliches Einschreiten ihr Ende genommen. Unter diesen Königinnen und Gräfinnen sind die alten Frühlingsgöttinnen zu verstehen, die bei Tacitus Isis und Nerthus heißen; ihr Durchzug durchs Dorf versinnlicht die alte Tempelprozession, die vor den Wagen gespannten Frauen sind der Göttin Priesterinnen, und in den Namen Weibertrunk, Schoppen und Rinkeimer ist das auf der Gottheit Namen vorgeschriebne Opfer und Minnetrinken enthalten.

Unter lang andauernden Kriegen wird die gute Sitte zur Karrikatur und das mannhafte Weib zum rohen Mannweib; es entstehen die fahrenden Frauen, das zuchtlose Gefolge der Söldnerheere. An die Stelle des patriotischen Kriegesliedes tritt das Lied der Marktetenderin, so wie es Egmonts Klärchen singt:

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus'
Mit muthigem Schritt,
Gieng' durch die Provinzen,
Gieng' überall mit.

Als die Berner i. J. 1339 sich marschfertig machten, um ihr vom Waatländer Adel belagertes Städtchen Laupen entweder zu entsetzen oder dorten dem Feind die Schlacht anzubieten, mußte der Rath, der die Raschheit der Unternehmung nicht durch einen zu großen Troß hemmen lassen wollte, durch ein besonderes Mandat den Frauen verbieten, mitzuziehen: Welch frau hüt' zu dem thor üsgât, ir leben verlieren sol. Davon hatte der Feind bereits Kunde und schrie den anrückenden Bernern höhniisch zu: Jr sind wol halbe weibe! Der Ritter Runo von Rinkenberk aber erwiederte: Nu han wir doch

nach mannes art ouch einen bart. Eidgenöß. Fiederchronik 292. 298. Sylberisens handschriftl. Schweizer Chronik, fol. 2, Bl. 213 (auf der Aargau. Biblioth.) kommt in der Beschreibung der Schlacht von Murten auf die im Lager Karls des Kühnen vorgefundene Beute: da was ouch ein troß von mer dann brütusent gemeiner vnd varender frouwen. Da was gut spil. Vnder jnen waren die sich in harnisch angeleit hatten, dero wurden ouch etlich vnerkant erstochen, 1c. — So weit gieng damals die weibliche Keisläuferei, daß in Bruder Paulis Schimpf und Ernst, fol. XCIII^b. das Sprichwort drüber steht: wenn zehntausent reiffiger seind, so seind zwanzigtausent megen darbey. Doch so oft schon der zwecklose Pöbel vom Schwert gefressen worden ist, so ist noch immer jene unentnernte Volkskraft übrig geblieben, die auf sich und ihr angebornes Recht allein vertrauend, auch vor der Uebermacht des Eroberers sich nicht beugt und schließlich gegen ihn das Feld behält. Und in dem Maße ein Land an Umfang klein und die Gefahr, von der es bedroht wird, groß und allgemein ist, wird in der höchsten Noth auch stets das schwache Weib bei der allgemeinen Vertheidigung mit theilhaftig sein, entweder indem sie die Mauern schützt, wenn die Männer ausgezogen sind, oder draußen bei Mann und Bruder steht, wo diese fechtend den letzten Heimsort dem Feinde streitig machen. Denn eine allgemeine, plötzlich losbrechende Gefahr hebt den Unterschied aller Lebensalter, Stände und Geschlechter momentan auf. Die äußerste deutsche Meeresküste und der innerste Alpenwinkel ist zu zweien malen, zuletzt noch vor unsern eignen Augen, eine Kriegsbühne gewesen, auf welcher die Ausdauer der deutschen Frauen den höchsten Heldenpreis gewann. Aus diesen Kämpfen folgen hier zum Schlusse zwei Scenen; die ältere Begebenheit, die in Friesland handelt, macht das Ende, die jüngere aus Tirol steht voran.

Während des Unabhängigkeitskrieges der Tiroler i. J. 1809 gegen die bairisch-französische Armee wußte man es im Lande nicht anders, als daß die Weiber und Mädchen diejenigen Hülfsleistungen thaten, zu denen man sonst keine Mannschaft übrig hatte. Sie übernahmen Boten- und Späherdienste, hü-

teten die Schlichwege, brachten frische Munition ins Gefecht, trugen die Verwundeten hinweg; Hunderte standen mit im Feuer, deren Namen Niemand je gehört hat. So ist auch „das Marelle aus dem Passelerthal“ nur mit diesem ihrem Vornamen übrig, jenes unerschrockne junge Mädchen, das den Angriff bei Sterzing gegen die von Brede kommandirten Baiern mitmachte. Als die feindlichen Geschützflugeln einschlugen, und die Thrigen stuzten, schob sie einen Heuwagen als Schanze vor sich her, munter den Burschen zurufend: Schauets, ihr Buben, ihr braucht euch nicht zu fürchten vor diesen bairischen Dampfnudeln, die thun keinen Schaden, nur frisch drauf los!

Die folgende Mittheilung gehört der plattdeutschen Chronik an, welche Neocorus über das Dithmarschenland geschrieben hat, und ist nur durch einen charakteristischen Nebenzug aus Müllenhoff's Schleswig. Sagen vervollständigt.

Die Unabhängigkeitsgeschichte der tapfern Dithmarschen ist durch die Schlacht bei Hemmingstedt am 17. Febr. 1500 besiegelt worden. König Johann I. von Dänemark und Norwegen glaubte dieses Völklein unterjochen zu können und war mit seiner Schwarzen Garde unerwartet in den Landstrich zwischen den Mündungen der Elbe und Eider eingebrochen. In Meldorf, dem zuerst überfallnen Orte, feierte man, keines Angriffes gewärtig, eben eine Hochzeit. Schnell warfen 300 Bauern eine Schanze auf und hielten hier den ersten Ansturm aus. Die Jungfrau Telse Wollerfien, eine Tochter des Olbe Kumpen Hans aus dem Wollerfiengeschlechte, band ein Tuch an die Stange und trug es ihren Leuten als Fahne vor. Die Weiber rissen die Grütztöpfe vom Feuer und schmissen links und rechts den heißen Brei den Dänen um die Ohren. Nach einem herben Verzweiflungskampfe wich der übermüthige Feind, wurde aber fliehend noch von den Meeresfluthen erreicht, welche die Bauern nach Durchstechung der Deiche hereinließen. Nur die schnellste Flucht rettete den König, der Danebrog selbst, die dänische Reichsfahne, gieng verloren; viele tausend Feinde kamen jenes Tages durch's Schwert, oder in den Sümpfen und Fluthen um. Nach einem halben Jahrhundert hatte der Feind die empfangene Lehre wieder ver-

geffen. Der Dänenkönig Friedrich II. verbunden mit den Holsteiner Herzogen Johann und Adolf, rückten mit drei Heeresabtheilungen am 17. Mai 1559 gegen Meldorf und Busen. Im letzteren Orte hatte der Schüler Nikolaus Simonius von Sunderborch einige berittene Knaben zusammengebracht und hielt mit ihnen Wache. Als der Feind wuchs, stellte er auch beherzte Frauen hinter den Damm dazu. Sie trugen Spieße und Gabeln, und wenn ihre weißen Kopftücher über den Wall hervorblickten, konnte der Feind vermuthen, hier ständen geharnischte Knechte. Heran, heran! rief unterweilen oben auf dem Deiche Simonius seinen wenigen Reiterknaben zu, als wollte er den Ausfall beginnen. Da ließ der getäuschte Feind das geraubte Vieh wieder fahren, suchte schnell die Rähne auf und rückte über die Eider zurück. Der Sturm auf Meldorf wurde jenes Tages gleichfalls abgeschlagen. Dabei hat ein Weib zwei Kriegsknechte mit einem Brodmesser erstochen, ein anderes ihrer drei mit einer Futtergabel; andere Frauen hatten Harnische oder Mannskleider angethan und wurden unter den Erschlagenen im Vordertreffen todt gefunden. — Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war dem zarten Geschlechte daselbst seine Mannhaftigkeit verblieben. Als da der Dänenkönig das Land bereifte und ihm in jedem Dorfe Mann und Weib bewaffnet entgegen trat, sagte man ihm auf seine Frage, warum sie zusammenliefen: Um des Feindes willen. Und da er die Frauen vorn an der Spitze gewahrte mit Furken und Staken, sprach er: Nun hab ich's mit meinen eignen Augen gesehen, daß die Dithmarschen Frauen rechtschaffne ernste Frauen sind und muß sie darum preisen! — An diese Ereignisse zurück denkend und zugleich an unsre eigne schwere, opfervolle Gegenwart, sagt Weinhold in seiner Geschichte der deutschen Frauen: „Was die Frauen Holsteins und Schlesiens in der neuesten Zeit für das Vaterland thaten und litten, möge eine Leuchte in der Nacht sein. Deutscher Frauen Herrlichkeit wird nicht erlöschen.“

Zweiter Abschnitt.

Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts.

Bis auf unsere Tage ist in verschiednen Landschaften und Orten dem weiblichen Geschlechte bald ein kirchliches, bald ein bürgerliches Vorrecht vor der männlichen Bevölkerung altherkömmlich eingeräumt, und der Bürger beschäftigt sich öfters mit der Frage, woher ein solches dem allgemeinen Landesgesetze oder dem allgemein herrschenden Brauche widersprechendes Statut und Sonderrecht seinen Ursprung habe. Einstimmig ist man der Meinung, dasselbe sei ein Lohn der von den Frauen dieser Ortschaften in den Zeiten allgemeiner Gefahr bewiesnen patriotischen Großherzigkeit, ihrer Glaubensstreue bei Religionsgefahren, ihrer Entschlossenheit und Tapferkeit in Bürgerkriegen und bei feindlichen Invasionen. Die specielle Begebenheit selbst pflegen die Ortschronisten der Reihe nach gewöhnlich im Reformations- und Schwedenkriege zu suchen, weil die örtliche geschichtliche Erinnerung durchschnittlich nicht weiter als bis zu diesem Zeitpunkt zurückreicht. In der Schweiz hingegen, wo die Geschichtsschreibung selbst schon älter ist, verlegt man den Ursprung desselben Brauches bald zwar auch auf dieselben Perioden der Glaubenszermürbnisse, bald aber sowohl in die frühesten, als auch in die spätesten Unabhängigkeitskämpfe dieses Landes, so daß hier den Frauen von den Habsburger Kaisern an bis auf den Einbruch der Neufranken reichliche Gelegenheit gegeben gewesen ist, im Kampfe gegen den Feind der Freiheit sich Ruhm und Ehrenrechte zu erwerben. Doch eben diese mit allem Ernste der geschichtlichen Wahrheit erzählten Handstreich, die den Schweizer Frauen gelungen, erzählt auch der von ihnen überwundene Feind zu

seiner eignen Frauen Kriegeruhm und schöpft diesen dasselbe Sonderrecht daraus, ja wenn man hier für den errungenen Sieg die Frauen belohnt, so werden gleichzeitig jene dorten nach der erlittenen Niederlage nicht minder hoch ausgezeichnet. Das Frauenvorrecht bei Freund und Feind kann also schon nicht mehr aus einem solchen Einzelvorfall entsprungen sein, den man dafür geschichtlich anzusehen pflegt, und demnach muß auch die ganze Frage anders gestellt werden. Während man bis jetzt zu wissen verlangt hat, seit welchem besondern Kriegsvorfall das Weib örtliche Vorrechte vor dem Manne besitze, fragt es sich jetzt: Aus welchen Gründen war das Weib im altdeutschen Rechte dem Manne gleichgestellt?

Doch der Leser wünscht vor allem die Ereignisse selbst kennen zu lernen, in denen die oberdeutschen Frauen sich ihren bis heute dauernden Kriegeruhm erworben haben. Sie beginnen herkömmlich mit dem Schwedenkriege und reichen bis auf Napoleon. Alle dienen sie schließlich dazu, dem Deutschen das humanste Gesetz der germanischen Urzeit ins Gedächtniß zurück zu rufen, das der Gleichberechtigung der Geschlechter.

Als die Schweden im dreißigjährigen Kriege ins tiroler Zechthal einfielen und bis auf den Hohenrain bei Elm vordrangen, erkannten die Zechthaler Weiber eine List, die den augenblicklichen Rückzug des Feindes zur Folge hatte. Sie lasen auf dem Felde die Heinen zusammen, Pfähle mit Quersprossen, an die man das frisch geschnittne Heu und Korn zum Trocknen hängt, steckten sie an einem Hügel in großer Menge geordnet auf, bekleideten sie wie eine militärisch aufgestellte Schaar und schürten rings im Felde Feuer an. Als der Feind jene vermeintliche handfeste Kriegerreihe und die zahllosen Feuer von Weirachen erblickte, ließ er sich ins Bodschhorn jagen und marschierte ab. (Zingerle, Tirol Sag. no. 712.) Vor der Reichsstadt Ravensburg erschien er hierauf 32 Regimente stark unter Wrangel i. J. 1646. Doch ehe er sich gesammelt hatte, waren die Ravensburgerinnen bewaffnet einem Trupp entgegen gezogen, der sie in ihren weißen Tüppen für Kaiserliche hielt und die Flucht ergriff. Allein sie holten ihn ein und vernich-

teten ihn. So berichtet eine Ravensburger Gelegenheitschrift v. J. 1837: Zwiegespräch zwischen dem Mehlsack- und dem Blaserthurm, Döcklerische Druckerei, pag. 13. — Noch übler spielten damals die Frauen des Bregenzer Waldes den Schweden mit. Trotzdem daß Brangel und Torstenson zusammen daselbst das Kommando führten, wurde ein Regiment bei Fellenbach von den Weibern beschlichen und gänzlich aufgerieben. Noch immer heißt daselbst die blutgetränkte Stelle die Rothe Ed, denn nicht ein Mann soll entkommen sein. Es war den 4. Januar 1674. Alljährlich an jedem vierten Januar verkündet ein Glodenzeichen den Gemeinden zu Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg die Befreiungstunde. Seitdem ist den Weibern im Bregenzer Walde sowie im Lechtale die Ehre verblieben, bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Vortritt vor den Männern zu haben; es gehen die Mädchen beim täglichen Gottesdienste den Knaben voran, und beim Hochamt zum Opfer die Frauen den Männern. Noch weiter im Vorarlberg und im Wallgau gilt derselbe Kirchenbrauch, obwohl man seinen Ursprung dorten mehrfach anders erklärt und auf die Zeiten des Schwabenkriegs oder auch der schweizerisch-appenzellischen Kämpfe zurückführt. Daher kommt es, daß in der Stadt Bregenz noch heutigen Tages (1859) die Ehrgutta ihre besondere Rolle spielt; denn von Martini bis Lichtmeß, vom 11. November bis 2. Februar, rufen daselbst die Nachtwächter um neun Uhr Abends „Ehrgutt“, Ehrgutt!“ Es wäre dieser Name vielleicht mit „Ehre sei Gott“ zu übersetzen, er wird aber nichts desto weniger auf eine Bäuerin aus Ramlwil bezogen, welche während der Appenzellerkriege mit eigner Lebensgefahr die Stadt vor einem Ueberfalle rettete und Ursache der empfindlichen Niederlage wurde, welche die Appenzeller vor den Mauern der Stadt 1407 erlitten. Die That ist archaisch nicht nachgewiesen, dichterisch aber um so öfter besungen und das Volk glaubt in einem verstümmelten römischen Monument daselbst, welches die Göttin Epona vorstellt, sogar einen der Ehrgutta gesetzten Gedenkstein zu sehen. Schnars, der Bodensee, 2te Aufl. 12 und 45. Von den Weibern zu Gödis im Wallgau erzählt man, daß sie während des Schwabenkrieges

im Felde gestanden und namentlich an der Schlacht zu Fraßenztheil genommen hätten; aber trotzdem, daß sie dorten sammt dem kaiserlichen Heere den Eidgenossen unterlagen, leitet man doch davon das Göviser Frauenrecht her, das Rosenkranzgebet in der Kirche vorsprechen zu dürfen, während sonst überall die Männer rituell den Gebetsanfang machen (Archiv der Geschichte 14, 118). Die oberfränkische Stadt Kronach hatte erstlich im Hussitenkriege, hierauf im Bauernkriege, letztlich auch gegen die Schweden so standhafte Gegenwehr geleistet, daß der Ort gegenüber dem dreifachen Feind uneinnehmbar und jungfräulich geblieben ist; dies mißt man hier besonders den Bürgerfrauen bei. Dreimal warfen sie den Sturm der Schweden i. J. 1632 zurück, zweimal hernach i. J. 1633 und noch einmal im darauf folgenden Jahre. Dafür verlieh ihnen der Bischof das Wappen mit der Mauerkrone; der Kaiser erlaubte ihnen die Ehrentracht des spanischen Hoffleides und schenkte dazu die goldnen Halsketten, und wenn alljährlich der Ort das Erinnerungsfest an jene Kriegsnoth kirchlich feiert, so ist den Frauen dabei die Ehre des Vortritts eingeräumt. Bavaria 3, Abth. 2, 714. Im Eichstädtischen Pfarrdorse Pfrauenfeld und in dem Filialdorse Hagau bei Wemding, haben die Weiber ihre Kirchenstühle auf der Evangelienseite; es heißt deshalb, weil sie während der Reformationsunruhen ihre Männer zu zwingen wußten, katholisch zu bleiben. Die Ursache muß jedoch auch hier eine ältere sein, denn es ist historisch gewiß, daß Pfrauenfeld nie lutherisch, Hagau dagegen wirklich längere Zeit reformirt war. Pfeiffer, Germania 6, 468. Die Weiber in württembergisch Hohenstatt haben das Recht, beim kirchlichen Opfer den Gang zu eröffnen, weil sie den Dr. Luther, als er in ihrer Kirche predigen wollte, mit Besen bis nach Mühlhausen gejagt haben. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 330. Das gerade Gegentheil dieses Grundes hat in der Bernischen Stadt Biel dazu gedient, die dortigen Frauen auszuzeichnen. Hier hat der Reformator Thomas Wittenbach in Anerkennung der eifrigen und muthvollen Unterstützung, die ihm durch die Bielerinnen zu Theil geworden war, denselben den Vortritt vor den Männern beim hl. Nachtmahl

gegeben, ein Brauch, welcher daselbst erst vor drei Jahrzehnten in seinem Ursprunge verkannt und abgeschafft worden ist.

Es ist das Bedürfniß religiöser Rechtgläubigkeit ein so hervortretender Zug des weiblichen Charakters, daß die historische Thatsächlichkeit von einzelnen dieser eben erwähnten Anecdoten, auch wenn manches darunter weniger genau dokumentirt wäre, sich nicht bezweifeln läßt, und selbst die größten Züge des Fanatismus, die sich dabei eingemischt haben, werden nicht bloß von der Ortsfrage erzählt, sondern auch durch die Lokalgeschichte nur allzureichlich bestätigt. Mit Steinen bewaffnet standen die Appenzellerinnen Inner-Rhodens in den vordersten Reihen, als es einen Ausmarsch galt gegen diejenigen, die sich in Außer-Rhoden auf die reformirte Seite geschlagen hatten. Die Bündner Weiber in Untervaz überfielen den Pfarrer A. Porta, als er bei ihnen die erste evangelische Predigt abzuhalten hatte, warfen ihn zu Boden und rissen ihm den Bart aus (Leonhardt, Bündner Vierteljahrschrift 1852, 53). Jedoch alle solche Explosionen bald des Frauenmuthes, bald der Frauenwuth zur Vertilgung eines politischen oder eines kirchlichen Widersachers sind nicht hinreichend, um ein Frauenrecht zu erklären, das bis auf die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht, das im deutschen Norden und Süden gleichmäßig bürgerliche Giltigkeit hatte und in beiden Confessionen einheimisch geworden ist, das schließlich die politischen und die Religionskriege überdauert hat und in manchen Orten sogar erst an der Schwelle unseres Jahrhunderts als angeblich neues Statut wieder entstanden ist. Letzteres ist freilich bloß eine Selbsttäuschung des heutigen Volksgedächtnisses, ein Verwechseln des alten, jetzt nur wieder erweckten Brauches mit einer angeblich neugeschaffenen Sagung. Eben darum folgen hier zum Schlusse noch zwei Erzählungen solcher Art, in denen die einzelnen Merkmale aller schon voraus erwähnten wie in einem Musterbeispiele beisammen liegen. Sie gehören beide der politischen Geschichte der neuesten Zeit an und enthalten zugleich echtmythische Züge der ältesten. Sie erzählen, wie zwei Confessionen Einer Landschaft sich bis zu Feldschlachten bekriegen und wie dabei der letzte entscheidende

Waffenerfolg doch nur vom schwachen Weibe ausgeht. Jenes kirchliche und bürgerliche Vorrecht, das eine Landschaft der andern mißgönnt, und um welches man eben bis aufs Blut gekämpft hat, räumen sie dann beiderseits, der siegende Theil und der besiegte, ihren Weibern ein, ihnen lassen sie den bürgerlichen Vorrang, ihnen lassen sie sogar vor Gott die Ehre.

Das aargauische Pfarrdorf Seengen am Hallwiler-See gehört schon seit den Zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts der Reformation an. Den Grund, warum die Frauen dieser Gemeinde bei Austheilung des Abendmahls vor den Männern zum Altar treten, sucht man daselbst in einer Begebenheit aus der Zeit des zweiten Vilmergner Treffens 1712, in welchem bekanntlich die katholischen Schweizerkantone, zehntausend Mann stark, von den Bernern aufs Haupt geschlagen worden sind. Das reformirte Seengen reicht mit seinem Gemeindebann hart an die Grenze des katholischen Freienamtes, einer Landschaft, die zu jener Zeit der besondere Brennpunkt der katholischen Agitation und schließlich auch der Schauplatz der Schlacht selbst gewesen ist. Um so mehr hatte Seengen damals gegen einen Ueberfall aus dem Freienamte her auf der Hut zu sein; der Gegner ließ mit Sengen und Brennen drohen. Allein was war im Dorfe dagegen zu thun, wo die jüngere Mannschaft als „Auszügler“ bereits mit der Armee der Berner abmarschirt war und die Alten unter dem Landsturm standen. Die Weiber bildeten daher eine Dorfswache, ja sie giengen sogar nicht anders als in Schaaren und bewaffnet zur Feldarbeit. Während sie nun an einem Sulitage beisammen in den Matten heuen, läßt sich auf der nächsten Anhöhe ein Trupp Reiter blicken, es sind feindliche Dragoner, auf die Spähe über den Berg herüber geschickt. Den klugen Frauen gelingt es sie zu umgehen; sie werden von den Rossen gestochen oder mit dem Karst erschlagen. Nun ist die Frauencompagnie mit einem male in Besitz ordonnanzmäßig gesattelter Roffe. Ein paar von ihnen reiten unverweilt als Stafette zu den Berner Vorposten, melden das Ereigniß und verlangen ein schleuniges Vorrücken. Die Uebrigen stecken ihre rothen Tüppen als Fahne auf die Heugabel,

besteigen in ihren weißen Unterkleidern und hemdärmelig das Roß, das weiße Kopftuch über das Haar geworfen, und kommen so durch den Tannenwald unbemerkt gegen Sarmenstorf herangeritten, dem ersten katholischen Grenzdorfe. Die feindliche Besatzung, die hier liegt, soll durch diese niegelehnte Erscheinung erschreckt und aus einander getrieben werden, der blinde Schrecken, rasch durchs Land laufend, wird den nachrückenden Bernertruppen den Weg ebnen. Dies ist der Plan der Frauen, dies macht sie fest und kühn. Allein nicht jeder Gegner wird so leicht zu bethören sein, die Berner Mannschaft kann gleichfalls der Weiberstafette mißtrauen und ausbleiben, dann sind sie das Opfer ihrer Verwegenheit; dies macht ihr Herz weich und gottergeben. Darum brechen sie in kein Kriegsgeschrei aus, sie stimmen mit einander einen reformirten Kirchenpsalm an. Die Sarmenstorfer gewahren von Ferne die rothen Fahnen, die weißen Talare, die wehenden Kopftücher, blankarmige bartlose Jugendgestalten, vom Rosse herab feierliche Choräle singend. Das sind die Engel vom Himmel, die Vorboten des göttlichen Strafgerichtes! die Heiligen selbst sind gegen uns! so rief das getäuschte Volk und riß die Vorposten mit sich in die Flucht. Die Kunde, es habe der Herr vom reformirten Aargau herüber seine Gerichtsenkel gegen das Freienamt ausgesendet, durchlief das ganze katholische Heer. Gleichzeitig begannen die Berner den Angriff und zersprengten es noch an jenem Nachmittage des 25. Sult, über zweitausend Todte ließ es auf der Walsstatt zurück. An diesen Sieg knüpfen die Seenger Frauen bis auf heute den Ursprung ihres Ehrenrechtes beim reformirten Gottesdienste.

Damit nun aber die Aargauer Frauen aus der katholischen Nachbarschaft bei solcher Bevorzugung nicht leer ausgehen, so hat uns das Freienamt, das diese Niederlage erlitten, andere kriegerische Erfolge von noch neuerem Datum zu erzählen als Grund der öffentlichen Auszeichnung, die den Freienämterinnen zu Theil wird.

In den Bezirken von Muri und Bremgarten wird bei allen kirchlichen Gelegenheiten den Weibern der Vortritt gelassen.

Diese bilden bei der großen Fronleichnamsprozession die Spitze des Zuges, sie verlassen beim Gottesdienst zuerst die Kirche, auch bei jeder Seelenmesse treten sie nach dem Requiem zuerst ab und begeben sich zuerst hinaus ans neue Grab. So vielerlei Ortschaften dies hier thun, so mancherlei Gründe hiefür hört man, doch zusammen beziehen sie sich auf dieselbe Zeit von 1798, da die Franzosen in die Schweiz einfielen und diese den Neuerungen besonders abholde Landschaft an der mittleren Reuß schwer heimsuchten. Von Hagglingen an bei Lenzburg, bis an die Grenze des Zugerlandes erhob sich damals das Freiamt gegen die Armee der neufränkischen Undchristen, einen Tag lang (26. April) hielten bei Dottikon etwa eintausend tropiger Bauern, meistens nur mit Prügeln versehen, gegen fränkisches Fußvolk aus, bis ein heranreitendes Husaren-Detachement sie zersprengte. Das Volk hieb gefangene Feinde in Stücke, die Schwerverwundeten wurden grausam verstümmelt. Die erbitterten Franken vergaltens Gleiches mit Gleichem und plünderten Dörfer und Kirchen rein aus. Hier fielen sie indeß häufig als Opfer lauernder Weiberlist. Als sie mit den Kelchen und Kirchenzierden des Dorfes Gößlikon beladen, dem umstreifenden Landsturm aus dem Gesicht zu kommen suchten, und deshalb mit dem Raub über die Reuß fuhren, lauerten am jenseitigen Ufer bereits die Weiber des Flußdörfleins Sulz, entrißten ihnen die Beute und schlugen sie mit Schiffsrudern todt. Dem Andenken dieser Frauen sind im Obern Freiamte Messen gestiftet und kirchliche Fahrzeiten; in ihrem Namen besitzt das weibliche Geschlecht jener Dörfer Marienfahnen und trägt sie bei Wittgängen der Gemeinde voran, eine ganze Reihe geistlicher Laien-Schwesterschaften hat sich seither durch die übrige Landschaft auf jenen Vorgang hin gebildet.

Wer wird an der historischen Wirklichkeit zweifeln mögen, daß von den Katholikinnen in Sulz französische Marodeurs, und von den Protestantinnen in Seengen Freiamter-Dräger in offenem Angriff erschlagen worden sind? Beides ist unfraglich als Thatsache anzunehmen. Wer aber könnte die öffentliche Bevorzugung, welche angeblich hiefür allen Weibern dieser

zwei Dörfer zu theil wird, gleichfalls für die geschichtliche Folge jener zwei Thatfachen halten, wenn er diesen dem weiblichen Geschlechte nach weltlichem und kirchlichem Brauch eingeräumten Vorzug auch da schon vorfindet, wo alle unsre jetzt geltenden örtlichen Motive noch gänzlich mangeln, zur Zeit des Heidenthums? Und so ist es denn auch eine dem deutschen Heidenthum entstammende und damals schon mit dem Ernste der Religion geheiligt gewesene Sagung, der Frau die öffentliche Ehre zu lassen, als dem zur Uebernahme des priesterlichen Amtes, zur Weissagung und Heilkunde besonders befähigten Wesen. In jener unmittelbaren Erkenntniß des Richtigen, wie sie aus der weiblichen Unbefangenhait hervorgeht, erkannte der Germane des Weibes heiliges Vorschauungsvermögen, von ihrer Seherkraft machte er den Beginn und Erfolg seiner Waffenunternehmungen abhängig. In diesem Sinne war das Weib, wie Tacitus ausdrücklich sagt, dem Germanen heilig *). Sie war ihm aber auch zugleich im Rechtsleben ebenbürtig, denn sie hat in Frieden und Krieg das gleiche Schicksal mit ihm zu theilen und ist sogar in der Schlacht von ihm unzertrennlich, „der heiligste Zeuge seines Muthes“ (Tacitus). Darüber belehren sie schon auf der Schwelle des Ehestandes die empfangenen Brautgeschenke: die zusammen gejochten Stiere, das aufgeschirrte Roß, die zur Mitgift überreichten Waffen: so müsse sie leben, so sterben **). Die ernste Stimmung und gar die reichlichen Thränen, unter denen die Braut nach örtlicher Vorschrift heute noch am Hochzeitstage erscheinen muß, nennt Weinhold treffend einen Nachklang dieser germanischen Rechtsverpflichtung. Kann sie also nicht außerhalb der Kriegs-Ereignisse stehen und darf sie sich nicht als zu Thaten unberufen betrachten, so muß sie schon deshalb die Vorrechte genießen, die mit den übernommenen Pflichten verbunden sind, und so hatte die Theilnahme

*) inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur, aut responsa negligunt. Germ. c. 8.

**) -putet, venire se laborum periculorumque sociam, idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque. Tac. c. 18.

des Weibes an der Waffenehre ihre weitere Rechtsfolge auch darin, daß die Frau in einzelnen Fällen sogar eidesfähig war, ein Recht, das bei den Deutschen sehr viel besagen will. „Seine Schlachtordnung stellt der Germane, berichtet Tacitus, nach Familien und Sippschaften auf, in der Nähe aber sind die Gegenstände seiner theuersten Liebe, so daß er den Aufruf der Weiber, das Geschrei der Kinder vernimmt. Sie bringen ihm Labung und Zuspruch ins Gefecht, zu den Müttern und Frauen kommt er mit seinen Wunden zurück; ja sie haben, wie man wohl darüber Berichte besitzt, manche wankende Schlachtreihe wiederhergestellt, wenn sie mit den Kindern auf dem Arm bittend und beschwörend die Weichenden anfeuerten.“ (Germania cap. 7. 8.) So auch noch zur Zeit der Völkerwanderung. Als der Ostgothenkönig Theodorich in einem Treffen gegen Oboaker der Flucht der Seinigen nicht mehr widerstehen konnte und selbst mit von ihnen fortgerissen wurde, trat ihm seine Mutter zürnend in den Weg: Du willst fliehen? Als bald kehrte der König um und es gelang ihm, den anstürmenden Feind zu hemmen. Die Gothen, die Ravenna übergeben hatten, wurden von ihren Frauen angespiesen (Procop. Gothenkrieg 2, 29).

Zahlreich sind in der Geschichte des Mittelalters ähnliche kriegerische Züge deutschen Frauenmuthes. Doch nicht von ihnen ist hier weiter die Rede, sondern von dem weitreichenden Verklärungschimmer, welchen Sitte und Gesetz der deutschen Urzeit auf Sitte und Sägung selbst unsrer Zeiten herübergeworfen hat. Wir zeigen dies zum Schlusse mit zwei Sagen verschiedner Perioden und Volksstämme. In der Karolingischen Sage vom Jungfrauenheer bildet diejenige im Vorausgegangenen schon mehrfach erwähnte Weiberlist, welche durch Verkleidung den Feind täuscht und verschüchelt oder schlägt, den Kern der Erzählung; dagegen in der zweiten Sage aus Schweden ist es das aus einer Kriegsthat der Weiber ihnen entsprungene und sie bevorzugende landschaftliche Recht. Beide Sagen bestehen ohne geschichtliche Dokumentirung, weil die Zähigkeit der Sitte sich selbst dokumentirt.

Als Karls des Großen Heer auf dem Rückmarsche aus

Hispanien in einen Hinterhalt der Mauren gerathen und aufgerieben worden war, brachte die Kunde im Frankenlande alle Mädchen in Harnisch. Wer einen Vater oder Bruder zu betrauern hatte, griff zu den Waffen, die Legende zählt bis auf 53000 Jungfrauen, die gegen die Heiden zu Feld rückten. Als diese ein neues Heer gegen sich erscheinen sahen, erstaunten sie und sprachen: „Das sind die Jungen, deren Alten wir erschlugen, sie sind stark um die Brust, lang ist ihr Haar, schön ihr Gang, so Viele vermögen wir nicht zu bestehen.“ Daher vertrug sich der Heidenkönig mit dem Frankenkaiser und gab Geißeln. Während der Unterhandlung hatten sich die Jungfrauen in einem Thale gelagert und hatten ihre Speere in die Wiesen gesteckt. Am andern Morgen grüntem, laubten und blühten ihre Schäfte. Davon heißt die Gegend Karlsthal und jenes Wiesland der Jungfrauen Speerwald, es ist daselbst eine Kirche zu Ehren der hl. Jungfrau erbaut worden. — Schon in der Kaiserchronik des 13ten Jahrhunderts steht diese Erzählung bedichtet und hat noch früher den Anlaß gegeben zu der Legende von den 11000 Jungfrauen, mit denen die heil. Ursula ihre Rheinfahrt machte.

Die drei Schwestern aus diesem Jungfrauenheere, welche im Wallfahrtsorte Giesel im badischen Schwarzwalde, nahe bei der Stadt Rheinfelden, begraben sind und deren Gebeine i. J. 1504 durch den Cardinal Raymundus feierlich erhoben worden, tragen Wallkürennamen. Theils nennt man sie Künigunde, Mechtgunde und Wibrande; dann weisen die Wortstämme gunt, brant, wie (Wicbrant) auf den Begriff von Krieg zurück; theils lauten ihre Namen: Einbet, Wilbet und Borbet; dann leiten sie ab von badu Kampf, und bedeuten die Groß-, die Bor- und die Gotteskämpferin.

Im Karolingischen Jungfrauenheere werden nur erst ein paar allgemeine Localnamen laut, mit denen sich das legendarische Wunder zu verbürgen sucht; dagegen erhält man in der folgenden Jungfrauensage die wirklichen Orts- und Personennamen zur Beglaubigung vollständig.

Eine noch zur Zeit Karls XI. lebendig gewesene schwedische Sage erzählt von der Heldenthat der smaländischen Frauen, die,

während ihre Männer in auswärtigem Kriege sind, von dänischen Raubshaaren überfallen wurden. Schon waren einzelne dieser Räuber erschlagen, da unternahm es die Hausfrau Blända, aus dem Kunga-Härad im Wärendbezirke, den Feind ganz zu vertilgen, und mit Hülfe der mitverbündeten Frauen von fünf benachbarten Häraden gelang es. Sie giengen mit reichlichen Vorräthen von Speise und Trank ins Lager des Dänenkönigs Sverker und als die Mannschaft bezehrt war, wurde sie bis auf den letzten niedergemacht. Blända selbst erschlug den Führer Tare. Seitdem haben die Wärendischen Frauen das Vorrecht, mit den Männern zu gleichen Theilen zu erben, während der schwedischen Frau anderswo nur ein Drittel zufällt; sie dürfen in Helm und Brünne auf der Brautbank sitzen und bei der Trauung Kriegsmusik vor sich her spielen lassen. Afzelius, Schwed. Sag. 1, 187. Wedderkop, Bild. a. d. Norden 2, 246.

Dritter Abschnitt.

Sage des Frauenmuthes aus der oberdeutschen Provinzialgeschichte von 1298 bis 1799.

Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298.

Die Stadt Zürich war von Herzog Albrecht von Oesterreich am 13. April 1298 bei Oberwinterthur geschlagen worden und hatte außer ihrem Banner einen großen Theil ihrer Mannschaft in des Feindes Hand lassen müssen. Die hohen Summen zum Loskauf der Gefangenen veranlaßten hierauf zwischen Sieger und Besiegten sechs Jahre lang fortdauernde Streitigkeiten und diese waren noch immer nicht erledigt, da gelang es dem Herzog Albrecht den deutschen Kaiserthron zu besteigen, und abermals kam er nun vor die geschwächte Stadt gerückt, sie dafür zu züchtigen, daß sie inzwischen für seinen Gegner Adolf von Nassau Partei genommen hatte. Er schloß sie enge ein, seine Truppen hielten die Hochwacht am Geisberg bis zur Spannweide hinab besetzt, lauter günstige Höhenpunkte, von denen aus das Innere der Stadt an mehreren Stellen überblickt werden konnte. Bei den Belagerten begann die Sorge, ihre geringe Zahl reichte kaum hin die Mauern zu decken. Doch um diese Schwäche den Augen der Späher zu verbergen, wußte die Weiberlist ein Mittel zu erfinden. Hedwig von der Burghalde versammelte eines Tages die Frauen und sprach: Unsere Männer und Brüder hüten an den Thoren, Straßen und Plätze stehen menschenleer, bald wird der beobachtende Feind unsre Minderzahl erkannt haben und zum Sturme schreiten. Täuschen wir ihn durch ein Blendwerk, indem wir uns und unsre Töchter gleichfalls waffnen. Die Frauen bedachten auf

Dies Wort, wie dasjenige, was man dem Auge bloß von Ferne zu sehen giebt, oft mächtig auf das Gemüth einzuwirken vermöge, also stimmten sie dem Plane Hedwigs bei, legten Helm und Harnisch an, ergriffen Spieße und zogen unter Trommel- und Pfeifenklang vom Münsterplaz über die Limmatbrücke hinauf in die Freieung des Lindenhofs. Dies ist ein von vier Seiten steil aufgemauerter Berg, dessen oberste Terrasse die Stadt überragt; sein weiter Raum hatte ihn damals schon zur Pfalz gemacht, wo die Gerichts- und Volksversammlungen abgehalten wurden, sowie er jetzt noch der allgemeine Spielplaz der Kinderwelt ist. Auf dieser weithin sichtbaren Zinne stellten sie sich in Schlachtordnung auf nach der Weise des Gewaltthausens, ließen die Spitzen ihrer Speere vom Strahl der Sonne verdoppeln und beobachteten rechtzeitig die Bewegungen des Feindes. Die Kühnheit wurde auch diesmal vom glücklichen Erfolg begünstigt. Mehr zwar als die in die Ferne hin drohende Weiberschaar leisteten die festen Stadt-Mauern, doppelt geschützt von den Wellen des Sees und der Limmat, und noch mehr als diese wirkten zuletzt die klugen Unterhandlungen des Rathes, der dem Kaiser alle Verpflichtungen der reichshörigen Bürgerschaft neu entbot. Versöhnt nahm Albrecht Zürichs Huldigung an, und als er die Kriegslist der Frauen erfuhr, lohnte er ihnen damit, daß er ihre im Treffen bei Winterthur gefangen genommenen Männer ohne Lösegeld freigab. Auch die Vaterstadt stiftete den Frauen ein Andenken; es wurde ihnen der Lindenhof zum Vergnügungsplaz eingeräumt und zugleich eine besondere Rechtsvergünstigung ertheilt, denn seitdem behält die Zürcher Ehefrau in den gerichtlichen Auffällen ihres Mannes ihr eingebrachtes Vermögen unverkürzt und ist damit der Pflicht überhoben, die Kinder aus ihrem Weibergut aussteuern zu müssen. Von diesem Vorrechte, das bis in die Neuzeit Geltung gehabt hatte, berichtet bereits der Reformator H. Bullinger in seiner hds. Tiguriner-Chronik fol. 1, Bl. 275: „Die Züricher beredtent ihre weiber vnd mannbare töchter, daß sie mannenkleider anlegtent vnd sich in die harnisch rüsten ließen; deßhalben der kriegslist wol der Statt erschossen ist. Vnd vermeinent etliche, daß

die gute freyheiten, so die Züricherweiber habend mit dem Gerächt und anderes, das besser ist dann anderer in stätten und landen rächt, von diser redlichen that seinen ursprung habe.“

Vom Jahre 1292 an bis 1355 hatte Zürich fünferlei Belagerungen durch denselben Feind zu bestehen gehabt; die erste war schon durch den eben genannten Herzog Albrecht unternommen worden, der sechs Jahre nachher als Kaiser sie wiederholte; und zum dritten bis zum fünftenmal wurde es durch seinen gleichnamigen Sohn Herzog Albrecht den Weisen eingeschlossen. Um so weniger läßt sich also die Zeit feststellen, in welche die eben erzählte Waffenunternehmung der Züricher Frauen fallen soll. Denn dieselbe gerade unter Kaiser Albrecht und auf dessen erstes Regierungsjahr anzusetzen, ist nur ein Kunstgriff der Stadtchronik, weil gegen den mächtigsten Feind am meisten Ehre aufzuheben ist. Und wenn ferner die Züricher Rechtsgeschichte lehrt, daß jene die Frauen begünstigende Einzelsagung des städtischen Eherechtes aus ganz andern Gründen als aus diesem kriegerischen Vorgang und in einer weit späteren Zeit entstanden ist *), fällt alsdann damit nicht der Hauptbeweis für die geschichtliche Wahrheit der Erzählung weg, und bleibt dann mehr als eine Sage über? Allerdings entschleiert sich dann eine Sage, aber eine auch ohne die Zuthat chronikaler Beweismittel historisch ebenso wahre, als nur immer besiegelte Urkunden wahr sein können. Die Liebe zum Gatten und Kinde, zu Haus und Herd hat noch bei neuzeitlichen Städtebelagerungen aus schwachen Mädchen Heldinnen gemacht; wer zweifelt an der That des Mädchens von Saragossa. Schon auf Achills Schild (Ilias σ, 514) war eine belagerte Stadt abgebildet, in welcher Weiber, Greise und Kinder die Mauern beschützten. Auf dieser sittlichen Nothwendigkeit beruht denn auch die zürcher Orts-tradition, und es charakterisirt diese gebildete Stadt, daß sie erst heuer (1867) an ihrem größten Jahresfeste, dem Sechse-

*) Auch die dänischen Frauen wurden zum Lohne ihrer dem König Sueno bewiesnen Kriegstreue erbfähig gemacht. Granz, lib. 4. Daniae, cap. 12.

läuten, „die wehrhaften Mädchen von Zürich“ durch eine viel tausendfache Kinderschaar in waffenschimmerndem alterthümlichen Umzuge hat darstellen lassen. Hier zog auch das Kleinste, das ohne Wärterin marschieren konnte, mit in der bewaffneten Reihe; auch das Ärmste war dazu unentgeltlich gekleidet, ein Jedes wurde beköstigt, die allgemeine Freigebigkeit hatte alle Auslagen voraus gedeckt. So ist an diesem einen Tage die älteste Sage der Vaterstadt in deren jüngste Herzen wiederum neu und lebenslänglich eingepflanzt worden.

Doch man verlangt die Sage selbst zu hören, auf welcher dieses kriegerische Kinderfest beruhen soll. Sie ist zwar nicht weiter erhalten, als die Erzählung der Chronik darüber reicht, läßt sich aber auch aus diesem wenigen noch erkennen. Der Name der deutschen Walküre Haduwic, welcher zweimal Krieg bedeutet, ist in der Chronik zu einer Hedwig von der Burghalde geworden; die nordischen Sturm- und Kampfsgöttinnen in Helm und Brünne, die unter der Kriegsmusik der Frühlingsgewitter die Lanzen des Blizes schwingen und aus der Höhe her den belagernden Winterriesen zum Lande hinaus schrecken, sind zu zarten schmucken Bürgermädchen geworden, welche auf Hedwigs Rath ebenso sich waffnen und geschaart zum Lindenhof ziehen, wie es die Mädchen derselben Stadt beim jüngsten Frühlingsfeste des Sechseläutens abermals gethan haben. Ueberall, wo man Naturgottheiten verehrte und vornemlich in ihrem Dienste den Wechsel der Jahreszeiten religiös feierte, wird daher auch die verwandte Sage wiederkehren. Hier folgt sie im altgriechischen Original.

Argaios, Makedoniens König, rettet sein Land bei einem kriegerischen Einfall der Taulantier durch Bewaffnung der Jungfrauen. Statt der Speere trugen sie bloß leichte Thyrsosstäbe, aber der Anblick ihrer großen Schaar aus der Ferne bestimmte den Feind zum Abzug. Weil diese Jungfrauen es so gut verstanden hatten, die Männer nachzuahmen, so erhielten sie den Namen Mimallonon, dazu aber den Ehrenplatz im Heere des Bacchos, als dieser nach Indien zog.

Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal. Vierzehntes Jahrhundert.

Der mächtige Freiherr zu Weissenburg, einer der kriegerischen Barone des Berner Oberlandes und ein unversöhnlicher Feind aller der Stadt Bern beigetretenen Landgemeinden, überfiel eines Tages im Hochsommer das Frutigenthal trotz des Friedensvertrages, den er erst kurz vorher hatte beschwören müssen. Die Bevölkerung, die an keine Gefahr zu denken hatte, war eben mit der Heuärnte beschäftigt und auf den entlegnen Berggütern zerstreut. So erreichte der Feind unentdeckt Müllenen, das unterste Dorf der Thalschaft, das damals ein umwalltes Städtlein war. Dieses ist so günstig gelegen, daß es den Eingang zum ganzen Thale zu schließen vermag, und so konnten die hier anwesenden Männer den Weissenburger Schaa-ren lange den Paß streitig machen. Doch da die erwartete Hilfe der Nachbargemeinden ausblieb, vermochten sie dem Andrang auf die Dauer nicht zu widerstehen und mußten sich bis oberhalb Reichenbach zurückziehen. Aber um so unbeugsamer weigerten sich ihre Weiber, diesen Rückzug mit anzutreten. Schnell warfen sie Hirtenhemden um, ergriffen die Hengabeln, kletterten durch einen tiefen Einschnitt der Bergwand, den man Kaltshengraben nennt, empor und standen nun auf der Höhe unmittelbar über dem Feinde. Kaum waren sie von diesem mit Staunen und Furcht erblickt, so kamen sie nicht unter Schlachtgeschrei, sondern mit lieblichem Gesang gegen die Reifigen herabgezogen in flatternden Gewändern, mit blühenden Wehren, lauter Lichtgestalten im Glanze der sich neigenden Sonne. Der rohe Söldnerhaufe, drunten in seiner dunkeln Schlucht zusammengepreßt, glaubte bei ihrem Erscheinen, selbst die Engel vom Himmel kämen den Müllenern zu Hilfe. Keiner hielt länger Stand, ein allgemeiner Schrecken jagte die Schaa-ren in die Flucht. Doch die sich wieder ermutigenden Gebirgsleute setzten nach, holten den Feind im Engwege ein und brachten ihm eine Niederlage bei. Seitdem wird daselbst die über

Scharnachthal liegende Alpe der Engel genannt, der dortige Weidebezirk Am Engelsbürg, und das drunter gelegne Dorf Salschen soll gleichfalls an die durch Weiberlist geglückte Täuschung des Feindes erinnern.

Frauen wirken hier abermals durch ihre sinnig gewählte Verkleidung auf die Entscheidung der Schlacht ein; sie werfen das weiße Hirtenhemde um, lassen die eisengezähnte Heugabel von ferne blitzen, und kommen, ein Chorlied anstimmend, ihren im Kampfe stehenden Männern wie rettende Engel zu Hilfe gezogen. So legen die heidnischen Walfüren das Schwanenhemde an, ihr wandelbares Flügelkleid, schwingen den Speer und fliegen, Zauberlieder singend, mit dem Kampfvater Odhin durch die Lüfte auf die Walstatt. An die Stelle der schwanenbeschwungenen Walfüren hat nachmals das Christenthum die geflügelten Schutzengel gesetzt, gleichwie von den Weißenburger Söldnern kriegerisch gekleidete Frauen für Himmelsengel gehalten wurden.

Die Bündnerinnen zu Lugnez, 1355.

Im Jahre 1355 machte Graf Rudolf von Montfort mit einer Schaar schwäbischer und vorarlbergischer Ritter einen Einfall in das Bündnerische Lugnezthal. Ein Theil seiner Krieger griff die hohe Stellung an, in welcher die Männer von Lugnez bei St. Carlo dem Feinde den Weitermarsch streitig machten; mit dem andern Theile glaubte er ungehindert beim Felsenthore von Porclas, durch welches diese Thalschaft vom Vorderrheinthale bei Ilanz abgeschlossen wird, eindringen und so den Vertheidigern in den Rücken fallen zu können. Auf diesem Felsenthore aber hatten sich bereits die Lugnezrinnen aufgestellt und rollten Steine hinab, daß der unten anziehende Reiter Schwarm in Verwirrung gerieth. Unterdessen kamen die an ihrem Orte siegreich gewesnen Männer den Frauen zu Hilfe und vollendeten mit ihren Morgensternen die Niederlage des Abels. Den Frauen zum Dank hieß fortan dieser Engpaß das

Frauenthor, heute noch haben sie bei allen kirchlichen Handlungen in ihrem Orte den Vortritt. Im Sommer 1860 hat man daselbst, laut dem damaligen Berichte der Schweizerblätter, ein Erinnerungsfest dieses fünfhundertjährigen Sieges gefeiert.

Die Hühnersuppe vom 27. December 1375.

Katharina von Oesterreich, eine Tochter jenes Herzogs Leopold VII, der im Treffen bei Morgarten von den Schwyzern geschlagen worden und 1326 zu Straßburg starb, hatte bei ihrer Verheirathung das Elsaß und Argau, beides zu den österreichischen Erbländern gehörend, als Aussteuer und Kunkelhefen verschrieben erhalten. Ihr Sohn war der normännische Graf Enguerrand von Coucy. Unterstützt durch zahlreichen französischen und englischen Adel, rückte er mit einem starken Söldnerheere 1375 in die österreichischen Vorlande ein und sprach die bisher noch nicht ausgerichtete Heirathssteuer seiner Mutter als Erbe an. Seine goldschimmernde Kavallerie trug hohe stählerne Sturmhauben, zu deutsch Gugelhauben, wegen deren die ganze Armee beim schweizerischen Landvolke den Namen der Gugler erhielt. Der den Habsburgern abgeneigte Kaiser sah den Gewaltthaten des Feindes schadenfroh zu, die Reichsfürsten zauderten, die Städte schlossen sich ab, die mit Vertheidigung des Hauensteins beauftragten Kyburger und Nidauer Grafen gaben diesen Paß preis und flüchteten, so betrat der Feind die Schweiz und hatte vom Bielersee bis zur Mündung der Aare das ganze Juragelände inne. Hier mußten sich des Unterhalts wegen die Truppen theilen; eine Schaar lagerte im Val de Rüz mit dem Kommando in der Abtei Andreasbrunn (Fontaine St. André). Ein zweiter Heerhaufen campirte im Luzernischen um das Kloster St. Urban, ein dritter im Berner-Vorlande beim Stift Fraubrunnen, ein anderer im Seelande bei Gottstadt und Ins (Anet). Doch je weiter sie ihre Truppen in die innere Schweiz vorschoben, um so mehr stießen sie auf Widerstand; die Regierungen waffneten und der Landsturm er-

ob sich. An den vorgenannten und an andern Orten wurden sie überfallen, verdrängt, gefangen oder niedergemacht. So ereignete es auch in dem kleinen Berner Dörflein Hettiswil, das damals ein von Bauernhöfen umgebenes Kloster zwischen Hinwil und Krauchthal war, nahe bei der Stadt Burgdorf. Die Weiber waren es, die hier zu Sense und Gabel griffen und die Männer zum Widerstand mitrissen. Es war die St. Johannisnacht nach Weihnachten, als der überraschte Feind durch ihr Wuthgeschrei aus dem Schläfe geweckt wurde, mancher nur auf eine Minute, um sogleich für ewig das Auge wieder zu schließen. Viele wurden auf der Streu erschlagen, Viele draußen in der pfadlosen Finsterniß. So war das Kloster und die Umgegend gerettet. In dankbarer Anerkennung gab der Prior den Hettiswilerinnen das Recht, jedes Jahr am Tage dieses Ueberfalls: „uf sant johans tag ze wihnacht“ mit der Art in den Klosterwald zu gehen und für ihre Weihnachtssuppe nach Bedürfniß Holz zu hauen. Da sich aber ergab, daß der Wald all zu großen Schaden leide, weil die Weiber zu zähe Weihnachtshühner übers Feuer zu thun pflegen, so änderte man das Privilegium dahin ab, daß man ihnen statt des Holzrechtes eine Matte schenkte. Diese besigen die Hettiswilerinnen noch und verwenden deren jährlichen Ertrag zu einer Mahlzeit, die bis auf heutigen Tag die Hühnersuppe heißt (Bern. NeujahrsBl. 1826, 28). Und weil die ganze Umgegend bei dem Ueberfalle treulich mitgeholfen hatte, so wird auch noch weiterhin dieselbe Weibermahlzeit abgehalten. Es erhalten die Berner Frauen in Wiler, Amtsbezirk Fraubrunnen, alljährlich auf Gemeindekosten ihre Hühnersuppe gekocht und haben beim Kirchgange die Ehre des Vortrittes; es findet in Kriegstetten, Kt. Solothurn, ein gleiches Festessen jährlich statt, das seit dem Guglerkriege den Weibern zu lieb abgehalten wird; es haben sogar die Städterinnen zu Burgdorf mit gleichem Vorrecht von derselben Suppe lange zu kosten bekommen, und die dortige Schloßherrschaft allein mußte alljährlich sechzig Hühner sammt einem entsprechenden Quantum Speck dazu abliefern (Alpenrosen 1826, 313). Jedoch die Burgdorfer thaten bald wie andere Städte, sie ver-

gaßen den wirklichen Ursprung der alten Sitte und erbachten sich eine grobe Culenspiegelei dafür. Denn statt der Gugler, lassen sie fälschlich den aargauer Landadel zur Belagerung der Stadt heranziehen, und anstatt daß ihn die feierliche Erscheinung edler Frauengestalten hinwegscheucht, prallt er vor den Mauern zurück, weil ihm droben unerwartet der Spiegel aller Ritterschaft vorgehalten wird. *) Wie aber geräth gerade die Herrschaft auf dem Schlosse in die Pflichtigkeitkeit, den Burgdorferinnen ihre sechzig Suppenhühner liefern zu müssen? Aus demselben Grunde, welcher den Prior zu Hettiswil verbindlich machte, den dortigen Bäuerinnen die Hühnersuppe zu zahlen. Für den Rechtsschutz, den der Unterthan oder Leibeigne genoß, entrichtete er dem Oberherrn oder Landvogt alljährlich das unter vielerlei Namen überall gleiche Zinshuhn. Leibhuhn hieß es nach den Leibeignen; Rauchhuhn nach der Pflichtigkeit jeder Behausung, welche eignen Rauch hatte; Herbst- und Fasnachthuhn nach der Verfallszeit. Diese Steuer wurde vom Gerichtsherrn mit einem gleichzeitigen Gegengeschenk erwidert, das entweder in einem einzelnen Steuernachlaß, oder in einer einmaligen Gesamtverpflegung bestand, die abermals örtlich verschiedenerlei Namen führte. In Burgdorf mußte dieser Vogteibrauch schon neun Jahre nach dem Kriegszuge der Gugler rechtlich erloschen gewesen sein, da 1388 die Stadt aus der Hand der Kyburger an Bern gekommen war. In andern Provinzen aber dauerte mit der Vogtei auch deren Pflichtigkeit an die Gemeinde fort. Das Kloster Blaubeuern giebt laut dem Statut v. J. 1558 (Reyscher, Statut. Rechte, S. 346) jährlich allen Amtleuten, nachdem sie die Fasnachthühner ihres Steuerbezirks eingezogen haben, „das Hennenmahl“ und überschießt dem Ulmer Stadtrath, sammt allen Personen, mit denen das Stift amtlich verkehrte, „die Fasnachtshenne“, als Entgelt des dorten erhält-

*) Dieses signum averruncandi ist in der Sagen Geschichte beträchtlich alt. Die Weiber von Frislar, so erzählt die Chronik von Joh. Rothe, zeigten dem Belagerer Konrad den blanken Spiegel über die Zinnen herab, worauf der Kaiser 1233 die Stadt verbrannte.

en Neujahrsgeſchenk. In den Sarganſer- und Wallenſtatter-Alpen entrichten die Sennen von 1483 biß 1734 von jedem Keffel gekäſter Milch eine Vogtsſteuer, welche „daß Vogelmahl“ heißt. Eidgenöſſ. Abſchiede III. 1, 159. — VIII, 421. Der Landvogt von Baden iſt biß zum Jahre 1724 verpflichtet, am Tage, da ihm gehuldigt wird, oder auch wenn er die Eröffnung des Zurzacher Jahrmarktes in eigner Perſon vornimmt, allen ihm dabei behülfflichen Vögten und Untervögten „die Sperberſuppe“ aufzutischen. Hds. Manual des Landvogts Nabholz, pag. 79. Ebenſo hat heute noch der ſchweiz. Gutſtbauer ſeinem Gefinde nach beendigtem Heu- und Kornſchnitt ein Schlußtraktament zu geben, daß der Heu-, Kräh- oder Suppenhahn genannt wird. Die Kinderwelt, die bei ſolchen Gefindeſchmäuſen leer ausgeht, bittelt dann auf einen Hahn, den ſie gebunden in einem Korbe an den Häuſern umherträgt; ihr Schmaruzerliedchen beginnt:

Havele=havele Hähne,

Faſtennacht geht ane.

Seitdem an die Stelle der Naturalſteuern die Geldſteuer getreten iſt, verſchwand mit deß Bauern Zinshahn für den Herrn, auch deß Herren Hühnerſuppe für den Bauern. Nach dieſer letzteren iſt der Bauer nicht mehr lüſtern, lange Rechtserfahrungen haben ihm dieſelbe gründlich verſalzen. Dieß beſagen uns ſeine zwei Sprichwörter: So lang die Henne Eier legt, legt man ihr auch. Keine theurere Henne, alß eine geſchenkte.

Hühnerfreſſer iſt der alte Spottname für die Einwohner der Stadt Audenaerde in Flandern. Er ſoll v. J. 1438 herrühren, wo die Genter Philipp den Guten, Grafen von Flandern, feſtlich zu bewirthen gedachten und dazu alle Hühner in Audenaerde auflaufen wollten. Allein darüber entſtand hier ein allgemeiner Auflauf, mehrere Genter wurden verwundet, ſie mußten ohne Hühner nach Hauſe. Die prächtige Mahlzeit, die zu Gent verrettelt war, nahm nachher der Graf in Audenaerde ein. Wolf, Niederländ. Sag. no. 120.

Die Appenzellerinnen von Gais 1405.

Bei der Schlacht am Stoß, 17. Brachm. 1405, hatten die Oesterreicher die Grenzwehre der Lehemauer bereits durchbrochen und rückten durch diesen Eingang in einen der wichtigsten Pässe des Appenzeller Landes vor. Vorsichtig hatten sie einen Theil der Truppen außerhalb der Leze als Nachhut stehen lassen, und dieser hielt in der Fortsetzung des Kampfes entschlossen auch dann noch aus, als die Eingedrungenen durch die vom Berge auf sie herabgestürzten Steine in Unordnung geriethen und durch die Mauer wieder zurückflohen. Doch auch die Nachhut sah sich unvermuthet in der Seite bedroht und mußte ihre Stellung verlassen, da plötzlich drüben vom Sommersberge her eine breite weiße Schaar den Appenzellern zu Hilfe gezogen kam. Es waren die Weiber aus dem nahen Dorfe Gais, welche weiße Küherhemden übergeworfen hatten und in dieser Sennentracht ihren Männern den Sieg mit erfachten helfen wollten. Erschrocken ob dieser neuen Verstärkung, ergriffen die Gegner die Flucht und wurden bis an die Mauern von Altstätten verfolgt.

Im Juni des Jahres 1862 ist diese Schlacht durch ein dramatisches Volkschauspiel auf dem Kampfplatze selbst gefeiert worden, worüber bald nachher das Stuttgarter „Morgenblatt“ berichtet hat.

Die Bieglarin von Zürich 1443.

Bereint hatten die Kantone i. J. 1443 beschlossen, Zürich zu belagern, um diese Stadt für das unschweizerische Bündniß zu strafen, das sie zum besondern Nachtheil der Waldstätte mit Oesterreich eingegangen hatte. Jedoch nur langsam und ohne Gesamtplan kamen sie angerückt, so daß die Einschließung nie eine vollständige wurde. Als daher am 22. Heumonath sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Truppen der Waldstätte im Anzuge seien, befahl Bürgermeister Rudolf Stüssi,

Ihnen auf das Sihlsfeld, eine Stunde von Zürich entfernt, entgegen zu ziehen und hier die Schlacht anzubieten. In der Nähe von St. Jakob stieß man aufeinander, eine Kriegslift des Feindes brachte einen blinden Schrecken unter die Zürcher, sie wichen nach der Sihlbrücke zurück. Mannhaft vertheidigte Stüssi diesen Punkt, um den Seinigen den einzigen Rettungsweg offen zu halten, doch er fiel und damit war das Schicksal des Tages entschieden. Alles stürzte dem Rennwegthore zu, aber so rasch drang auch der nachsetzende Feind mit ein, daß der Glarner Landschreiber König den Zürcher Pannermeister Conrad Meier von Anonau im Thorbogen erstach und ihm die Fahne entriß. Der Schrecken trieb die Bürger in ihre Häuser, man verrammelte die Thüren, niemand dachte mehr an das offenkstehende Thor. Da rettete eine beherzte Frau die Vaterstadt, von Geschlecht eine Ziegler, wie Ischudi sagt, nach Andern eine Däniker. Sie erstieg das Thor und ließ das eiserne Fallgatter nieder; die eingedrungenen Feinde waren abgeschnitten. Dem Landschreiber König blieb nur noch Zeit, das eben eroberte Panner den Seinigen durchs Gitter hinaus zu reichen, dann wurde er nebst zweien seiner Gefährten erschossen. Den Bürgern wuchs aufs neue der Muth. Sie eröffneten von Thurm und Mauer ein solches Feuer gegen den in der Vorstadt plündernden Feind, daß dieser auch hier den Abzug nahm. Die Stadt blieb unerobert. (Vgl. Zürich. Neujaars-Bl. der Feuerwerker 1834, 14.)

Die Schwyzerinnen 1444.

Während im Alten Zürcherkriege das mit Oesterreich verbündete Zürich von den Kantonen belagert wurde, hatte sich das Städtlein Rapperswil am See gleichfalls auf Zürichs Seite geschlagen und mußte nun eine Einschließung durch die Truppen aus Schwyz erdulden, welche zu Land und zu See volle einunddreißig Wochen dauerte. Um dem ausgehungerten Orte Proviant zuzuführen, versuchte Zürich den dortigen Belagerer momen-

tan aus seiner Stellung hinweg zu locken und griff zu diesem Zwecke die Nachhut der Schwyzertruppen an, die an der benachbarten Landesgrenze ruhig und unvorbereitet in ihrer Lager lag. Fast waren sie schon überwältigt, als eine unverhoffte Verstärkung zu ihnen stieß und ihre Niederlage in einen Sieg verwandelte. Heinrich Bullinger in seiner Tiguriner Chronik (fol. 2, Bl. 130^b) erzählt dies also: „Am berg warent wyber vnd sonst voll, so dahin gewichen was, die sahent, wie es so gefarlich stund vmb ire leut in der Legi; die nament einen roten roß (Weiberjüppe) an ein spieß vnd luffint mit großem geschrey den berg nider, daß die Züricher nüt anders wänetint, dann Schwyz were mit dem (hochrothen) Landpanner vorhanden. Deßhalben wichen sie widerumb in die schiff, ließent aber zu 30 Mannen in disem gefächt.“

Die Frauen Winterthurs 1460.

Anfangs Octobers 1460 belagerten die Zürcher die Stadt Winterthur; jene waren durch eidgenössische Mannschaft unterstützt, Winterthur aber durch einen Zusatz von fünfzig Edel-leuten sammt deren Knappschaft, welche Erzherzog Sigmund der Stadt zum Lohn ihrer österreichischen Gesinnung zu Hilfe geschickt hatte. Kampfbereit hüteten die Bürger die Thore, eifrig schleppten die Weiber Steine, ungelöschten Kalk und heißes Wasser auf die Mauern, um dem stürmenden Feind nach Gebühr damit den Kopf zu waschen, Niemand verzagte und so stand Alles gut. Indessen war es den Zürchern gelungen, eine gewaltige Wurfmaschine auf dem nahen Heiligenberg zu errichten und damit Feuerkugeln, Blydenpfeile und achtzig Pfund schwere Steine in die Stadt zu schleudern. Dadurch wurden den Bürgern ihre zwei einzigen Mühlen vernichtet, von denen die eine verbrannt, die andere zerschossen wurde, und bald fehlte es für so viele Menschen an Brod. Doch die Frauen wußten zu helfen. Nachdem man auf ihren Rath im Hofe des Spitals eine Rollmühle errichtet hatte, theilten sie sich straßenweise in Kom-

pagnieen, je zwanzig Frauen unter einer Hauptmännin, und bezogen rottenweise in dreistündiger Rehrordnung den Hof, um die neue Mühle zu drehen. Zum Zeitmaße bedienten sie sich einer Sanduhr; war sie dreimal abgelaufen, so erließ die nachfolgende Hauptmännin von Haus zu Haus ihres Quartiers das Aufgebot und führte ihre Schaar in die Kelle. Dabei waren sie wohlgemuth und sangen zusammen Lieder, oder wie der Winterthurer Chronist sagt: „Sy hattent Gyger vnd Lutsenschlager allzyt in der Kelli by jnen“. Die Stadt hielt sich, und anfangs des Christmonats trieb eine ungewöhnliche Winterkälte die Belagerer auseinander. (Winterthur. Neujahrs-Bl. 1809. — Zürich. Neujahrs-Bl. der Feuerwerker 1838, 8.)

Die Mühlenlieder gehören zu den ältesten Resten des heidnisch germanischen Volksliedes; sie werden als *cantilenae molares* bei den Annalisten des Mittelalters erwähnt und unter dem berühmten Namen des Grottenliedes (Gröttaasöngur) von der Edda zu den magischen Liedern gezählt. Da haben die beiden kriegsgefangnen Frauen Fenja und Menja dem Dänenkönig Frode unter stetem Gesange Gold und Frieden auf der Glücksmühle zu mahlen. Doch als des Königs Habsucht unersättlich bleibt, mahlen sie ihm Krieg und Untergang.

Lupa von Schleins 1499.

Die deutschen Truppen machten zur Zeit des sog. Schwabenkrieges mehrere Einfälle ins Engadin. Als sie bei einer solchen Gelegenheit im Juli des Jahres 1499 in das Dörflein Schleins kamen, trafen sie alle Straßen leer, alle Häuser verschlossen bis auf eines, aus dessen Fenstern ein mächtiger Ruchendampf qualmte. Die Leute des Ortes wohnten eben einem Begräbnisse bei und hier kochte man indessen für die vielen Gäste ein Leichenmahl. Wo sind eure Männer? fragten die eintretenden Landsknechte, und für wen sind diese vielerlei Suppentessel hier? Unsere Männer, antwortete die Hausfrau Lupa, sind einer Schaar Eidgenossen entgegen gezogen, die wir diese Stunde noch erwarten, und für

so viele Mäuler brauchs auch viele Schüsseln. Auf diese Nachricht einer drohenden Gefahr zog der Feind sogleich ab. Eben so schnell sprang Lupa zur Dorfkirche, meldete den Vorgang und forderte die Männer zur schleunigen Verfolgung auf, sie ergriff eine Kirchenfahne, gab der Nachbarin die andere und trat damit an die Spitze des Zuges. Als die Landsknechte plötzlich zwei Banner hinter sich nachkommen sahen, zweifelten sie keinen Augenblick mehr, daß dies der Zuzug der Eidgenossen sein müsse und warfen sich in schnellste Flucht. Doch der enge Felsenpfad wurde noch der Tod Vieler, die entweder in die Abgründe stürzten oder von den Verfolgern eingeholt wurden. Ihrer sieben und vierzig wurden niedergemacht, selbst das Fähnlein der tiroler Stadt Hall wurde erbeutet und dessen Fähndrich getödtet; der kleine Domenico Rimathe wars, der ihn erschlug. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1853, 118.) Eine ähnliche kluge Antwort war die, welche bald darauf eine Bündnerin aus Cernez den deutschen Kundschaftern gab, die zu wissen verlangten, woher hier der gewaltige Dampf komme, der eben über dem Dorfe lag. Denn nach Gewohnheit jener Gebirgsgegenden hatte man an den Halben Feuer angezündet, um durch den lastenden Rauch die Matten gegen den gefährlichen Nachtreif zu schützen. Woher dieser Rauch? erwiderte die Cernezerin, von den Eidgenossen! Die haben drüben in Davos abgeköcht und rücken nun über den Fluolaberg bei uns ein.

Das Frauenpanner im Oberstmmenthäl. Sechzehntes Jahrhundert.

Die Langermatt ist die Grenzscheide zwischen dem Bernischen und dem Walliser Lenkerthale. Hier war es zwischen den Bewohnern beider Thäler, die ohnedies in steten Grenz- und Weidestreitigkeiten lebten, zur Zeit der Reformation zu einer förmlichen Schlacht gekommen, da das Oberwallis beim alten Glauben verblieben, das Berner Oberland aber der Glaubensänderung beigetreten war. Schon fieng die reformirte Aelpler-

Schar zu weichen an, als plötzlich die Weiber mit Bergstöcken und Knütteln den Kampfplatz betraten und ihren Männern den Sieg erringen halfen. Seitdem ist es den Lenker Frauen erlaubt, beim Schluß des Gottesdienstes die Kirche zuerst verlassen zu dürfen, und so weit ist dieses Vorrecht ausgedehnt, daß auch die dortigen Schulkinder die Schulstube stets vor den Knaben betreten und verlassen. Eine ähnliche Beehrung war aus demselben Grunde auch den Frauen im benachbarten Obersimmenthal zu theil geworden. Das kleine Pfarrdorf St. Stephan bei Zweisimmen im Obersimmenthal hatte in seiner Kirche noch um Mitte des vorigen Jahrhunderts über den Kirchenstühlen der Weiber eine Walliser Wappenfahne hängen, von der es hieß, sie sei in einem Gefechte an der Lenkeralp den feindlichen Wallisern durch die Simmenthalerinnen abgenommen worden. (Mittheil. v. D. Mäder, Lehrer in Eins.)

Anna Juvalta von Zug 1618.

Im siebenzehnten Jahrhundert war das abgelegene Engadin ein steter Schauplatz schamloser und grausamer Bürgerzwiste geworden. Das Gold der fremden Werber, der Goldgier der einheimischen Söldner, die Käuflichkeit der Parteihäupter gegenüber den Intriguen der Ambassadoren aus aller Herren Ländern, überdies noch der stets aufgestachelte Fanatismus zweier Confessionen, dies alles verbunden mit einem erblichen Haß zwischen den herrschenden Geschlechtern, drohte jeden Augenblick das stillste Bergdorf in eine scheußliche Mördergrube zu verwandeln. So waren damals auch die Männer von Zug in eine spanische und eine venetianische Partei gespalten, die sich beide auf den Tod verfolgten. Bereits zu Anfang des Jahres 1618 hatten sie sich zu Scanf mit großer Erbitterung geschlagen, am 23. März darauf geriethen sie in Zug selbst an einander, gewillt zu einem gleich schmachvollen Bruderkampfe. Schon standen auf beiden Seiten die Feldstücke schußbereit, die nächsten Blutsverwandten zuckten gegen einander die Waffen; da erschienen plötz-

lich in Mitte der Fechtenden ihre Weiber, an deren Spitze Anna Suvalta, das Weib des Landammann von Wiesel. Den Thränen und Bitten dieser Mütter gelang es, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrschrift 1852, 16.)

Salomea Fienardi von Schiers. 24. April 1622.

In Schiers, einem großen Pfarrdorfe des Prättigaus, ist Kirche und Kirchhof ein Schauplatz von der Tapferkeit der Bündner Frauen gewesen; bis zur Stunde haben sie daher daselbst die Ehre, bei der Communion die Ersten zum Altare zu treten, und jährlich am Ostertage wird zum Andenken ihrer Heldenthat die Fahne im freien Felde geschwungen. Der Vorfall selbst ist bis in jede Einzelheit geschichtlich verbürgt. Schiers hatte sich der Reformation angeschlossen und leistete dem Befehrungsseifer der papistischen Partei entschiedenen Widerstand. Allein die letztere war hier die übermächtige und berief den österreichischen Oberst Baldiron mit seinen Truppen ins Land, um die Reper zu Paaren zu treiben. Der Name dieses grausamen Mannes ist durch die Bündner Geschichte hinlänglich bekannt. So lange sich der wohlgelegne Ort nicht ergab, schnitt er ihm die Nahrung ab, ließ die Arbeiter auf den Feldern niederschießen und suchte ihn so auszuhungern. Als er dann eingedrungen war, ließ er die Vorsteher gefangen abführen, entwaffnete das Volk, bemächtigte sich der Gemeindefasse, erhob Zwangssteuern, legte seine Soldaten in die Häuser und ließ die Leute in jeder Weise mißhandeln. Die Mehrzahl der Männer war als Geißel in Baldirons Gewahrsam gegeben worden, wie wollte man sich nun der Ueberszahl der Kriegsknechte erwehren? Und dennoch, wenn einer von Schiers mit den Glaubensgenossen zusammentraf, die in den Nachbarorten Senaz und Furno wohnten, und ihnen die Noth der Seinigen klagte, so vernahm er, daß man nur auf die Sturmglocke von Schiers warte und waffenbereit herbei eilen werde, sobald daselbst der Kampf losgebrochen sei.

Diese Hoffnung zündete, ein junger Mann und drei Frauen wagten zusammen den verzweifeltsten Handstreich. Am 24. April 1622 des Morgens, als Baldirons Executionstruppen zusammen in die Dorfkirche gezogen waren, um sich hier zum Hohn gegen die Reformirten die Messe lesen zu lassen, stürmte Jakob Truog gegen den unbehüteten Feind; die Jungfrau Salomea Pienardi und zwei Frauen Anna Marud und Katharina Haberstrau schlossen sich ihm an. Die Schilbwachen wurden niedergeschlagen, die Kirchenthüren mit bereit gehaltenen Ballen von außen verrammelt, die Waffenlosen waren gefangen, im nächsten Augenblick rief die Sturmglocke die Senager herbei. Feuerbrände in den Händen der Weiber verkündeten den Eingeschloßnen ihr und der ganzen Kirche Schicksal. Der Schrecken überwältigte sie, sie flehten um das Leben. Diejenigen unter ihnen, welche sich den Namen „Schinder“ verdient hatten, wurden gebunden und einzeln in den Thurm gebracht, die Uebrigen zum Thal hinaus escortirt. Balbiron erschien nicht wieder. Erfüllt war das Wort der Richterinnen Deborah, die den König Sabin besiegte und in ihrem Triumphliede sang (Richter 5, 7): „An Bauern gebrach es in Israhel, bis daß ich Deborah aufkam — und das Land war stille vierzig Jahre.“

Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Fraubrunnen am 2. bis 5. März 1798.

Die französische Invasionsarmee hatte 1798 in einer Stärke von 30,000 Mann die Schweizergrenze im Nordosten und Südosten überschritten und kam in zwei Heeresabtheilungen gegen Bern herangerückt, die eine vom Waatland aus unter General Brüne, die andere durch den Bernischen Jura her über Solothurn, unter General Schauenburg. Nur von den Truppen dieser letztgenannten Heeresabtheilung und dem momentanen Widerstande, den das Solothurner und Berner Landvolk ihr entgegensetzte, ist im Folgenden die Rede; der Gang des kurzbauern-

den Feldzuges, der die Auflösung der ganzen alten Eidgenossenschaft zur Folge hatte, liegt außerhalb unsrer Erzählung.

Der zweite März war für das Solothurner Land der Schreckenstag, an dem die Franzosen über Biel her den kleinen Kanton betraten. Als ihre ersten Schaaren in das Grenzdorf Grenchen einritten, hatten sich die schweizerischen Truppen von hier bereits auf die Stadt Solothurn zurückgezogen, nur Greise und Weiber standen rathlos beisammen in dem ummauerten Dorfkirchhof. Alle Häuser waren verschlossen, alle Wege menschenleer. Da stellte sich ein zwanzigjähriges Grenchner Mädchen, Maria Schürer, mit einer Hellebarde bewaffnet, wie eine Schildwache an der Heerstraße auf, als habe sie allein den Eingang streitig zu machen. Ein Dragoneroffizier ritt auf sie zu, die Pistole gespannt in der einen Hand haltend, mit der andern ihr abwinkend, den gefährlichen Platz zu verlassen. Aber das Mädchen wich nicht; dieser war ja eben einer der verhassten Religionschänder und Vaterlandsfeinde, er sollte nicht lebendig ins Dorf hinein. Wüthend fuhr sie mit ihrer Waffe auf ihn los, um ihn vom Pferd herunter zu stoßen. Der Krieger hätte sich mit einem einzigen Schuß der Verwagnen erwehren können, allein er wich nur aus und wehrte nur ab, der Heldenthum des unschuldigen Mädchens hatte ihn offenbar gerührt. Laß das gut sein, Kind, sagte er zu ihr mit freundlicher Stimme und in guter deutscher Sprache, laß ab, es ist umsonst! doch sie hörte auf nichts und stach nur um so grimmiger drauf los. Ein heransprengender Reiter sah den Offizier in Gefahr, durch ein Mädchen umzukommen, und hieb das arme Kind zusammen. Dies geschah in der Gegend des Dorfes, welche Tills Moos heißt; eben daselbst und gleichfalls im Zweikampfe fiel damals noch ein anderes Mädchen Elisabeth Frey.

Spätere Erzähler dieses Vorfalles, z. B. S. Amiet im *Urkundio* 1, 235, irrten darin, daß sie Maria Schürers Waffe eine Ofengabel nannten. Es war eine Hellebarde, und laut den Solothurner Blättern ist dieselbe seit 1861 von der Verwandtschaft der muthigen Grenchner Jungfrau an das Solothurner Zeughaus geschenkt worden.

Schon zwei Tage nach diesen Vorgängen auf Solothurner Boden entschied sich auch das Schicksal Berns. Dieser größte und kriegstüchtigste Kanton der damaligen Schweiz hatte dem Feinde über 16000 Mann wohlgerüstete dienstfähige Truppen entgegen zu stellen, die mit dem Landsturm bis auf 30000 Mann stiegen. Allein durch übel berechnete Aufstellung an den weitläufigen Grenzen schon beim Kriegsbeginn zersplittert, wurden sie durch den Abfall der Aargauer, durch die Dienstverweigerung einzelner Landschaften, schließlich auch noch durch eine an Ver-rath grenzende Unthätigkeit der Kontingente anderer Kantone gelähmt und wankelmüthig gemacht. Als nach der Uebergabe der Stadt Solothurn an die Franzosen die Kantone ihre zu den Bernern gestoßnen Truppen vollends heimberiefen, hatte der Berner General Erlach nur noch 8000 Mann unter seinem Befehl. Mit ihnen bot er Schauenburg bei Fraubrunnen das Treffen an und wurde gesprengt. Als dorten bereits zwei Berner-Bataillone umgangen waren, vereinigte sich der Landsturm mit dem dritten und letzten, das unter der großen Linde auf dem Breitsfelde hielt. Hier steht ein steinernes Denkmal, den Nachruhm der Bernerwaffen verkündend, denen i. S. 1376 die ins Land eingedrungenen Gugler an dieser Stelle erlagen. Auch jetzt wurde hier rühmlich gefochten und viele Beispiele heißer Vaterlandsliebe haben die Saatsfelder um den Guglerstein aufzuweisen. Als die französischen Husaren in schnellem Galopp gegen die Bernerkanonen ansprengten, wichen die Stückknechte nicht, überwältigt deckten sie mit ihren Leibern die Geschütze und ließen sich auf ihnen erschlagen. Nahe an dreihundert Frauen, mit Ackerwerkzeugen bewaffnet, hielten hier im Kugelregen aus. Hier fiel sammt Weib und Kind der siebenzigjährige Bauer Schertenleib von Ufenstorf; es fiel die Mutter Glur mit ihren zwei Töchtern und ihren drei Enkelinnen, deren eine erst eilf Jahr alt war, mehr als hundert Frauen fanden hier den Tod. Der Landsturm behauptete nun das Feld, das die Eliten nach dieser Niederlage fast überall verlassen hatten. Auf ihn und noch mehr auf frische Verstärkungen aus Bern rechnend, nahm Erlach jenes Tages noch seinen Rückzug in das Grau-

holz, einer durch Sumpf und See gedeckten Bergwaldung, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt. Wo sich die beiden Heerstraßen von Zürich und Solothurn hier begegnen, wurde ein Verhau angelegt und mit Geschütz flankirt. Statt frischer Truppen waren nur verschiedene Freiwillige aus der Stadt erschienen, unter ihnen der Schultheiß der Republik, der siebenzigjährige Nikolaus von Steiger; die ganze verfügbare Streitmacht Erlands belief sich etwas über 1000 Mann. Des Morgens am 5. März erschien der Feind, erkannte die ihm drohende Gefahr in dem weiten unwegsamen Bergwald und begnügte sich anfangs die paar Geschütze zu beschießen, welche die Straße und den Verhau deckten. Ein Kanonier, ein junger reicher Bauernsohn von Münchenbuchsee, der nachmals in den dreißiger Jahren die Rolle eines liberalen Großrathes gespielt hat, gab hier das erste Beispiel schmählicher Feigheit. Unter dem Vorgeben, man sei hier allein exponirt, verließ er die ihm anvertraute wichtige Stellung und riß die meuterisch gemachten Stüdknechte mit sich. Sobald das Geschütz schwieg, rückte der Feind vor. Ein 2000 Mann starkes Freicorps, die Schwarze Brigade, umgieng die Stellung der Berner, drang in den Waldverhau ein und begann das Gemetzel. Es dauerte zwei und eine halbe Stunde. Nachmittags um 1 Uhr waren die Franzosen in der Hauptstadt des waffenmächtigsten Kantons eingezogen, um sie auszurauben, seit ihrer Erbauung der erste Eroberer, der sie betrat.

Tags zuvor, da die Sendboten der Regierung den Befehl zum Aufgebot des Landsturms in die Amtsbezirke zu bringen hatten und deshalb beim Amtsweibel zu Fraubrunnen eintraten, fanden sie diesen auf den Knien im Gebete. Er hieß Benedikt Nikolaus von Zauggenried, ein reicher stiller Bauer. Er führte die Boten („Standesläufer“) zu seinem Sohne und dessen junger Frau in die Kammer hinein und sprach: Hier sind wir Drei, um zu schwören, die Freiheit des Vaterlandes nicht überleben zu wollen. Sie erhoben die Hand, ein Bote schwur mit. Sie alle erfüllten des andern Tages ihr heiliges Gelübde. Wo nun im Grauholze die Landstraße vom Sandwirthshause langsam bergan steigt und links an der Höhe jenseits des Straßen-

grabens ein geringer Wegstein steht, ist die Standstelle eines alten Grenzbaumes gewesen, der die Bettlertanne hieß. Unter ihm fand man am Abend jenes fünften März den Weibel Zaugenried, seinen Sohn, seine Sohnsfrau und den einen Stadtboten; wenige Schritte von einander, an der Stelle, wo das Geschütz den letzten Schuß gethan, lagen ihre Leichen. Ein in fremden Kriegsdiensten altgewordener Berner hat dem, der diesen Bericht schreibt, die Todesstelle im Jahre 1834 gezeigt und ihm den Kampf im Grauholze aus eigener Erinnerung erzählt. Die übrigen hier benützten Quellen sind: Joh. v. Müllers Briefe Bd. 6, 229. 252. Rodt, Bern. Kriegsgesch. 1, 658. Bern. Neujahrsblatt 1855, 36.

Das Schicksal jener zweiten Bernischen Heeresabtheilung, die bestimmt war die unter Brüne durch das Waatland vorrückende Armee aufzuhalten, entschied sich in denselben Tagen. Sie standen am 3. und 4. März in dem Bergpaß bei Neuened und hatten den stürmenden Feind bereits über die Sense zurückgeworfen. In dem Augenblicke, da sie ihren Sieg zu verfolgen gedachten, überbrachte ihnen ein Gilbote den Befehl zum Waffenstillstande zugleich mit der Kunde von Berns Kapitulation. Die neunzehnjährige Anna Hadorn von Toffen hatte, mit einem Spieße bewaffnet, sich damals dem Landsturme angeschlossen und war mit nach Neuened gezogen, wo ihr Vater als Offizier stand. Sie ist am 15. Oktober 1865 als die Ehefrau des Gemeindepräsidenten Zumbach von Toffen begraben worden. (Schweiz. Handels-Courier.)

Barbara Widmer von Saar, im Kampf am Rothen Thurm, 3. Mai 1798.

Die neue Verfassung der Schweiz, die unter dem Namen der Helvetischen Republik an die Stelle der souverain gewesenen Kantone eine Centralregierung mit einem aus fünf Personen bestehenden Directorium gesetzt hatte, regte das Gewissen der katholischen Bevölkerung auf, weil zum Unterhalt der französi-

schen Armee den Klöstern hohe Contributionen auferlegt worden waren, und war den demokratischen Kantonen zugleich die verhassteste Neuerung, weil durch sie die alte Geschlechterherrschaft für immer hinweggeräumt war. Sie beschloffen daher sämmtlich bei ihrer bisherigen Landesordnung zu verbleiben und widersehten sich den Befehlen des Directoriums. General Schauenburg, der beordert war, die Centralregierung mit seiner Truppenmacht zu unterstützen, gab den Widerspenstigen eine Bedenkzeit von zwölf Tagen, während welcher sie sich über die Annahme der neuen Verfassung erklären sollten, sie blieben jedoch fest und schwuren, lieber unterzugehen, als ein fremdes Joch zu tragen. Daraufhin rückten die Franzosen gleichzeitig an verschiedenen Punkten gegen die Länder vor. Das Freiamt, Zug und Luzern wurde rasch besetzt, die Glarner Mannschaft bei Rapperschwil und Bollerau geworfen, die Aufständischen verloren sich binnen etlichen Wochen, nur das Schwyzerland blieb in Waffen und vertheidigte bei Morgarten, an der Schindeleggi und am Rothem Thurm mit großer Tapferkeit die Grenzen. Drei Stunden lang hatte Alois Reding von Biberegg das kleine Bergdörfchen Schindeleggi gegen die französische Uebermacht behauptet; er hatte jedoch nur einen Theil der Schwyzer, einige hundert Urner und eine kleine Zahl Freiwilliger aus Zug bei sich und konnte es nicht verhindern, daß der Feind ihn schließlich umgieng. Um nicht abgeschnitten zu werden, zog er sich bis zum Dorfe Rothenthurm zurück und erwartete in diesem Engpaß abermals den Feind. Dies war vom zweiten auf den dritten Mai geschehen. Inzwischen hielten die Weiber im Thale Wacht, sie hatten Hirtenhemden umgeworfen und sich durch weiße Binden ums Haupt kenntlich gemacht. Wo ein Plünderer des Weges kam, schlugen sie ihn mit ihren Morgensternen nieder; wo ein Hoffnungsloser aus dem Gefechte zurückgieng, faßten sie ihn mit Gewalt und schickten ihn nach Rothenthurm zurück. Reding warf hier am dritten Mai den wohl fünfmal stärkern Feind; allein seine eigne Einbuße von 236 Mann sagte ihm, daß das Land an solchen Siegen sterben müsse. Er beehrte und erhielt einen ehrenhaften Waffen-

Stillstand; hingegen mußte Schwyz die helvetische Constitution annehmen.

Das Aarauer Tagblatt vom Januar 1862 enthielt folgende Meldung aus dem Kanton Zug: In Baar starb die 82jährige Frau Barbara Widmer, die 1798 bei Rothenthurm gegen die Franzosen mitgekämpft hatte.

Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798.

Die Nidwaldnerinnen zu Buochs und am Bürgenstad haben beim Kirchgange den Vortritt vor dem männlichen Geschlechte. Diese Ehre soll sich ihre Tapferkeit im Gefechte gegen den Grafen von Straßberg erworben haben, als dieser am 16. November 1315, da Herzog Leopold die Schwyzer am Morgarten angriff, der Verabredung gemäß in Unterwalden einfiel. Der beiderseitige Feind wurde bekanntlich am gleichen Tage besiegt. (Zürch. NeujaarsBl. der Feuerwerker 1818, 11.) Nidwalden und Obwalden machen von jeher einen Kanton aus und gehören einerlei Konfession an, doch die Frauentracht unterscheidet beide Landestheile. Die Obwaldnerin flücht ihren Kopf durchaus mit weißen Bändern ein, die Nidwaldnerin durchaus nur mit rothen. Letztere, sagt man, thun dies zum Andenken an den Vertilgungskampf, den sie 1798 an der Seite ihrer Männer und Söhne gegen die Franzosen zu bestehen hatten. Alle Landstriche der Schweiz hatten damals der Helvetischen Regierung gehuldigt, nur Nidwalden weigerte sich, den Eid auf die unter fremden Bajonnetten eingeführte neue Verfassung zu leisten. Die Regierung forderte daher den französischen General Schauenburg auf, mit Waffengewalt einzuschreiten. Daß durch drei fanatische Priester irgeleitetes Volk trotzte auf seine zweitausend Schützen und acht Kanonen, Alt und Jung besetzte die Grenzen, keulengewaffnete Weiber blieben zur Vertheidigung der Dörfer zurück. Auf zehn Kriegsnauen und einem mit tausend Mann besetzten großen Floß landeten die Franzosen in Stansstad, es war der 9. September, ein Sonn-

tag. Bis Mittag dauerte die gegenseitige Beschießung, dann gerieth das Dorf in Brand, die Vertheidiger mußten ihre Stellung verlassen, der Feind rückte von mehreren Seiten zugleich gegen sie vor. Alles was nicht flüchten konnte, wurde gnadenlos niedergemetzelt, die Wuth der Franzosen, die durch die Kugeln der Scharfschützen stark gelitten hatten, kannte keine Grenzen. Unter den an jenem Tage umgekommenen Nidwaldnern zählt man allein 127 Weiber und Kinder, die auf der Flucht, oder in den Flammen der Wohnhäuser, ja selbst in der Kirche ihren Tod fanden. Diese Zahlen sind durch die an das helvetische Vollziehungs-Direktorium gleichzeitig erstatteten Amtsberichte jenes Jahres vollkommen verbürgt. Eine so große Schaar von Kindern war zu Waisen geworden, daß Schauenburg selbst eine Zeit lang täglich 1200 Mundportionen unter die Hungernden vertheilen ließ, bis die Vaterlosen nach und nach in den deutschen Kantonen untergebracht waren.

Als damals die Sturmglocke von Stansstad alle wehrhaften Männer unter die Waffen rief, wohnte unweit des Dorfes auf dem Aeußern Feld am Seeufer ein Greis Kaspar Engelderger. Man hieß ihn den alten Trommler, weil er in früheren Jahren in den Fremddregimentern Tambour gewesen war. Sein älterer Sohn war bereits mit den Scharfschützen fortgezogen, sein jüngerer lag gichtkrank daheim und wurde von der Schwester Anna verpflegt, der Vater selbst nahm seine alte Trommel und wirbelte den Sturmmarsch durchs Dorf. Als der halbtägige Kampf beendet war und die Ueberlebenden in die Hochgebirge geflohen waren, schleppte sich der alte Kaspar nach seiner Hütte zurück. Kaum hier angekommen, war auch schon der plündernde Feind da. Geld sollte der Greis herschaffen, und das hatte er nicht. Während er Thüren und Schränke freiwillig öffnete, um das vergebliche Nachsuchen zu erleichtern, fiel hinter ihm ein Schuß, er sah den kranken Sohn neben der Schwester im Blute sich wälzen, wurde zugleich durch einen Kolbenschlag zu Boden geworfen und blieb ohnmächtig liegen. Die Tochter hatte eben noch Zeit gefunden, zu entrinnen und sich zu verstecken. „...“ das Knistern und

Prasseln der Hütte hörte, die von den Unmenschen indessen in Brand gesteckt worden war, eilte sie hervor, half dem Vater, dem die Besinnung zurückkehrte, auf die Füße und brachte ihn ins Freie. Kaum hatten sie die flammende Hütte hinter sich, so stürmte ein neuer Franzosenhaufe daher. Schon zückte einer gegen den Vater den Säbel, als Anna den Greis mit beiden Armen umschlang und dem Mörder zurief: Mich bring erst um, Unmensch! So lang ich lebe, sollst du die Hand nicht an meinen Vater legen! Ein edelmüthiger Soldat war Augenzeuge dieses Vorgangs, sprang zu Hülfe und schlug jenem den Säbel aus der Faust. Eines der französischen Schiffe lag zunächst am Strande, dorthin führte er Vater und Kind und gab Befehl, sie nach Luzern in Sicherheit zu bringen. (Vgl. Herzog, Erzähl. a. d. Schweizergesch. 180.)

Anna Maria Bühler von Ems. 2. Mai 1799.

Als am 2. Mai 1799 die Franzosen den Landsturm der Graubündner von Chur aus zurückwarfen und bis gegen Ems thalauf verfolgten, sammelte sich am Ende dieser Ortschaft die Masse der Flüchtigen noch einmal und hielt Stand. Rasselnd kam nun das französische Geschütz herangefahren, um in der nächsten Minute abzupözen und in den Menschenknäuel hinein zu feuern. Dies sah ein Mädchen des Dorfes mit an, die einundzwanzigjährige Anna Maria Bühler. Entsetzt über den hundertfältigen Tod, der den Ihrigen im nächsten Moment bevorstand, warf sie sich auf den Führer der ersten Kanone, schlug ihn mit einem Prügel todt und that dem Zweiten das Nemliche. Darüber entstand in der engen Dorfasse eine Stodung. Diesen Vorthheil benutzten die Bauern und schlugen die Franzosen zum Dorfe hinaus. — Anna Maria Bühler starb im November 1854. (Herzog, Erzähl. a. d. Schweizgesch. 183.)

DA.1975.0
Madel 1101

H. B. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallstraße 47.
